

S/HB  
171  
M4

GRUNDSÄTZE DER  
VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

VON  
CARL Menger

UNIVERSITY  
LIBRARY  
NOTTINGHAM



Author

MENGER

Class Mark

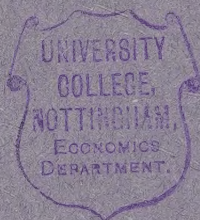
S/HB 171 M4

Book No.

35083



UNIVERSITY  
OF NOTTINGHAM  
LIBRARY



UNIVERSITY OF NOTTINGHAM

**WITHDRAWN**

FROM THE LIBRARY



UNIVERSITY OF NOTTINGHAM  
60-0405376-0  
WITHDRAWN  
FROM THE LIBRARY

UNIVERSITY COLLEGE,  
NOTTINGHAM.

**LIBRARY.**  
Economics & Commerce Department.

*Presented by*

*Purchased*

*Catalogue No.*.....

*Shelf No.*.....







12/6

# GRUNDSÄTZE DER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

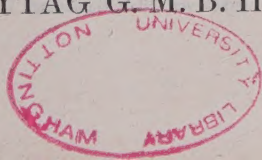
VON  
CARL Menger

ZWEITE AUFLAGE

MIT EINEM GELEITWORT VON RICHARD SCHÜLLER  
AUS DEM NACHLASS HERAUSGEGEBEN VON KARL Menger



1923  
HÖLDER-PICHLER-TEMPSKY A. G.  
WIEN / G. FREYTAG G. M. B. H. / LEIPZIG





Vérlagsnummer 10161.

Copyright 1923, by K. Menger, Vienna.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere  
das Übersetzungsrecht.

C

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.



## GELEITWORT.

---

Von Mengers „Grundsätzen“ gehen seit einem halben Jahrhundert neue nationalökonomische Forschungen aus. Er zuerst hat die ökonomischen Vorgänge in umfassender Weise aus den wirtschaftlichen Erwägungen der einzelnen Menschen erklärt und so das Verhältnis der Menschen zu der Güterwelt durchdringend untersucht und unübertrefflich klar dargestellt. Menger hat gezeigt, wie der Wert jedes Gutes von der Stärke des Bedürfnisses bestimmt wird, dessen Befriedigung von der Verfügung über dieses Gut abhängt; wie der Wert den Verbrauch und die Produktion regelt; wie sich Tausch, Geld und Preise darauf aufbauen. An die Stelle der bloßen Feststellung allgemeiner Erscheinungen und ihrer beiläufigen, auf der Annahme durchschnittlicher Größen beruhenden Erklärung wird die Beobachtung des realen Wirtschaftslebens des Individuums gesetzt; die abgestuften Bedürfnisse, Bestrebungen und Handlungen der Menschen werden zur Erklärung der ökonomischen Erscheinungen exakt zusammengefaßt.

Die „Grundsätze“ waren ein kühner Wurf. Menger kämpfte dann im Methodenstreit die Berechtigung der theoretischen Forschung gegen die einseitige historische Richtung durch. Als er sich den Untersuchungen des Wirtschaftslebens wieder zuwandte, wollte er sein Werk bis zur Grenze seines Könnens bringen. Darum gestattete er weder den Druck einer zweiten unveränderten Auflage noch weitere Übersetzungen. Er konnte seine Arbeit, die er auf weite Wissensgebiete ausdehnte, nicht vollenden. Doch lagen viele Kapitel druckreif, andere in klarer Fassung vor, einige allerdings so unfertig, daß es nur seinem mit allen Einzelheiten der Manuskripte vertrauten Sohne möglich war, die vorliegende zweite Auflage herzustellen. Er hat diese Arbeit mit Feuereifer und verständnisvoller Gewissenhaftigkeit vollbracht.



Nicht ohne tiefe innere Bewegung begleite ich die neue Auflage auf ihrem Wege in die Öffentlichkeit. Welcher Anstrengungen eines mächtigen durchgreifenden Geistes und welches ungewöhnlichen Wissens hat es bedurft, um zu den so einfachen, scheinbar naheliegenden Sätzen zu gelangen, die das wichtigste Ergebnis der Lebensarbeit Mengers bilden. Aber diese einfachen Sätze schlagen Brücken klarer Erkenntnis über die Abgründe der nationalökonomischen Grundprobleme.

Richard Schüller.



## EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS.

Gerade fünfzig Jahre sind verstrichen, seit mein Vater seine „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“ der Öffentlichkeit übergeben hat. Im Herbst 1867 hatte er sich, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, auf das Studium der Nationalökonomie und der gesamten damaligen Literatur dieser Wissenschaft geworfen. Die herrschenden Theorien der Volkswirtschaftslehre ließen ihn jedoch unbefriedigt, sowohl aus theoretischen Erwägungen als auch bei einer Prüfung an dem reichen statistischen und wirtschaftsgeschichtlichen Material, in das er als Beamter und Journalist Einblick hatte.

„Es ist“, schreibt er 1889, „hauptsächlich die Unzulänglichkeit der herrschenden Preislehre und der mit ihr in enger Verbindung stehenden Theorien des Arbeitslohnes, der Grundrente und des Kapitalzinses gewesen, welche zu Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Wirtschaftstheorie herausforderten. Die Erklärung der Preiserscheinungen durch die Theorie, daß die auf die Güter verwendeten Arbeitsquantitäten, beziehungsweise ihre Produktionskosten das Austauschverhältnis der Güter regeln, mußte gegenüber einer ernsteren Kritik sich als erfahrungswidrig und als lückenhaft herausstellen. Es gibt eine große Anzahl von Dingen, welche trotz der auf sie gewendeten Arbeit, beziehungsweise trotz der hohen Produktionskosten, welche sie verursacht haben, doch nur niedrige, unter Umständen überhaupt keine Preise erzielen, während umgekehrt für Güter, welche die Natur uns ohne Arbeit und ohne Kostenaufwand darbietet, nicht selten hohe Preise erlangt werden. Auch ist es klar, daß — von anderen Umständen hier zu schweigen — die Erklärung des reinen Unternehmergewinnes, der reinen Grundrente, des reinen Kapitalzinses, also die Erklärung umfassender Gruppen von Wirtschaftserscheinungen auf dem obigen Wege überhaupt zu unüberwindlichen Schwierigkeiten führt, da es sich hier um die Erklärung von Erscheinungen handelt, welche auf Arbeits- oder Produktionskosten zurückzuführen schlechterdings unzulässig ist. Es mußte sich den Bearbeitern der nationalökonomischen Theorie solcherart der Gedanke aufdrängen, daß wir für die Güter nicht deshalb Preise bezahlen, weil zu deren Herstellung Arbeit, beziehungsweise Kosten aufgewendet wurden, sondern das umgekehrte Verhältnis stattfindet: daß wir Arbeit und ökonomische Opfer



anderer Art für die Herstellung solcher Güter aufwenden, deren Veräußerung zu nutzbringenden Preisen wir gewärtigen.“

Die Ideen zur subjektiven Wertlehre, zur neuen Preis- und Geldtheorie finden sich schon in Aufzeichnungen vom Herbst 1867 und Frühjahr 1868 niedergelegt. Im Herbst 1871 \*) erfolgte die Herausgabe des Werkes unter dem Titel: „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Erster allgemeiner Teil.“\*\*)

Einige Jahre nach dem Erscheinen des Buches ließ sein Verfasser zwei Exemplare mit Papier durchschießen, um kleine, meist sprachliche Änderungen des Textes zu verzeichnen und die Noten durch Vervollständigung der Literaturangaben zu erweitern. Auch trug er in einer flüchtigen Bleistiftnotiz einen kurzen Plan zur Vollendung des ganzen Werkes ein, von dem der erschienene Band ja nur den ersten allgemeinen Teil bilden sollte:

„II. Teil: Kapitalzins, Arbeitslohn, Grundrente, Einkommen, Kredit, Papiergeld.

III. Praktischer Teil: Theorie der Produktion und des Handels. Die technischen Erfordernisse der Produktion. Die ökonomischen Bedingungen einer Produktion. Die Ersparnisse an der Produktion. — Handel: Theorie der Technik des Handels, der Spekulation, Arbitrage, Detailhandel.

IV. Teil: Kritik der gegenwärtigen Volkswirtschaft und Vorschläge zur sozialen Reform.“

Eine weitere Ausarbeitung der zwei folgenden Teile als solcher ist jedoch nie erfolgt und Ideen zum vierten Teile wurden überhaupt nicht niedergelegt. Vielmehr wandte sich mein Vater in den folgenden Jahren vorwiegend methodologischen Forschungen zu und nur während der Unterbrechungen dieser Arbeiten widmete er sich der Wirtschaftstheorie. Erst zu Anfang und in der Mitte der achtziger Jahre während des Methodenstreites, als die Berechtigung der theoretischen Nationalökonomie als Forschungsgebiet von der historischen Schule negiert wurde, dachte er an die Publikation eines „Systems der Volkswirtschaftslehre“ oder einer „Allgemeinen theoretischen Wirtschaftslehre“, eines Werkes, das neben teilweise erweiterten Partien der Grundsätze auch jene Erscheinungen der Volkswirtschaft behandeln sollte, welche, wie Kapitalzins, Arbeitslohn, Grundrente, Einkommen und Papiergeld, ursprünglich als Gegenstand des zweiten und dritten Teiles der „Grundsätze“ gedacht waren.

\*) „In einigen neueren Werken,“ heißt es in einer nachgelassenen Aufzeichnung, „insbesondere auch in Meyers und Brockhaus' Konversationslexikon wird irrtümlicherweise 1872 als das Jahr des Erscheinens meiner „Grundsätze“ bezeichnet. Das Buch ist, wie auf dem Titelblatt ersichtlich, im Jahre 1871 erschienen. Nur auf die Umschläge eines Teiles der Exemplare ist von der Verlagsbuchhandlung das Jahr 1872 gesetzt worden, wodurch vielleicht der obige Irrtum entstanden ist.“

\*\*) Das Werk war „dem königl. sächsischen Hofrate Dr. Wilhelm Roscher, Professor der Staats- und Kameralwissenschaften an der Universität in Leipzig etc., in achtungsvoller Verehrung zugeeignet“.



Die Publikation des Werkes zog sich aber hin. Immer sollte es noch erweitert und Neues hinzugefügt werden. Gegen Ende der achtziger Jahre wollte mein Vater schließlich dem Drängen seiner Freunde und Schüler nachgeben und begann 1889 mit der Abfassung einer Einleitung, welche darlegt, wie seit dem Erscheinen der „Grundsätze“, der der fast gleichzeitigen Publikation von W. Stanley Jevons' „Theory of Political Economy“ und der bald darauf folgenden Veröffentlichung der Arbeiten von Leon Walras eine von Jahr zu Jahr anwachsende Literatur an diese drei verwandten und gänzlich unabhängig voneinander abgefaßten Werke sich anschloß.

„Am wenigsten in Deutschland. Hier war seit dem Beginne der vierziger Jahre, insbesondere aber in den letzten zwei Dezennien (d. i. seit 1870) ein einseitiger Historismus der akademischen Vertreter der Nationalökonomie zur Herrschaft gelangt, welcher theoretischen Forschungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft nur geringes Interesse entgegenbrachte, ja infolge methodologischer Vorurteile der Wirtschaftstheorie überhaupt widerstrebte. Die nach-Kantsche Philosophie mit ihren spekulativen Verirrungen hatte in der deutschen Gelehrtenwelt ein tiefes Mißtrauen nicht nur gegen die Ausartungen der Theorie, sondern gegen die Theorie selbst zurückgelassen. Was auch nur in der äußeren Form einigermaßen an die spekulative Forschung erinnerte, konnte sicher sein, Mißdeutungen zu begegnen. Schon eine streng systematische Darstellung, welche in den theoretischen Wissenschaften, wie selbstverständlich, vom allgemeinen zum besonderen fortschreitet, genügte, um das Mißtrauen der ernsteren Vertreter, den Hohn der Fanatiker des Historismus zu erregen. Dazu waren die Mißerfolge der Freihandelschule getreten, welche auch auf tiefgehende theoretische Irrtümer der Smithschen Schule zurückwiesen und nicht nur das Mißtrauen gegen die herrschende Theorie, sondern gegen die Theorie überhaupt steigerten, während die großen Erfolge der historischen Schule auf dem Gebiete der Sprachforschung und der Jurisprudenz die gelehrten Volkswirte zur Nachahmung anregten. Die Erforschung der Wirtschaftsgeschichte und der Wirtschaftsstatistik, daneben etwa noch die Feststellung der Parallelismen der Wirtschaftsgeschichte und der sogenannten Gesetze der großen Zahlen erschienen den meisten als einzig berechtigtes Ziel nationalökonomischer Forschung.

Daß meine und die verwandten Bestrebungen des Jevons unter den deutschen Volkswirten keinem Verständnis begegneten, war bei dieser Sachlage erklärlich. Wir standen beide in strengem Gegensatze zu der Smithschen Theorie, suchten dieselbe als erfahrungswidrig zu beseitigen und durch eine neue zu ersetzen. Indes, wir beschränkten uns nicht darauf, die äußeren Regelmäßigkeiten der Wirtschaft zu schildern.



Dies genügte, um uns sofort als Anhänger der alten Richtung, als „Abstrakte“ zu kennzeichnen, während ich doch von den realen Erscheinungen der Wirtschaft ausgegangen war, dieselben zu analysieren und auf ihre konstitutiven Faktoren, zumal aber auf ihre psychologischen Verursachungen zurückzuführen suchte.

Ich hatte mir zur Aufgabe gesetzt, die von mir als irrtümlich erkannten Theorien des A. Smith zu widerlegen und an ihre Stelle neue zu setzen. Ich suchte auf dem Wege einer neuen Analyse der Wirtschaftserscheinungen die herrschende, der Erfahrung widersprechende Theorie zu beseitigen und eine neue, mit der Erfahrung des gemeinen Lebens übereinstimmende an ihre Stelle zu setzen. Ich glaubte in höherem Maße ein Realist zu sein als die historischen Volkswirte, welche einerseits die immerhin doch nur höchst mangelhaften Parallelismen historischer Entwicklungen verschiedener Völker als „Entwicklungsgesetze der Volkswirtschaft“ hinstellten und andererseits — da diese Parallelismen denn doch nicht ausreichten, um daraus ein System der politischen Ökonomie zu bilden, — den wesentlichen Inhalt ihrer dogmatischen Darstellungen auf dem Wege eines haltlosen Eklektizismus der von mir als erfahrungswidrig und unrealistisch erkannten herrschenden Lehre entlehnten. Indes, ich war der Richtung der Forschung nach ein Analytiker, in der Darstellung systematisch — dies genügte.

Man nahm an, daß ich dasjenige, was bereits A. Smith und seinen Schülern mißlungen war, auf dem nämlichen alten Wege zu erreichen suchte, für das realistische Streben der historischen Schule aber kein Verständnis hätte. Ich war damit für Deutschland vorläufig abgetan. Allerdings nicht auch für die nichtdeutsche nationalökonomische Literatur, in welcher meine und Jevons' und Walras' verwandte Lehren eine wachsende Aufnahme fanden.“

Und in der kommenden Zeit wuchs die Zahl der Forscher, die sich der obigen Richtung anschlossen, beständig weiter; sie nahm in England und Frankreich zu, in besonders hohem Maße in Österreich — unter dem Namen „Österreichische Schule“ wurde diese Richtung in der Welt bekannt — sowie in Italien und Holland; Schweden, Norwegen und Dänemark, auch die slawischen Länder lieferten eine Reihe der hervorragendsten Theoretiker und insbesondere auch in Amerika und Japan wurde das Studium der theoretischen Nationalökonomie erfolgreich betrieben. Und endlich verschlossen sich auch die historischen Volkswirte Deutschlands nicht weiter vollends der Theorie: Selbst Schmoller begann 1900 mit der Veröffentlichung eines „Grundrisses der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“.

Indessen verging wieder ein Dezennium, ohne daß das „System“ publiziert worden wäre. Mein Vater kam nämlich in jener Zeit auf den Gedanken, seiner Güter- und Wertlehre eine Lehre von den Bedürfnissen



vorauszuschicken. „Der Ausgangspunkt aller wirtschaftstheoretischen Untersuchungen ist die bedürftige Menschennatur.“ Schon 1871 hatte er im Manuskript zu den „Grundsätzen“ ein oder zwei Druckseiten vor der Güterlehre den Bedürfnissen gewidmet, dieselben indes bei den Korrekturen wieder entfernt. Vielleicht fühlte er sich damals in den organischen Naturwissenschaften nicht genügend bewandert, um seine Behandlung dieses Problems zu publizieren; nunmehr — 25 Jahre später — griff er den Gedanken wieder auf und warf sich zunächst auf das Studium der Biologie und Physiologie. Da er so eine baldige Herausgabe des „Systems“ nicht in Aussicht stellen konnte, die „Grundsätze“ aber vergriffen und in der ganzen Welt gesucht waren, so wollte er den Wünschen seiner Fachgenossen, Schüler und Verleger durch die Herausgabe eines unveränderten Abdruckes der ersten Auflage Rechnung tragen, womit er nebenbei auch den Zweck verband, seine Lehren, die angesichts der Seltenheit seines Buches vielfach bloß in modifizierter Gestalt den Nationalökonomen ferner Länder indirekt bekannt geworden waren, in ihrer ursprünglichen Gestalt zu verbreiten. Schon war zu Ende des Jahrhunderts der Abdruck bis auf das Titelblatt fertiggestellt, da konnte sich mein Vater doch wieder nicht zur Herausgabe entschließen,\*) wohl deshalb, weil er in manchen Punkten die Darstellung und Anordnung der ersten Auflage nicht ganz beizubehalten gedachte. Sollte er aber mit Änderungen beginnen, so wollte er gleich sein neues erweitertes Werk publizieren. Offenbar aus demselben Grunde lehnte er während der neunziger Jahre die zahlreichen, aus verschiedenen Ländern kommenden Angebote von Übersetzungen der „Grundsätze“ ab.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts zog sich mein Vater, lange vor Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze, von seiner Lehrtätigkeit an der Wiener Universität zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. Aus dieser Zeit stammt die Theorie der Bedürfnisse und die vorliegende Gestalt der Güter- und Wirtschaftslehre. 1909 wurde die Theorie des Geldes für die dritte Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften revidiert und erweitert und in den beiden folgenden Jahren neuerdings bearbeitet. Immer sprach mein Vater, noch bis in die letzte Zeit, von der Veröffentlichung seines Buches — aus dem Jahre 1918 stammt die letzte zusammenhängende Darstellung von allerdings früher konzipierten Ideen —, doch blieb ihm die Erfüllung seines Wunsches versagt. —

Die Aufgabe, den ziemlich umfangreichen Nachlaß zu publizieren, soll durch eine Herausgabe von C. Mengers gesammelten Werken gelöst werden, von denen das vorliegende Buch den ersten Band bildet. Innerhalb der nächsten Jahre werden sodann die teils publizierten, zum großen Teile aber bisher unveröffentlichten methodologischen Schriften erscheinen, an welche ein Band mit kürzeren Aufsätzen vermisch-

\*) Die Bogen blieben einige Jahre hindurch in der Druckerei liegen und wurden dann irrtümlicherweise eingestampft. Nur drei Exemplare der Vorrede blieben von dieser Auflage erhalten. Sie tragen den Titel „Vorrede zum ersten Abdrucke“ und befinden sich sämtlich in meinem Besitz.

ten, insbesondere wirtschaftstheoretischen, methodologischen und erkenntnistheoretischen Inhalts sowie autobiographische Aufzeichnungen sich schließen sollen.

Der Zustand des Manuskriptes für die zweite Auflage der „Grundsätze“ war in seinen verschiedenen Teilen sehr verschieden. Ganz druckfertig waren das dritte Kapitel, große Teile der Wertlehre, sowie das sechste bis neunte Kapitel. — Verschiedene, zum Teile untereinander abweichende Aufzeichnungen lagen zur Güterlehre und insbesondere zur Theorie von Kapital und Kapitalzins vor. Es wurde bei der Auswahl und Zusammenstellung für das vorliegende Buch insbesondere Bedacht darauf genommen, den systematischen Charakter des Werkes zu wahren, was gewiß den Intentionen des Autors entspricht. Die Veröffentlichung von allem Fragmentarischen sowie von allem, was mit anderen Partien dieses Buches nicht in Einklang steht, bleibt dem Bande mit kürzeren Aufsätzen vorbehalten, in dem keine der schriftlich niedergelegten Ideen seines Verfassers zur Wirtschaftstheorie fehlen wird. — Teile des ersten Kapitels endlich und insbesondere der § 1 des vierten Kapitels mußten vom Herausgeber aus Notizen zusammengestellt werden.

Es erübrigt eine Angabe der Differenzen zwischen der ersten und der zweiten Auflage der „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“. Manche Partien des alten Buches sind erweitert,\*) in manchen Punkten ist die frühere Darstellungsweise nicht beibehalten worden; daneben finden sich unveränderte Abschnitte, worunter allerdings manche das Resultat mehrmaliger Bearbeitung des ursprünglichen Textes, also eine Rückkehr zur alten Auffassung darstellen, keine bloße Übernahme derselben. Keine seiner Theorien von 1871 hat jedoch mein Vater in einem wesentlichen Punkt einer Änderung zu unterwerfen sich genötigt gesehen, ein Umstand, den er ausdrücklich zu betonen gedachte.

Daß ein neues erstes Kapitel über die Lehre von den Bedürfnissen hinzugefügt worden ist, wurde bereits erwähnt.\*\*\*) Das zweite Kapitel über die Güterlehre wurde gegenüber der ersten Auflage, von sprachlichen Änderungen abgesehen, durch die Noten zu Seite \*\*\*) 10 und 11 erweitert sowie durch den Hinweis auf jene Nützlichkeiten, rücksichtlich welcher nicht alle die Güterqualität begründenden Momente zusammen treffen (S. 13), in dem der in der Folge mehrmals wiederkehrende Ausdruck „Erwerbsgelegenheit“ zum ersten Male auftritt.†) Neu ist ferner die Bemerkung über subjektive Rechte und der Schluß von § 1. Die dazwischenliegende Behandlung der sogenannten „Verhältnisse“ weicht von

\*) Unter Berücksichtigung der größeren Seitenzahl, des größeren Seitenformates und des engeren Druckes hat die zweite Auflage gerade den doppelten Umfang der ersten.

\*\*) Die Kapitel III und V wurden nach der Abfassung der Bedürfnislehre vom Autor nicht mehr revidiert, so daß das I. Kapitel vorwiegend mit dem II. und IV. in innerem Zusammenhang steht. Für die zweite Auflage wurde die Anordnung des Manuskriptes beibehalten, da eine Darstellung mit systematisch durchgeführter Bedürfnislehre, die vielleicht an anderer Stelle erfolgen soll, zu viele Umgestaltungen des Manuskripttextes, insbesondere hinsichtlich der Anordnung, erfordert hätte.

\*\*\*) Wo nicht ausdrücklich das Gegenteil bemerkt ist, beziehen sich die folgenden Seitenangaben auf das vorliegende Buch.

†) Mehrere Notizen und Fragmente, die sich auf den Begriff Erwerbsgelegen-



jener der ersten Auflage ab. In dieser wurde nämlich die Vermutung ausgesprochen, die Gesamtheit der Güter zerfiele in Sachgüter (einschließlich der Naturkräfte, soweit sie Güter sind,) und in nützliche menschliche Handlungen, beziehungsweise Unterlassungen, und dieser letzteren Güterkategorie seien neben den Arbeitsleistungen auch die Verhältnisse zuzurechnen, wofern sie wie Firmen, Monopolrechte und andere verfügbar sind. — Im übrigen enthielt die erste Auflage keine Einteilungen der Güter, so daß § 2 der Güterlehre des vorliegenden Buches, abgesehen von den Bemerkungen über eingebildete Güter, neu ist. Dies gilt insbesondere auch von den in der Folge öfters herangezogenen Ausführungen auf S. 19, unter anderen von jenen über Nutzungen.

Man hat vielfach die Güterqualität von Nutzungen in Abrede gestellt und aus dieser Auffassung weittragende Konsequenzen für die Theorie von Kapital und Kapitalzins gezogen. Die Auffassung der Nutzungen in dem vorliegenden Werk hat nun mit jener, die (in der zweiten Auflage) bezüglich der erwähnten Verhältnisse vertreten wird, vom erkenntnistheoretischen Standpunkte etwas Gemeinsames, was zwar explizite nirgends ausgedrückt ist, aber doch eine Neuerung gegenüber der ersten Auflage darstellt, deren Erwähnung hier nicht unterbleiben soll.

Ob gewisse Dinge der Gesamtheit jener, die durch eine bestimmte Definition abgegrenzt werden, angehören oder nicht, ist für Aussagen über die betreffenden Dinge ziemlich gleichgültig und beweist höchstens die Notwendigkeit einer Änderung der Definition. Stellt sich z. B. heraus, daß die betreffenden Dinge trotz des Mangels einer Eigenschaft, die man jedem Ding der betreffenden Kategorie zusprechen möchte, dieser dennoch wegen einer Allgemeinheit in der Definition angehören — oder zeigt sich umgekehrt, daß Dinge, obwohl sie eine Eigenschaft besitzen, die man bloß Objekten des durch die Definition gegebenen Bereiches zusprechen möchte, dennoch unter die Definition wegen irgendeiner Einschränkung in derselben nicht fallen: die Tatsache, daß die betreffenden Dinge die betreffenden Eigenschaften nicht besitzen, beziehungsweise besitzen, bleibt gänzlich unabhängig von der Definition selbstverständlich bestehen und aus all dem folgt höchstens die Notwendigkeit einer Änderung der Definition, im ersten Fall einer Einschränkung, im zweiten einer Erweiterung derselben. Denn die Definition wäre sonst in diesen Fällen nicht zweckmäßig und Zweckmäßigkeit liefert das einzige Kriterium für die Annehmbarkeit einer Definition,\*) die ja, als ein Satz, der keine Behauptung enthält, als richtig oder falsch korrekterweise gar nicht bezeichnet werden kann.

heit beziehen und denselben insbesondere in Beziehung zur Theorie des Kapitalzins bringen, werden unter den wirtschaftstheoretischen Aufsätzen erscheinen.

\*) Dabei kann der Zweck einer Definition erstens in der Vermittlung einer möglichst einfachen und durchsichtigen Terminologie oder zweitens in der Fruchtbarkeit des definierten Begriffes, d. h. in der Ermöglichung zahlreicher und weittragender Folgerungen, oder drittens in der Angleichung an einen meist verschwommenen „Popular-“ oder „Realbegriff bestehen, wie andernorts näher ausgeführt werden soll. Insbesondere muß eine Definition, um einem der angeführten Zwecke genügen zu können, in sich logisch widerspruchsfrei sein, da andernfalls der durch sie abgegrenzte Bereich von Objekten leer wäre, d. h. keine Objekte enthielte.

Während nun, wie in so vielen Werken, auch in der ersten Auflage dieses Buches und in Partien der zweiten diese Auffassung keineswegs zutage tritt \*) und dieselbe auch mit den allgemeinen erkenntnistheoretischen Ansichten meines Vaters nicht in vollem Einklang steht, sehen wir hier hinsichtlich der Verhältnisse und der Nutzungen diesen Standpunkt vertreten. Ob die Verhältnisse unter die Güter im Sinne der Definition fallen, ist „ziemlich irrelevant“ (S. 14). Ob Nutzungen als Güter zu bezeichnen seien, ist eine „sekundäre, rein terminologische Frage und könnte höchstens zu einer Erweiterung des Güterbegriffes Veranlassung geben.“ \*\*) Die erfahrungsgemäße Existenz von Nutzungen als Objekte wirtschaftlichen Verkehrs darf aber selbstverständlich keinesfalls geleugnet werden, \*\*\*) ja in der dritten Note auf S. 19 wird sogar der völlig entgegengesetzte Standpunkt eingenommen.

§ 3 weist (außer der Hinzufügung der Note zu S. 22) nur darin eine inhaltliche Abweichung vom § 2 der ersten Auflage auf, daß vom Zusammenhang der Güter im Zweckbewußtsein der Menschen gesprochen wird und die Note auf S. 21 hinzugefügt wurde, während früher vom Kausalzusammenhang der Güter die Rede war. §§ 4 und 5 decken sich inhaltlich mit den entsprechenden §§ 3 und 4. Als § 5 folgte in der ersten Auflage ein Teil von § 6 des vierten Kapitels des neuen Buches. In einem letzten in die zweite Auflage nicht aufgenommenen § 6, „Der Güterbesitz“ betitelt, wurde aus der Notwendigkeit einer harmonischen Bedürfnisbefriedigung gefolgert, daß „die einem wirtschaftenden Subjekt verfügbaren Güter in ihrer Güterqualität gegenseitig bedingt seien, denn ein jedes einzelne derselben vermag den Gesamtzweck, dem sie alle dienen, die Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt, nicht für sich allein, sondern nur im Vereine mit den übrigen Gütern zu verwirklichen“. Das Bild dieser Zusammengehörigkeit tritt in der isolierten Wirtschaft und selbst noch bei geringem Verkehr zutage, verwischt sich scheinbar bei entwickeltem Verkehr, wo der ausreichende Besitz einer Quantität irgendeines ökonomischen Gutes die Verfügung über entsprechende Quantitäten aller andern verschafft, bezüglich der Wirtschaft des Einzelnen, um uns desto deutlicher in der Volkswirtschaft entgegenzutreten, wo nur eine gewisse Gesamtheit von Gütern die Deckung des Bedarfes, d. h. die Sicherung des Lebens und der Wohlfahrt der Menschen, bewirkt. Es folgte noch eine Definition des Güterbesitzes, die mit jener der „verfügbaren Quantitäten“ in dieser Auflage übereinstimmt. (1. Aufl., S. 28 ff.)

Der Inhalt des dritten Kapitels im vorliegenden Buch ist nur zum geringen Teil in den „Der menschliche Bedarf“ und „Die verfügbaren Quantitäten“ betitelten §§ 1 und 2 des zweiten Kapitels der ersten Auflage behandelt. Bei der Bearbeitung sind insbesondere hinzugekommen

\*) Siehe im vorliegenden Buch etwa die Ausführungen über den Begriff des Wertes, des Kapitals, des Geldes.

\*\*) Aus einem Briefe von C. Menger an E. v. Böhm-Bawerk aus dem Jahre 1884.

\*\*\*) Gleichfalls aus einem Briefe an Böhm-Bawerk, publiziert unter Carl Menger, „Zur Theorie des Kapitalzinses“ in „Nationalekonomiska Studier“, K. Wicksell-Festschrift der D. Davidsonschen Ekonomisk Tidskrift, Upsala 1921, S. 87 f. Die betreffenden Briefe werden unter den wirtschaftstheoretischen Aufsätzen erscheinen.



die Einleitung und ein großer Teil der Note zu S. 32; das Problem der Determination von Bedarf und verfügbarer Güterquantität und deren technische Disjunktivität (S. 34, 40, 42, 44) war in der ersten Auflage überhaupt nicht, die Bestimmbarkeit dieser Größen minder eingehend behandelt. Neu sind ferner § 4 sowie § 5 a) und b).

Das vierte Kapitel der neuen Auflage entspricht dem zweiten der alten. Ganz neu hinzugekommen sind die Ausführungen von § 1 über das Wesen der Wirtschaft, zu denen Notizen im Anschluß an die Bedürfnislehre (etwa 1901) abgefaßt wurden. Weder die hier gegebene Definition der Wirtschaft und die Unterscheidung der subjektiven und objektiven Seite derselben, noch die Ausführungen über Ausgangspunkt und Ziel der Wirtschaft und ihr Verhältnis zu Konsumtion, Verteilung, technischer Arbeit und Produktion waren in der ersten Auflage enthalten. Dort wurde als Wirtschaft die Tätigkeit bezeichnet, die nach der Erkenntnis, daß gewisse Güter in unzureichender Menge vorhanden seien, sich auf die Erhaltung und Konservierung jeder Teilquantität dieser Güter, auf die Befriedigung der wichtigeren Bedürfnisse mit gegebenen Quantitäten derartiger Güter und auf die zweckmäßigste Verwendung dieser letzteren gerichtet ist. Die ausschließlichen Objekte dieser Tätigkeit, die in unzureichender Menge verfügbaren Güter, heißen wirtschaftliche Güter. — § 2 der neuen Auflage dagegen ist mit Ausnahme der Zurückweisung von Wundts Kritik \*) (in der Note zu S. 65) und der Note zu S. 68, die sich wiederum auf Nutzungen bezieht, schon in der ersten Auflage enthalten. — § 3 ist ganz neu hinzugekommen. — Der Inhalt von § 4 findet sich bereits in § 2 der ersten Auflage im Anschluß an die Ausführungen über ökonomische und nichtökonomische Güter. Bei der Bearbeitung sind die Note über das Eigentumsrecht auf S. 81 und insbesondere der Hinweis darauf hinzugekommen, daß der aus unzulänglicher Versorgung einer Vielheit von Wirtschaftssubjekten mit einem Gute entstehende Interessenkonflikt in verschiedener Weise, insbesondere auch durch gemeinwirtschaftliche Organisation, seine Lösung zu finden vermag (S. 80 und 82), während in der ersten Auflage bloß die individualistische Lösung in Betracht gezogen wurde. — In § 5 ist bei der Bearbeitung neu hinzugekommen der auf S. 84 befindliche Teil der Note zu S. 82. Mit den Ausführungen über das Wesen des Vermögens schloß in der ersten Auflage das Kapitel über die Wirtschaft. Was im vorliegenden Buche unter b) und c) S. 87 bis 94 folgt, war in der ersten Auflage noch nicht enthalten. Die zahlreichen, teilweise untereinander abweichenden Aufzeichnungen über den Kapitalbegriff, die Lehre vom Kapitalzins, die allgemeine Theorie des Vermögensertrages, die Kritik der Böhm-Bawerkschen Zinstheorie usw., die sich im Nachlasse voranden und deren Abfassungszeiten bis zu 40 Jahren auseinanderliegen, werden unter den wirtschaftstheoretischen Abhandlungen veröffentlicht werden und, chronologisch geordnet, ein Bild von der Entwicklung der diesbezüglichen Anschauungen ihres Verfassers bieten.\*\*)

\*) Dieselbe stammt aus dem Fragment eines längeren Aufsatzes: „Kritik von Wundts Logik“, welches unter den methodologischen Schriften erscheinen wird.

\*\*) Veröffentlicht wurde von diesen Abhandlungen bisher bloß 1888 „Zur Theorie des Kapitals“ in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik.

über das Kapital, der auf S. 87 ff. und die aus der ersten Auflage übernommenen Ausführungen über den Kapitalbegriff, stehen nicht in voller Übereinstimmung, wie in der Anmerkung auf S. 100 ausgeführt wird. — § 6 a) war in der ersten Auflage unter dem Titel „Über die Ursachen der fortschreitenden Wohlfahrt der Menschen“ als § 5 in der Güterlehre enthalten.

§ 6 b) bildete unter dem Titel „Über die Produktivität des Kapitals“ den Unterabschnitt b) im früheren § 3 der Wertlehre. Bemerkenswerterweise wurde bei der Bearbeitung für die zweite Auflage folgende Änderung vorgenommen: „Auf die Sicherstellung der den Menschen zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt in der Gegenwart oder der nächsten Zukunft erforderlichen Genußmittel ist stets ihre ängstlichste Sorge gerichtet“, hieß es in der ersten Auflage und soweit ist der Text ungefähr beibehalten (vgl. S. 97). Dann aber kamen folgende Sätze, die in der zweiten Auflage gestrichen sind: „eine Sorge, die sich in dem Grade abschwächt, je ferner der Zeitraum ist, auf welchen sie sich erstreckt. Diese Erscheinung ist keine zufällige, sondern im Wesen der menschlichen Natur tief begründet. Soweit nämlich von der Befriedigung unserer Bedürfnisse die Erhaltung unseres Lebens abhängig ist, muß die Sicherstellung der Befriedigung der Bedürfnisse früherer Zeiträume notwendigerweise jener der spätern vorangehen. Auch dort, wo von unserer Verfügung über eine Güterquantität nicht unser Leben, sondern lediglich unsere dauernde Wohlfahrt (also zumal unsere Gesundheit) abhängig ist, ist die Erhaltung dieser letztern in einem vorangehenden Zeitraume der Regel nach die Vorbedingung derselben in einem nachfolgenden. Die Verfügung über die Mittel zur Erhaltung unserer Wohlfahrt in einem entfernten Zeitraume nützt uns nämlich wenig, wenn Not und Mangel unsere Gesundheit in einem vorangehenden bereits zerrüttet oder unsere Entwicklung behindert haben. Ähnlich verhält es sich selbst in Rücksicht auf solche Bedürfnisbefriedigungen, welche für uns bloß die Bedeutung von Genüssen haben. Ein Genuß pflegt den Menschen, wie alle Erfahrung lehrt, in der Gegenwart oder in einer näheren Zukunft wichtiger zu erscheinen als ein solcher von gleicher Intensität in einem entfernteren Zeitpunkte.“ Diese Streichung ist insofern vielleicht von Interesse, als gerade an diese gestrichenen Sätze die Kapitalzinstheorie von Böhm-Bawerk anknüpfte, die vom Verfasser der „Grundsätze“ stets als anfechtbar bezeichnet wurde, so daß er sich sogar bewogen fühlte, den betreffenden Anknüpfungspunkt, der ihm unrichtig gedeutet zu werden schien, aus seinem Buche zu entfernen.

Hingegen sind bei der Bearbeitung neu hinzugekommen der letzte Absatz auf S. 98 und die Ausführungen auf S. 99. Gestrichen sind folgende Sätze, die im zweiten Absatz von S. 100 eingeschaltet waren: „Diese Güter nun, welche das in Rede stehende Individuum bisher als Güter niederer Ordnung verwendete und auch fernerhin als solche gebrauchen könnte, ist es als Güter höherer Ordnung zu verwenden genötigt, wofern dasselbe an dem wirtschaftlichen Nutzen partizipieren will, von welchem wir oben sprachen, oder mit anderen Worten, es kann diesen letzteren sich nur auf dem Wege zuwenden, daß es Güter, welche ihm auch je nach seiner Wahl für die Gegenwart, beziehungsweise für eine nähere Zukunft verfügbar sind, zur Befriedigung der Bedürf-



nisse einer fernerer Zeitperiode verwendet. — Mit der steigenden Kulturentwicklung und der fortschreitenden Heranziehung neuer Quantitäten von Gütern höherer Ordnung seitens der wirtschaftenden Subjekte gewinnt indes auch ein großer Teil der erstgenannten Güter höherer Ordnung (zum Beispiel: Grundstücke, Kalksteine, Sand, Bauholz etc.) den ökonomischen Charakter — und die Möglichkeit, an den wirtschaftlichen Vorteilen zu partizipieren, welche mit der Heranziehung von Gütern höherer Ordnung, im Gegenhalte zu der rein okkupatorischen Tätigkeit, ja bei höherer Kulturentwicklung überhaupt mit der Heranziehung von Gütern höherer Ordnung, im Gegenhalte zu der Beschränkung auf Produktionsmittel niederer Ordnung, verbunden sind, ist demnach für jedes Individuum dadurch bedingt, daß . . .“ usf. wie auf S. 100 des vorliegenden Buches.

Das fünfte Kapitel über den Wert entspricht dem dritten der alten Auflage. § 1 ist inhaltlich unverändert; der Inhalt des § 2 über die verschiedenen Arten des Wertes war früher in einem sechsten Kapitel, „Gebrauchswert und Tauschwert“, behandelt. Von formalen Änderungen abgesehen sind neu hinzugekommen die Note auf S. 109 und die Ausführungen von S. 118. In § 3 der zweiten Auflage sind neu der zweite Absatz auf S. 120 und die auf S. 140 f. befindlichen Ausführungen über den Einfluß der verschiedenen Qualität der Güter auf ihren Wert, die in der ersten Auflage bloß angedeutet waren. Nach der Bemerkung über den subjektiven Charakter des Wertmaßes (S. 142) war ein Hinweis auf die soziale Form des Wertes für die zweite Auflage geplant. „Hier muß gezeigt werden,“ heißt es in einem der Handexemplare, „daß aus subjektivem Wert doch die soziale Erscheinung des Preises hervorgehen kann; wie z. B. ein Grundstück für j e d e n Wert, Gebrauchswert oder Tauschwert, erlangt. Das ist die soziale Erscheinung des Wertes, daß ökonomische Güter für jedermann entweder Tausch- oder Gebrauchswert haben. Subjektiv bleibt er trotzdem.“ Dieser Gedanke wurde indes nicht weiter ausgeführt. Unter den gesammelten kleineren Aufsätzen wird übrigens das Fragment eines Artikels erscheinen, in welchem die Versuche von Böhm-Bawerk und anderen, dem Wert in gewissem Sinne Objektivität zuzusprechen, einer Kritik unterzogen werden. — Nach den Ausführungen über den subjektiven Charakter des Wertes war in der ersten Auflage die (im vorliegenden Buche an andere Stelle gesetzte) Behandlung des Verhältnisses vom Wert zu den Produktionskosten, insbesondere zur Arbeit, und zu den Reproduktionskosten eingeschoben. Anschließend wurde ausgeführt, daß die Menschen schon rücksichtlich des subjektiven und um so mehr rücksichtlich des objektiven Momentes der Wertbestimmung häufig dem Irrtume unterworfen sind und infolgedessen neben jenen Wertschwankungen, die einem Wechsel im Bereiche der Bedürfnisse oder der Menge und Beschaffenheit der Güter entspringen, auch solche zu beobachten sind, deren letzte Ursache lediglich in einer modifizierten Erkenntnis der Bedeutung liegt, welche die bezüglichen Güter für unser Leben und unsere Wohlfahrt besitzen. — Im § 4, der dem früheren § 3 „Die Gesetze, nach welchen sich der Wert der Güter höherer Ordnung regelt“, entspricht, ist neu die Einleitung mit Ausnahme der Note zu S. 141, die in der ersten Auflage an den Anfang des Unterabschnittes a)

„Über das maßgebende Prinzip des Wertes der Güter höherer Ordnung“ gestellt war. Der Unterabschnitt a) der zweiten Auflage ist neu, ebenso ein großer Teil der Ausführungen unter b) auf S. 147 und 148. In der ersten Auflage folgte unter b) die Behandlung der Produktivität des Kapitals, die erweitert im vorliegenden Buch ans Ende des vierten Kapitels gestellt wurde. Neu hinzugekommen sind in der zweiten Auflage ferner die Ausführungen unter c) bis Seite 152. An ihrer Stelle war in der ersten Auflage unter c) „Über den Wert der komplementären Quantitäten von Gütern höherer Ordnung“ bloß gesagt, daß für jeden Produktionsprozeß die Verfügung über Kapitalnutzungen von bestimmter Zeitdauer erforderlich sei, wodurch eine Quantität von ökonomischen Gütern, das Kapital, während des Produktionsprozesses gebunden, d. h. für den Konsum oder für andere Produktionsprozesse nicht verfügbar ist. Da aber die Verfügung über Quantitäten ökonomischer Güter innerhalb gegebener Zeiträume, d. h. eine Kapitalnutzung, wie gelegentlich der Produktivität des Kapitals gezeigt wurde, gleich anderen ökonomischen Gütern für die wirtschaftenden Menschen Wert erlangt, so müssen die Kapitalnutzungen den Gütern höherer Ordnung beigezählt werden und nur unter dieser Voraussetzung kann der Wert der Gesamtheit der Produktionselemente dem voraussichtlichen Werte des Produktes gleichgestellt werden. — Lediglich sprachlichen Änderungen wurde der Abschnitt über den Wert, welchen die einzelnen Güter höherer Ordnung für uns haben, unterzogen. In einem der Handexemplare findet sich die Eintragung: „Die dem wirtschaftenden Subjekte am ökonomischsten erscheinende Designation mit und diejenige ohne das Gut höherer Ordnung, dessen Wert in Frage ist, ist hier entscheidend.“ Andeutungen zu einer Modifikation der Lösung des „Zurechnungs“problems oder eine kritische Auseinandersetzung mit den Erörterungen, die gerade an diesen Abschnitt des Buches später von zahlreichen Forschern geknüpft wurden, sind jedoch nicht niedergelegt. — Ganz neu ist in der zweiten Auflage der Abschnitt e) über Nutzungen S. 158 ff. — Es lag nun im Plan der neuen Auflage, an dieser Stelle die allgemeine Lehre vom Werte abzuschließen und ein Kapitel über Anwendungen der allgemeinen Theorie auf spezielle Klassen von Gütern folgen zu lassen. Die wenigen bezüglichen Aufzeichnungen sind indes, soweit sie über den Inhalt des § 5 hinausgehen, so fragmentarisch, daß es zweckmäßig erschien, sie nicht in den Rahmen dieses systematisch abgeschlossenen Werkes aufzunehmen, sondern unter den gesammelten Abhandlungen zu veröffentlichen, während an diese Stelle, abgesehen von den neu hinzugekommenen methodischen Bemerkungen zu Beginn des § 5, bloß ein fast unveränderter Abdruck dessen aufgenommen wurde, was die erste Auflage in § 3 unter e) brachte.

Das Manuskript zu den drei nun folgenden Kapiteln stammt aus dem Ende der siebziger oder dem Beginne der achtziger Jahre und weist gegenüber der ersten Auflage keine wesentlichen Abweichungen oder Erweiterungen auf. Abgesehen von Umstellungen u. dgl. sind der Vollständigkeit halber bloß die Noten zu S. 179, 183, 187, 192, 193 als neu zu erwähnen. Erweitert gegen früher sind die Ausführungen von S. 199 f.; neu sind ferner die genaue Charakterisierung des Zieles der Monopolistenpolitik, insbesondere die Noten zu S. 201 und 202, sowie die Ausführungen



von S. 203 f. über die Monopolistenpolitik rücksichtlich erst zu erzeugender Güter. Erweitert und durch die Note zu S. 208 ergänzt ist § 3 b), neu ist der Hinweis auf zu produzierende Güter S. 214 f. — Geplant, aber nicht ausgeführt wurde zu S. 171 eine Bemerkung, welche die Verbindung von Wert- und Preislehre herstellen sollte, zu S. 176 ein Hinweis auf die Subjektivität der daselbst angeführten Wertrelationen. — Im achten Kapitel ist insbesondere § 2 umgearbeitet und stark erweitert.

In der Geldlehre der ersten Auflage, die bloß zwei Druckbogen umfaßte, wurde im § 1 „Über das Wesen und den Ursprung des Geldes“ dargelegt, wie die Schwierigkeiten des naturalen Tauschhandels ohne Übereinkunft oder legislativen Zwang zur Entstehung des Geldes führte. Ein § 2 handelte „Über das jedem Volke und jedem Zeitalter eigentümliche Geld“. Im § 3 „Das Geld als ‚Maßstab der Preise‘ und als ökonomischste Form der Tauschvorräte“ wurde gezeigt, daß die Annahmen von Funktionen des Geldes als Wertmaßstab oder Wertbewahrer im Sinne der damals herrschenden Theorie auf einer irrigen Preislehre beruhen und unhaltbar sind. Der wahre Sachverhalt sei der, daß Schätzungen von Waren und die Anlage der Tauschvorräte am zweckmäßigsten in Geld vorgenommen werden. Im § 4, „Die Münze“ betitelt, wurden einige der im vorliegenden Buche S. 264 ff. angeführten Momente der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Münze aufgezählt. — Das Kapitel über das Geld in der zweiten Auflage stimmt, von sprachlichen Änderungen abgesehen, mit dem Artikel Geld in der dritten Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften überein. Bloß der Anfang von § 1 und von § 2 f) wurden ausgestaltet. Mehrere zur Geldlehre nachgelassene Fragmente über Papiergeld, vollkommenes Geld u. a. werden unter den wirtschaftstheoretischen Aufsätzen erscheinen.

Eine besondere Bemerkung muß noch den Literaturangaben des Werkes gewidmet werden. Sie haben im Manuskript, abgesehen von jenem der Geldlehre, gefehlt und hätten vermutlich vor Erscheinen des Werkes ergänzt werden sollen. Da indes die Noten in der ersten Auflage eine vollständige Übersicht über die nationalökonomische Literatur bis zum Jahre 1870 bieten, wurden sie unverändert in die zweite Auflage übernommen. Der Mangel an modernen Literaturangaben mag in mancher Hinsicht einen Nachteil bedeuten, andererseits sichert er die neue Auflage gegen einen Vorwurf, der gegen viele andere Neuauflagen erhoben wurde: durch Aufnahme zahlreicher Kritiken und Gegenkritiken bloß in die Breite, nicht in die Tiefe gegangen zu sein. Aber noch ein anderer Grund läßt das Fehlen von Hinweisen auf die neuere Literatur gerade in diesem Werke nicht als Nachteil empfinden: bloß die Literatur bis zum Jahre 1870 ist es, die auf dieses Buch einen Einfluß geübt hat, und diese klassische Literatur ist mit großer Gründlichkeit berücksichtigt. Von allem, was nach der ersten Auflage dieses Buches publiziert wurde, vermochte nichts den Autor der „Grundsätze“ zu Modifikationen seiner Ideen zu bewegen, weder die zahlreichen Kritiken, die an seinen Lehren von Gegnern geübt wurden, noch die Weiterbildungen, welche sie durch Anhänger und Schüler erfahren haben, und auch diesen Umstand gedachte er ausdrücklich zu betonen. Während ihn die Fortbildungen seiner Wert- und Geldlehre überhaupt wenig beschäftigt haben, finden sich in der neuen

Auflage allerdings zahlreiche Bemerkungen über Rechte und Verhältnisse und insbesondere über Nutzungen, deren Abfassung zweifellos durch Böhm-Bawerks Arbeiten angeregt, aber keineswegs durchaus konform den Anschauungen dieses Forschers durchgeführt wurde.

So bleibt mir noch, allen jenen herzlichst zu danken, die mich bei der Herausgabe des Buches unterstützt haben. Zunächst meiner M u t t e r für die große Hilfe, die sie mir bei verschiedenen Teilen der Arbeit geleistet hat. Dem verehrten Freunde meines Vaters, Herrn Sektionschef Prof. Dr. Richard S c h ü l l e r, bin ich für seine vielen überaus wertvollen Ratschläge zu aufrichtigem Danke verpflichtet sowie für die Güte, mit der er meine Bitte erfüllt hat, dem Werke ein Geleitwort voranzuschicken. Schließlich danke ich Herrn Bernhard G o l d s t e i n für seine freundliche Unterstützung meiner Arbeit mit technischen Hilfsmitteln, Herrn Dr. Artur G l a s e r für seine Hilfe beim Lesen der Korrekturen und den vielen anderen Persönlichkeiten, die mir bei meiner Arbeit ihre Unterstützung geleistet oder angeboten haben.

W i e n, im Juli 1921.

Karl Menger jun.



## VORREDE ZUR ERSTEN AUFLAGE.

---

Wenn unsere Zeit den Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine so allgemeine und freudige Anerkennung entgegenbringt, während unsere Wissenschaft eben in jenen Lebenskreisen, welchen sie die Grundlage praktischer Tätigkeit sein sollte, so wenig beachtet und ihr Wert so sehr in Frage gestellt wird, so kann der Grund hievon keinem Unbefangenen zweifelhaft erscheinen. Nie hat es ein Zeitalter gegeben, welches die wirtschaftlichen Interessen höher stellte als das unsere, niemals war das Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Grundlage des wirtschaftlichen Handelns ein allgemeineres und tiefer gefühltes, niemals auch die Fähigkeit der Praktiker auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, die Errungenschaften der Wissenschaft sich nutzbar zu machen, größer als in unseren Tagen. Nicht die Folge des Leichtsinnes oder der Unfähigkeit der Praktiker kann es demnach sein, wenn dieselben, unbekümmert um die bisherigen Entwicklungen unserer Wissenschaft, bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit lediglich die eigenen Lebenserfahrungen zu Rate ziehen, nicht die Folge eines hochmütigen Zurückweisens der tieferen Einsicht, welche die wahre Wissenschaft dem Praktiker über die den Erfolg seiner Tätigkeit bestimmenden Tatsachen und Verhältnisse bietet. Der Grund einer so auffälligen Gleichgültigkeit kann vielmehr nirgends anders gesucht werden als in dem gegenwärtigen Zustande unserer Wissenschaft selbst, in der Unfruchtbarkeit der bisherigen Bemühungen, die empirischen Grundlagen derselben zu gewinnen.

Ein jeder neue Versuch in dieser Richtung, mit so schwachen Kräften er auch unternommen werden mag, trägt deshalb seine Berechtigung in sich selbst. Die Erforschung der Grundlagen unserer Wissenschaft anstreben, heißt seine Kraft der Lösung einer mit der Wohlfahrt der Menschen im engsten Zusammenhange stehenden Aufgabe widmen, einem öffentlichen Interesse von höchster Wichtigkeit dienen und einen Weg betreten, auf welchem selbst der Irrtum nicht ganz ohne Verdienst ist.

Damit ein solches Unternehmen aber nicht dem gerechten Mißtrauen der Sachkundigen begegne, dürfen wir es einerseits nicht verabsäumen, allen Richtungen, in welchen der Forschergeist auf dem Gebiete unserer Wissenschaft bisher vorgedrungen ist, eine sorgfältige Beach-

menschlichen Willen gänzlich unabhängigen Erscheinungen gelten, welche den Erfolg der wirtschaftlichen Tätigkeit der Menschen bedingen. Es sind aber eben diese letzteren der Gegenstand unserer Wissenschaft.

Eine besondere Aufmerksamkeit haben wir der Erforschung des ursächlichen Zusammenhanges zwischen den wirtschaftlichen Erscheinungen an den Produkten und den bezüglichlichen Produktionselementen zugewandt, und zwar nicht nur wegen der Feststellung einer der Natur der Dinge entsprechenden, alle Preiserscheinungen (somit auch den Kapitalzins, den Arbeitslohn, den Grundzins usf.) unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammenfassenden Preistheorie, sondern auch wegen der wichtigen Aufschlüsse, welche wir hiedurch über manche andere bisher völlig unbegriffene wirtschaftliche Vorgänge erhalten. Es ist aber eben dieses Gebiet unserer Wissenschaft dasjenige, auf welchem die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens am deutlichsten zutage tritt. ...

Eine besondere Freude war es uns, daß das hier von uns bearbeitete, die allgemeinsten Lehren unserer Wissenschaft umfassende Gebiet zum nicht geringen Teile so recht eigentlich das Besitztum der neueren Entwicklungen der deutschen Nationalökonomie ist und die hier versuchte Reform der höchsten Prinzipien unserer Wissenschaft demnach auf der Grundlage von Vorarbeiten erfolgt, welche fast ausnahmslos deutscher Forscherfleiß geschaffen hat.

Möge diese Schrift deshalb auch als ein freundlicher Gruß eines Mitstrebenden aus Österreich betrachtet werden, als ein schwacher Widerhall der wissenschaftlichen Anregungen, welche uns Österreichern von Deutschland aus durch so viele ausgezeichnete Gelehrte, die es uns sandte, und durch seine vortrefflichen Schriften in so reichlichem Maße zuteil geworden sind.

W i e n, im Juli 1871.

Dr. Carl Menger.



# INHALT.

|   | Seite     |
|---|-----------|
| Geleitwort . . . . .  | III       |
| Einleitung des Herausgebers . . . . .   | V         |
| Vorrede zur ersten Auflage . . . . .  | XVIII     |
| Inhalt. . . . .   | XXII      |
| <b>Erstes Kapitel. Die Lehre von den Bedürfnissen . . . . .</b>   | <b>1</b>  |
| § 1. Trieb — Begierde — Bedürfnis. . . . .  | 1         |
| § 2. Der Mensch als bedürftendes Subjekt und seine Stellung als solches im<br>Naturganzen . . . . .   | 5         |
| § 3. Bedürfnisse menschlicher Verbände . . . . .  | 7         |
| a) Kollektivbedürfnisse. . . . .  | 7         |
| b) Verbandsbedürfnisse. . . . .   | 8         |
| <b>Zweites Kapitel. Die allgemeine Lehre vom Gute . . . . .</b>   | <b>10</b> |
| § 1. Über das Wesen der Güter . . . . .   | 10        |
| § 2. Die Arten der Güter. . . . .   | 16        |
| § 3. Über den Zusammenhang der Güter in dem Zweckbewußtsein der Men-<br>schen . . . . .   | 20        |
| § 4. Die Gesetze, unter welchen die Güter in Rücksicht auf ihre Güter-<br>qualität stehen . . . . .   | 23        |
| a) Das Gesetz der komplementären Güter. . . . .   | 23        |
| b) Das Gesetz der Bedingtheit der Güter höherer Ordnung durch die<br>Güterqualität der entsprechenden Güter niedrigerer Ordnung. . . . .                      | 26        |
| § 5. Über den Unterschied zwischen der Sicherstellung der Befriedigung<br>unserer Bedürfnisse durch Güter erster und durch solche höherer<br>Ordnung. . . . . | 28        |
| a) Das Zeitmoment . . . . .   | 28        |
| b) Das Moment der Unsicherheit . . . . .  | 29        |
| <b>Drittes Kapitel. Über das Maß der menschlichen Bedürfnisse und der Güter . . . . .</b>   | <b>32</b> |
| § 1. Über das Wesen des Bedarfes und der Güterquantität. . . . .  | 32        |
| § 2. Über unseren unmittelbaren Bedarf und die uns unmittelbar verfügbare<br>Güterquantität . . . . .   | 33        |
| Einleitung. . . . .   | 33        |
| A) Inwieweit unser unmittelbarer Bedarf und die uns unmittelbar<br>verfügbaren Güterquantitäten determinierte Größen sind. . . . .                            | 34        |
| B) Inwieweit unser unmittelbarer Bedarf und die uns unmittelbar<br>verfügbaren Gütermengen bestimmbare Größen sind. . . . .                                   | 36        |
| a) Bedarf . . . . .   | 37        |
| b) Verfügbare Gütermengen . . . . .   | 39        |
| § 3. Über unseren mittelbaren Bedarf und die uns mittelbar verfügbaren<br>Güterquantitäten. . . . .   | 40        |
| a) Die Gesetze, unter welchen unser mittelbarer Bedarf steht . . . . .  | 41        |

|   | Seite |
|---|-------|
| b) Gesetze, unter welchen die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten stehen . . . . .   | 43    |
| c) Über die Bestimmbarkeit unseres mittelbaren Bedarfes und der uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten . . . . .  | 44    |
| d) Über die Zeitgrenzen, innerhalb welcher Bedarf und verfügbare Güterquantitäten überhaupt und unser mittelbarer Bedarf und die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten insbesondere zur Erscheinung gelangen . . . . . | 45    |
| § 4. Über das Verhältnis von Bedarf und verfügbarer Güterquantität in Rücksicht auf bestimmte Zeiträume . . . . .   | 47    |
| § 5. Bedarf und verfügbare Güterquantitäten innerhalb bestimmter Zeiträume als soziale Erscheinungen . . . . .  | 48    |
| a) Der soziale Bedarf . . . . .   | 48    |
| b) Die verfügbaren Güterquantitäten unter dem sozialen Gesichtspunkte . . . . .   | 51    |
| c) Über die Bestimmbarkeit von Bedarf und verfügbaren Güterquantitäten als soziale Erscheinungen . . . . .  | 54    |
| <b>Viertes Kapitel. Die Lehre von der Wirtschaft und den wirtschaftlichen Gütern.</b> . . . .   | 57    |
| § 1. Über das Wesen der Wirtschaft . . . . .  | 57    |
| § 2. Wirtschaftliche und nichtwirtschaftliche Güter . . . . .   | 64    |
| § 3. Die zwei elementaren Richtungen der menschlichen Wirtschaft . . . . .  | 72    |
| a) Die technisch-ökonomische Disposition . . . . .  | 72    |
| b) Die aus der Unzulänglichkeit der uns verfügbaren Güter sich ergebende (die sparende) Richtung der menschlichen Wirtschaft . . . . .  | 74    |
| c) Über das Verhältnis der beiden elementaren Richtungen der menschlichen Wirtschaft zueinander . . . . .   | 77    |
| d) Die aus der Verbindung der technischen und der sparenden Richtung der menschlichen Wirtschaft sich ergebenden Erscheinungen derselben . . . . .  | 79    |
| § 4. Besitz und Eigentum . . . . .  | 79    |
| § 5. Das Vermögen . . . . .   | 82    |
| a) Über das Wesen des Vermögens . . . . .   | 82    |
| b) Über die Teile des Vermögens . . . . .   | 87    |
| A) Das Kapital. (Analytische Demonstration des Kapitalbegriffes.) . . . . .   | 87    |
| B) Der Verbrauchsvorrat . . . . .   | 91    |
| c) Über die rohen und die reinen Kapitalnutzungen . . . . .   | 92    |
| § 6. Der wirtschaftliche Fortschritt . . . . .  | 94    |
| a) Der Übergang von der bloßen okkupatorischen Wirtschaft zur technischen Produktion und zu den höheren Formen derselben . . . . .  | 94    |
| b) Der wirtschaftliche Fortschritt der Menschen ist durch ihren Kapitalbesitz bedingt . . . . .   | 97    |
| <b>Fünftes Kapitel. Die Lehre vom Werte.</b> . . . .  | 102   |
| § 1. Über das Wesen und den Ursprung des Güterwertes . . . . .  | 102   |
| § 2. Über die verschiedenen Arten des Wertes . . . . .  | 109   |
| § 3. Über das ursprüngliche Maß des Güterwertes . . . . .   | 118   |
| Einleitung . . . . .  | 118   |
| a) Verschiedene Bedeutung der einzelnen Bedürfnisbefriedigungen. (Subjektives Moment.) . . . . .  | 120   |



|  |     |
|--|-----|
| b) Abhängigkeit der einzelnen Bedürfnisbefriedigungen von den konkreten Gütern. (Objektives Moment.) . . . . .   | 124 |
| c) Einfluß der verschiedenen Qualität der Güter auf ihren Wert . . . . .   | 137 |
| d) Subjektiver Charakter des Wertmaßes. Irrtum und Unkenntnis hinsichtlich des Maßes des Wertes . . . . .  | 142 |
| § 4. Die Gesetze, nach welchen sich der Güterwert regelt . . . . .   | 144 |
| Einleitung . . . . .   | 144 |
| a) Über das Maß des Wertes der Güter erster Ordnung in Rücksicht auf die Zeitpunkte, für welche sie uns verfügbar sind . . . . .                                       | 146 |
| b) Über die Prinzipien, nach welchen sich das Maß des Wertes der Güter höherer Ordnung regelt . . . . .  | 147 |
| c) Über den Wert, welchen die Gesamtheit der zur Produktion bestimmter Güter erster Ordnung erforderlichen Güter höherer Ordnung in der Gegenwart für uns hat. . . . . | 149 |
| d) Über den Wert, welchen die einzelnen Güter höherer Ordnung für uns haben. . . . .   | 155 |
| e) Über das Verhältnis des Wertes zeitlich begrenzter Nutzungen von Gütern zu dem Werte dieser letzteren . . . . .   | 158 |
| § 5. Über den Wert der Bodennutzungen, der Arbeitsleistungen und der Kapitalnutzungen insbesondere . . . . .   | 160 |

## Sechstes Kapitel. Die Lehre vom Tausche . . . . . 167

|  |     |
|--|-----|
| § 1. Über die Grundlagen des ökonomischen Austausches von Gütern . . . . . | 167 |
| § 2. Über die Grenzen des ökonomischen Austausches von Gütern . . . . .    | 173 |

## Siebentes Kapitel. Die Lehre vom Preise . . . . . 182

|   |     |
|---|-----|
| Einleitung . . . . .  | 182 |
| § 1. Die Preisbildung beim isolierten Tausche. . . . .  | 186 |
| § 2. Die Preisbildung unter dem Einflusse der Konkurrenz. . . . .   | 189 |
| A) Preisbildung und Güterverteilung bei der Konkurrenz mehrerer Personen um ein einzelnes unteilbares Monopolgut. . . . .   | 190 |
| B) Preisbildung und Güterverteilung bei der Konkurrenz um Quantitäten eines Monopolgutes . . . . .  | 194 |
| a) Einfluß der vom Monopolisten in den Verkehr gebrachten Quantitäten des Monopolgutes auf die Preisbildung. . . . .  | 194 |
| b) Einfluß der von dem Monopolisten fixierten Preise auf den Absatz des Monopolgutes und auf die Verteilung der abgesetzten Quantitäten unter die Konkurrenten . . . . .  | 198 |
| C) Die Grundsätze des Monopolhandels. (Monopolistenpolitik.) . . . . .  | 200 |
| § 3. Preisbildung und Güterverteilung bei beiderseitiger Konkurrenz . . . . .   | 206 |
| a) Die Entstehung der Konkurrenz. . . . .   | 206 |
| b) Wirkung der von den Konkurrenten im Anbote zur Veräußerung gebrachten Quantitäten einer Ware auf die Preisbildung und bestimmter von ihnen fixierten Preise auf den Absatz und in beiden Fällen auf den Umfang des Konsumentenkreises und die Verteilung der Ware unter die Konkurrenten um dieselbe . . . . . | 207 |
| c) Wirkung der Konkurrenz im Angebote eines Gutes auf die Größe des Absatzes, beziehungsweise auf die Preise desselben. (Konkurrenzpolitik.) . . . . .  | 210 |

|  | Seite |
|--|-------|
| <b>Achtes Kapitel. Die Lehre von der Ware.</b> . . . . .   | 217   |
| § 1. Über den Begriff der Ware im populären und wissenschaftlichen Sinne . . . . .   | 217   |
| § 2. Über die Absatzfähigkeit der Waren . . . . .  | 223   |
| a) Über die verschiedenen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren . . . . .  | 224   |
| b) Über den verschiedenen Grad der Absatzfähigkeit der Waren . . . . .   | 232   |
| c) Über die Zirkulationsfähigkeit der Waren . . . . .  | 239   |
| <b>Neuntes Kapitel. Die Lehre vom Gelde.</b> . . . . .   | 241   |
| § 1. Über das Wesen und den Ursprung des Geldes . . . . .  | 241   |
| Einleitung . . . . .   | 241   |
| a) Die Schwierigkeiten des naturalen Tauschverkehrs . . . . .  | 242   |
| b) Die Entstehung von Tauschmedien . . . . .   | 247   |
| c) Die Wirkung der Entstehung allgemein gebräuchlicher Tauschmittel<br>auf die Warenmärkte und auf die Preisbildung . . . . .                          | 257   |
| d) Die Natur des Geldes und dessen Eigenart im Kreise der übrigen<br>Güter . . . . .   | 259   |
| e) Die Entstehung des Edelmetallgeldes und seine Vervollkommnung<br>durch Ausmünzung der Metalle . . . . .   | 264   |
| f) Die Beeinflussung des Geld- und Münzwesens durch den Staat . . . . .  | 274   |
| § 2. Über die Funktionen und den Begriff des Geldes . . . . .  | 278   |
| a) Das Geld als Mittel für einseitige und subsidiäre vermögensrecht-<br>liche Leistungen . . . . .   | 278   |
| b) Die „Funktion“ des Geldes als Zahlungs-(Solutions-)mittel . . . . .   | 282   |
| c) Das Geld als Mittel für Thesaurierung, Kapitalisierung, intertem-<br>poräre und interlokale Vermögensübertragung . . . . .                          | 283   |
| d) Das Geld als Vermittler des Kapitalverkehrs . . . . .   | 286   |
| e) Das Geld als „Preismesser“ (als Preisindikator) . . . . .   | 286   |
| f) Das Geld als Maßstab des Tauschwertes der Güter . . . . .   | 290   |
| g) Aus den Funktionen sich ergebender Begriff des Geldes . . . . .   | 313   |
| h) Ob der Zwangskurs zum Begriffe des Geldes gehöre und das<br>letzttere durch den Zwangskurs schlechthin eine Vervollkomm-<br>nung erfahre? . . . . . | 318   |
| § 3. Der Geldbedarf . . . . .  | 325   |
| a) Der Geldbedarf der einzelnen Wirtschaften . . . . .   | 325   |
| b) Der Geldbedarf der Volkswirtschaft . . . . .  | 327   |
| <b>Anmerkung zu Seite 257</b> . . . . .  | 333   |



# Erstes Kapitel.

## Die Lehre von den Bedürfnissen.

Der Ausgangspunkt aller wirtschaftstheoretischen Untersuchungen ist die bedürftige Menschennatur. Ohne Bedürfnisse gäbe es keine Wirtschaft, keine Volkswirtschaft, keine Wissenschaft von derselben. Die Bedürfnisse sind der letzte Grund, die Bedeutung, welche ihre Befriedigung für uns hat, das letzte Maß, die Sicherstellung ihrer Befriedigung das letzte Ziel aller menschlichen Wirtschaft. Die Lehre von den Bedürfnissen (die Erkenntnis und das Verständnis ihres Wesens) ist von grundlegender Bedeutung für die Wirtschaftswissenschaften und zugleich die Brücke, welche von den Naturwissenschaften, speziell der Biologie, zu den Geisteswissenschaften überhaupt und den Wirtschaftswissenschaften insbesondere führt.

### § 1.

#### **Trieb — Begierde — Bedürfnis.**

Gleich allen übrigen Organismen kann der Mensch nicht bei jeder gegebenen Sachlage leben und gedeihen. Soweit kritische Erfahrung reicht, lehrt sie uns vielmehr, daß schon die kümmerlichste Fristung des Lebens, in höherem Maße noch der normale oder gar der übernormale (über den bisherigen Artcharakter hinausgreifende) Verlauf des Lebensprozesses von einem Komplex von qualitativ und quantitativ innerhalb mehr oder minder weiter Grenzen bestimmten Bedingungen abhängig ist, von Bedingungen, die in einer gewissen geordneten (koordinierten) Weise eintreffen müssen, widrigenfalls der Organismus vorzeitig abstirbt, verkümmert oder doch mehr oder minder tiefgehende Störungen seiner Struktur, Funktion und Entwicklung erfährt.

Derartige Störungen unserer Natur gelangen zum Teil überhaupt nicht zu unserem Bewußtsein, sondern werden, bevor sie einen nachhaltigen schädigenden Einfluß auf unseren Organismus ausgeübt haben, durch Reflexbewegungen (des Herzens, der Muskeln usw.) wieder aufgehoben. Ein Teil dieser Störungen gelangt indes (und zwar teilweise gleichfalls schon im Stadium ihrer Vorbereitung) durch Nervenreize oder Hemmungen des normalen Nervenlebens in unsere höheren Nervenzentren und, falls Stärke und Dauer der Störung hinreichend sind, nach einer Verarbeitung durch das Nervensystem in der Form von ver-

schiedenartigen und verschieden abgestuften Gefühlen (Lüsternheit, Aufregung, Unbehagen, Schmerz, auch Depression, Mattigkeit, Angst etc.) auf eine von der Naturwissenschaft bisher noch nicht aufgeklärte Weise zu unserem Bewußtsein und erregt in uns den Drang nach Beseitigung der obigen Unlust- und Spannungsgefühle, d. i. nach Rückkehr zum Zustand innerer Harmonie und normalen Lebensgefühles. Diesen Drang, die durch Unlustgefühle und Störung unserer inneren Harmonie zu unserem Bewußtsein gelangenden, bereits vorhandenen oder sich vorbereitenden Störungen unserer psycho-physischen Natur aufzuheben, zum Zustande innerer Harmonie und mittelbar, wenngleich unbewußt, zu unserem natürlichen Zustand und unserer natürlichen Entwicklung zurückzukehren, nennen wir Trieb. So verschieden die Unlustgefühle und Störungen unseres normalen Lebensgefühles und so verschieden ihre Intensität, so verschieden nach Art und Intensität sind unsere Triebe.

Die Triebe sind unabhängig von unserer Kenntnis der Lustgefühle, welche ihre Stillung mit sich bringt, oder gar der Mittel, durch welche die Triebe zumeist in Begleitung von mehr oder minder intensiven Lustgefühlen gestillt, beziehungsweise die Störungen unseres psychischen Gleichgewichtes in innere Harmonie aufgelöst zu werden vermögen. Werden uns aber, sei es auf dem Wege der Sinnlichkeit, z. B. Speisen und Getränke durch den Geruch oder Geschmack, sei es durch Erprobung, Gewöhnung oder Überlieferung diese Mittel und ihre Wirkungen auf unser Gefühlsleben bekannt, so tritt während des Reizes, des Unbehagens, der Lüsternheit, der Pein unserer Triebe die Lust der Stillung, beziehungsweise das Behagen der Befreiung von den vorhin gedachten Reizen und Unlustempfindungen als Vorstellung vor unser Bewußtsein\*) und es entsteht in uns die Begierde, d. i. der Drang, uns der zur Stillung unserer Triebe als tauglich erachteten Dinge zu bemächtigen und dieselben auf uns wirken zu lassen.

Die Lebenserscheinungen, welche wir als Triebe und Begierden bezeichnet haben, sind nur ein unzulänglicher Ausdruck der menschlichen Natur und solcherart auch eine unzulängliche Grundlage für das auf die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt hinielende Streben der Menschen:

1. Nicht alle Störungen und Entwicklungshemmungen unserer Natur projizieren sich in unserem Bewußtsein als Gefühle, beziehungsweise als Triebe und Begierden, sie werden nur bei einem gewissen Grade der Intensität, bei einem gewissen Umfange und einer gewissen Dauer, zum Teile, insbesondere im Stadium der Vorbereitung überhaupt nicht Gegenstand unseres Gefühles. Dagegen haben wir Trieb und Begierden, welchen in Wahrheit keine Störung unserer Natur, sondern nur ein krankhafter Nervenreiz entspricht oder eine Sinnes-täuschung zugrunde liegt, und solche, die lediglich die Konsequenz von Gewohnheit sind. Die Triebe und Begierden sind nur ein unvollständiger, zum Teil ein unverlässlicher, ja irreführender Ausdruck der Bedingungen der Erhaltung und Entwicklung unseres Lebens.

\*) Durch die Vorstellung der Lust oder des Zustandes innerer Harmonie wird die ihr zugrunde liegende Störung unserer Natur nicht aufgehoben. Sie kann an sich den Trieb nicht beseitigen.



2. Durch die Triebe gelangen nur die j e w e i l i g e n (die jeweilig vorhandenen, beziehungsweise sich bereits vorbereitenden) Störungen und Entwicklungshemmungen unserer Natur als Gefühle zu unserem Bewußtsein. Auch die Begierden wurzeln in den Gefühlen des Momentes. Sie bringen uns vielfach nicht die Bedingungen der Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt in ihrer Totalität, insbesondere nicht in Rücksicht auf kommende Zeiträume zum Bewußtsein.

3. Durch die dem Momente entsprungenen einzelnen Triebe und Begierden werden uns jeweilig nur die Störungen und Entwicklungshemmungen bestimmter Seiten unserer Natur bewußt. Ihre Stillung vermag im konkreten Falle (trotz Lustgefühlen, beziehungsweise Beseitigung von Unlustgefühlen) erfahrungsgemäß Störungen, und zwar unter Umständen wichtigere Störungen unseres Lebens und unserer Wohlfahrt im Gefolge zu haben, als diejenigen es sind, welche durch die Stillung der betreffenden Triebe und Begierden aufgehoben werden. Triebe und Begierden sind nicht nur ein unvollständiger, oft verspäteter und unverlässlicher, sondern unter Umständen geradezu ein widerspruchsvoller und irreführender Ausdruck der Erfordernisse der Erhaltung unserer Natur in der Totalität ihres Wesens und ihrer Entwicklung.

4. Wir fühlen Triebe und selbst Begierden aller Regel nach (jedenfalls zunächst) nur nach den unmittelbaren, nicht nach den entfernteren Mitteln zu ihrer Stillung.

Die nur durch Gefühle und Gedächtnis psychisch vermittelten Triebe und Begierden vermögen demnach nur eine unzulängliche Grundlage der auf die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt gerichteten Bestrebungen der Menschen zu sein.

Schon bei den analogen, mannigfach abgestuften Bestrebungen der höheren tierischen Organismen können wir eine mehr oder minder entwickelte Voraussicht der Erfordernisse der Erhaltung ihres Lebens und ihres Behagens, Konflikte ihrer Begierden und ein gewisses Abwägen der Bedeutung der letzteren sowie ein über die unmittelbare Empfindung hinausgehendes Bewußtsein auch der mittelbaren Erfordernisse ihrer Erhaltung und Entwicklung wahrnehmen.

Die Wirtschaft der Menschen vermag entsprechend der komplizierteren psycho-physischen Organisation und der höheren geistigen Veranlagung des Menschen eine entsprechende Grundlage nur in der Erkenntnis der menschlichen B e d ü r f n i s s e zu finden: der Erfordernisse der Erhaltung und harmonischen Entwicklung der menschlichen Natur in ihrer Totalität.\*)

\*) Das Moment der Erkenntnis der Bedürfnisse. Die Exigenzen der Natur eines Lebewesens werden nicht erst dadurch zu Bedürfnissen, daß dieses selbst sie erkennt. Auch das Kind, der Unzurechnungsfähige usf. haben Bedürfnisse. Bedürfnisse sind dem Träger derselben nicht selten unbekannt, während andere Personen (z. B. ein Vormund, ein Kurator, ein Arzt) sie zu erkennen vermögen. Das Bedürfnis muß von dem dasselbe erkennenden Intellekt unterschieden werden und es ist demnach die Erkenntnis des Bedürfnisses durch das bedürftende Subjekt dem Begriffe des Bedürfnisses nicht wesentlich. Daß die Bedürfnisse eines Subjektes erst dann eine praktische Bedeutung für die Wirtschaft zu gewinnen vermögen, wenn sie, sei es von dem Träger des Bedürfnisses selbst oder für ihn von einer anderen Person (z. B. vom Vormund, vom Kurator)

Die menschlichen Bedürfnisse sind kein Produkt der Willkür, sondern durch unsere Natur und die Sachlage, in die wir uns gestellt finden, gegeben. Wir können durch Gewohnheit einzelne Bedürfnisse modifizieren oder selbst unterdrücken, in vielen Fällen künstliche Bedürfnisse durch Gewöhnung hervorrufen. Immer jedoch sind unsere Bedürfnisse, was auch ihr Ursprung sein mag, von unserer Willkür zunächst und unmittelbar unabhängige Postulate unserer Natur.

Die menschlichen Bedürfnisse sind keine Produkte der Erfindung, sie sind zu entdecken und werden somit Objekte unseres Erkenntnisstrebens. Dieser Umstand bewirkt, daß Irrtum, Unkenntnis und Leidenenschaften die richtige Erkenntnis der Bedürfnisse beeinflussen, dieselbe trüben, ihren Fortschritt hemmen und verzögern. Demgemäß liegen der realen menschlichen Wirtschaft neben unseren wahren Bedürfnissen auch einge bild e t e Bedürfnisse vor, welche nicht in Wahrheit in der Natur des bedürftenden Subjektes, beziehungsweise in seiner Stellung als Glied eines sozialen Verbandes begründet, sondern nur das Ergebnis mangelhafter Erkenntnis der Exigenzen seiner Natur und seiner Stellung in der menschlichen Gesellschaft sind. \*)

erkannt worden sind und nur insoweit als dies der Fall ist, steht außer Zweifel, ist für die hier behandelte Frage indes irrelevant.

Die Erkenntnis der Bedürfnisse ist der Regel nach das Ergebnis eines durchaus praktischen Erkenntnisstrebens. Die Menschen sind zumeist nur insoweit bemüht, über ihre Bedürfnisse zur Klarheit zu gelangen, als praktische Rücksichten sie hiezu veranlassen. Je unzulänglicher die einer Person verfügbaren Mittel, um so weniger Veranlassung ist für dieselbe vorhanden, ihre minderwichtigen Bedürfnisse in den Kreis ihrer praktischen Erwägungen und somit auch ihres praktischen Erkenntnisstrebens zu ziehen; je größer die Mittel, um so größer auch der ihr durch die wirtschaftliche Lage gegebene Impuls, die Exigenzen ihrer Individualität sich vollständig zur Klarheit zu bringen: Wohlhabende Personen verfügen nicht nur über große Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern sie haben der Regel nach (infolge der Gewöhnung und der umfassenden Kenntnis der Genußmittel) auch eine viel eingehendere Kenntnis der Exigenzen ihrer Individualität, ihrer Bedürfnisse, als minderbemittelte Personen.

Die Stillung der Bedürfnisse kann erfolgen entweder durch Befriedigung, d. i. durch Realisierung, durch den Eintritt der Bedingungen (es gibt Bedürfnisse, die durch einmalige Realisierung dauernd beseitigt werden, z. B. durch eine Operation, durch Ankauf eines Wohnhauses etc., und solche, die periodisch auftreten, z. B. nach Nahrungsmitteln), oder durch ganzen oder teilweisen Verzicht und allmähliche Gewöhnung. Hieher gehört vielfach das, was „Anpassung“ genannt wird. Diese Art der Stillung ist jedoch weder bei positiven noch bei negativen Bedürfnissen immer möglich.

\*) Auch die Erkenntnis unserer Bedürfnisse wurzelt in letzter Linie in unserem Gefühle; es tritt aber im Prozeß dieser Erkenntnis das Moment des unmittelbaren Gefühles mehr und mehr zurück; sie wird fortschreitend zu einer auf Erfahrung, Voraussicht und Urteil begründeten, vernunftgemäßen. Je weiter wir in der Erkenntnis unserer physischen und psychischen Natur und der objektiven Welt sowie ihrer Zusammenhänge fortschreiten, je mehr wir insbesondere zur Voraussicht der Erfordernisse der Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt gelangen und die Bedeutung derselben gegeneinander abwägen lernen: um so vollkommener wird die Erkenntnis unserer Bedürfnisse, in um so höherem Maße werden die zu unserem Bewußtsein gelangten Bedürfnisse zum adäquaten Ausdrucke der Erfordernisse einer allseitigen harmonischen Entwicklung unserer Natur. — Das praktische Wirtschaftsleben der Menschen wird nicht durch ihre Bedürfnisse, sondern durch ihre jeweiligen Meinungen über die Erfordernisse der Erhaltung ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt, ja nicht selten unmittelbar durch ihre Triebe und Begierden bestimmt. Die rationelle Theorie und die praktische



## § 2.

**Der Mensch als bedürftendes Subjekt und seine Stellung als solches  
im Naturganzen.**

Ich habe bisher nur die m e n s c h l i c h e n Bedürfnisse in den Kreis meiner Untersuchungen gezogen und werde nunmehr meine Darstellung

Wirtschaftslehre wird an die Untersuchung der wahren (der der objektiven Sachlage entsprechenden) Bedürfnisse anknüpfen müssen. Darüber, ob das Bedürfnis des Einzelnen ein wahres ist, entscheiden nur die hier angeführten Umstände, nicht bestimmte Moral- oder Rechtstheorien. Ein wahres Bedürfnis kann vom Standpunkt einer bestimmten Moraltheorie immerhin als ein unsittliches und umgekehrt ein eingebildetes Bedürfnis als ein sittliches bezeichnet werden.

Neben den irrationellen (unrichtig erkannten) Bedürfnissen gibt es krankhafte (einer ungesunden Individualität entsprungene) und unentwickelte (einer unentwickelten Individualität oder einer unentwickelten Erkenntnis entsprungene) Bedürfnisse. — Man unterscheidet vielfach wahre Bedürfnisse, im Gegensatz zu den konventionellen. Diese Unterscheidung ist nicht ganz richtig. Es gibt konventionelle Bedürfnisse, die sich allerdings als eingebildete Bedürfnisse darstellen. Die Bedürfnisse, die wir als Glieder einer Gesellschaft empfinden, sind aber ebenso wahre als jene des isoliert gedachten Menschen, auch wenn die besondere Form ihrer Befriedigung durch Konvention geregelt ist.

Unter den Bedürfnissen vermögen wir physische und psychische zu unterscheiden, je nachdem dieselben sich uns als Exigenzen der physischen oder geistigen Seite unserer Natur darstellen. Die Meinung, daß lediglich die physischen Bedürfnisse Gegenstände unserer Wissenschaft seien, ist irrig, die Auffassung unserer Wissenschaft als einer bloßen Theorie der physischen Wohlfahrt der Menschen unhaltbar. Wir vermöchten, wie wir sehen werden, die Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft nur in höchst unvollständiger Weise, zum Teile überhaupt nicht zu erklären, falls wir uns auf die Betrachtung der physischen Bedürfnisse der Menschen beschränken wollten.

Eine weitere Einteilung der Bedürfnisse ist die in egoistische und altruistische, je nachdem sie sich ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt anderer als Exigenzen unseres eigenen Lebens und unserer eigenen Wohlfahrt darstellen oder aber die Wohlfahrt anderer, um dieser selbst willen, zu einer Exigenz unserer eigenen Wohlfahrt wird. Altruistische Bedürfnisse sind die sozialste Form der menschlichen Bedürfnisse. Das Bedürfnis nach der Wohlfahrt anderer Menschen nicht um dieser selbst, sondern um der Befriedigung unserer egoistischen Bedürfnisse willen, z. B. die Sorge für andere Menschen, insoweit diese Mittel für die Befriedigung unserer egoistischen Bedürfnisse sind oder ihre Wohlfahrt sich als Bedingung unserer eigenen Wohlfahrt darstellt, ist so wenig ein altruistisches, als die Sorge für uns gehörige Güter oder Nützlichkeiten anderer Art. In je geringerem Maße dies der Fall ist, je mehr die Wohlfahrt eines anderen um seinerwillen uns selbst zum Bedürfnis wird, um so mehr nähert sich dasselbe dem altruistischen Bedürfnisse in seiner idealen Reinheit. Das altruistische Bedürfnis rücksichtlich jener Personen, mit denen wir als Glieder eines größeren Ganzen (Familie, Gemeinde, Staat, Menschheit) verknüpft sind, nähert sich um so mehr dem egoistischen, in je höherem Maße die Wohlfahrt des anderen zugleich ein Teil unserer egoistischen Wohlfahrt ist, somit der Regel nach desto mehr, je enger der Kreis jener ist, mit denen wir zu einer höheren Einheit oder einer Interessengemeinschaft verknüpft sind.

Endlich müssen die unmittelbaren von den mittelbaren Bedürfnissen unterschieden werden, je nachdem die Bedürfnisse auf Gegenstände gerichtet sind, die unmittelbar, oder auf solche, die mittelbar zur Befriedigung geeignet sind. So haben wir z. B. ein unmittelbares Bedürfnis nach Kleidung und Nahrung, aber nur ein mittelbares Bedürfnis nach den Rohstoffen, Hilfsstoffen, Arbeitsleistungen usw., aus denen die obigen Güter hervorgebracht werden, und den Werkzeugen, Maschinen etc., die zur Hervorbringung erforderlich sind.

zu erweitern suchen, indem ich die Stellung des Menschen als bedürfen- des Subjekt im Kreise der organischen Wesen \*) kennzeichnen werde.

Bedürfnisse im Sinne von Exigenzen der einem Organismus eigentümlichen Natur und seiner normalen Entwicklung sind als Begleiterscheinungen jedes Lebensprozesses, zumal des Stoffwechsels, bei allen Organismen zu beobachten und es kann in diesem Sinne von Bedürfnissen des Organismus gesprochen werden.

So ungleich reicher im Verhältnis zu den übrigen Organismen die Bedürfnisse des Kulturmenschen entwickelt, so ungleich entwicklungsfähiger vor allem die menschlichen Bedürfnisse sind und so groß auch unsere Überlegenheit schon aus dem Grunde ist, daß wir unsere Bedürfnisse mit Rücksicht auf die Totalität unseres Wesens und unserer Entwicklung selbst zu erkennen vermögen, so berechtigt demnach das Bewußtsein des Menschen ist, der Träger eines im Verhältnisse zu den Tieren ungleich höheren Selbstinteresses zu sein: so muß doch nicht nur die Tatsache der Existenz tierischer Bedürfnisse im obigen Sinne von Exigenzen der eigentümlichen organischen Natur der Tiere anerkannt werden, sondern es kann auch nicht geleugnet werden, daß tierischen Organismen ein wenn auch nur mangelhaft erkanntes Selbstinteresse eigen ist.\*\*)

Wenn dies im praktischen Leben nur innerhalb sehr enger Grenzen zugestanden wird, so ist dies eine Folge des Umstandes, daß wir in den Tieren nur Mittel für eigene Zwecke erblicken, ja infolge der Stellung von Mensch und Tier im Naturganzen, in welchem das niedere organische Leben der Existenz und Entwicklung des höheren als Mittel dient, hiezu teilweise geradezu genötigt sind. Wir haben ein Interesse an der Befriedigung der Bedürfnisse derartiger Organismen nicht um dieser letz-

\*) Auch bei Dingen der unbelebten Natur, sofern sie zusammengesetzt sind, kann die Frage nach den Bedingungen ihrer Entstehung, Fortdauer, Veränderungen und Zerstörung aufgeworfen werden. Bei Organismen tritt indes noch die Frage nach den Bedingungen ihres organischen Seins, ihres Lebens und Gedeihens, die Frage nach ihren Bedürfnissen hinzu. Wenn von Bedürfnissen unbelebter Dinge gesprochen wird, z. B. die Erfordernisse für die Erhaltung eines Wohngebäudes, für seine Verwaltung u. dgl. m. als „Sachbedürfnisse“ bezeichnet werden, so liegt dieser Ausdrucksweise eine terminologische Ungenauigkeit und auch eine sachliche Unklarheit zugrunde. Die Verwirklichung menschlicher Zwecke ist regelmäßig durch die Aufwendung von Mitteln bedingt, die somit in Rücksicht auf diesen Zweck sich uns als Erfordernisse desjenigen darstellen, welcher den Zweck zu erreichen strebt. Zu diesen Zwecken kann auch die Konservierung unbelebter Dinge, die Erhaltung und Entwicklung ihrer nützlichen Eigenschaften gehören. Die hiezu erforderlichen Mittel sind jedoch nicht Bedürfnisse der betreffenden unbelebten Dinge, keine Sachbedürfnisse, sondern Erfordernisse zur Verwirklichung der Bedürfnisse desjenigen, dessen Zwecken die Konservierung der Güter dient.

\*\*) Nicht nur rücksichtlich der physischen Natur (der körperlichen Organisation) bestehen zwischen den übrigen Organismen und den Menschen keine essentiellen Verschiedenheiten, sondern auch in psychischer Beziehung haben die höher organisierten Tiere die Grundbetätigungen unseres psychischen Lebens (Vorstellungen, Gefühle und Streben, insbesondere Begierden) selbst gewisse Analoga, die bei keinem Tiere beobachtet werden können, um so mehr als höhere Entwicklungen oder Komplikationen aufzufassen sind, als auf dem Gebiete der organischen und psychischen Erscheinungen graduell verschiedene Ursachen ja nicht selten wesentlich verschiedene Wirkungen hervorrufen.



teren, sondern um unserer selbst willen und nur insoweit, als unsere eigenen Interessen dies erfordern, so daß wir dieselben lediglich als Erfordernisse für die Verwirklichung unserer Zwecke auffassen, während die Bedürfnisse der betreffenden Organismen, deren Befriedigung unseren Zwecken nicht entspricht, für uns irrelevant sind; diese Tatsache können wir leicht im Verhalten der Menschen gegen die Tiere, ja selbst gegen andere Menschen, die von ihnen lediglich als Mittel für ihre Zwecke erfaßt werden (Sklaven, Leibeigene etc.), beobachten.\*)

### § 3.

#### **Bedürfnisse menschlicher Verbände.**

Es liegt der Gedanke nahe, die Idee des Bedürfnisses, des Bedürfnisses, wie dasselbe bei den einzelnen menschlichen Individuen zur Erscheinung gelangt, analog auch auf die menschlichen Verbände, beziehungsweise auf die Exigenzen der Natur (des Wesens und der Entwicklung) dieser letzteren zu übertragen. Man spricht von Bedürfnissen der Gesellschaften, der Genossenschaften, Korporationen, der Gemeinden, des Staates, ja der Volks- und Weltwirtschaft. Der Umstand, daß dies bisher zumeist in einer mechanischen, die Natur der menschlichen Verbände und das Wesen der menschlichen Bedürfnisse nicht genügend berücksichtigenden Weise geschehen ist, hat bewirkt, daß die für die politische Ökonomie wichtige Frage nach der Natur der gesellschaftlichen Bedürfnisse bisher nicht genügend klargestellt wurde, ja die Untersuchung über dieselbe vielfach zu wertlosen Analogien, wo nicht gar zu verwirrenden Fiktionen geführt hat. Im Nachfolgenden möchte ich den Versuch unternehmen, das obige überaus komplizierte Problem einerseits mit Rücksicht auf die besondere Natur der menschlichen Verbände und andererseits auf das Wesen der menschlichen Bedürfnisse in seinen allgemeinsten Grundzügen klarzustellen.

#### **a) Kollektivbedürfnisse.**

Der Umstand, daß eine Anzahl von Menschen gewisse gleichartige (parallele) Bedürfnisse hat, bedeutet noch nicht die Existenz eines Kollektivbedürfnisses. Die Gleichartigkeit der Menschennatur überhaupt und der Natur der Individuen, die bestimmten Lebenskreisen angehören oder bestimmte Territorien bewohnen insbesondere, sowie die Gleichartigkeit der äußeren Verhältnisse, unter denen bestimmte Gruppen von Menschen leben, ruft bei den einzelnen Individuen gleichartige Bedürfnisse hervor, ohne daß doch aus diesem Grunde von einem

---

\*) Jedes menschliche Wesen sucht entsprechend seiner Natur und besonderen Individualität sich auszuleben. Der Umstand, daß andere menschliche Individuen sich ihm in mancherlei Rücksichten als Mittel oder als Hindernisse der Erhaltung und Entwicklung seiner Natur darstellen, hat seit jeher bewirkt, daß der Stärkere in zahlreichen Fällen den Schwächeren ohne Rücksicht auf die Interessen desselben (auf dessen Selbstinteresse) als Mittel für seine Zwecke zu verwenden oder aber für sich unschädlich zu machen sucht. Das Verhältnis bestimmter menschlicher Individuen zu anderen ist solcherart oft genug von jenem der Menschen zu den Tieren nicht wesentlich verschieden.

Kollektivbedürfnisse der betreffenden Individuen die Rede zu sein vermöchte. Das Bedürfnis einer Anzahl von Individuen nach Trinkwasser, das jeder durch einen eigenen Hausbrunnen befriedigt, ist beispielsweise wohl ein gleichartiges Individualbedürfnis dieser Individuen, sicherlich aber kein Kollektivbedürfnis derselben.

Auch dadurch, daß die gleichartigen Bedürfnisse einer Mehrheit von Individuen, z. B. einer Anzahl von Familienhäuptern, durch ein und dieselbe Veranstaltung tatsächlich befriedigt werden, entsteht noch nicht notwendig ein Kollektivbedürfnis; es liegt hier vielmehr lediglich der Fall eines zufälligen oder durch äußeren Zwang herbeigeführten Zusammentreffens von gleichartigen Bedürfnissen verschiedener Individuen im nämlichen Objekte vor (z. B. im Falle der Befriedigung der betreffenden Bedürfnisse durch ein Privatunternehmen oder durch ein Monopol).

Erst dadurch, daß für eine Anzahl von Menschen mit gewissen gleichartigen Individualbedürfnissen (sei es nun aus Gründen innerer Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit) die Existenz und Funktion eines den Bedürfnissen aller Einzelnen dienenden Gutes oder einer solchen nützlichen Veranstaltung (nicht zahlreicher für jeden Einzelnen berechneter Güter oder Veranstaltungen) ein Erfordernis ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt wird, entsteht ein reales Kollektivbedürfnis: das Bedürfnis einer Mehrheit von Individuen nach der Existenz, respektive der Funktion eines durch seine Nutzleistungen den gleichartigen Individualbedürfnissen der Bedürfnisgenossen dienenden Gutes oder einer solchen Veranstaltung, z. B. das Bedürfnis nach einer allen förderlichen Transportanstalt, einer alle Einzelnen mit Trink- und Nutzwasser versiehenden Wasserleitung, einer gemeinsamen Unterrichtsanstalt. Es ist unter solchen Verhältnissen somit, was beachtet werden muß, nicht die Gesamtheit der Bedürfnisgenossen — als eine höhere organisierte Einheit gedacht — Träger des Kollektivbedürfnisses; ebensowenig ist dies aber jeder Einzelne für sich genommen (zumal rücksichtlich des Umfanges des Gutes oder der betreffenden Veranstaltung); es ist dies vielmehr die Summe aller einzelnen Bedürfnisgenossen (jeder Einzelne mit allen Übrigen zusammengenommen), und nur die erkannte Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der Befriedigung aller dieser gleichartigen Bedürfnisse durch ein Objekt, beziehungsweise durch eine Veranstaltung ist das Band, welches ihre gleichartigen individuellen Bedürfnisse zu einem Kollektivbedürfnisse verknüpft. Ein Kollektivbedürfnis hat eine Organisation der Bedürfnisgenossen weder zur notwendigen Voraussetzung noch zur notwendigen Folge.

### **b) Verbandsbedürfnisse.**

Streng zu unterscheiden von den Kollektivbedürfnissen sind die Bedürfnisse der zu einer höheren Einheit organisierten Personenmehreheiten, die Bedürfnisse der menschlichen Verbände als solcher.

Kollektivbedürfnisse vermögen in mannigfacher Weise befriedigt zu werden. Es kann dies durch auf Gewinn hinzielende individualwirtschaftliche Unternehmungen (z. B. durch eine Privatschule, private Wasserleitung usf.) geschehen oder ohne Zutun der Bedürfnisgenossen in altruistischer Weise (z. B. durch eine gemeinnützige Stiftung). Ebenso können



Kollektivbedürfnisse durch — den Bedürfnisgenossen gegenüber — äußere Mächte ihre Befriedigung finden. In allen diesen Fällen kommen gesellschaftliche Organisationen der Bedürfnisgenossen zum Zwecke der Befriedigung ihrer Kollektivbedürfnisse zunächst nicht in Frage.

Es können aber die Bedürfnisgenossen zum Zwecke der Befriedigung ihrer Kollektivbedürfnisse auch zu einem höheren Ganzen mit einem einheitlichen Willen verbunden sein und es entsteht dann die Frage, ob auch diese Verbände von Personen zum Zwecke der Befriedigung der Kollektivbedürfnisse ihrer Mitglieder (diese Verbände als solche) und der Befriedigung von Kollektivbedürfnissen bestimmter Bevölkerungskreise dienende soziale Gebilde anderer Art gleich den einzelnen Individuen Bedürfnisse haben.

Sobald die betreffenden Institutionen ein selbständiges Leben gewinnen, d. i. sich nicht als bloße Mittel zur Befriedigung des Gemeinbedürfnisses einer Vielheit von Einzelnen, beziehungsweise einer Gesellschaft von solchen darstellen, sondern indem sie sich eine eigene von jener der Gesamtheit der Einzelnen verschiedene Natur, eine eigene Persönlichkeit vindizieren und durch ihre Träger eigene Zwecke verfolgen, z. B. der Staat, die Gemeinde usf., oder aber gewisse Bedürfnisse aller Einzelnen infolge von Machtverhältnissen aus eigenem Rechte zu den ihren machen (beziehungsweise die näheren Bedürfnisse der Bevölkerung bevormundend zu erkennen und befriedigen zu können sich vindizieren): werden die in dieser Rücksicht entscheidenden Erfordernisse zu Bedürfnissen der betreffenden Institutionen selbst, zu Bedürfnissen der menschlichen Verbände als solcher, zu *Verbandsbedürfnissen*, zu Bedürfnissen, deren Träger sei es nun überhaupt oder zunächst und unmittelbar die verfassungsmäßigen Gewalten sind.

Es haben dann nicht nur die menschlichen Individuen, aus denen die menschlichen Verbände bestehen, sondern diese Verbände als *solche* eine eigene Natur und hiemit Exigenzen der Erhaltung ihres Wesens, ihrer Entwicklung: *Verbandsbedürfnisse*, welche mit den Bedürfnissen der einzelnen Verbandglieder, ja selbst mit jenen aller einzelnen Verbandglieder zusammengenommen, nicht verwechselt werden dürfen.

## Zweites Kapitel.

### Die allgemeine Lehre vom Gute.

#### § 1.

#### Über das Wesen der Güter.

Alle Dinge der äußeren Wahrnehmung stehen unter dem Gesetze von Ursache und Wirkung. Auch der Mensch und jeder Zustand desselben sind Glieder dieses großen Weltzusammenhanges und der Übergang unserer Person aus einem Zustande in einen hievon verschiedenen ist in anderer Weise undenkbar als unter dem Gesetze der Kausalität. Wenn wir demnach aus dem Zustande des Bedürfnisses in jenen des befriedigten Bedürfnisses treten sollen, so müssen ausreichende Ursachen hiefür vorhanden sein, d. i. es müssen entweder die in uns selbst wirkenden Kräfte die bereits bestehende oder sich vorbereitende Störung unseres normalen Zustandes beseitigen oder aber Dinge auf uns einwirken, die ihrer Natur nach geeignet sind, die Befriedigung unserer Bedürfnisse herbeizuführen.

Diejenigen Dinge, welche die Tauglichkeit haben, ein menschliches Bedürfnis zu befriedigen, sind im Sinne unserer Wissenschaft *Nützlichkeiten*.\*) Soferne eine Nützlichkeit als solche erkannt und verfügbar ist, nennen wir sie ein Gut, und Güter im Sinne unserer Wissenschaft sind also zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse als tauglich erkannte und für diesen Zweck verfügbare Dinge.\*\*\*)

\*) Ein Ding vermag die Tauglichkeit, der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen, nur vermöge seiner Eigenschaften aufzuweisen. Die Nützlichkeit ist indes keine objektive Eigenschaft der Dinge, sondern lediglich eine Beziehung (individuell oder generisch) bestimmter Dinge zum Menschen: nicht nur infolge der Änderung ihrer Eigenschaften, sondern auch infolge der Änderung, zumal auch der Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse kann die Nützlichkeit eines Dinges, beziehungsweise von Dingen bestimmter Art entstehen oder verschwinden. Ein und dasselbe Ding vermag für verschiedene Individuen (mit verschiedenen Bedürfnissen), ja für das nämliche Individuum in verschiedenen Zeitpunkten oder in Rücksicht auf verschiedene Verwendungsarten sich als eine Nützlichkeit darzustellen oder den Charakter einer solchen einzubüßen, ja eine Schädlichkeit zu werden. Das Bestehen oder Verschwinden der Nützlichkeit eines Dinges ist auch nichts Willkürliches.

\*\*) Nur reale Dinge oder Quantitäten von solchen (z. B. reale Quantitäten von Gold, Eisen, Tuch), wenn auch zumeist generisch, nicht gerade individuell bestimmte reale Dinge, nicht aber Gattungen (wegen des Gedankenaustausches der Menschen gebildete Abstraktionen, z. B. das Gold, das Eisen, das Gut) können in dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse zu den Menschen stehen, zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses tatsächlich verfügbar sein. —



Damit ein Ding zum Gute werde, oder mit anderen Worten, damit es die Güterqualität erlange, ist demnach das Zusammentreffen folgender vier Voraussetzungen erforderlich:

1. die Erkenntnis, beziehungsweise die Voraussicht eines menschlichen Bedürfnisses;
2. solche objektive Eigenschaften des Dinges, welche es tauglich machen, die Befriedigung des Bedürfnisses zu bewirken;
3. die Erkenntnis dieser Tauglichkeit;
4. die Verfügung über dieses Ding: ein solches Verhältnis des Dinges zu uns, daß dasselbe zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses (wenngleich eines künftigen und nur mit Hilfe von anderen Gütern) herangezogen werden kann.

Wo immer auch nur eine der obigen vier Voraussetzungen mangelt, kann ein Ding die Güterqualität nicht erlangen; \*) steht es aber bereits in

Aristoteles nennt (Polit. I. 3) die Mittel zum Leben und Wohlergehen des Menschen „Güter“. Der vorwiegend ethische Standpunkt, von welchem das Altertum die Lebensverhältnisse betrachtet, macht sich im übrigen in den Anschauungen der meisten Alten über das Wesen der Nützlichkeit, beziehungsweise der Güter geltend, gleichwie der religiöse Standpunkt in jenen der mittelalterlichen Schriftsteller. „Nihil utile, nisi quod ad vitae illius eternae prosit gratiam“, sagt Ambrosius und noch Thomassin, seinen wirtschaftlichen Anschauungen nach dem Mittelalter angehörig, schreibt in seinem *Traité de negoce* 1697 (S. 22): „L'utilité même se mesure par les considérations de la vie éternelle.“ Von den Neueren definiert Forbonnais die Güter (biens): „Les propriétés qui ne rendent pas une production annuelle, telles que les meubles précieux, les fruits destinés à la consommation.“ (Principes économiques, 1767, Chap. I, S. 174 ff., ed. Daire), indem er dieselben den „richesses“ (Gütern, welche einen Ertrag abwerfen) gegenüberstellt, wie dies in einem anderen Sinne auch von Dupont (Physiokratie, p. CXVIII) geschieht. Der Gebrauch des Wortes „Gut“ in dem der heutigen Wissenschaft eigentümlichen Sinne findet sich schon bei Le Trosne (*De l'intérêt social*, 1777, Chap. I, § 1), welcher den Bedürfnissen die Mittel zur Befriedigung derselben gegenüberstellt und diese letzteren Güter (biens) nennt. (Vgl. auch Neckers: *Législation et commerce des grains*, 1775, Part I, Chap. 4.) Say nennt (*Cours d'écon. pol.*, 1828, I, S. 132) Güter (biens): „les moyens que nous avons de satisfaire nos besoins“. Die Entwicklung, welche die Lehre vom Gute in Deutschland genommen, ist aus dem Nachfolgenden ersichtlich: Es definieren den Begriff des Gutes: So den (*Nationalökonomie*, 1805, I, § 43): Genußmittel; H. L. v. Jakob (*Grundsätze der Nationalök.*, 1806, § 23): „Alles, was zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dient“; Hufeland (*Neue Grundlegung der Staatswiss.*, 1807, I, § 1): „Jedes Mittel zu einem Zwecke eines Menschen“; Storch (*Cours d'économ. pol.*, 1815, I, p. 56 ff.) sagt: „L'arrêt que notre jugement porte sur l'utilité des choses... en fait des biens.“ Auf seiner Grundlage definiert Fulda (*Kammeralwissenschaften*, 1816, S. 2, ed. 1820): „Gut“ = jede Sache, welche der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse als Mittel anerkennt“ (vgl. aber auch schon Hufeland, a. a. O., I, § 5); Roscher (*System*, I, § 1): „Alles dasjenige, was zur Befriedigung eines wahren menschlichen Bedürfnisses anerkannt brauchbar ist.“

\*) Menschen, die sich vollständig in der Verfügungsgewalt anderer Personen befinden (z. B. der Sklave, der Leibeigene), können überhaupt oder doch in gewissen Rücksichten als Güter behandelt werden. Der freie Mensch gilt dagegen überall, bei Völkern mit höherer Gesittung der Mensch überhaupt als Träger eines Eigeninteresses (als Selbstzweck, als Person) und ist rechtlich davor geschützt, ohne seine Zustimmung oder über die Grenzen derselben hinaus von anderen Personen als Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse herangezogen, als Gut behandelt zu werden. Ja die Gesetzgebung der zivilisierten Länder geht (mit Rücksicht auf die nicht selten aufgehobene oder geminderte Willensfreiheit und die zum Teile unzulängliche Voraussicht der Menschen) noch weiter und schützt den Menschen schlechthin selbst dort, wo dessen formelle Zustimmung erfolgt, gegen

dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse zu uns Menschen, so büßt es dieselbe doch sofort ein, wenn auch nur eine jener Voraussetzungen entfällt. Es büßt demnach ein Ding seine Güterqualität ein:

erstens, wenn durch eine Veränderung im Bereiche der menschlichen Bedürfnisse der Erfolg herbeigeführt wird, daß kein Bedürfnis, zu dessen Befriedigung jenes Ding die Tauglichkeit hat, vorhanden ist (z. B. Medikamente für Krankheiten, die nicht mehr auftreten);

zweitens, wenn durch eine Veränderung in den Eigenschaften jenes Dinges die Tauglichkeit desselben, zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen, entfällt (z. B. verdorbene Nahrungsmittel, zerbrochene Gläser, Medikamente, welche ihre Heilkraft eingebüßt haben);

drittens, wenn die Erkenntnis der Tauglichkeit des Dinges, zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen, verloren geht (z. B. Kulturgüter, welche in den Besitz barbarischer Völker geraten);

viertens, wenn das Ding der menschlichen Verfügungsgewalt entrückt wird, so zwar, daß es zur Befriedigung auch künftiger menschlicher Bedürfnisse nicht weiter herangezogen werden kann (z. B. Güter, welche in unzugängliche Meerestiefe versinken).

Gleich der Nützlichkeit ist auch der Gütercharakter solcherart nichts den Dingen Anhaftendes. Er hat gewisse objektive Eigenschaften der Dinge zur Voraussetzung, ist jedoch nicht selbst eine Eigenschaft, sondern eine Beziehung der Dinge zu uns, mit deren Lösung die betreffenden Dinge aufhören, Güter zu sein.

solche Formen der Heranziehung zur Befriedigung fremder Bedürfnisse, welche dessen Persönlichkeit aufheben oder wesentlich beeinträchtigen. Regelmäßig können in zivilisierten Staaten nur freiwillig, respektive auf Grund eines Übereinkommens dargebotene Leistungen eines Menschen und nicht dieser selbst Mittel für die Befriedigung der Bedürfnisse anderer Personen und somit Güter werden. Ein gewisses Maß von Aufopferung an Freiheit und Wohlfahrt ist mit der Arbeit als solcher verbunden. Auch mit der Arbeit eines isoliert gedachten Individuums, unter sozialen Verhältnissen auch mit derjenigen, die der Arbeiter außerhalb eines Lohnverhältnisses leistet. Daß indes die freie Persönlichkeit mit dem Bestande eines Verhältnisses dieser Art verträglich ist, lehrt vielfache Erfahrung. Wegen des engen Zusammenhanges zwischen der Arbeitsleistung und der Person des Arbeiters, insbesondere wegen des aus dem Lohnvertrage nach Maßgabe der Umstände sich ergebenden mannigfach abgestuften Herrschaftsverhältnisses ist indes auch hier der Schutz der Persönlichkeit des Arbeiters als eine besondere Aufgabe der öffentlichen Gewalten erkannt worden.

Die von einzelnen Volkswirten aufgeworfene müßige Frage, ob die Glieder und Organe eines Menschen für diesen selbst Güter seien, ist dahin zu beantworten, daß das einzelne Glied oder Organ nicht als Mittel, sondern als Teil den Zwecken des Ganzen dient und somit an dem Charakter des letzteren als Selbstzweck partizipiert. Die einzelnen Bestandteile, Glieder und Organe eines Menschen können weder in Rücksicht auf das betreffende Subjekt, noch auch in Rücksicht auf andere Subjekte als Güter bezeichnet werden. — Gesundheit, Jugend, Zufriedenheit, das Behagen der Ruhe oder gar einen gesunden Magen u. dgl. m. als Güter im Sinne unserer Wissenschaft (als sogenannte „innere Güter“) aufzufassen, ist jedenfalls unstatthaft. Alle diese psychischen oder physischen Zustände sind befriedigte Bedürfnisse oder Begleitzustände solcher; sie sind normale Zustände bestimmter Subjekte usw., nicht aber zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse als tauglich erkannte und verfügbare Mittel. — Die Meinung, daß der Staat und die dem Staate analogen politischen Verbände vom Standpunkte des einzelnen Bürgers zu den Gütern zu rechnen seien, ja der Staat in diesem Sinne das wichtigste (wirtschaftliche) Gut in der Volkswirtschaft sei, beruht auf der Verkenntung des



Besonderes Interesse und, wie sich herausstellen wird, eine besondere Wichtigkeit haben jene konkreten Dinge, rücksichtlich welcher wohl einzelne die Güterqualität begründenden Momente zutreffen, indes nicht die Gesamtheit derselben, z. B. Dinge, welche objektiv nützliche Eigenschaften haben, Eigenschaften, die jedoch, sei es nun überhaupt (rücksichtlich aller Dinge der nämlichen Art) oder doch im konkreten Falle, nicht erkannt sind; ebenso konkrete Dinge, deren nützliche Eigenschaften erkannt sind, die sich aber nicht in der menschlichen Verfügungsgewalt befinden; so zwar, daß sie aus diesem Grunde zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nicht herangezogen werden können; endlich auch Dinge, die verfügbar sind, deren Tauglichkeit, gewisse Bedürfnisse zu befriedigen, von einzelnen Menschen erkannt, für welche aber das Bedürfnis nicht faktisch vorhanden ist. Auch der Fall ist zu beobachten, daß ein objektiv nützliches Ding sich wohl in der rechtlichen Verfügungsgewalt einer Person befindet, derselben jedoch die Kenntnis dieser Tatsache mangelt (z. B. ein Schatz usf.).

Dinge dieser Art sind keine Güter, indem ja nicht sämtliche die Güterqualität begründenden Momente bei ihnen zusammentreffen, wohl aber können sie durch das Hinzutreten der mangelnden Bedingungen ihrer Güterqualität (z. B. durch die Entstehung von Bedürfnissen, durch die Erkenntnis ihrer Nützlichkeit, die Verfügbarkeit) zu Gütern werden. Sie sind keine Güter, wohl aber Nützlichkeiten, und zwar Okkupations-, Erwerbsgelegenheiten, und ihr Vorhandensein ein wesentliches Element der fortschreitenden Wohlfahrt der Bevölkerung.

Die Frage, ob subjektive Rechte als Güter zu betrachten seien, ist zu verneinen. Ein Ding wird nicht erst dadurch zum Gute, daß es zum Objekte eines Rechtes wird. Damit ein Ding zum Gute werde, darf es nicht außerhalb der menschlichen Verfügungsgewalt stehen; daß es sich in der rechtlichen Verfügungsgewalt einer bestimmten Person befindet, ist indes schon mit Rücksicht auf die sogenannten freien Güter wie auch in Rücksicht auf die isolierte Wirtschaft keine Voraussetzung der Güterqualität eines Dinges. Nicht die subjektiven Rechte auf die Güter, sondern die Güter selbst stehen in dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse. Sowohl die Meinung, daß nur den subjektiven Rechten auf Güter, als auch die Meinung, daß diesen Rechten, zugleich aber auch den Objekten derselben die Güterqualität zukomme, ist unhaltbar. Die Frage, ob ein subjektives Recht auf ein Gut selbst ein Gut sei, ist etwa jener zu vergleichen: welcher Kulturart die Grenz-

organischen Charakters des Staates, dessen Teile die einzelnen sind. Die Meinung, daß der Einzelne im Verhältnis zum Staate vom Standpunkte des letzteren ein diesem verfügbares Mittel (in dieser Rücksicht kein Selbstzweck) sei, ist jedenfalls nicht minder unorganisch. — Wesentlich infolge der Verwechslung spezifisch ethischer mit dem ökonomischen Gesichtspunkte der Betrachtung und insbesondere infolge mechanischer Übernahme des Güterbegriffes aus ethischen Disziplinen (der Theologie, der Moral, der Jurisprudenz usf.) in unsere Wissenschaft werden von einzelnen Volkswirten Ideen und Dinge als Güter anerkannt, die vom ökonomischen Standpunkte der Betrachtung als solche nicht bezeichnet werden können (Gott als „höchstes Gut“, Tugend, Ehre u. dgl. m.). Ebenso sind Liebe, Freundschaft und Anerkennung u. dgl., die uns freiwillig gewährt werden, nicht für die Befriedigung der Bedürfnisse eines Wirtschaftssubjektes verfügbare Mittel, also keine Güter, sondern freie Äußerungen der Persönlichkeit.

linien der einzelnen landwirtschaftlichen Besitze angehören, ob diese Grenzen Äcker, Wiesen, Wälder, Weingärten etc. seien?

Wohl aber kann die Frage entstehen, ob vom Standpunkte allgemeiner volkswirtschaftlicher Betrachtung der Rechtsschutz als ein Gut zu betrachten sei. Das soziale Leben der Menschen fördert unter der Herrschaft des Privateigentums neben dem Bedürfnisse der wirtschaftenden Subjekte nach Gütern auch das Bedürfnis nach dem Schutze der ausschließlichen ökonomischen Verfügungsgewalt über gewisse Güter: das Bedürfnis nach Rechtsschutz und die Mittel hiefür (z. B. Urkunden, die Tätigkeit der Richter, Advokaten und Notare usf.) können in diesem Sinne auch vom ökonomischen Standpunkte der Betrachtung immerhin als „Güter“ betrachtet werden. Der Rechtsschutz entspricht einem besonderen Bedürfnisse der betreffenden Subjekte sowohl als der Gesellschaftsmitglieder überhaupt und er sowie die ihm dienenden Arbeitsleistungen, Urkunden usf. mögen immerhin als Güter aufgefaßt werden, die Objekte der subjektiven Rechte sind, ähnlich wie beispielsweise nicht nur eine Geldsumme, sondern auch die Kasse, welche diese Summe vor fremden Eingriffen bewahrt, ein Gut ist.

Die von einigen Nationalökonomern unter der Bezeichnung „Verhältnisse“ (neben die Sachgüter und die Arbeitsleistungen) als eine besondere Güterkategorie hingestellten Lebensbeziehungen umfassen nach der Darstellung dieser Autoren: Firmen, Kundschaften, Monopole. Verlagsrechte, Patente, Realgewerberechte, Autorenrechte usf., nach manchen auch die Verhältnisse der Freundschaft, der Liebe, endlich staatliche, kirchliche, wissenschaftliche Gemeinschaften usf. Über die letzteren Kategorien von Lebensverhältnissen, die einem vollständig verschiedenen Erscheinungsgebiete angehören, handelte ich an anderer Stelle (vgl. S. 13. Note) und beschränke mich hier ausschließlich auf die Verhältnisse ersterer Art.

Diese (die Firmen, Kundschaften, Verlagsverhältnisse usf.) weisen zahlreiche Analogien mit den Gütern überhaupt und insbesondere mit jenen Gütern auf, die sich uns als Einkommensquellen darstellen. Sie gewähren gleich diesen Einkommen, sind gleich diesen beliebte Objekte des Verkehrs, indem sie zu Kapitalsanlagen gesucht werden; ihr Verhalten bei der Preisbildung ist im wesentlichen das Nämliche wie bei sonstigen Dingen, deren Güterqualität außer Frage steht.

Andererseits scheint es doch manchen zu widerstreben, diese „Verhältnisse“ (z. B. das freiwillige Verhältnis, in dem die Kunden zu einem Handelsmanne stehen, oder Monopolrechte) als „Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse“ zu betrachten. Wie selbstverständlich, ist dies insbesondere bei jenen Autoren der Fall, welche in der Güterlehre einer vorwiegend technischen Auffassung folgen. Es ist nämlich klar, daß „Verhältnisse“ der obigen Art sich diesen Autoren schon aus dem Grunde nicht als Güter darstellen, weil dieselben immaterieller Natur sind und der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nicht unmittelbar zu dienen vermögen.

Ich nun glaube, daß die Frage, ob diese „Verhältnisse“ unter den Begriff der Güter fallen oder nicht, ziemlich irrelevant sei, halte dagegen die Frage nach der Natur der Verhältnisse für sehr wichtig — einerseits



wegen der praktischen Bedeutung dieser Verhältnisse für das Wirtschaftsleben, andererseits aber wegen der wichtigen, weit über die Grenzen des Untersuchungsobjektes hinausreichenden theoretischen Ergebnisse, zu denen ihre Behandlung führt. Diese von einigen Volkswirten als eine besondere Kategorie von Gütern hingestellten Verhältnisse sind nun in Wahrheit Gelegenheiten zum Erwerb von Gütern und die gilt auch insbesondere von dauernden, übertragbaren und ausschließlichen Verhältnissen dieser Art. Da indes die Gelegenheit zum Erwerb von Gütern für die wirtschaftenden Menschen gleichwertig mit den zu erwerbenden Gütern selbst ist oder doch jedenfalls auch eine bestimmte Bedeutung für sie hat, so ist leicht begreiflich, warum dieselben im Verkehr Gütern \*) gleichgeschätzt sind und, wie wir sehen werden, gegen Güter eingetauscht werden, ja warum zur Herbeiführung und Steigerung derselben häufig Güter aufgewendet werden (z. B. für Reklame, Inserate, Agenten etc.).

Wollte man Erwerbsgelegenheiten als Güter bezeichnen, so würde dies zum mindesten die Konsequenz fordern, alle Arten von solchen, also auch die vorübergehenden, die nicht übertragbaren und die nicht ausschließlichen Erwerbsgelegenheiten, ja selbst jede erkannte und unoffenstehende Gelegenheit zur Verbesserung unserer ökonomischen Lage als ein Gut anzuerkennen, ein Umstand, welcher notwendig eine Erweiterung des Gutsbegriffes, wie wir ihn oben dargelegt haben, zur Voraussetzung hätte. —

Vom Standpunkte allgemeiner Betrachtung, insbesondere auch in unserer Wissenschaft, werden regelmäßig alle jene Dinge als Güter bezeichnet, welche in dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse zu irgendeiner Person stehen (die übrigen Erfordernisse der Güterqualität vorausgesetzt, auch die Krücke eines Krüppels, die das Bedürfnis sonst keines menschlichen Individuums zu befriedigen vermag), Dinge, deren Tauglichkeit, wenn auch nur von einem einzigen menschlichen Individuum erkannt, Dinge, welche dem Bewohner irgendeines aus dem Güterverkehre ausgeschalteten Punktes der Erde verfügbar sind. Diese abstrakte Auffassung des Güterbegriffes ist für gewisse allgemeine Erörterungen nicht nur notwendig, ja unentbehrlich und somit berechtigt, sondern auch ausreichend.

Sobald wir aber die Frage nach der Güterqualität der Dinge in Rücksicht auf bestimmte Personen oder Personengruppen aufwerfen, stellt sich die obige Auffassung als eine unzulängliche dar. Mag ein Ding für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse immerhin tauglich, mag diese Tauglichkeit von einzelnen oder mehreren

\*) Wie wir später sehen werden, werden derartige Erwerbsgelegenheiten vielfach sogar „ökonomischen“ Gütern gleichgestellt. Eine von der obigen wesentlich verschiedene und bisher nicht besonders behandelte Frage wäre dann jene nach den Bedingungen des ökonomischen Charakters solcher Verhältnisse, die Frage, welche Verhältnisse der obigen Art sich uns unter der obigen Voraussetzung als ökonomische und welche als nichtökonomische Güter darstellen würden, ein Problem, welches unschwer in der nachfolgenden Theorie der ökonomischen Güter (Kapitel IV, § 2) seine Beantwortung findet, bisher aber in höchst verwirrender Weise mit der Frage nach der Güterqualität der „Verhältnisse“ vermischt wurde.

Individuen erkannt, mag das Ding einzelnen Individuen oder Gruppen von solchen verfügbar sein, die für den Einzelnen entstehende Frage ist, ob das Ding für die Befriedigung seiner Bedürfnisse tauglich, ob diese Tauglichkeit ihm bekannt und ob das Ding ihm verfügbar ist. In welchem Verhältnisse steht eine Krücke, die für einen Krüppel ein Gut ist, zu einem normalen Individuum, eine Arznei oder ein Lack, deren Tauglichkeit den Japanern bekannt ist, zu uns? Ja, sind die Mehrzahl der Kostbarkeiten, die sich im Besitze der Reichen befinden, für die Armen, welche dieselben nie zu Gesichte bekommen, geschweige denn mit denselben ihre Bedürfnisse befriedigen können, Güter?

Dazu tritt noch ein anderer, nicht minder wichtiger Umstand, welcher die obige abstrakte Auffassung des Güterbegriffes als unzulänglich erscheinen läßt: Das, was für das eine Individuum ein Gut ist, ist für das andere in zahlreichen Fällen nicht nur kein solches, sondern geradezu eine Schädlichkeit. Die spezifischen Werkzeuge eines Diebes oder Einbrechers sind z. B. für diesen unzweifelhaft Güter, vom Standpunkte anderer Personen sind sie indes im Hinblick auf ihre spezielle Bestimmung keine Güter, sondern Schädlichkeiten. Ebenso sind die Vorkehrungen, Werkzeuge und Arbeitskräfte, die ein Gewalthaber zur Ausbeutung der übrigen Gesellschaftsmitglieder (z. B. auf dem Wege des Verkehrs durch Monopole u. dgl.) gebraucht, für diesen zweifellos Güter, ohne doch in Rücksicht auf die Bevölkerung Güter zu sein.

Es ist somit klar, daß die in unserem Besitze befindlichen Güter in einem besonderen, von der allgemeinen Güterqualität zu unterscheidenden Verhältnisse zu uns stehen. Für die einzelnen Individuen oder bestimmte Personenkreise sind nur diejenigen Dinge Güter, welche zu ihnen in dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse stehen.

Das Gesagte gilt zunächst und unmittelbar für die verkehrslose Wirtschaft. Hier sind im Besitze einer Person befindliche Dinge, nach denen sie kein Bedürfnis hat, für dieselbe in der Tat keine Güter sowie auch solche Dinge, die sie nicht faktisch oder rechtlich besitzt. In der Verkehrswirtschaft können auch Dinge, deren wir nicht derart bedürfen, doch Güter für uns werden, insoferne wir sie gegen Dinge, die für uns Güter sind, einzutauschen vermögen.

## § 2.

### Die Arten der Güter.

Infolge des Umstandes, daß das Moment der Erkenntnis in mehr als einer Rücksicht bestimmend für die Güterqualität eines Dinges ist und demnach Irrtum und Unkenntnis das Verhältnis beeinflussen, in dem die Güter zu uns stehen, werden wir neben Dingen, die tatsächlich in dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse zu uns stehen, den wahren Gütern, auch solche beobachten, von welchen dies bloß irrthümlicherweise angenommen wird, die eingebildeten Güter.\*) Letztere können beobachtet werden:

\*) Die Unterscheidung zwischen wahren und eingebildeten Gütern darf in unserer Wissenschaft nicht von irgendeinem ethischen, sie muß vom ökonomischen Standpunkte der Betrachtung erfaßt werden.



1. wenn menschliche Bedürfnisse irrtümlicherweise vorausgesetzt werden, die in Wahrheit nicht vorhanden sind;\*) eingebildete Güter dieser Art sind z. B. Medikamente für Krankheiten, die in Wahrheit gar nicht bestehen. Mittel gegen Hexerei und Verzauberung, die Gerätschaften, Bildsäulen, Gebäude etc. für den Götzendienst u. dgl. m.;

2. wenn Dingen irrtümlicherweise Eigenschaften und somit auch Wirkungen zugeschrieben werden, die ihnen in Wahrheit nicht zukommen, wie z. B. den meisten Schönheitsmitteln, den Amuletten, der Mehrzahl der Medikamente, welche den Kranken bei tiefstehender Kultur, bei rohen Völkern auch noch in der Gegenwart gereicht werden, Liebestränken, der Mehrzahl der sogenannten Geheimmittel u. dgl. m., denn alle diese Dinge sind untauglich, diejenigen menschlichen Bedürfnisse, welchen durch dieselben genügt werden soll, in der Wirklichkeit zu befriedigen;

3. wenn Dinge irrtümlicherweise als verfügbar gedacht werden, die es in Wahrheit nicht sind.

Hierher gehören auch solche Dinge, welche die Menschen nicht zu benützen, also zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht tatsächlich heranzuziehen vermögen.

In diesen Fällen liegen unserer Beurteilung Dinge vor, die nicht tatsächlich, sondern nur in der Meinung der Menschen in dem die Güterqualität begründenden Verhältnisse stehen. Güter dieser Art sind reale, aber pathologische Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft. Sie sind Güter im Sinne der Wirtschaft, nicht solche im Sinne der Wirtschaftlichkeit. Je mehr die Kultur bei einem Volke fortschreitet, je tiefer insbesondere die Menschen ihre eigene Natur und die Dinge der Außenwelt und deren Zusammenhänge erkennen, um so größer wird die Zahl der wahren, um so geringer, wie begreiflich, die Zahl der eingebildeten Güter. Es ist kein geringer Beweis für den Zusammenhang zwischen wahrer Erkenntnis und Wohlfahrt der Menschen, daß erfahrungsgemäß bei denjenigen Völkern, welche an wahren Gütern die ärmsten sind, die Zahl der sogenannten eingebildeten Güter die größte zu sein pflegt.

Wir unterscheiden ferner materielle (Sachgüter) und immaterielle (unkörperliche) Güter. Daß nur körperliche Dinge in das Güterqualität begründende Verhältnis treten, nur körperliche Dinge Güter im Sinne unserer Wissenschaft sein können, ist eine durch nichts gerechtfertigte, auch der Erfahrung widersprechende Annahme. Sicherlich werden von einzelnen Volkswirten auch solche immaterielle Dinge als Güter bezeichnet, die in Wahrheit keine Güter sind. Hieraus folgt aber keineswegs, daß immaterielle Dinge überhaupt nicht unter den Begriff der Güter im Sinne unserer Wissenschaft zu fallen vermögen. Daß viele Naturkräfte, z. B. Wasserkraft, daß die Dienste eines Arztes oder Rechtsanwaltes, die Nutzung eines Wohngebäudes oder eines Teiles desselben in zahllosen Fällen Gegenstand menschlicher Bedürfnisse sind, die Tauglichkeit diese letzteren zu befriedigen haben, dies Verhältnis erkannt ist und die betreffenden immateriellen Dinge uns ver-

\*) Schon Aristoteles (De anima III, 10) unterscheidet wahre und eingebildete Güter, je nachdem das Bedürfnis von vernünftiger Überlegung geleitet oder unvernünftig ist.

füßbar sind (verfügbar in dem Sinne, daß wir sie zur Befriedigung unserer Bedürfnisse tatsächlich heranziehen können), läßt sich trotz der Unkörperlichkeit derselben sicherlich nicht in Abrede stellen. Im praktischen Leben können wir denn auch unschwer erkennen, daß die wirtschaftenden Subjekte die eben erwähnten immateriellen Dinge in analoger Weise wie die übrigen Güter behandeln. Jedes wirtschaftende Subjekt sucht über seinen Bedarf an Arbeitsleistungen, Wohnungsnutzungen usw. ebensowohl zur Klarheit zu gelangen, wie über seinen Bedarf an materiellen Gütern. Jeder sucht seinen Bedarf an den ersteren ebensowohl zu decken wie den Bedarf an Speise und Trank, an Rohstoffen, Hilfsstoffen usw.

Bei Außerachtlassung der immateriellen Güter vermöchte ein großer Teil der volkswirtschaftlichen Erscheinungen überhaupt nicht, geschweige denn vollständig erklärt zu werden. Wäre die obige Lehrmeinung richtig, unsere Wissenschaft tatsächlich nur eine Theorie der materiellen Güter, so stünde dies im Widerspruche zu der universellen Aufgabe derselben und es würde sich die Frage ergeben, welche Wissenschaft sich denn mit diesen immateriellen Gütern befassen soll? \*)

\*) Nicht zu verwechseln mit der Klassifikation der Güter in materielle und immaterielle ist die Einteilung derselben in Güter, die materiellen (physischen), und in solche, die psychischen Bedürfnissen dienen. Die Güter, in ihrer Gesamtheit betrachtet, dienen nicht lediglich der Befriedigung unserer physischen, der sogenannten materiellen Bedürfnisse, sondern der Befriedigung unserer Bedürfnisse überhaupt, derjenigen der physischen ebensowohl als der psychischen. Hiebei kann leicht die Beobachtung gemacht werden, daß immaterielle Güter (z. B. manche Dienstleistungen, manche schauspielerische Darstellungen usw.) nicht selten materiellen Bedürfnissen, ja den niedrigsten sinnlichen Instinkten, materielle Güter dagegen (z. B. wissenschaftliche und musikalische Instrumente, Bücher, Gemälde usw.) den idealsten Bedürfnissen dienen. Die materielle, beziehungsweise die immaterielle Natur der Güter ist demnach für unsere Wissenschaft durchaus nicht von jener prinzipiellen Bedeutung, welche ihr manche an unrichtiger Stelle moralisierende Schriftsteller vindizieren. Die Praxis und die Theorie der menschlichen Wirtschaft befassen sich mit den Gütern überhaupt, d. i. gleicherweise mit denjenigen, die materiellen und solchen, die geistigen Bedürfnissen dienen. Der Vorwurf des Materialismus kann vernünftigerweise ebenso wenig gegen die wirtschaftlichen Bestrebungen als gegen unsere Wissenschaft als solche erhoben werden. Würde unsere Wissenschaft auf die Lehren von den physischen Bedürfnissen und den ihrer Befriedigung dienenden oder wohl gar den materiellen Gütern beschränkt, so würde sie hiedurch nicht nur eine wesentliche Lücke aufweisen, sondern selbst in Rücksicht auf die materiellen Güter (die ja nicht zum geringen Teile geistigen Bedürfnissen dienen) und auf unsere physischen Bedürfnisse (die ja zum Teile durch immaterielle Güter befriedigt werden) vielfach des Zusammenhanges entbehren.

Ebenso verschieden von der obigen Kontroverse ist die, ob es innere und äußere Güter gebe. Daß die sogenannten inneren Güter (Tugend, Freundschaft, Liebe, Religiosität etc.) regelmäßig überhaupt keine Güter sind, ist bereits an anderer Stelle ausgeführt worden (S. 12 f., Note). Daß die ganze Klassifikation eine mißverständliche ist, ergibt sich indes aus der Erwägung, daß jedes Gut der Person, die über dasselbe verfügt, als Mittel (als Objekt) gegenübersteht, die räumliche Stellung des Gutes zur Person demnach in der hier entscheidenden Rücksicht irrelevant ist. Ein von seinem Besitzer verzehrtes Nahrungsmittel oder verschlucktes Goldstück wird hiedurch nicht zu einem inneren Gute, während die Arbeitsleistungen (die eigenen sowohl wie die anderer Personen) demjenigen, welcher darüber zum Zwecke der Befriedigung seiner Bedürfnisse verfügt, als Mittel (als Objekte), in dem hier entscheidenden Sinne als äußere Güter, gegenüberstehen.

Wir unterscheiden weiters verbrauchbare und unverbrauchbare Güter, je nachdem sie bei Verwendung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ihre Güterqualität, respektive ihre spezifische Güterqualität einbüßen (in diesem Sinne verbraucht, zerstört, verzehrt werden) oder aber ohne Einbuße ihrer spezifischen Güterqualität eine unbegrenzte Reihe von Verwendungen gestatten. Zu den Gütern der ersten Art gehören beispielsweise Speisen, Getränke, Tabak, die Mehrzahl der Rohstoffe usf., zu den Gütern der letzteren Art Diamanten, Wasserkräfte, Baugründe usf. \*)

Die verbrauchbaren Güter zerfallen wieder in solche einmaliger Nutzung (Verwendung), wenn der Verbrauch dieser Güter, beziehungsweise bestimmter aliquoter Teile derselben in einem Akte ihrer Verwendung erfolgt (z. B. Speisen, Getränke, Tabakfabrikate, die Mehrzahl der Rohstoffe usf.), und in solche wiederholter Nutzung (durch Abnützung verbrauchbare Güter), wenn der Verbrauch dieser Güter nur allmählich durch eine begrenzte Reihe von Verwendungsakten erfolgt (z. B. Kleidungsstücke, Zugtiere, Schreibfedern usf.). \*\*)

Von großer Wichtigkeit für die Wirtschaftstheorie, insbesondere aber von grundlegender Bedeutung für die Kapitals- und Einkommenslehre ist die Unterscheidung der Nutzungsquellen und ihrer zeitlich begrenzten Nutzungen, z. B. der Wohngebäude, Grundstücke, Hausgeräte usf. einerseits und der zeitlich begrenzten Nutzungen derselben andererseits. Daß zeitlich begrenzte Nutzungen bestimmter Güter ihrerseits wieder als Güter erfaßt und solcherart zu selbständigen Wirtschaftsobjekten werden, \*\*\*) lehrt die tägliche Erfahrung. Dieser Gegen-

\*) Der Ausdruck dauerhaft, dauerbar usf. für die obige Kategorie von Gütern ist minder genau, da auch verbrauchbare Güter wiederholter Nutzung eine größere oder geringere Dauerhaftigkeit aufweisen.

\*\*) Die Identifizierung der obigen für die Wirtschaftstheorie, zumal für die Lehre vom Kapital und Einkommen wichtige Klassifikation der Güter mit der Einteilung derselben in verbrauchbare und unverbrauchbare widerspricht nicht nur der wirklichen Sachlage, sondern bringt die Wirtschaftstheorie auch in einen durch innere Gründe nicht motivierten Gegensatz zur Jurisprudenz (vgl. H. Dernburg Pandekten, § 75, 4. Aufl., 1894, S. 176). —

Wir können auch von Verbrauchsgütern sprechen, die ihrer Natur und Bestimmung nach bei Heranziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse durch den einmaligen Gebrauch ihre Güterqualität überhaupt oder doch ihre spezifische Güterqualität einbüßen (z. B. Speisen, Getränke, Rohstoffe usf.) im Gegensatz zu Nutzungsgütern, welche eine wiederholte, beziehungsweise dauernde Heranziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gestatten (z. B. Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände, Maschinen, Wohngebäude, Grundstücke, Mühlbäche usf.).

\*\*\*) Die Nutzungen eines Wohngebäudes, Mobiliars, einer Maschine, eines Grundstückes während einer bestimmten Zeit usf. können ebensowohl als selbständige Güter gedacht werden als die materiellen Teile eines Gutes, z. B. die Hälfte eines erlegten Wildes usf. Ja den Nutzungen der obigen Kategorie von Gütern scheint uns im Verhältnisse zu den Nutzungsquellen sogar zunächst und unmittelbar die Güterqualität zuzukommen, der Nutzungsquelle aber nur in zweiter Reihe, als dem natürlichen Träger und somit dem Inbegriff der ersteren. Das Interesse, welches wir an den Nutzungsquellen nehmen, wurzelt nämlich in letzter Linie nicht in ihrem allfälligen materiellen Substrate, sondern in den Nutzungen, die sie uns gewähren. Selbstverständlich können jedoch die Nutzungen eines Gutes und die betreffende Nutzungsquelle ebenso wenig gleichzeitig als uns verfügbar gedacht werden, als etwa die materiellen Teile eines Gutes und dieses Gut selbst uns



satz tritt uns am klarsten und einfachsten bei den materiellen Gütern und ihren technischen Nutzungen (z. B. bei Maschinen, Wohngebäuden, Grundstücken usf.) entgegen. Das Verhältnis der Nutzungsquellen zu den ihnen entsprechenden Nutzungen äußert sich indes, wie die Folge lehren wird, auch in dem Verhältnis der Stauungsgüter oder Hauptgüter \*) zu ihren Früchten, der Geldkapitalien zu den Zinsen und überhaupt im Verhältnisse des Produktivvermögens zu dem daraus resultierenden Einkommen.\*\*)

Nicht alle Güter sind Nutzungsquellen oder Nutzungen. Die obigen Ausdrücke besagen nur ein Verhältnis eines Teiles der Güter zu ihren zeitlich begrenzten Nutzungen, nicht eine Klassifikation der Güter überhaupt. Eine solche wäre die Einteilung der Güter in Nutzungsquellen und in Verbrauchsgüter, zu welcher letzteren auch die Nutzungen selbst zu rechnen sind, richtiger in Nutzungsquellen und in dem Körper nach verbrauchbare Güter, beziehungsweise in Einkommensquellen und Einkommen.

### § 3.

#### Über den Zusammenhang der Güter in dem Zweckbewußtsein der Menschen.

Es scheint mir nun vor allem von der größten Wichtigkeit zu sein, daß man in unserer Wissenschaft sich klar werde über den **Z u s a m m e n h a n g d e r G ü t e r**; denn wie in allen anderen Wissenschaften wird der wahre und dauernde Fortschritt erst dann beginnen, wenn wir be-

gleichzeitig verfügbar sind. Betrachten wir im gegebenen Falle die zeitlich begrenzte Nutzung eines Gutes als ein selbständiges Gut, so mindert sich die betreffende Nutzungsquelle natürlich um dieses letztere. Dem praktischen Leben ist diese Betrachtungsweise geläufig; ein für mehrere Jahre vermietetes Gebäude oder ein Grundstück, dessen Nutzungen dem Besitzer des sogenannten dominium utile zustehen, werden z. B. im Verkehr nicht mit einem Gebäude oder Grundstück verwechselt, dessen Nutzungen in keiner Weise veräußert sind.

\*) Ich vermeide den Ausdruck „Hauptgut“, principale, zur Bezeichnung der Nutzungsquellen, weil er im gemeinen Leben und in der Jurisprudenz (Hauptsache) neben dem Gegensatze von principale und accession (Zuwachs) den Gegensatz einer Sache zu ihrem Zugehör (Zugehörsmengen, Partiemengen), also zu Sachen betont, welche, ohne Bestandteile einer anderen Sache zu sein, zu einer anderen Sache doch in einem solchen Verhältnisse stehen, daß sie nach der Auffassung des Verkehrs als in dieser Sache inbegriffen angesehen werden, z. B. die vorhandenen Schlüssel, Vorfenster, die zur Architektur, nicht zum Schmucke der Wohnungen gehörigen Statuen eines Gebäudes; Dünger, Streu und Ackergeräte eines Landgutes; die Rebpfähle eines Weinberges (Windscheid, Pandektenrecht, I, § 143; Krainz, I, § 94).

\*\*) Vom technischen Standpunkte der Betrachtung können die verbrauchbaren Güter einmaliger Nutzung (z. B. Nahrungsmittel, Getränke etc.) nicht Nutzungsquellen werden; wohl aber ist dies nicht nur rücksichtlich der unverbrauchbaren, sondern (in zeitlich begrenzter Weise!) auch rücksichtlich der abnutzbaren Güter der Fall. Die Komplikationen der menschlichen Wirtschaft führen indes dazu, daß auch Quantitäten von Gütern, die vom technischen Standpunkte sich uns als verbrauchbare Güter einmaliger Nutzung darstellen (z. B. Rohstoffe, Nahrungsmittel, ebenso Geldsummen) zu Nutzungsquellen zu werden vermögen, wobei die technische Auffassung der Nutzung selbstverständlich entfällt und die der besonderen Natur der obigen Nutzungsquellen entsprechende Auffassung des Begriffes der Nutzung Platz greift. Die technische Nutzung der Güter ist nur eine besondere Art der ökonomischen Nutzung.

müht sein werden, die Objekte unserer wissenschaftlichen Beobachtung nicht lediglich vereinzelt zu betrachten, sondern den Zusammenhang derselben zu erforschen und die Gesetze, unter welchen sie stehen.\*)

Das Brot, das wir genießen, das Mehl, aus welchem wir das Brot bereiten, das Getreide, das wir zu Mehl verarbeiten, der Acker, auf welchem das Getreide wächst, alle diese Dinge sind Güter, d. i. für den Zweck der Befriedigung eines unserer Bedürfnisse als tauglich erkannte und uns verfügbare Dinge. Die Stelle, welche die obigen Güter in unserem Zweckbewußtsein einnehmen, ist aber nicht die gleiche; sie ist vielmehr in Rücksicht auf die endliche Befriedigung unseres Bedürfnisses nach Brot eine zum Teile mehr, zum Teile minder vermittelte.

Die Befriedigung unserer Bedürfnisse ist gesichert, wenn wir jeweilig über die u n m i t t e l b a r hiefür tauglichen Güter verfügen. Verfügen wir z. B. über die nötige Quantität von Brot und von sonstigen zubereiteten Nahrungsmitteln, so haben wir es unmittelbar in unserer Gewalt, unser Nahrungsbedürfnis zu befriedigen. Die Tauglichkeit dieser Güter, der Befriedigung unserer Bedürfnisse zu dienen, ist eine unmittelbare. Diese Güter, welche wir unmittelbar zur Befriedigung unserer Bedürfnisse heranzuziehen vermögen (z. B. Speisen, Getränke, zubereiteten Tabak usf.), werde ich in Hinkunft Güter erster Ordnung nennen.

Der Kreis der Dinge, deren Güterqualität wir anerkennen, ist jedoch hiemit nicht abgeschlossen. Außer diesen Gütern können wir in der Wirtschaft der Menschen vielmehr eine große Anzahl anderer beobachten, die von uns nicht zur unmittelbaren Befriedigung unserer Bedürfnisse bestimmt sind und deren Güterqualität doch nicht minder feststeht als jene der Güter erster Ordnung, z. B. Mehl, Brennstoffe, Vorrichtungen und Werkzeuge zur Broterzeugung usf. Alle diese Dinge oder doch die weitaus größere Mehrzahl derselben sind untauglich, menschliche Bedürfnisse in u n m i t t e l b a r e r Weise zu befriedigen. Wenn nun diese Dinge gleichwohl als Güter anerkannt werden, so findet dies seine Begründung darin, daß sie zur Hervorbringung von Brot und anderen Gütern erster Ordnung dienen und solcherart doch m i t t e l b a r zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse geeignet sind. In gleicher Weise verhält es sich aber mit tausend anderen Dingen, die, ohne die Tauglichkeit zu besitzen, in unmittelbarer Weise menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, doch zur Hervorbringung von Gütern erster Ordnung dienen und solcherart dem Zweckbewußtsein der Menschen sich m i t t e l b a r als Güter darstellen. Wir werden diese letzteren in Hinkunft Güter der z w e i t e n Ordnung nennen.

Es wäre nun leicht zu zeigen, daß auch mit diesen Gütern der Kreis der Dinge, deren Güterqualität wir anerkennen, nicht abgeschlossen ist und daß, um bei dem oben gewählten Beispiele zu bleiben, sich uns

\*) Diejenigen verkennen die Aufgaben der Wirtschaftstheorie, welche den Kausalzusammenhang der Güter ins Auge fassen und die Feststellung der Kausalgesetze derselben anstreben. Diese Aufgabe lösen die Naturwissenschaften einschließlich der Psychologie. Wir dagegen haben die Güter als Mittel für menschliche Zwecke zu erfassen, ihren Zusammenhang im Zweckbewußtsein der wirtschaftenden Menschen (ihren teleologischen Zusammenhang) zu erforschen und die Gesetze desselben festzustellen.

Weizen, Roggen, die bei der Erzeugung des Mehles in Verwendung kommenden Maschinen, Arbeitsleistungen usf. als Güter dritter, Getreideäcker, die zur Bearbeitung derselben erforderlichen Werkzeuge und Vorrichtungen, die spezifischen Arbeitsleistungen der Ackerbauer als Güter vierter Ordnung darstellen. Ich glaube indes, daß der Gedanke, der hier zum Ausdruck gelangen soll, bereits genügend ersichtlich ist.

Wir haben in dem vorigen Abschnitte gesehen, daß das Wesen der Güter darin besteht, daß sie zur Befriedigung unserer Bedürfnisse als tauglich erkannte und für diesen Zweck uns verfügbare Dinge sind. Der Gedanke, den ich hier darzulegen bemüht war, läßt sich dahin zusammenfassen, daß es keine Voraussetzung der Güterqualität eines Dinges ist, daß die Stellung desselben zur Befriedigung unserer Bedürfnisse im Zweckbewußtsein der Menschen eine unvermittelte sei. Dieselben können vielmehr bald in einer näheren, bald in einer entfernteren Zweckbeziehung zur Befriedigung unserer Bedürfnisse stehen und wir haben in Rücksicht hierauf Güter erster, zweiter, dritter, vierter und höherer \*) Ordnung zu unterscheiden.

Auch hier ist es jedoch nötig, daß wir uns von vorneherein gegen eine fehlerhafte Auffassung des Gesagten versichern. Ich habe schon dort, wo ich von den Gütern im allgemeinen sprach, darauf hingewiesen, daß die Güterqualität keine den Gütern anhaftende Eigenschaft sei. Dieselbe Erinnerung muß nun auch hier gemacht werden, wo es sich um die Stelle handelt, welche ein Gut im Zweckbewußtsein der Menschen einnimmt. Auch diese zeigt nur an, daß ein Gut sich mit Rücksicht auf eine bestimmte Verwendung desselben in einer bald näheren, bald entfernteren Zweckbeziehung zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses befindet; auch sie ist nichts dem Gute Anhaftendes, keine Eigenschaft desselben.\*\*)

\*) An Stelle der in der ersten Auflage dieses Buches verwendeten Terminologie: Güter „niedriger“ und „höherer“ Ordnung findet sich in einem großen Teile des Manuskripts zur zweiten Auflage die Bezeichnung: Güter „näherer“, beziehungsweise „entfernterer“ Ordnung. Eines der Handexemplare enthält dagegen die Bemerkung: „Böhms Terminologie, Güter näherer und entfernterer Ordnung, ist falsch. Statt Güter höherer Ordnung: Güter mehrfach vermittelter Ordnung (in Rücksicht auf Befriedigung der Bedürfnisse, nicht auf Verfügungsgewalt).“ Da die letzterwähnte Terminologie zum mindesten den Nachteil hat, sehr schleppend zu sein, so wurde die Bezeichnungsweise der ersten Auflage beibehalten, zumal ja auch lediglich die Güter höherer Ordnung „entfernter“, beziehungsweise „mehrfach vermittelt“ in Rücksicht auf die Bedürfnisbefriedigung sind, die Ordnung selbst aber als eine Zahl, wohl am besten als niedriger, beziehungsweise höher bezeichnet wird.

Anm. des Herausgebers.

\*\*) Die obige Unterscheidung der Güter in solche erster und höherer Ordnung (gemeinlich, aber nicht ganz genau in Genuß- und Produktionsmittel) ist in zahlreichen Fällen schon in ihrer Natur begründet; Ackergründe, Rohstoffe und Hilfsstoffe der Industrie, die Mehrzahl der Maschinen und Werkzeuge sind schon ihrer Natur nach zumeist Güter höherer Ordnung; Speisen, Getränke, Kleider u. dgl. m. Güter erster Ordnung. Eine nicht geringe Anzahl von Gütern kann indes — selbst wenn wir von dem menschlichen Verkehr und den Wirkungen absehen, welche er auf das obige Verhältnis äußert —, je nach ihrer Bestimmung ebensowohl den Charakter von Gütern erster Ordnung als jenen von Produktionsmitteln erlangen (z. B. Früchte und Tiere, je nachdem sie zum Konsum oder zur Fortpflanzung bestimmt sind usf.).



Nicht die Ordnungsziffern sind es denn auch, auf welche ich hier sowie in der nachfolgenden Darstellung der Gesetze, unter welchen die Güter stehen, das Gewicht lege, obzwar dieselben, wofern sie richtig verstanden werden, uns ein erwünschtes Hilfsmittel bei Darlegung der überaus verwickelten Zusammenhänge der Wirtschaftserscheinungen darbieten werden; das, worauf ich das Gewicht lege, ist der Einblick in den teleologischen Zusammenhang zwischen den Gütern und der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und die je nach der Bestimmung der ersteren mehr oder minder vermittelte Zweckbeziehung derselben zu dieser letzteren.

#### § 4.

### Die Gesetze, unter welchen die Güter in Rücksicht auf ihre Güterqualität stehen.

#### a) Das Gesetz der komplementären Güter.

Verfügen wir über Güter erster Ordnung, so vermögen wir dieselben unmittelbar zur Befriedigung unserer Bedürfnisse zu verwenden. Verfügen wir über die entsprechenden Güter zweiter Ordnung, so liegt es in unserer Macht, sie zu Gütern erster Ordnung umzugestalten und dieselben in so vermittelter Weise der Befriedigung unserer Bedürfnisse zuzuführen. Verfügen wir aber auch nur über Güter dritter Ordnung, so haben wir es in unserer Macht, sie in die entsprechenden Güter zweiter Ordnung, diese wieder in Güter erster Ordnung umzugestalten und so die Güter dritter Ordnung in einer allerdings mehrfach vermittelten Weise zur Befriedigung unserer Bedürfnisse heranzuziehen. In gleicher Weise verhält es sich auch mit den Gütern höherer Ordnung. Sie sind, wenn auch an sich untauglich, menschliche Bedürfnisse in unmittelbarer Weise zu befriedigen, doch Güter, wofern wir es in unserer Macht haben, dieselben in vermittelter Weise der Befriedigung unserer Bedürfnisse zuzuführen.

In diesem letzten Umstande liegt aber, mit Rücksicht auf die Güter höherer Ordnung, eine Beschränkung von nicht geringer Wichtigkeit. Es steht nämlich durchaus nicht in unserer Macht, ein einzelnes Gut höherer Ordnung zur Befriedigung unseres Bedürfnisses nach einem Gute niedrigerer Ordnung heranzuziehen, wenn wir nicht zugleich über die übrigen (die komplementären) Güter höherer Ordnung verfügen. Setzen wir z. B. den Fall, es verfügte jemand nicht unmittelbar über Brot, wohl aber über sämtliche zur Erzeugung desselben nötigen Güter zweiter Ordnung, so stünde es in Zukunft nichtsdestoweniger in seiner Macht, sein Bedürfnis nach Brotnahrung zu befriedigen. Setzen wir nun aber den Fall, derselbe würde über sämtliche hier in Betracht kommenden Güter mit Ausnahme von Feuerung verfügen, so besteht kein Zweifel, daß das betreffende Individuum in diesem Falle nicht die Macht hätte,

Als Güter höherer Ordnung sind nicht etwa lediglich die technischen oder wohl gar nur die materiellen Produktionsmittel zu betrachten, sondern überhaupt alle (materiellen und immateriellen) Güter, durch welche wir (auf dem Wege von Produktion und Verkehr) über Güter niedrigerer Ordnung verfügen (auch Kapitalnutzungen, Arbeitsleistungen usw.). Vgl. Hermann, Staatsw. Unters., 1832, S. 62.

die ihm verfügbaren Güter zweiter Ordnung zur Befriedigung seines Bedürfnisses nach Brotnahrung tatsächlich heranzuziehen. Es würden demnach in diesem Falle die ihm verfügbaren Güter zweiter Ordnung in Rücksicht auf das Bedürfnis nach Brotnahrung ihre Güterqualität einbüßen,\*) da eine der vier Voraussetzungen dieser letzteren (in diesem Falle die vierte Voraussetzung) mangeln würde.

Die Güterqualität der Güter höherer Ordnung ist somit zunächst dadurch bedingt, daß auch die komplementären Güter der betreffenden Ordnung zum mindesten in Rücksicht auf die Hervorbringung irgendeines Gutes der nächstniedern uns verfügbar sind.

Es leuchtet indes von selbst ein, daß der obige Grundsatz nicht die ganze Summe der Voraussetzungen umfaßt, welche in bezug auf die Güterqualität der Dinge daraus entspringen, daß nur die Verfügung über die komplementären Güter höherer Ordnung uns die Macht gewährt, dieselben zur Befriedigung unserer Bedürfnisse heranzuziehen. Wenn wir über Güter dritter Ordnung verfügen, so ist ihre Güterqualität allerdings zunächst dadurch bedingt, daß wir dieselben zu Gütern zweiter Ordnung gestalten können, eine weitere Bedingung ihrer Güterqualität liegt aber dann noch darin, daß wir es in unserer Macht haben, die Güter zweiter Ordnung zu Gütern erster Ordnung umzugestalten, was die Verfügung über die komplementären Güter zweiter Ordnung zur weiteren Voraussetzung hat. In ganz analoger Weise stellt sich das Verhältnis bei den Gütern vierter, fünfter und höherer Ordnung dar.

Unter den komplementären Gütern eines bestimmten Gutes höherer Ordnung haben wir demnach nicht lediglich diejenigen Güter der nämlichen Ordnung zu verstehen, welche erforderlich sind, um das in Rede stehende Gut zu einem Gute der nächstniedern Ordnung zu gestalten, sondern die Gesamtheit jener Produktionsfaktoren, welche außer dem in Rede stehenden Gute höherer Ordnung erforderlich sind, um dasselbe zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses heranzuziehen. In diesem umfassenderen Sinne ist das Gesetz zu verstehen, daß die Güterqualität der einzelnen Produktionsfaktoren dadurch bedingt ist, daß wir über die komplementären Güter derselben verfügen.\*\*)

Viele Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft, welche uns sonst unverständlich bleiben würden, finden in dem obigen Gesetze ihre Erklärung, wie denn auch nichts den großen Zusammenhang der Güter im Zweckbewußtsein der Menschen uns lebendiger vor die Augen zu

\*) Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß die Dinge, deren Güterqualität hier in Frage ist, selbst unter den obigen Verhältnissen ihre Güterqualität in Rücksicht auf die Befriedigung anderer Bedürfnisse bewahren könnten, insofern dieselben zur Produktion anderer Güter herangezogen werden könnten. Würden aber die vorhandenen Güter zweiter Ordnung wegen des Mangels an einem oder mehreren komplementären Gütern weder für sich allein, noch aber in Verbindung mit anderen verfügbaren Gütern zur Befriedigung irgendeines menschlichen Bedürfnisses herangezogen werden können, so würden dieselben allerdings schon infolge dieses Umstandes ihre Güterqualität einbüßen.

\*\*) Es entsteht stets nur ein Bedürfnis nach der Gesamtheit der komplementären Güter höherer Ordnung und nur diese Gesamtheit derselben gewährt uns die Verfügung über die entsprechenden Güter niederer Ordnung.

führen vermag als das obige Gesetz der gegenseitigen Bedingtheit der Güter.

Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes hochentwickelt sind, so befinden sich die verschiedenen komplementären Güter zweiter und höherer Ordnung zumeist in den Händen verschiedener Personen. Die Produzenten jedes einzelnen Gutes führen ihre Unternehmungen zumeist in mechanischer Weise fort und ahnen der Regel nach wohl kaum, daß die Güterqualität der Dinge, die sie produzieren, durch das Vorhandensein anderer Güter bedingt sei, die sich gar nicht in ihrem Besitze befinden, und ihre Produkte ohne das Zutreffen dieser Bedingung völlig nutzlos sein würden. Je höher die Wirtschaft eines Volkes sich entwickelt, um so komplizierter wird der obige Zusammenhang, um so sicherer vermag aber auch der einzelne Produzent darauf zu rechnen, daß die komplementären Güter seiner Erzeugnisse tatsächlich in den Verkehr gelangen werden. Um so leichter wird er indes auch verleitet, die Bedeutung des obigen Gesetzes für seine Wirtschaft zu verkennen. Der Irrtum, daß die Güter höherer Ordnung, auch für sich und ohne alle Rücksicht auf das Vorhandensein komplementärer Güter, die Güterqualität besitzen, kann in der Tat am leichtesten in Ländern entstehen, wo durch einen regen Verkehr und eine hochentwickelte Volkswirtschaft fast jedes Produkt unter der stillschweigenden, ja der Regel nach dem Produzenten gar nicht bewußten Voraussetzung entsteht, daß andere mit ihm durch den Verkehr verbundene Personen für die komplementären Güter rechtzeitig vorsorgen werden. Erst wenn diese stillschweigende Voraussetzung nicht zutrifft und die Wirkungen der Gesetze, unter welchen die Güter stehen, an die Oberfläche der Erscheinungen tritt, erst wenn der gewohnte Mechanismus des Geschäftsbetriebes plötzlich eine empfindliche Störung erleidet, wendet die öffentliche Aufmerksamkeit sich den obigen Erscheinungen zu und die Wirkung des obigen ökonomischen Gesetzes gelangt zum Bewußtsein der wirtschaftenden Menschen.

Als im Jahre 1862 der nordamerikanische Bürgerkrieg Europa die wichtigste Bezugsquelle von Baumwolle verschloß, ging auch die Güterqualität tausend anderer Güter, deren komplementäres Gut jene Baumwolle war, verloren. Ich meine die Arbeitsleistungen der englischen und der kontinentalen in der Baumwollfabrikation tätigen Arbeiter, die zum großen Teile feiern und die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch nehmen mußten. Die Arbeitsleistungen (über welche diese tüchtigen Arbeiter verfügen konnten) waren die gleichen geblieben und doch verloren dieselben zum nicht geringen Teile ihre Güterqualität, denn das komplementäre Gut, die Baumwolle, blieb aus und die spezifischen Arbeitsleistungen konnten für sich im großen und ganzen zur Befriedigung keines menschlichen Bedürfnisses herangezogen werden. Es wurden diese Arbeitsleistungen aber sofort wieder Güter, als das komplementäre Gut derselben, die Baumwolle, zum Teile durch gesteigerte Zufuhr aus anderen Bezugsgebieten, zum Teile nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges aus der alten Bezugsquelle wieder verfügbar wurde.

In Ländern mit dünner, wenig betriebsamer Bevölkerung, zumal in solchen, in welchen vorwiegend einzelne Gattungen von Kulturpflanzen, z. B. Weizen und Mais, gebaut werden, pflegt nach besonders reichen



Ernten ein großer Mangel an Arbeitsleistungen zu entstehen, indem die ländlichen Arbeiter, an und für sich in geringer Anzahl vorhanden, in Zeiten des Überflusses zur Arbeit zumeist noch keine Nötigung finden, auch die Erntearbeiten wegen der einseitigen Kultur auf einen sehr kurzen Zeitraum zusammengedrängt sind. Unter solchen Verhältnissen (z. B. in den fruchtbaren Niederungen Ungarns) sind, zumal vor Entwicklung der Transportmittel, große Quantitäten Getreide auf den Feldern dem Verderben preisgegeben worden; der Grund hievon lag aber darin, daß die komplementären Güter der auf den Feldern stehenden Früchte (die zu ihrer Einbringung nötigen Arbeitsleistungen) zum Teile mangelten und solcherart ein Teil der Feldfrüchte selbst die Güterqualität einbüßte.

Nach reichen Weinernten geht in wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern nicht selten ein Teil des gewonnenen Weines aus Mangel an Gefäßen für die Aufbewahrung desselben, in Ländern mit sehr zurückgebliebenen Kommunikationsmitteln häufig genug ein Teil der Landesprodukte aus Mangel an Transportgelegenheiten zugrunde usf.

Es sind diese und so zahllose Erscheinungen des Wirtschaftslebens, die nicht selten als „absoluter Überfluß“ an gewissen Gütern aufgefaßt werden, doch im wesentlichen nur Äußerungen der Wirksamkeit jenes Gesetzes der gegenseitigen Bedingtheit der Güterqualität der Produktionsmittel, das ich als das Gesetz der komplementären Güter bezeichnet habe.

#### **b) Das Gesetz der Bedingtheit der Güter höherer Ordnung durch die Güterqualität der entsprechenden Güter niedrigerer Ordnung.**

Wir haben gesehen, daß jedes Ding seine Güterqualität einbüße, wenn durch eine Veränderung im Bereiche der menschlichen Bedürfnisse der Erfolg herbeigeführt wird, daß kein Bedürfnis, zu dessen Befriedigung jenes Ding bisher diente, mehr vorhanden ist. Daß also die Güter erster Ordnung in ihrer Güterqualität durch das Vorhandensein der Bedürfnisse bedingt sind, zu deren Befriedigung sie tauglich sind, ist nach dem, was wir über das Wesen der Güter gesagt haben, unmittelbar einleuchtend. Verwickelter wird diese Frage, wenn wir nach der Wirkung fragen, welche das Entfallen dieser Bedürfnisse auf die Güterqualität der zur Befriedigung derselben in Zweckbeziehung stehenden Güter höherer Ordnung äußert.

Setzen wir den Fall, daß durch eine Änderung in der Geschmacksrichtung der Menschen das Bedürfnis nach dem Genusse von Tabak vollständig beseitigt würde und zugleich alle übrigen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung der zu dem Genusse der Menschen bereits zubereitete Tabak etwa noch dienlich ist, gleichfalls entfallen würden. Daß in einem solchen Falle die zum unmittelbaren Genusse tauglichen Tabakfabrikate die Güterqualität einbüßen würden, ist von selbst einleuchtend. Wie verhielte es sich nun aber in diesem Falle mit den entsprechenden Gütern höherer Ordnung? Wie mit den rohen Tabakblättern, den bei der Erzeugung der verschiedenen Tabakfabrikate verwendeten Werkzeugen und Vorrichtungen, den hiebei zur Verwendung kommenden qualifizierten Arbeitsleistungen, kurz mit sämtlichen Gütern zweiter Ordnung, die der Hervorbringung des dem menschlichen Genusse bestimmten Tabaks dienen? Wie ferner mit dem Tabaksamen, den Tabakplantagen, den

bei der Erzeugung von rohem Tabak zur Verwendung kommenden Arbeitsleistungen und den hier zur Anwendung kommenden Werkzeugen und Vorrichtungen und all den übrigen Gütern, die wir mit Rücksicht auf das Bedürfnis des Menschen nach dem Tabakgenusse als Güter dritter Ordnung bezeichnen können? Wie mit den entsprechenden Gütern der vierten und fünften und höheren Ordnung?

Wir haben gesehen, daß die Möglichkeit der unmittelbaren Heranziehung der Güter zur Befriedigung unserer Bedürfnisse keineswegs eine notwendige Voraussetzung der Güterqualität eines Dinges ist, daß vielmehr eine große Anzahl von Dingen die Güterqualität lediglich daraus herleitet, daß sie sich in einer mehr oder minder vermittelten Zweckbeziehung zu der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse befinden. Ein Gut, ob es nun seine Güterqualität aus einer unmittelbaren oder aus einer mehr oder minder vermittelten Zweckbeziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse herleitet, büßt somit seine Güterqualität ein, wenn die Bedürfnisse, zu deren Befriedigung es dient, insgesamt verschwinden.

Es ergibt sich somit das Gesetz, daß die Güter überhaupt (ohne Unterschied ihrer Ordnung) in ihrer Güterqualität durch das Vorhandensein der Bedürfnisse bedingt sind, zu deren Befriedigung sie dienen, beziehungsweise daß die Güter höherer Ordnung in Rücksicht auf ihre Güterqualität durch jene der Güter niederer Ordnung bedingt sind, zu deren Hervorbringung sie dienen. Die Güterqualität der Güter niederer Ordnung ist die Ursache, nicht die Wirkung derjenigen der Güter höherer Ordnung (der Produktionsmittel, die zu ihrer Hervorbringung dienen).

Die Nationalökonomien neigen zum Glauben, daß ein Ding ein Gut sei, weil es aus Gütern produziert ist. Nach dem oben Ausgeführten ist indes klar, daß in Wahrheit gerade das Umgekehrte der Fall ist: Man verwendet Güter zu einer Produktion, weil das Produkt ein Gut sein wird.

Die Chinarinde würde dadurch, daß die Krankheiten, zu deren Heilung sie dient, vollständig verschwinden, aufhören, ein Gut zu sein, da das einzige Bedürfnis, zu dessen Befriedigung dieselbe tauglich ist, dann nicht weiter vorhanden wäre. Aber dies Entfallen des Gebrauchszweckes der Chinarinde hätte zur weiteren Folge, daß auch ein großer Teil der entsprechenden Güter höherer Ordnung die Güterqualität einbüßen würde. Die Bewohner der Territorien, welche sich durch das Aufsuchen und Schälen der Chinabäume gegenwärtig zum Teile ihren Lebensunterhalt erwerben, würden plötzlich finden, daß nicht nur ihre Vorräte an Chinarinde, sondern in weiterer Folge auch ihre Chinabäume, die Werkzeuge und Vorrichtungen, welche nur bei der Chininproduktion verwendbar sind, und zumal jene spezifischen Arbeitsleistungen, mit welchen sie sich bisher ihren Lebensunterhalt erwarben, ihre Güterqualität einbüßen würden.

Nicht nur die Tabakvorräte, sondern auch alle oben erwähnten und alle irgendwie bei der Erzeugung des Tabaks in Betracht kommenden Güter höherer Ordnung würden ihre Güterqualität einbüßen, falls durch eine Änderung in der Geschmacksrichtung der Menschen das Bedürfnis nach

Tabak vollständig entiele. Die gegenwärtig so gut bezahlten Leistungen der Agenten, welche in Cuba, Manila, Portorico, Havanna usw. in der Prüfung der Qualität des Tabaks und im Einkaufe desselben eine besondere Geschicklichkeit besitzen, würden aufhören, Güter zu sein, und selbst zahlreiche, gegenwärtig für Praktiker höchst nützliche Bücher über den Tabakbau und die Tabakindustrie würden dann ihre Güterqualität einbüßen — ihren Verlegern unverkäuflich auf dem Lager bleiben —, und dasselbe würde für die Tabakdosen, Zigarettenetui und alle Arten von Tabakspfeifen, Pfeifenröhren usw. gelten. Diese scheinbar so komplizierte Erscheinung fände aber darin ihre Erklärung, daß alle oben genannten Güter ihre Güterqualität aus ihrer Zweckbeziehung zu der Befriedigung des Bedürfnisses der Menschen nach dem Genuße von Tabak herleiten und mit dem Verschwinden dieses Bedürfnisses eine der Voraussetzungen ihrer Güterqualität entfallen würde.

Ein ähnlicher Erfolg tritt auch in Rücksicht auf die entsprechenden Güter höherer Ordnung ein, wenn die Güterqualität eines Gutes niedriger Ordnung verschwindet.

Die Güter erster Ordnung leiten übrigens nicht selten, die der höheren Ordnungen sogar der Regel nach ihre Güterqualität nicht lediglich aus einer vereinzelter, sondern aus mehr oder minder zahlreichen Zweckbeziehungen zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse her und ihre Güterqualität geht demnach in diesem letzteren Falle nicht schon dadurch verloren, daß ein einzelnes oder überhaupt nur ein Teil dieser Bedürfnisse entfällt. Auch in diesem Falle bleibt indes ihre Güterqualität nur insoferne erhalten, als sie auch dann noch unmittelbar oder mittelbar zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse tauglich sind.

### § 5.

## Über den Unterschied zwischen der Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse durch Güter erster und durch solche höherer Ordnung.

### a) Das Zeitmoment.

Der Prozeß, durch welchen die Güter höherer Ordnung stufenweise in solche niederer und erster Ordnung umgestaltet und diese schließlich der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zugeführt werden, ist das Ergebnis menschlicher Zwecktätigkeit, indes zugleich ein Kausalprozeß. Die Idee der Kausalität ist aber unzertrennlich von der Idee der Zeit. Ein jeder Wandlungsprozeß bedeutet ein Entstehen, ein Werden, und ein solches ist nicht anders denkbar als in der Zeit. Die Zeiträume, welche die einzelnen Phasen dieses Prozesses beanspruchen, mögen in manchen Fällen noch so kurz erscheinen und die Fortschritte in der Technik und im Verkehrswesen immerhin die Tendenz haben, dieselben mehr und mehr abzukürzen — eine zeitlose Produktion ist undenkbar. Es ist unmöglich, Güter irgendeiner höheren Ordnung durch einen bloßen Willensakt in die entsprechenden Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung zu verwandeln; wer über Güter höherer Ordnung verfügt, ist erst nach Ablauf eines gewissen Zeitraumes in der Lage, über die entsprechenden Güter der niederen, respektive ersten Ordnung zu verfügen.



Der Zeitraum, welchen dieser Prozeß in den einzelnen Fällen erfordert, ist je nach der Natur dieses Prozesses sehr verschieden. Wer über die sämtlichen zur Hervorbringung eines Eichenwaldes nötigen Grundstücke, Arbeitsleistungen, Werkzeuge, Samenfrüchte usf. verfügt, wird an hundert Jahre warten müssen, ehe er über einen schlagbaren Hochwald zu verfügen in der Lage sein wird, und in den meisten Fällen wird dies wohl erst bei den Erben oder sonstigen Rechtsnachfolgern der betrachteten Person der Fall sein. Dagegen mag derjenige, der die Ingredienzien von Speisen oder Getränken und die zu ihrer Erzeugung nötigen Werkzeuge, Arbeitsleistungen u. dgl. m. besitzt, schon in wenigen Minuten über die entsprechenden Speisen und Getränke selbst verfügen können. Wie groß dieser Unterschied nach Maßgabe der Verschiedenheit der Fälle aber auch sein mag, eines ist sicher, daß der Zeitraum, welcher zwischen der Verfügung über Güter höherer Ordnung und jener über die entsprechenden Güter niederer Ordnung liegt, niemals völlig verschwinden kann.

Daraus ergibt sich ein nicht zu verkennender Unterschied zwischen der Stellung, welche die Verfügung über Güter höherer Ordnung im Verhältnisse zu derjenigen über die entsprechenden Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung in der menschlichen Wirtschaft einnimmt. Wir vermögen die Befriedigung unserer Bedürfnisse allerdings nicht nur durch den Besitz von Gütern erster Ordnung, d. i. in unmittelbarer Weise, sondern auch durch den Besitz von Gütern höherer Ordnung sicherzustellen. Während wir indes von den ersteren sofort Gebrauch zur Befriedigung unserer unmittelbaren Bedürfnisse machen können, gewähren uns die letzteren den obigen Gebrauch erst nach Ablauf eines gewissen, je nach der Natur des Falles bald längeren, bald kürzeren Zeitraumes. Güter höherer Ordnung erlangen und behaupten ihre Güterqualität nicht mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der unmittelbaren Gegenwart, sondern lediglich im Hinblick auf Bedürfnisse einer mehr oder minder entfernten Zukunft.

#### **b) Das Moment der Unsicherheit.**

Noch eines anderen, nicht minder wichtigen Unterschiedes zwischen der unmittelbaren Verfügung über Güter erster Ordnung und der Verfügung über dieselben durch die entsprechenden Güter höherer Ordnung muß ich hier gedenken.

Die unmittelbar in unserer Verfügung befindlichen Güter sind uns nach Maßgabe unserer Erkenntnismittel quantitativ und qualitativ genau bekannt. Die Güter, über welche wir mittelbar durch die entsprechenden Güter höherer Ordnung verfügen, sind dies nicht im gleichen Maße; rücksichtlich derselben tritt vielmehr sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Beziehung ein Moment der Unsicherheit zutage. Wer hundert Metzen Weizen verwahrt, verfügt über dieses Gut in Rücksicht auf Quantität und Qualität mit jener Sicherheit, welche der unmittelbare Besitz von Gütern überhaupt zu bieten vermag. Wer dagegen über diejenige Quantität von Grundstücken, Samen, Dünger, Arbeitsleistungen, landwirtschaftlichen Geräten usw. verfügt, die voraussichtlich zur Her-

stellung von hundert Metzen Weizen erforderlich sind, steht der Eventualität gegenüber, mehr, aber auch weniger als die obige Quantität von Getreide zu ernten, und es ist für ihn selbst die Möglichkeit einer völligen Mißernte nicht ausgeschlossen; er wird überdies auch in Rücksicht auf die Qualität des Produktes einer gewissen Unsicherheit preisgegeben sein.

Die Unsicherheit in Rücksicht auf Quantität und Qualität der Güter, über welche wir durch die entsprechenden Produktionsmittel verfügen, ist in den verschiedenen Produktionszweigen bald größer, bald geringer. Wer über die zur Erzeugung von Schuhen nötigen Materialien, Werkzeuge und Arbeitsleistungen verfügt, wird wegen der mit jedem Produktionsprozesse verbundenen Gefahren möglicherweise überhaupt nicht in die Lage kommen, über das entsprechende Produkt zu verfügen. Regelmäßig wird er jedoch aus der Quantität und Qualität der seiner Verfügung unterstehenden Produktionsmittel mit relativ großer Bestimmtheit einen Rückschluß auf die Quantität und Qualität der Schuhe ziehen können, über welche er am Ende des Produktionsprozesses zu verfügen in der Lage sein wird. Wer dagegen über die Benützung eines für die Kultur von Weizen geeigneten Grundstückes und der entsprechenden landwirtschaftlichen Werkzeuge, ferner über die erforderlichen Arbeitsleistungen, Düngstoffe und Samenfrüchte usw. verfügt, wird über die Quantität des Weizens, die er am Ende des Produktionsprozesses ernten wird, und ebensowohl über dessen Qualität sich kein gleich sicheres Urteil bilden können, und doch wird er in den beiden obigen Rücksichten immer noch einer geringeren Unsicherheit gegenüberstehen als ein Hopfengärtner, ein Jäger oder gar ein Perlenfischer. So groß indes dieser Unterschied bei den verschiedenen Produktionszweigen auch immer sein mag und obzwar die fortschreitende Kultur die Tendenz hat, die Unsicherheit, von der ich hier spreche, zu vermindern, so viel ist sicher, daß ein gewisser, je nach der Natur des Falles bald höherer, bald geringerer Grad von Unsicherheit über die Quantität und Qualität des schließlich zu erzielenden Produktes allen Produktionen gemein ist.

Die letzte Ursache dieser Erscheinung liegt in der eigentümlichen Stellung des Menschen zum Prozesse der Gütererzeugung. Diese wird allerdings in ihrer Richtung, der Hauptsache nach auch in ihrem Verlaufe, durch die menschliche Zweckätigkeit beeinflusst; sie ist aber zugleich ein natürlicher Prozeß, welcher nicht selten von Faktoren mitbestimmt wird, deren wir uns überhaupt nicht bewußt werden, häufig genug auch von solchen, deren Einfluß auf die Produktion wir zwar kennen, die aber aus Gründen mancherlei Art unserer Verfügungsgewalt entrückt sind. Je mehr Faktoren bei der Güterentstehung mitwirken, die wir nicht kennen, oder über die wir, wenn sie von uns erkannt sind, nicht zu verfügen vermögen, d. i. eine je größere Anzahl dieser Faktoren keine Güterqualität besitzt, um so größer pflegt auch die Unsicherheit über die Qualität und Quantität des Produktes zu sein, über welches wir durch den Besitz von Gütern höherer Ordnung (also mittelbar) verfügen. Diese Unsicherheit ist eines der wesentlichsten Momente der ökonomischen Unsicherheit der Menschen und, wie wir in der Folge sehen werden, von der größten praktischen Bedeutung für die menschliche Wirtschaft.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß wir durch Güter höherer Ordnung zwar über Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung zu verfügen vermögen, indes nur in Rücksicht auf Bedürfnisse, die in mehr oder minder entfernten Zeitpunkten zur Befriedigung gelangen sollen und, was die Quantität und Qualität der uns so in vermittelter Weise verfügbaren Güter betrifft, nur mit einem größeren oder geringeren Grade von Unsicherheit.



## Drittes Kapitel.

### Über das Maß der menschlichen Bedürfnisse und der Güter.

Ich habe bisher die menschlichen Bedürfnisse und die zu ihrer Befriedigung als tauglich erkannten und verfügbaren Mittel, die Güter, lediglich unter dem qualitativen Gesichtspunkte betrachtet. Ich gehe nunmehr um einen Schritt weiter, indem ich sowohl an die Bedürfnisse als auch an die Güter das ihrer Natur entsprechende Maß lege. Die Bedeutung dieses Schrittes für die Wirtschaftstheorie kann keinem in wissenschaftlichen Untersuchungen Erfahrenen zweifelhaft sein. Wir werden zum theoretischen Verständnis der Wirtschafterscheinungen nur in der Weise gelangen, daß wir sie auf ihre konstitutiven Faktoren zurückführen, indes zugleich das ihrer Natur entsprechende Maß an dieselben legen. Nur so vermögen wir die komplexen Erscheinungen der entwickelten menschlichen Wirtschaft als ein Gewebe innerer Regelmäßigkeiten zu greifen.

#### § 1.

### Über das Wesen des Bedarfes und der Güterquantität.

Wir nennen die Gesamtheit der innerhalb eines gegebenen Zeitraumes zur quantitativ und qualitativ vollständigen Befriedigung der Bedürfnisse eines Wirtschaftssubjektes erforderlichen Gütermengen seinen **Bedarf**, die Gesamtheit der ihm für den obigen Zweck in Rücksicht auf diesen Zeitraum disponiblen Mittel die ihm verfügbare **Güterquantität**.\*) Die menschlichen Bedürfnisse und die Güter stellen sich uns solcherart unter dem ihnen gemeinsamen Gesichtspunkte

---

\*) Während die Erreichung eines Zweckes von der Verwendung bestimmter Quantitäten bestimmt qualifizierter Güter abhängen und man demnach mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck auch ohne Beziehung auf ein bestimmtes Individuum immerhin von Erfordernissen sprechen kann, sind Bedarf und verfügbare Güterquantität in dem obigen wissenschaftlichen Sinne vor allem nur in Rücksicht auf ein bestimmtes Subjekt oder eine bestimmte Gruppe von solchen denkbar; sie sind nicht schlechthin Güterquantitäten, sondern durch bestimmte Personen zu einem höheren Ganzen geeinte Gesamtheiten von solchen.

Von dem obigen Begriffe des Bedarfes im objektiven Sinne ist jener im subjektiven Sinne des Wortes wohl zu unterscheiden. Die Bedürfnisse sind durchaus subjektiver Natur und solcherart von den Gütern verschieden, welche zu ihrer Befriedigung dienen. Nichtsdestoweniger werden auch, zumal im populären Sprachgebrauche, die zur Befriedigung unserer Bedürfnisse erforderlichen Güter bisweilen „Bedürfnisse“ genannt. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriffe „Bedarf“. Auch dieser letztere ist zunächst rein subjektiver Natur, indem derselbe

punkte quantitativer Bestimmtheit als gleichartige in Rücksicht auf bestimmte Zeiträume miteinander vergleichbare Größen dar.

## § 2.

### Über unseren unmittelbaren Bedarf und die uns unmittelbar verfügbare Güterquantität.

#### Einleitung.

Wir haben zunächst und unmittelbar nur einen Bedarf an Gütern erster Ordnung. Wo ein solcher nicht vorhanden ist, dort kann für uns selbstverständlich auch kein Bedarf an Gütern höherer Ordnung, d. i. kein mittelbarer Güterbedarf entstehen. Unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung ist durch unseren (unmittelbaren) Bedarf an Gütern erster Ordnung bedingt. Dies gilt nicht nur schlechthin von unserem Bedarfe an Gütern höherer Ordnung. Unser Bedarf an diesen letzteren findet vielmehr, wie wir weiter unten sehen werden, in den zur Hervorbringung unseres (noch nicht gedeckten) Bedarfes an Gütern erster Ordnung erforderlichen Quantitäten von Gütern höherer Ordnung auch sein bestimmtes Maß; er ist insbesondere auch quantitativ durch unseren Bedarf an Gütern erster Ordnung bedingt. Wer sich über seinen Bedarf an Gütern höherer Ordnung ein Urteil bilden will, muß demnach zunächst über seinen Bedarf an Gütern niederer, beziehungsweise erster Ordnung zur Klarheit gelangt sein, und die Erkenntnis dieses letzteren ist solcherart die Grundlage und Voraussetzung jeder Erkenntnis unseres Bedarfes

lediglich unsere subjektiven Bedürfnisse unter dem Gesichtspunkte der quantitativen Bestimmtheit bezeichnet, und ist solcherart mit dem Bedarf im obigen, dem objektiven Sinne des Wortes, keineswegs identisch. In der wissenschaftlichen Behandlung und insbesondere überall dort, wo es sich um die Relationen zwischen Bedarf und verfügbaren Gütermengen handelt, tritt jedoch der Begriff des Bedarfes im objektiven Sinne so sehr in den Vordergrund des Interesses, daß wir ihn überall dort verstehen, wo wir uns des Ausdruckes Bedarf ohne weiteren Beisatz bedienen.

Der Ausdruck „Bedarf“ wird im gemeinen Leben und nicht selten auch in unserer Wissenschaft in einem engeren Sinne als oben, nämlich lediglich zur Bezeichnung der zur Erhaltung des Lebens und etwa der Gesundheit erforderlichen Güterquantitäten (der sogenannten Lebensnotwendigkeiten) gebraucht. Da indes, wie weiter unten des Näheren ausgeführt wird, das Ziel der menschlichen Wirtschaft die Sicherstellung der Befriedigung aller Exigenzen der Menschennatur (nicht lediglich der Lebensnotdurft) ist, so erscheint unserer Wissenschaft der Begriff des Bedarfes im obigen umfassenden Sinne adäquat, und zwar um so mehr, als der Begriff des Bedarfes im erwähnten engeren Sinne durchaus arbiträrer Natur und solcherart nicht geeignet ist, eine entsprechende Grundlage für die exakte Behandlung der Probleme unserer Wissenschaft zu bilden.

In einem noch engeren Sinne wird der Ausdruck Bedarf vielfach seitens der Geschäftswelt gebraucht, nämlich im Sinne derjenigen Güterquantitäten, welche eine Person oder eine Gruppe von solchen zu konsumieren gewöhnt ist, beziehungsweise voraussichtlich konsumieren wird, also in der Bedeutung des gewohnten, beziehungsweise voraussichtlichen Verbrauches. Ebenso unkorrekt wird der Ausdruck Bedarf von der Geschäftswelt häufig in einem anderen Sinne gebraucht, indem hierunter lediglich die Nachfrage nach einer Ware verstanden wird, so zwar, daß nach dieser Auffassung nicht nur derjenige, welcher keine Gegenwerte zu bieten hat (z. B. ein dem Elend preisgegebenes Individuum), sondern auch der mit dem betreffenden Gute bereits Versorgte „ohne Bedarf“ ist.

an Gütern höherer Ordnung und somit jeder allgemeinen Theorie des Güterbedarfes überhaupt.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den uns verfügbaren Güterquantitäten. Wir verfügen zunächst lediglich über die unmittelbar in unserer Gewalt befindlichen Güter und erst durch diese, wofern sie Güter höherer Ordnung sind, mittelbar über die entsprechenden Güter niederer Ordnung; diese letzteren sind somit durch die ersteren quantitativ und qualitativ bedingt. Wer über den Umfang der ihm mittelbar verfügbaren Güter sich ein Urteil bilden will, muß demnach zunächst über die ihm unmittelbar verfügbaren Gütermengen zur Klarheit gelangt sein.

Die Untersuchung über unseren unmittelbaren Bedarf und die uns unmittelbar verfügbaren Güterquantitäten ist solcherart der Ausgangspunkt jeder Untersuchung über unseren Bedarf und die uns verfügbaren Güterquantitäten überhaupt und somit auch die Grundlage jeder allgemeinen Theorie der beiden obigen Größen.

Bevor wir nun aber an die Aufgabe schreiten, die Grundsätze darzustellen, nach welchen die wirtschaftenden Menschen über ihren unmittelbaren Bedarf und die ihnen unmittelbar verfügbaren Güterquantitäten zur Klarheit zu gelangen suchen, um solcherart die Grundlage für die Erkenntnis ihres mittelbaren Bedarfes und der ihnen mittelbar verfügbaren Güterquantitäten zu gewinnen, drängen sich uns zunächst die folgenden Fragen auf: Sind unser unmittelbarer Bedarf und die uns unmittelbar verfügbaren Güterquantitäten determinierte und, wenn sie solche sind, zugleich auch bestimmbare Größen?

Unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung findet sein Maß in unserem Bedarf nach solchen niederer, beziehungsweise erster Ordnung und die Quantitäten von Gütern, über welche wir mittelbar verfügen, finden ihre qualitative und quantitative Bestimmtheit in den uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen. Würden sich bei den nachfolgenden Untersuchungen unser unmittelbarer Bedarf und die uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen als arbiträre oder als unbestimmbare Größen erweisen, so wäre der arbiträre Charakter, beziehungsweise die Unbestimmbarkeit des mittelbaren Bedarfes, beziehungsweise der uns mittelbar verfügbaren Gütermengen von selbst gegeben und jedes Streben nach den Gesetzen der obigen Erscheinungen von vorneherein ausgeschlossen. Es könnte von solchen alsdann gar nicht die Rede sein. Die Untersuchung über die qualitative und quantitative Determination und über die Bestimmbarkeit unseres unmittelbaren Bedarfes und der uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen muß demnach unseren Untersuchungen über das Maß unseres mittelbaren Bedarfes und der uns mittelbar verfügbaren Gütermengen notwendig vorangehen.

**A) Inwieweit unser unmittelbarer Bedarf und die uns unmittelbar verfügbaren Güterquantitäten determinierte Größen sind.**

Unsere Bedürfnisse wurzeln in unserer Natur und sind deshalb gleich dieser letzteren zunächst und unmittelbar von unserem Willen unabhängig. Wir sind nicht ohne jeden Einfluß auf unsere Individualität, wir haben es insbesondere in unserer Gewalt, durch Gewöhnung einzelne



Bedürfnisse hervorzurufen, andere zu modifizieren: Sobald dieselben indes vorhanden sind, machen sie sich ohne und sogar wider unseren Willen geltend. Wir vermögen ferner auf die Befriedigung eines Bedürfnisses freiwillig oder mangels der hiezu erforderlichen Mittel zu verzichten; das Bedürfnis selbst ist jedoch damit nicht beseitigt. Die menschlichen Bedürfnisse machen sich unabhängig von unserem Willen und von der äußeren Möglichkeit, dieselben zu befriedigen, geltend.

Auch in quantitativer Beziehung sind unsere unmittelbaren Bedürfnisse nichts Willkürliches; auch das Maß derselben ist vielmehr durch die menschliche Natur und die besondere Individualität des Einzelnen gegeben und unser unmittelbarer Bedarf somit, und zwar in Rücksicht auf jeden bestimmten Zeitraum, durch die Exigenzen unserer Individualität determiniert.

Der obige Grundsatz bedarf indes einer in der allgemeinen Natur der Dinge gelegenen Einschränkung.\*) Bestimmte Bedürfnisse können nicht selten, je nach unserer Wahl, mit Gütern verschiedener Art befriedigt, beziehungsweise unser Bedarf (im rein subjektiven Sinne des Wortes) mit Gütern verschiedener Art gedeckt werden; so z. B. unser Bedarf an Nahrungsmitteln, an Mitteln zum Schutze gegen die Witterungseinflüsse usf., mit Speisen, Getränken und Kleidungsstücken sehr verschiedener Art. Unser Bedarf im subjektiven Sinne (lediglich als das Maß der Exigenzen unserer Natur betrachtet) ist also, wie wir oben sahen, allerdings durch die Individualität jedes Einzelnen streng determiniert, im objektiven Sinne (als Maß der zur Befriedigung unserer Bedürfnisse erforderlichen Gütermengen) weist derselbe indes insofern zum Teile einen arbiträren Charakter auf, als verschiedene Kombinationen von Gütern sich uns in gleicher Weise als Bedarf darstellen und wir im konkreten Falle zwischen denselben zu wählen vermögen. Jede dieser Kombinationen von Gütern ist an sich wiederum durchaus nicht arbiträrer Natur, vielmehr durch die Exigenzen unserer Individualität qualitativ und quantitativ gegeben.

Es liegt unserer Wissenschaft in dem Bedarfe somit eine Größe vor, deren Determination besonderer Natur ist, eine Determination, welche wohl in zutreffender Weise als eine disjunktive bezeichnet werden könnte.\*\*)

Was die uns unmittelbar verfügbaren Güter anbetrifft, so stellen sich uns dieselben gleichfalls zunächst und unmittelbar als quantitativ und qualitativ streng determinierte Größen dar; sie sind in letzter Linie unabhängig von unseren Wünschen und Bestrebungen durch

\*) Bestimmte Ursachen haben stets die nämlichen Wirkungen, aber bestimmte Wirkungen haben nicht stets die nämlichen Ursachen und somit auch nicht notwendigerweise die nämlichen Bedingungen des Werdens. Die Bedingungen eines bestimmten Erfolges (der Deckung unseres Güterbedarfes) sind aber eben hier in Frage und diese letzteren weisen demnach schon ihrer allgemeinen Natur nach ein arbiträres Moment auf.

\*\*) Dem Volkswirte liegen somit Erscheinungen vor, welche sich nicht unwesentlich von den streng determinierten Größen unterscheiden, mit denen beispielsweise der Chemiker oder der Physiker operieren, ein Umstand, welcher die Probleme der politischen Ökonomie gegenüber jenen der Naturwissenschaften bedeutend kompliziert.

die jeweilige Sachlage sowohl qualitativ als auch quantitativ gegeben. Gleich dem Baumeister, welcher das Baumaterial in letzter Linie nicht schaffen, sondern nur wählen, kombinieren und verwenden kann, vermögen auch die wirtschaftenden Menschen nur solche Güter zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse heranzuziehen, welche ihnen in letzter Linie unabhängig von ihren Wünschen und Bestrebungen durch die ökonomische Sachlage gegeben sind.

Das hier Gesagte findet nicht etwa nur auf die materiellen Güter seine Anwendung. Allerdings, daß wir auch nicht die geringste Quantität von Materie zu schaffen oder durch unseren bloßen Willen in ihren Eigenschaften zu modifizieren vermögen und solcherart alle materiellen Elemente der Güterproduktion in letzter Linie durch die jeweilige ökonomische Sachlage quantitativ und qualitativ gegeben sind, darüber besteht, zumindestens in der Wissenschaft, seit langem kein Zweifel mehr. Ein Gleiches gilt indes auch von den immateriellen Elementen der Güterproduktion. Auch die Arbeitsleistungen, über welche die einzelnen wirtschaftenden Subjekte, beziehungsweise ganze Völker verfügen, sind in letzter Linie jeweilig gegeben. Wir vermögen die Arbeitskräfte, über welche wir verfügen, gleich anderen Produktionselementen auszubilden und somit zu modifizieren; zunächst und unmittelbar sind dieselben jedoch, gleich den materiellen Gütern, durch die jeweilige ökonomische Sachlage qualitativ und quantitativ determiniert.

Nur in einer Beziehung vermögen wir auch rücksichtlich der uns unmittelbar verfügbaren Gütermenge ein arbiträres Moment zu beobachten. Das eigentümliche Wesen eines Gutes liegt nicht in seinen Eigenschaften an sich, sondern in seiner Eignung, bestimmten Gebrauchszwecken zu dienen, und objektiv gleichartige Dinge vermögen uns demnach, je nach der verschiedenen Bestimmung, die wir denselben geben, als Güter sehr verschiedener Art zu erscheinen, z. B. Früchte als Nahrungsmittel, als Schaustücke, als Samen; ein Stab als Stütze, als Waffe, als Werkzeug usf. Die uns unmittelbar verfügbaren Dinge sind demnach durch die jeweilige Sachlage allerdings (physisch) streng determiniert, die uns unmittelbar verfügbaren Güter weisen dagegen — und es gilt dies insbesondere auch von den uns verfügbaren Arbeitsleistungen — in der obigen Rücksicht einen zum Teile arbiträren Charakter auf; auch sie stellen sich uns im gewissen Sinne als disjunktiv determinierte Größen dar.

#### **B) Inwieweit unser unmittelbarer Bedarf und die uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen bestimmbare Größen sind.**

Der Umstand, daß eine Größe objektiv determiniert ist, schließt ihre Bestimmbarkeit nicht notwendig in sich. Eine Größe vermag objektiv noch so streng determiniert zu sein, ohne deshalb notwendigerweise bestimmbar, beziehungsweise genau bestimmbar zu sein, falls es an den Mitteln gebricht, dieselbe, sei es nun überhaupt oder doch genau zu erkennen. Daß die uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen und innerhalb gewisser Schranken auch unser unmittelbarer Bedarf determinierte Größen sind, ist somit von der Frage nach der Bestimmbarkeit derselben

in Rücksicht auf kommende Zeiträume zu unterscheiden, die nun untersucht werden soll.

#### a) Bedarf.

Die Größe unseres Bedarfs an Gütern erster Ordnung ist durch unsere Individualität, durch das Maß der Exigenzen, der Erhaltung und Entwicklung der letzteren gegeben und uns solcherart nach Maßgabe unserer Lebenserfahrungen unmittelbar bewußt. Würden demnach die Menschen rücksichtlich jener Zeiträume, auf welche sich ihre Vorsorge erstreckt, darüber immer genau und vollständig unterrichtet sein, welche konkreten Bedürfnisse sie haben und mit welcher Intensität sich dieselben geltend machen werden, so würden sie an der Hand ihrer Erfahrungen über die ihnen zur Befriedigung derselben erforderlichen Güterquantitäten, d. i. über die Größe ihres unmittelbaren Bedarfes, niemals im Zweifel sein können.

Nun lehrt uns aber die Erfahrung, daß es mit Rücksicht auf kommende Zeiträume nicht selten mehr oder minder unsicher ist, ob sich gewisse Bedürfnisse innerhalb derselben überhaupt geltend machen werden. Daß wir innerhalb eines gegebenen Zeitraumes Speise, Trank, Kleidung, Wohnung u. dgl. m. benötigen werden, ist uns von vornherein bekannt; nicht dasselbe ist aber rücksichtlich vieler anderer Güter der Fall, z. B. rücksichtlich ärztlicher Dienstleistungen, vieler Medikamente u. dgl. m., da die Geltendmachung unserer Bedürfnisse nach diesen Gütern nicht selten von Einflüssen auf unsere Person abhängig ist, welche wir nicht mit Bestimmtheit vorausszusehen vermögen.

Hiezu tritt noch der Umstand, daß selbst bei jenen Bedürfnissen, von welchen wir von vornherein wissen, daß sie sich innerhalb jenes Zeitraumes, auf welchen sich unsere Vorsorge erstreckt, geltend machen werden, doch in quantitativer Beziehung eine Unbestimmtheit vorhanden sein kann, indem wir wohl die Tatsache, daß jene Bedürfnisse sich geltend machen werden, nicht aber von vornherein ebenso genau das Maß der letzteren, d. i. die Güterquantitäten kennen, die zur Befriedigung derselben erforderlich sein werden.

Es wäre indes irrig, daraus schließen zu wollen, daß unser Bedarf selbst deshalb eine unbestimmbare Größe sei. Die Erfahrung lehrt uns vielmehr, daß durch die Ungewißheit des Umstandes, ob sich gewisse Bedürfnisse geltend machen werden, die Vorsorge der Menschen für die eventuelle Befriedigung derselben durchaus nicht ausgeschlossen wird. Selbst gesunde Personen, die auf dem Lande wohnen, sind, wofern es ihre Mittel erlauben, im Besitze einer Hausapotheke oder doch einer Anzahl von Heilmitteln für unvorhergesehene Fälle; vorsorgliche Hauswirte besitzen Löschapparate, um für den Fall einer Feuersbrunst ihr Eigentum konservieren, und Waffen, um dasselbe nötigenfalls verteidigen zu können, auch wohl noch feuer- und einbruchssichere Schränke und so viele andere ähnliche Güter mehr. Ja, ich glaube, daß selbst unter den Gütern der ärmsten Personen sich irgendwelche vorfinden, die denselben nur für gewisse unvorhergesehene Fälle dienen sollen. Der Umstand, daß es ungewiß ist, ob ein Bedürfnis nach einem Gute innerhalb jenes Zeitraumes, auf welchen sich unsere Vorsorge erstreckt, sich überhaupt



geltend machen wird, schließt demnach die Vorsorge für die eventuelle Befriedigung desselben nicht aus und es hat demnach dieser Umstand auch nicht zur Folge, daß unser Bedarf an den zur Befriedigung dieser Bedürfnisse erforderlichen Gütern in Frage steht. Vielmehr sorgen die Menschen, wofern die ihnen verfügbaren Mittel hiezu ausreichen, auch für die eventuelle Befriedigung dieser, ja selbst sogenannter „unvorhergesehener“ Bedürfnisse und rechnen überall dort, wo es sich um die Bestimmung ihres vollen Bedarfes handelt, auch die für obige Zwecke nach Maßgabe ihrer bisherigen Erfahrungen erforderlichen Güter in denselben ein.

Was nun aber hier von jenen Bedürfnissen gesagt wurde, von welchen es unbestimmt ist, ob sich dieselben überhaupt geltend machen werden, gilt in gleichem Maße überall dort, wo über das Bedürfnis nach einem Gute kein Zweifel obwaltet und nur ungewiß ist, in welchem Maße sich dasselbe geltend machen werde, denn auch in diesem Falle halten die Menschen, und zwar mit Recht, ihren Bedarf erst dann für vollständig gedeckt, wenn sie über die für alle voraussichtlichen Fälle ausreichenden Güterquantitäten zu verfügen vermögen.

Ebenso scheint die Tatsache der Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Bedürfnisse gegen die Möglichkeit der Voraussicht derselben zu sprechen. Sind nämlich die Bedürfnisse der Menschen entwicklungsfähig und, wie bisweilen bemerkt wird, sogar ins Unendliche entwicklungsfähig, so könnte es den Anschein gewinnen, als ob dadurch die Grenzen der zu ihrer Befriedigung nötigen Güterquantitäten fortwährend verrückt, ja sogar bis ins völlig Unbestimmte ausgedehnt würden und demnach der menschliche Bedarf (zum mindesten in Rücksicht auf entferntere Zeiträume) sich uns als eine ebenso unbestimmte als unbegrenzte Größe darstellen würde.

Diese Meinung schließt indes einen Irrtum in sich. Die Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Bedürfnisse mag nämlich immerhin als unendlich aufgefaßt werden; der Begriff der Unendlichkeit bezieht sich jedoch hier offenbar nur auf den unbegrenzten Fortschritt der Entwicklung, nicht aber auf das Maß der Bedürfnisse innerhalb eines bestimmten Zeitraumes. Zugegeben, die Reihe sei eine unendliche, so ist doch jedes einzelne Glied dieser Reihe ein endliches. Mögen die menschlichen Bedürfnisse auch in den entferntesten Zeiträumen in ihrer Entwicklung nicht gehemmt gedacht werden, so sind sie doch für alle gegebenen und insbesondere für die in der Wirtschaft der Menschen praktisch in Betracht kommenden Zeiträume determiniert. Selbst unter der Annahme eines ununterbrochenen Fortschrittes in der Entwicklung menschlicher Bedürfnisse haben wir es demnach, wofern wir bestimmte Zeiträume ins Auge fassen — und nur solche kommen in der menschlichen Wirtschaft in Betracht —, doch stets mit endlichen und niemals mit unendlichen und deshalb völlig unbestimmbaren Größen zu tun.

Wenn wir die Menschen bei der auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse in kommenden Zeiträumen gerichteten vorsorglichen Tätigkeit beobachten, können wir denn auch leicht wahrnehmen, daß sie, fern davon, die Entwicklungsfähigkeit ihrer Bedürfnisse außer acht zu lassen, vielmehr bemüht sind, dieser letzteren Rechnung zu tragen. Wer eine Ver-

mehrung seiner Familie oder eine höhere gesellschaftliche Stellung zu erwarten hat, wird bei dem Bau und der Einrichtung von Wohngebäuden, bei der Anschaffung von Wagen und dergleichen Gütern von größerer Dauerhaftigkeit auf die Steigerung seiner Bedürfnisse in kommenden Zeiträumen gebührende Rücksicht nehmen und der Regel nach, soweit seine Mittel reichen, nicht nur in einer einzelnen Beziehung, sondern in Bezug auf seinen Güterbesitz überhaupt den höheren Ansprüchen der Zukunft Rechnung zu tragen suchen. Eine analoge Erscheinung können wir in den Gemeinwirtschaften beobachten: Wir sehen die Stadtgemeinden Wasserleitungen, öffentliche Gebäude (Schulen, Spitäler etc.), Gartenanlagen, Straßen u. dgl. m. nicht nur mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart, sondern auch mit gebührender Rücksichtnahme auf die gesteigerten Bedürfnisse der Zukunft anlegen, eine Tendenz, welche in der auf die Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse gerichteten Tätigkeit der Menschen naturgemäß noch deutlicher zutage tritt.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß bei Bestimmung jener Güterquantitäten, welche zur Befriedigung unserer unmittelbaren Bedürfnisse in kommenden Zeiträumen faktisch erforderlich sein werden, allerdings Momente der Ungewißheit zu beobachten sind, Momente einer Ungewißheit, welche, wie selbstverständlich, von um so größerer Bedeutung sind, je entfernter der Zeitraum ist, dessen Bedarf festzustellen die Aufgabe der wirtschaftenden Menschen ist. Ebenso sicher ist es aber, daß der Bestimmung unseres Bedarfe im Sinne der zur Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse in kommenden Zeiträumen erforderlichen Güter keine prinzipiellen Schwierigkeiten entgegenstehen. Unser Bedarf an Gütern erster Ordnung in kommenden Zeiträumen stellt sich uns vielmehr als eine Größe dar, über welche wir bei der auf die Deckung desselben gerichteten vorsorglichen Tätigkeit uns trotz der Ungewißheit des Eintrittes einzelner Bedürfnisse und der Entwicklungsfähigkeit der letzteren ein Urteil zu bilden vermögen, ein Urteil, welches für die praktischen Aufgaben der Wirtschaft von ausreichender Sicherheit und, wie wir sehen werden, eine der wichtigsten Grundlagen der menschlichen Wirtschaft ist.

#### b) Verfügbare Gütermengen.

Die Größe der jedem Einzelnen in einem bestimmten Zeitpunkte unmittelbar verfügbaren Güterquantität ist jeweilig durch die Sachlage selbst gegeben und wir haben bei Feststellung der in Rede stehenden Quantitäten keine andere Aufgabe, als diese letzteren zu inventarisieren und zu messen.

Nichtsdestoweniger bietet die Feststellung der uns unmittelbar verfügbaren Güterquantität in einigen Beziehungen besondere Schwierigkeiten dar. Auch die uns unmittelbar verfügbaren Güterquantitäten müssen nämlich gleich dem Bedarfe in der Zeit betrachtet werden und bei Bestimmung derselben handelt es sich deshalb nicht lediglich um jene Güterquantitäten, welche uns in einem gegebenen Zeitpunkte unmittelbar verfügbar sind, sondern häufig genug um jene, die uns innerhalb eines bestimmten Zeitraumes unmittelbar verfügbar sein werden, eine Größe, welche auch alle jene Güter in sich schließt, die innerhalb des gedachten

Zeitraumes unmittelbar in unsere Verfügung treten werden (z. B. Arbeitsleistungen, Nutzungen aller Art usf.). Die Quantität dieser letzteren vermögen wir indes nicht immer genau vorherzusehen und es ist diese letztere und somit auch das Maß der Gesamtheit der Güter, welche uns innerhalb eines bestimmten Zeitraumes unmittelbar verfügbar sein werden, zum mindesten teilweise qualitativ und quantitativ unbestimmt. Diese Unsicherheit wird noch durch den Umstand gesteigert, daß auch rückichtlich der uns in einem bestimmten Zeitpunkte für einen kommenden Zeitraum unmittelbar verfügbaren Gütermengen nicht immer gewiß ist, ob wir über dieselben auch im Momente der Geltendmachung unserer Bedürfnisse tatsächlich verfügen werden (indem z. B. die bezüglichen Güter inzwischen ihre nützlichen Eigenschaften ganz oder zum Teile eingebüßt haben oder unserer Verfügung entzogen worden sein können).

Selbst die Güterquantitäten, welche uns in kommenden Zeiträumen unmittelbar verfügbar sein werden, sind uns somit nicht genau bekannt und es ist klar, daß diese Ungewißheit eine um so größere ist, je ferner ab der Zeitpunkt liegt, rücksichtlich welches die bezüglichen Güterquantitäten in Frage stehen. Nichtsdestoweniger vermögen wir nach Maßgabe unserer Lebenserfahrungen uns ein Urteil über die uns in kommenden Zeiträumen unmittelbar verfügbaren Gütermengen zu bilden, ein Urteil, welches gleich wie jenes über unseren unmittelbaren Bedarf in kommenden Zeiträumen eine der wesentlichsten Grundlagen unserer auf die Deckung unseres Bedarfes gerichteten vorsorglichen Tätigkeit bildet. Die ganze menschliche Wirtschaft basiert in letzter Linie auf diesem Urteil und der Grad der Sicherheit desselben ist zugleich ein Maßstab für den Erfolg der menschlichen Wirtschaft.

### § 3.

#### **Über unseren mittelbaren Bedarf und die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten.**

Wenn wir nun darangehen, zu untersuchen, inwiefern unser mittelbarer Bedarf, d. i. unser Bedarf an Produktionsmitteln, sich uns als eine determinierte und in Rücksicht auf kommende Zeiträume bestimmbare Größe darstellt, so ist es mit Rücksicht auf die besondere Natur desselben (er findet sein Maß nicht unmittelbar in den Exigenzen der menschlichen Natur, sondern in unserem Bedarfe an Gütern erster Ordnung) klar, daß unser mittelbarer Bedarf nur unter zwei Voraussetzungen als eine qualitativ und quantitativ determinierte Größe zu erscheinen vermag: erstens, daß unser Bedarf an Gütern erster Ordnung selbst eine solche Größe sei, eine Voraussetzung, welche in den vorangehenden Untersuchungen ihre Erledigung gefunden hat, und zweitens, daß zwischen unserem Bedarfe an Gütern erster und jenem an Gütern höherer Ordnung kein willkürliches Verhältnis, sondern ein gesetzmäßiger Zusammenhang besteht.

Das Gleiche gilt rücksichtlich der Determination der uns mittelbar, d. i. durch unseren Besitz an Produktionsmitteln verfügbaren Gütern niederer, beziehungsweise erster Ordnung. Auch diese sind nicht unmittelbar gegeben und bestimmbar und auch ihre Determination dadurch



bedingt, daß einerseits die uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen determinierte sind, eine Voraussetzung, welche gleichfalls im vorigen Abschnitt ihre Erledigung gefunden hat, und andererseits, daß das Verhältnis zwischen den uns unmittelbar und den uns mittelbar verfügbaren Gütermengen kein willkürliches, sondern ein durch Gesetze geregeltes sei.

**a) Die Gesetze, unter welchen unser mittelbarer Bedarf steht.**

Unser mittelbarer Bedarf, d. i. unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung, ist durch unseren Bedarf an Gütern erster, beziehungsweise unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung durch unseren Bedarf an Gütern niederer Ordnung überhaupt bedingt. Nur wenn unser Bedarf an Gütern einer bestimmten Ordnung nicht oder nur unvollständig gedeckt ist, entsteht ein (mittelbarer) Bedarf an den entsprechenden Gütern höherer Ordnung, der sein Maß findet in den Quantitäten von Produktionsmitteln, die nach dem jeweiligen Stande der Technik zur Hervorbringung des durch unseren Güterbesitz nicht unmittelbar gedeckten Bedarfes erforderlich sind. Jede Änderung in unserem Bedarfe an einem Gute, jede Änderung in den uns verfügbaren Quantitäten desselben, jede Änderung in dem Stande der Technik seiner Produktion vermag demnach auf unseren Bedarf an den entsprechenden Gütern höherer Ordnung zurückzuwirken.

Der obige Grundsatz, an sich von ausnahmsloser Geltung, erfährt mit Rücksicht auf unseren effektiven Bedarf eine nicht unwesentliche Modifikation. Unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung ist lediglich eine Folge unseres Bedarfes an Gütern niederer Ordnung. Es tritt demnach auch der Bedarf an einem einzelnen Gute höherer Ordnung niemals an und für sich auf, vielmehr ist wohl zu beachten, daß, so oft der Bedarf an einem Gute niederer Ordnung nicht oder nur unvollständig gedeckt ist, der Bedarf an jedem einzelnen der entsprechenden Güter höherer Ordnung stets nur zugleich mit dem quantitativ entsprechenden Bedarfe an den komplementären Gütern höherer Ordnung sich tatsächlich geltend macht.

Setzen wir z. B. den Fall, daß wir bei einem noch ungedeckten Bedarfe von 10.000 Paar Schuhen für einen gegebenen Zeitraum wohl über die zur Herstellung einer solchen Quantität von Schuhen erforderliche Quantität von Werkzeugen, Arbeitsleistungen etc., aber nur über die zur Hervorbringung von 5000 Paar Schuhen nötigen Lederquantitäten oder umgekehrt über die sämtlichen übrigen zur Herstellung von 10.000 Paar Schuhen erforderlichen Güter höherer Ordnung, aber nur über die zur Hervorbringung von 5000 Paar Schuhen erforderlichen Arbeitsleistungen verfügen könnten, so ist kein Zweifel, daß sich mit Rücksicht auf den obigen Zeitraum unser Gesamtbedarf vor wie nach auf solche Quantitäten der einzelnen zur Hervorbringung von Schuhen erforderlichen Güter höherer Ordnung erstrecken würde, die zur Produktion der obigen Quantität von Schuhen ausreichen; unser effektiver (wirk-samer) Bedarf würde sich jedoch auch rücksichtlich der übrigen komplementären Güter nur auf solche Quantitäten erstrecken, die zur Herstellung von 5000 Paar Schuhen erforderlich sind, der restliche Bedarf aber ein latenter sein und erst dann ein effektiver werden, wenn

auch die obigen uns mangelnden komplementären Quantitäten uns verfügbar würden.

Es ergibt sich aber aus dem Gesagten das Gesetz, daß unser effektiver Bedarf an den Gütern höherer Ordnung dadurch bedingt ist, daß wir über die entsprechenden Quantitäten der komplementären Güter höherer Ordnung zu verfügen vermögen.

Auswanderer verfallen infolge der Anschauungen, die sie aus hochentwickelten Mutterländern mitbringen, nicht selten in den Fehler, zunächst und mit Hintansetzung wichtigerer Rücksichten nach einem ausgedehnten Grundbesitze zu streben, selbst ohne Rücksicht darauf, ob ihnen die entsprechenden Quantitäten der übrigen komplementären Güter jener Ländereien verfügbar sind, und doch ist nichts sicherer, als daß sie in der Heranziehung von Grundstücken zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nur in dem Maße fortschreiten können, als sie sich die entsprechenden komplementären Quantitäten von Samen, Getreide, Vieh, Ackerbauwerkzeugen, landwirtschaftlichen Arbeitsleistungen u. dgl. m. zu verschaffen imstande sind. Es liegt in ihrer Handlungsweise ein Verkennen eines sich unabweisbar geltend machenden Gesetzes.

Sowohl unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung überhaupt als auch insbesondere unser effektiver Bedarf an diesen letzteren sind demnach keineswegs arbiträre Größen, sondern in jedem Falle durch unseren unmittelbaren Bedarf und die uns unmittelbar verfügbaren Gütermengen qualitativ und quantitativ determiniert — sie sind Größen, welche sich nach bestimmten Gesetzen regeln. Nichtsdestoweniger ist jedoch auch hier ein Umstand zu beachten, welcher unserem mittelbaren Bedarfe in gewisser Beziehung einen arbiträren Charakter verleiht. Wir vermögen bestimmte Quantitäten von Gütern erster Ordnung bisweilen aus Produktionselementen sehr verschiedener Art, noch häufiger aus Gütern höherer Ordnung, die in sehr verschiedenem Quantitätenverhältnisse zueinander stehen, hervorzubringen. Wer z. B. Papier oder Brantwein erzeugen will, kann hiezu sehr verschiedene Stoffe, und wer eine bestimmte Quantität Getreide erzeugen will, Produktionsmittel (Arbeits-, Boden- und Maschinennutzungen, Düngstoffe usw.) verwenden, welche je nach der größeren oder geringeren Intensität seiner Wirtschaft in sehr verschiedenem Quantitätenverhältnisse zueinander stehen. Unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung ist somit durch unseren Bedarf an Gütern erster Ordnung zwar auf quantitativ und qualitativ streng begrenzte Kombinationen von Produktionsmitteln beschränkt, aber — so bestimmt auch unser Bedarf an den bezüglichen Gütern niederer, beziehungsweise erster Ordnung gedacht werden mag — doch immerhin innerhalb der hier angedeuteten Grenzen arbiträr. Da nun, wie wir bereits oben sahen, auch unser unmittelbarer Bedarf einen zum Teile arbiträren Charakter aufweist, so sind es somit zwei Momente, welche unseren Bedarf an Produktionsmitteln zu einem in gewisser Beziehung arbiträren gestalten. Einerseits vermögen wir unseren unmittelbaren Bedarf (allerdings nur innerhalb gewisser Grenzen) durch quantitativ und qualitativ verschiedene Kombinationen von Gütern erster Ordnung zu decken und andererseits diese letzteren wiederum (obzwar gleichfalls nur innerhalb gewisser

Grenzen) aus verschiedenen Kombinationen von Produktionselementen hervorzubringen. Unser mittelbarer Bedarf stellt sich uns somit — zum mindesten in dem gegenwärtigen Stadium unserer Untersuchung — nicht als eine jede andere Kombination ausschließende Summe von qualitativ und quantitativ genau bestimmten Gütern höherer Ordnung, sondern vielmehr als eine Reihe von quantitativ und qualitativ determinierten Kombinationen dieser letzteren dar, von welchen jede einzelne die Befriedigung unserer Bedürfnisse sicherzustellen und tatsächlich als unser Bedarf zu erscheinen vermag. Hat sich uns demnach schon unser unmittelbarer Bedarf als eine lediglich „disjunktiv-determinierte“ Größe dargestellt, so gilt dies in viel höherem Maße noch von unserem mittelbaren Bedarfe.

**b) Gesetze, unter welchen die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten stehen.**

Wir verfügen über Güterquantitäten entweder unmittelbar oder mittelbar, d. i. durch die nach dem jeweiligen Stande der Technik zur Hervorbringung derselben erforderlichen Quantitäten von Gütern höherer Ordnung, und die ersteren sind demnach durch die besondere Natur und das Maß der letzteren sowohl quantitativ als auch qualitativ bedingt.

Dies einfache Verhältnis erfährt infolge des Gesetzes der gegenseitigen Bedingtheit der Güter eine besondere Modifikation. Es ist uns unmöglich, irgendein Gut höherer Ordnung zur Hervorbringung eines Gutes niederer Ordnung zu verwenden, wenn wir nicht zugleich über die übrigen hiezu erforderlichen (die komplementären) Güter zu verfügen vermögen. Was wir nun oben von den Gütern im allgemeinen sagten, erhält hier seine schärfere Präzision, wenn wir die Güter in Rücksicht auf die verfügbaren Quantitäten derselben in Betracht ziehen. Wir vermögen Quantitäten von Gütern höherer Ordnung zur Hervorbringung bestimmter Quantitäten von Gütern niederer Ordnung und somit schließlich zur Deckung unseres Bedarfes nicht anders heranzuziehen, als wenn wir zugleich über die komplementären Quantitäten der übrigen Güter höherer Ordnung zu verfügen in der Lage sind. So können wir z. B. selbst die größte Quantität von Grundstücken zur Hervorbringung selbst der geringsten Quantität von Getreide nicht heranziehen, sofern wir nicht über die zur Hervorbringung dieser geringen Güterquantität erforderlichen (komplementären) Quantitäten von Samengetreide, Arbeitsleistungen u. dgl. m. zu verfügen vermögen. Die Quantitäten von Gütern niederer Ordnung, über welche wir mittelbar verfügen, sind somit dadurch bedingt, daß wir die entsprechenden komplementären Quantitäten von Gütern höherer Ordnung in unserer Gewalt haben.

Die Quantitäten von Gütern niederer Ordnung, über welche wir mittelbar, d. i. durch die uns nach der jeweiligen ökonomischen Sachlage unmittelbar gegebenen Produktionsmittel verfügen, sind somit weder in qualitativer, noch in quantitativer Beziehung durchaus arbiträre Größen. Unser Besitz an Produktionsmitteln verschafft uns keineswegs die Verfügung über unendliche oder, wie andere meinen, durchaus arbiträre Quantitäten von Gütern niederer Ordnung. Es sind diese letzteren



vielmehr sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Beziehung durch die unmittelbar in unserer Verfügung befindlichen Güter bedingt.

Indes tritt uns auch hier ein Moment der Unbestimmtheit entgegen. Durch Quantitäten von Gütern höherer Ordnung, die sich unmittelbar in unserer Gewalt befinden — so bestimmt dieselben auch in qualitativer und quantitativer Beziehung gedacht werden mögen —, verfügen wir (mittelbar) nicht über quantitativ ebenso genau bestimmte Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung, sondern oft genug, je nach unserer Wahl, über Güter verschiedener Art, und in dieser Beziehung erscheinen uns die Güterquantitäten, über welche wir mittelbar verfügen, allerdings als arbiträr. Aus bestimmten Quantitäten bestimmt qualifizierter Produktionsmittel, welche uns mittelbar verfügbar sind, vermögen wir nicht willkürliche Quantitäten beliebig qualifizierter Produkte zu erzeugen — in diesem Sinne sind die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten allerdings nicht arbiträr. Wohl aber sind es häufig genug mehr oder minder zahlreiche, wenn auch quantitativ und qualitativ begrenzte Kombinationen von Gütern, über welche wir durch unseren unmittelbaren Besitz an Produktionsmitteln (mittelbar) verfügen, und in diesem Sinne erscheinen uns die ersteren in der Tat zumindestens zunächst und ins solange wir die Gesetze der Wirtschaftlichkeit noch nicht entwickelt und zur Lösung der obigen Frage herangezogen haben, als bloß disjunktiv-determinierte Größen.

### **c) Über die Bestimmbarkeit unseres mittelbaren Bedarfes und der uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten.**

Unser mittelbarer Bedarf findet sein Maß in den zur Hervorbringung unseres nicht bereits unmittelbar gedeckten Bedarfes an Gütern erster Ordnung erforderlichen Quantitäten von Produktionsmitteln (S. 41); das Maß dieser letzteren aber richtet sich nach dem jeweiligen Stande der Technik. Sobald und insoweit, als wir uns in Rücksicht auf einen kommenden Zeitraum ein Urteil über den Umfang unseres unmittelbaren Bedarfes, beziehungsweise des nicht bereits unmittelbar gedeckten Teiles desselben gebildet haben, sind wir nach Maßgabe unserer Erfahrungen auf dem Gebiete der Technik in der Lage, unseren mittelbaren Bedarf an Gütern, beziehungsweise die verschiedenen möglichen Kombinationen desselben vorherzusehen.

Das Gleiche gilt von den uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten. Auch diese, beziehungsweise die verschiedenen hier möglichen Kombinationen von Gütern vermögen wir auf Grundlage der Erkenntnis der uns unmittelbar verfügbaren Güter und unserer Erfahrungen auf dem Gebiete der Technik der Produktion vorherzusehen. Wir sind in der Lage, uns sowohl über unseren mittelbaren Bedarf als über die uns mittelbar verfügbaren Gütermengen ein Urteil zu bilden, ein Urteil, welches, ob nun richtig oder irrtümlich, von wesentlichem Einflusse, ja in vielfacher Beziehung (insbesondere in der Spekulation) geradezu die Grundlage unserer praktisch-wirtschaftlichen Tätigkeit ist.

Gründe, welche unsere sichere Voraussicht in den obigen Beziehungen ausschließen oder irreführen vermögen, sind: das unvorhergesehene Auftreten oder Entfallen unmittelbarer Bedürfnisse; der Um-

stand, daß in unvorhergesehener Weise Güter unmittelbar in unsere Verfügung treten oder solche unserer Verfügung entrückt werden; insbesondere sind es aber unvorhergesehene Fortschritte der Technik, welche unser Urteil über unseren mittelbaren Bedarf und die uns mittelbar verfügbaren Gütermengen, beziehungsweise die verschiedenen, hier möglichen Kombinationen wesentlich zu alterieren vermögen.

Immerhin vermögen wir uns jedoch nach Maßgabe des Einblickes in die ökonomische Sachlage, in welcher wir unsere auf die Deckung unseres Bedarfes gerichtete vorsorgliche Tätigkeit entwickeln, über die beiden obigen Größen ein Urteil zu bilden, welches eine Grundlage unserer Wirtschaft ist.

**d) Über die Zeitgrenzen, innerhalb welcher Bedarf und verfügbare Güterquantitäten überhaupt und unser mittelbarer Bedarf und die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten insbesondere zur Erscheinung gelangen.**

Wir würden von der Stellung, welche Bedarf und verfügbare Güterquantität in der menschlichen Wirtschaft einnehmen, nur ein höchst unvollständiges Bild gewinnen, würden wir dieselben nicht zugleich mit Rücksicht auf die Zeiträume in Betracht ziehen, innerhalb welcher sie zur Erscheinung gelangen. Unser Leben ist ein Prozeß, welcher sich innerhalb der den Menschen überhaupt und der jedem Individuum insbesondere zugemessenen Zeitgrenzen vollzieht. Unsere Bedürfnisse treten nur allmählich in die Welt der Wirklichkeit und dieselben gelangen solcherart in ihrer konkreten Gestalt nur rücksichtlich bestimmter Zeiträume zur Erscheinung. Der Bedarf eines jeden ist in Rücksicht auf jeden bestimmten Zeitraum eine besondere Größe.

Dies gilt allerdings zunächst nur von unserem unmittelbaren Bedarf, aber auch unser mittelbarer Bedarf ist rücksichtlich der Zeit, in welcher er zutage tritt, keineswegs ein durchaus zufälliger oder willkürlicher. Es ist vielmehr klar, daß unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung, wie derselbe ja überhaupt durch unseren Bedarf an Gütern niederer Ordnung bedingt ist, so auch zeitlich durch diesen letzteren determiniert wird. Unser Bedarf an Gütern erster Ordnung in einem bestimmten Zeitraume bedingt, wofern er nicht unmittelbar gedeckt ist, einen Bedarf an den entsprechenden Gütern höherer Ordnung, einen Bedarf, welcher indes nicht notwendig in der nämlichen Zeitperiode, noch viel weniger aber in irgendeiner beliebig gedachten Periode, sondern notwendig bereits in einer früheren Periode zur Erscheinung gelangt.

Ebensowenig wie der Bedarf können die Güter unter dem quantitativen Gesichtspunkte in Betracht gezogen werden, ohne daß wir uns die Zeitgrenzen vergegenwärtigen, innerhalb welcher sie uns verfügbar sind. Ein nicht geringer Teil der uns verfügbaren Güter, darunter solche, welche von der höchsten Bedeutung für die menschliche Wirtschaft sind, so insbesondere konkrete Arbeitsleistungen, Boden- und Kapitalnutzungen usf. befinden sich überhaupt nur innerhalb bestimmter Zeitgrenzen in unserer Verfügung, um ebenso rasch aus derselben zu entschwinden, und können somit ohne Rücksicht auf bestimmte Zeiträume als „verfügbar“

gar nicht gedacht werden; aber auch alle übrigen Güter sind uns nur innerhalb gewisser, wenn auch je nach ihrer Natur bald längerer, bald kürzerer Zeiträume verfügbar. Gleichwie jedem besonderen Zeitabschnitt in dem Leben und in der Wirtschaft der Menschen ein quantitativ und qualitativ besonderer Bedarf eigentümlich ist, so entspricht demselben auch eine in gleicher Weise differenzierte Gütermenge.

Bedarf und verfügbare Gütermenge stehen sich in jeder Periode menschlicher Wirtschaft als besondere Größen gegenüber.

Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, daß von jedem wie immer gearteten Produktionsprozesse die Idee der Zeit unzertrennlich ist. Wir verfügen demnach durch unseren Besitz an Produktionsmitteln über die entsprechenden Güter niederer Ordnung nicht sofort und unmittelbar, sondern erst nach Ablauf eines gewissen Zeitraumes, welcher rücksichtlich bestimmter Produktionsprozesse um so größer ist, je höher die Ordnung der Güter ist, durch die wir (mittelbar) über bestimmte Güter niederer Ordnung verfügen. Nennen wir (in Rücksicht auf eine bestimmte Produktion) den Zeitraum, der von der Gegenwart bis zu jenem Zeitpunkte reicht, in welchem aus den in unserer Verfügung befindlichen Gütern zweiter Ordnung bereits die entsprechenden Güter erster Ordnung nach dem gewöhnlichen Verlaufe des Produktionsprozesses hergestellt sein können, die Periode I, den sich hieran schließenden Zeitraum, der bis zu dem Zeitpunkte reicht, in welchem aus den uns verfügbaren Gütern dritter Ordnung bereits Güter erster Ordnung hergestellt sein können, die Periode II und so fort die folgenden Zeiträume die Perioden III, IV usw., so ist es klar, daß wir mittels der in der Periode I uns disponiblen Güter zweiter Ordnung erst in der Periode II über die entsprechenden Güter erster Ordnung zu verfügen vermögen, die Güter dritter Ordnung, über welche wir in der Periode I verfügen, uns aber die Disposition über die Güter erster Ordnung erst in der Periode III, die Güter vierter Ordnung erst in der Periode IV usw. gewähren. Von welcher Bedeutung diese Grundsätze für die menschliche Wirtschaft sind, leuchtet sofort ein, wenn wir uns z. B. den Fall vergegenwärtigen, daß wir unseren Bedarf an Gütern erster Ordnung innerhalb der Periode II durch Güter vierter Ordnung decken wollen. Es wird hier sofort klar, daß dies technisch unmöglich wäre und eine Deckung des diesbezüglichen Bedarfes an Gütern erster Ordnung innerhalb der gedachten Zeitperiode vielmehr nur durch Güter erster oder zweiter Ordnung erfolgen könnte.

Wenn der Bedarf eines Volkes an Getreide für die laufende Jahresperiode im Spätherbste nicht unmittelbar gedeckt wäre, so würde es in dieser Jahreszeit viel zu spät sein, zu dem obigen Zwecke die verfügbaren Grundstücke, landwirtschaftlichen Geräte, Arbeitsleistungen u. dgl. m. heranziehen zu wollen, wohl aber wäre dies der rechte Zeitpunkt, um mittels der obigen Güter höherer Ordnung den Getreidebedarf der nächsten Jahresperiode zu decken, und um unseren Bedarf an den Arbeitsleistungen intelligenter Schullehrer in dem nächsten Dezennium seinerzeit decken zu können, müssen wir schon in der Gegenwart taugliche Individuen hiefür heranbilden.

Während wir solcherart durch Güter höherer Ordnung, welche uns in einem bestimmten Zeitpunkte disponibel sind, über die entsprechenden



Güter niederer Ordnung erst in späteren Zeitpunkten verfügen, ruft der Bedarf an Gütern niederer Ordnung in kommenden Zeitperioden, wie bereits erwähnt, schon in früheren Zeitperioden den entsprechenden Bedarf an Gütern höherer Ordnung hervor. Es ist nämlich klar, daß z. B. unser Bedarf an Gütern erster Ordnung in der Periode V den entsprechenden Bedarf an Gütern zweiter Ordnung spätestens schon in der Periode IV, jenen an Gütern dritter Ordnung schon in der Periode III usf., endlich den Bedarf an Gütern fünfter Ordnung schon in der Gegenwart hervorruft.

Bedarf und verfügbare Güterquantität sind demnach Größen, welche nicht nur in Rücksicht auf jede einzelne Wirtschaftsperiode sich als (innerhalb der oben gekennzeichneten Grenzen) determinierte und bestimmbare Größen gegenüberstehen; es ist vielmehr klar, daß auch der mittelbare Bedarf und die uns mittelbar verfügbaren Güterquantitäten innerhalb bestimmter zeitlicher Grenzen zur Erscheinung gelangen und somit auch in dieser Rücksicht als determiniert erscheinen.

#### § 4.

### Über das Verhältnis von Bedarf und verfügbarer Güterquantität in Rücksicht auf bestimmte Zeiträume.

(Bilanzierung von Bedarf und verfügbarer Güterquantität.)

Wir haben in dem Vorangehenden gesehen, daß sowohl unser unmittelbarer als auch unser mittelbarer Bedarf, sowohl die uns unmittelbar als auch die uns mittelbar verfügbaren Gütermengen innerhalb gewisser Zeitgrenzen zur Erscheinung gelangende determinierte und vorher bestimmbare Größen sind.

Es wäre indes ein Irrtum, wollte man annehmen, daß die obigen Größen sich in der menschlichen Wirtschaft ohneweiters bilanzieren. Unser unmittelbarer Bedarf innerhalb einer bestimmten Periode findet beispielsweise seine Deckung keineswegs notwendigerweise in den uns innerhalb der nämlichen Periode unmittelbar verfügbaren Gütermengen. Unser unmittelbarer Bedarf ist lediglich ein solcher von Gütern erster Ordnung; die uns jeweilig unmittelbar verfügbaren Güter sind jedoch sehr verschiedener Ordnung und können somit zur Deckung des obigen Bedarfes in Rücksicht auf die hier in Rede stehende Wirtschaftsperiode zum Teile gar nicht herangezogen werden, indem selbst der größte Überfluß an verfügbaren Gütern einer höheren Ordnung unseren Bedarf an Gütern erster Ordnung innerhalb der nämlichen Wirtschaftsperiode nicht zu decken vermag. Ebenso vermögen wir unseren Bedarf an Gütern zweiter, dritter Ordnung innerhalb einer bestimmten Wirtschaftsperiode nicht durch die uns innerhalb derselben Periode etwa verfügbaren entsprechenden Güter fünfter und sechster Ordnung zu decken. Eine Bilanz zwischen Bedarf und verfügbarer Gütermenge kann somit in Rücksicht auf eine bestimmte Wirtschaftsperiode nicht in der Weise gedacht werden, daß wir etwa unseren unmittelbaren Bedarf oder unseren Bedarf überhaupt mit den uns innerhalb der nämlichen Periode unmittelbar oder überhaupt verfügbaren Gütermengen in Relation bringen. Es ist vielmehr klar, daß dies nur in der Weise zu erfolgen vermag, daß wir unseren

voraussichtlichen Bedarf an Gütern bestimmter Ordnungen innerhalb bestimmter Perioden mit Quantitäten von Gütern der nämlichen Ordnung in Relation setzen, welche uns in den nämlichen Perioden voraussichtlich, sei es nun unmittelbar oder durch die uns in entsprechend früheren Perioden disponiblen Produktionselemente, verfügbar sein werden. Setzen wir beispielsweise den Fall, daß es sich um die Bilanzierung von Bedarf und verfügbarer Quantität einer noch sechs Monate entfernten Monatsperiode unserer Wirtschaft handelt, so werden wir nicht den voraussichtlichen Bedarf an Gütern erster Ordnung innerhalb der obgedachten Periode oder gar schlechthin den Bedarf derselben Periode überhaupt mit den uns voraussichtlich in der nämlichen Periode unmittelbar oder überhaupt verfügbaren Gütern bilanzieren dürfen — denn diese beiden Größen stehen in keiner notwendigen Relation zueinander —, sondern wir werden den voraussichtlichen Bedarf jener Periode an Gütern erster Ordnung mit den Quantitäten von Gütern der nämlichen Ordnung bilanzieren, welche uns voraussichtlich innerhalb der gedachten Periode, sei es nun unmittelbar oder mittelbar, durch Quantitäten von Gütern zweiter, dritter, vierter Ordnung usf. in den entsprechend früheren Wirtschaftsperioden verfügbar sein werden; unseren voraussichtlichen Bedarf an Gütern zweiter Ordnung innerhalb der obgedachten Periode werden wir aber mit den Quantitäten von Gütern der nämlichen Ordnung zu bilanzieren haben, die uns, sei es nun unmittelbar in der in Rede stehenden Periode oder mittelbar durch die uns in den entsprechend früheren Perioden disponiblen Güter dritter, vierter Ordnung usf. verfügbar sein werden. In analoger Weise wird es sich aber mit unserem Bedarf an Gütern dritter, vierter und höherer Ordnung innerhalb der erstgedachten Wirtschaftsperiode verhalten.

Allerdings haben wir die Determination der hier in Rede stehenden Größen bisher lediglich als eine disjunktive kennen gelernt. Es sind zahlreiche Kombinationen von Gütern erster und höherer Ordnung denkbar, welche sich uns rücksichtlich jeder bestimmten Wirtschaftsperiode als Bedarf und verfügbare Güterquantität darstellen und die wir als ebensoviele Möglichkeiten wirtschaftlicher Gestaltung in unserem Geiste zu bilanzieren vermögen.

## § 5.

### **Bedarf und verfügbare Güterquantitäten innerhalb bestimmter Zeiträume als soziale Erscheinungen.**

#### **a) Der soziale Bedarf.**

Der Bedarf eines Volkes (begrifflich verschieden von dem Bedarfe des Staates oder des geselligen Organismus als solchen) umfaßt die Gesamtheit jener Güter, welche zur quantitativ und qualitativ vollständigen Befriedigung der (individuellen und sozialen) Bedürfnisse sämtlicher Glieder der Gesellschaft erforderlich sind.

Im praktischen Leben und auch in unserer Wissenschaft wird der obige Begriff indes zumeist in einem wesentlich anderen Sinne verstanden, da der Bedarf der Völker in dem obigen, dem eigentlichen Verstande des Wortes bei der heutigen Organisation der menschlichen Wirtschaft nur

ausnahmsweise der Gegenstand praktischen Interesses ist. Allerdings in einer wahren Volkswirtschaft, d. i. in einer solchen, deren Ziel die höchste bei der jeweilig gegebenen ökonomischen Sachlage erreichbare wirtschaftliche Wohlfahrt (die möglichst vollständige Befriedigung der Bedürfnisse) aller Mitglieder des Volkes wäre, würden die Leiter derselben das größte Interesse an der Feststellung des Volksbedarfes im obigen Sinne haben und sich dieser Aufgabe nicht entschlagen können, ohne damit auf eine der wesentlichen Grundlagen und Voraussetzungen gedeihlicher Tätigkeit zu verzichten. Gleichwie das Familienhaupt bei der heutigen Organisation der menschlichen Wirtschaft — soweit dies praktische Rücksichten erfordern — den Bedarf aller Glieder der Familie in Evidenz hält, um demselben nach Maßgabe der ihm verfügbaren Mittel verhältnismäßig gerecht werden zu können, so würden unter den obgedachten Verhältnissen auch die Leiter der Volkswirtschaft die Bedürfnisse aller zu erforschen bemüht sein, da ohne eine solche Erkenntnis jede zielbewußte Volkswirtschaft in dem obigen Verstande des Wortes undenkbar wäre.

Unter unseren heutigen sozialen Verhältnissen ist der Bedarf des Volkes in dem obigen, dem eigentlichen Verstande des Wortes, wie gesagt, nur in seltenen Ausnahmefällen und auch da nur partiell der Gegenstand praktischen Interesses, da es in Wahrheit in keinem Volke ein wirtschaftendes Subjekt gibt, das die Deckung des Volksbedarfes im obigen Sinne zur Aufgabe seiner Wirtschaft machen würde. Wohl pflegen die Staatsregierungen und charitativen Korporationen in gewissen äußersten Notlagen eine auf die Deckung des dringendsten Bedarfes der notleidenden Bevölkerung hinzielende Tätigkeit zu entwickeln, eine Tätigkeit, welche selbstverständlich die Erhebung des bezüglichen Bedarfes zur Voraussetzung hat. Die ihr Eigeninteresse verfolgenden Leiter der Individualwirtschaften, also die eigentlichen wirtschaftenden Subjekte im Volke, haben bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit die Deckung des Volksbedarfes im obigen Sinne keineswegs im Auge und die Erkenntnis des letzteren hat an sich für dieselben somit nur ein untergeordnetes praktisches Interesse. Kommt in der heutigen, auf Leistung und Gegenleistung begründeten Gesellschaft, zumal in den Kreisen der Geschäftswelt der Bedarf des Volkes in Frage, so wird darunter nicht der wahre, von dem Güterbesitzer, respektive der Zahlungsfähigkeit selbstverständlich unabhängige Bedarf der Glieder des Volkes, sondern es werden hierunter diejenigen Güter verstanden, welche die letzteren (innerhalb einer bestimmten Zeitperiode) erfahrungsgemäß zu konsumieren pflegen oder voraussichtlich konsumieren werden, nicht selten auch nur jene Güter, welche die Konsumenten zu ihren bereits vorhandenen Vorräten auf dem Wege des Verkehrs innerhalb einer bestimmten Periode erfahrungsgemäß dem Markte zu entnehmen pflegen oder voraussichtlich entnehmen werden. Nur an der Evidenzhaltung dieser Größen hat die Geschäftswelt nämlich ein praktisches Interesse. Bei dieser letzteren findet der leiseste Wunsch zahlungsfähiger Personen die sorgfältigste, der dringendste Bedarf im Elendschmachtender Menschen keine Berücksichtigung. Nicht der wahre, nur der zahlungsfähige und zahlungswillige Bedarf des Volkes sind bei unserer geselligen Organisation Gegenstand der eifrigen Evidenzhaltung der Geschäftswelt.



Hier indes, wo ich von den Grundlagen der menschlichen Wirtschaft überhaupt und nicht ausschließlich von jenen einer bestimmten Form der letzteren spreche, möchte ich den Volksbedarf im eigentlichen Verstande des Wortes nicht übergehen, und zwar dies um so mehr, als derselbe sich bei tieferer Auffassung der wirtschaftlichen Probleme selbstverständlich auch für die Lösung dieser letzteren in Rücksicht auf unsere gegenwärtige wirtschaftliche Organisation von grundlegender Bedeutung erweist. \*)

Daß auch der Bedarf sozialer Menschen gleich jenem isoliert wirtschaftender Individuen durch die jeweilige Sachlage gegeben, und zwar in analoger Weise wie dieser determiniert ist, bedarf nach dem, was wir oben sagten, keiner weiteren Auseinandersetzung. Was dagegen die Frage seiner Bestimmbarkeit betrifft, so liegt es auf der Hand, daß die Lösung derselben ungleich größere Schwierigkeiten als das analoge Problem rücksichtlich des individuellen Bedarfes mit sich bringt. Über Art und Größe seines individuellen Bedarfes (innerhalb bestimmter Zeiträume) mag jeder leicht zu einem Urteile gelangen, während der Bedarf eines ganzen Volkes oder selbst auch nur eines Volksteiles eine Größe ist, deren Bestimmung schon auf den ersten Blick umfassende Erhebungen und vielfache Erfahrungen voraussetzt und zu ungleich größeren Komplikationen führt. Nichtsdestoweniger würde eine wahre Volkswirtschaft sich der obigen Aufgabe — soweit eine praktische Nötigung hiezu vorliegt — keineswegs entschlagen können und es kam darüber wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß das Maß ihrer Erfolge zum nicht geringen Teile durch den Grad der Genauigkeit bedingt sein würde, mit welcher sie dieser ihrer Aufgabe gerecht zu werden verstünde.

Nur möchten wir schon hier auf einen Irrtum aufmerksam machen, in welchen volkswirtschaftliche Schriftsteller, die den Volksbedarf dem natürlichen Sinne dieses Wortes gemäß verstanden haben, nicht selten verfallen sind. Der Bedarf gesellig organisierter Menschen wird nicht richtig erfaßt, wenn man ihn der Summe aller jener Güterquantitäten gleichstellt, welche die einzelnen Mitglieder der geselligen Organisation, isoliert gedacht, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse benötigen würden. Eine nicht geringe Anzahl von Gütern (z. B. Straßen, Parkanlagen, Verteidigungsmaßregeln usw.) vermag den Bedürfnissen vieler ebensowohl zu genügen als jenen eines einzelnen, isoliert wirtschaftenden Subjektes, und der Bedarf einer Gesellschaft an Gütern dieser Art ist deshalb jedenfalls beträchtlich geringer, als der diesbezügliche Bedarf der Individuen sein würde, aus welchen die Gesellschaft besteht, wenn dieselben isoliert gedacht würden. Eine ähnliche Beobachtung kann rücksichtlich des sogenannten „ungewissen“ Bedarfes gemacht werden. Ein wirtschaftlich isoliertes Individuum vermag für jene Bedürf-

\*) Der Volksbedarf in dem obigen (eigentlichen) Sinne steht in einem in die Augen springenden Zusammenhange mit der Nachfrage nach Gütern, indem sein Umfang und seine Intensität den Umfang und die Intensität der letzteren beeinflussen; ja die Nachfrage erscheint als eine durchaus arbiträre, jeder exakten Auffassung unzulängliche Größe, solange ihre Theorie nicht in der Theorie des Volksbedarfes in dem obigen Sinne wurzelt. Indem wir diese letztere entwickeln, legen wir die Grundsteine zu einem exakten Verständnisse der für unsere Wissenschaft so wichtigen Erscheinung der „Nachfrage“ und hiedurch, soweit dies hier an der Stelle ist, zu einer Theorie des menschlichen Verkehres.

nisse, deren Geltendmachung, sei es nun überhaupt, sei es in Rücksicht auf den Umfang des Bedürfnisses, ungewiß ist, nicht anders vorzusorgen, als indem es für alle voraussichtlichen Fälle ausreichende Güterquantitäten seiner Verfügung unterwirft, während ein Kollektivindividuum die gleich vollständige Sicherstellung seines Bedarfes mit einer ungleich geringeren Güterquantität zu bewirken vermag. Auch in dieser Beziehung erscheint uns demnach der Bedarf eines Kollektivindividuums beträchtlich geringer, als der Bedarf der sämtlichen isoliert gedachten Individuen sich darstellen würde.\*)

Der Bedarf sozial organisierter Menschen ist demnach von jenem der nämlichen, aber isoliert gedachten Individuen strenge zu unterscheiden und in der Verwechslung dieser beiden Größen liegt eine völlige Verkenntung der hohen Bedeutung, welche die gesellige Organisation in der obigen Rücksicht für die menschliche Wirtschaft hat.

Daß durch die obige Tatsache die Frage der Determination des Bedarfes und seiner Bestimmbarkeit nur kompliziert, nicht aber ihrem Wesen nach modifiziert wird, bedarf keiner weiteren Ausführung. Auch der Volksbedarf im obigen, dem eigentlichen Verstande des Wortes, ist eine determinierte, der exaktesten Auffassung zugängliche und, soweit dies praktische Rücksichten erfordern, bestimmbare Größe. Was dagegen die Frage der Determination und der Bestimmbarkeit des Volksbedarfes in den mannigfachen uneigentlichen Auffassungen betrifft, deren wir oben gedacht haben, so ist es klar, daß dieselben nur unter Heranziehung der Gesetze des menschlichen Verkehrs lösbar sind.

#### b) Die verfügbaren Güterquantitäten unter dem sozialen Gesichtspunkte.

Gleichwie bei der heutigen Organisation der Gesellschaft keine Volkswirtschaft im eigentlichen Verstande dieses Wortes besteht, eine Wirtschaft nämlich, deren Subjekt das Volk in seiner Totalität und deren Ziel die nach der gegebenen ökonomischen Sachlage möglichst vollständige Deckung des Volksbedarfes wäre, so können die in einem Lande befindlichen Güter auch nur in uneigentlichem Sinne als dem betreffenden Volke verfügbar, beziehungsweise als ein Volksvermögen bezeichnet werden. Wohl gibt es in jedem Lande Güter, welche zur Deckung der Erfordernisse der sozialen Organisation dienen, also im gewissen Sinne für die Zwecke der Gesamtheit verfügbar sind; diese Güter bilden indes nur einen geringen Teil der gesamten in einem Lande befindlichen Gütermengen und sind überdies nicht für die Bedürfnisse der Bevölkerung überhaupt, sondern nur für die Zwecke des Staates verfügbar. Sie sind

\*) Das soziale Leben pflegt die Entwicklung unserer Bedürfnisse im hohen Maße zu fördern und solcherart unseren Bedarf beträchtlich zu steigern. Die Befriedigung der so gesteigerten Bedürfnisse bedeutet indes einen ebenso großen Fortschritt unserer Wohlfahrt. Das soziale Leben hat, wie wir oben sahen, aber zugleich auch die Wirkung, den Bedarf in den oben angedeuteten Rücksichten relativ zu vermindern, ohne daß durch die Befriedigung des so geminderten Bedarfes unsere Wohlfahrt irgendwie beeinträchtigt würde. Wir vermögen infolge des sozialen Lebens sonach mit den uns verfügbaren Mitteln einen höheren Grad von wirtschaftlicher Wohlfahrt zu erreichen, als dies — ganz abgesehen von den übrigen ökonomischen Vorteilen der sozialen Organisation — isoliert wirtschaftenden Menschen unter sonst gleichen Verhältnissen möglich wäre.

kein Vermögen des Volkes, sondern ein solches des Staates. Der weitaus größere Teil der in einem Lande befindlichen Güter ist dagegen weder dem Volke als solchem, noch auch dem Staate, sondern nur den Einzelnen für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse verfügbar. Es gibt in jeder organisierten Gesellschaft ein Staatsvermögen und eine Staatswirtschaft und neben diesen zahllose, durch Verkehrsbeziehungen verbundene Individualwirtschaften und Individualvermögen, ein Volksvermögen im eigentlichen Sinne des Wortes existiert aber nirgends, so wenig als eine Volkswirtschaft in dem nämlichen Sinne. \*)

Unter solchen Umständen ist es auch begreiflich, daß die Gesamtheit der den Gliedern eines Volkes verfügbaren Güter an sich kein

\*) Die obigen Bemerkungen haben eine analoge Bedeutung für das richtige Verständnis der Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft bei der gegenwärtigen Organisation derselben wie jene, welche wir eben rücksichtlich des Bedarfes gemacht haben. Die den wirtschaftenden Menschen verfügbaren Güterquantitäten gehören gleich dem Bedarfe derselben zu den elementarsten Erscheinungen der Volkswirtschaft, zu jenen Erscheinungen, auf welche alle komplizierten Phänomene der menschlichen Wirtschaft zurückgeführt werden müssen, wollen wir überhaupt zu einer tieferen Erkenntnis und zu einem Verständnisse der letzteren gelangen. Unter solchen Umständen ist es nicht gleichgültig, in welcher Weise wir Bedarf und verfügbare Güterquantität erfassen und insbesondere, ob dies in einer den realen Verhältnissen durchaus adäquaten Weise oder auf der Grundlage willkürlicher Suppositionen geschieht. Wir tun das erstere, indem wir Bedarf und verfügbare Güterquantität in Rücksicht auf die Individualwirtschaften erfassen und die so gearteten Größen als die letzten und ursprünglichsten Faktoren der menschlichen Wirtschaft in ihrer heutigen Organisation hinstellen oder, mit anderen Worten, die komplizierteren Erscheinungen dieser letzteren auf den Bedarf und die verfügbaren Güterquantitäten in dem obigen Sinne und auf das exakte Maß derselben zurückzuführen bemüht sind; wir würden in die Irrtümer der zuletzt gekennzeichneten Richtung verfallen, wollten wir gleich unseren Vorgängern die Begriffe von Volksbedarf und Volksvermögen, Begriffe, die, an sich durchaus unklar, soweit sie sich überhaupt auf reale Lebensverhältnisse beziehen, im hohen Grade komplizierten Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft entsprechen, zum Ausgangspunkte unserer Untersuchungen über die menschliche Wirtschaft machen. — Wie unkorrekt es ist, die den Leitern der einzelnen Individualwirtschaften im Staate (einschließlich der diesem letzteren selbst als wirtschaftendem Individuum) für die Sicherstellung der Befriedigung ihrer Bedürfnisse verfügbaren Güter, als dem Volke verfügbar, beziehungsweise als das Volksvermögen zu bezeichnen, geht schon daraus hervor, daß der Begriff des Volkes unabhängig von der Organisation des Güterverkehrs zwischen den einzelnen Gliedern desselben ist. Wir vermögen uns sehr wohl ein Gemeinwesen zu denken, dessen Glieder für die Deckung ihres Bedarfes auf dem Wege der verkehrslosen Wirtschaft Vorsorge treffen, ohne daß dasselbe doch um dessentwillen den Charakter eines Volkes zu entbehren brauchte; auch ohne wirtschaftlichen Verkehr ist ein Volk denkbar, während in diesem Falle doch von einem Volksvermögen, beziehungsweise von Gütern, welche dem Volke verfügbar sind, füglich nicht die Rede sein kann. Die Anerkennung der Existenz eines Volkes als solches, verbunden mit der Anerkennung der Tatsache, daß dessen einzelnen Gliedern Güter für ihre wirtschaftlichen Zwecke verfügbar sind, schließt demnach noch keineswegs die Anerkennung von dem Volke als solchem verfügbaren Gütern, beziehungsweise eines Volksvermögens im eigentlichen Verstande des Wortes in sich. Dadurch, daß die in letzter Linie lediglich auf die Sicherstellung ihres Bedarfes bedachten Leiter der einzelnen Individualwirtschaften in Güterverkehr zueinander treten, werden diese letzteren in unvergleichlicher Weise vervollkommenet, ohne um dessentwillen aber doch den Charakter von Individualwirtschaften einzubüßen. Auch dort, wo die Wirtschaften der einzelnen Glieder des Volkes durch den Verkehr miteinander verbunden sind, sind die im Besitze derselben befindlichen Güter nicht dem Volke verfügbar — kein Volksvermögen im eigentlichen Sinne des Wortes.



Gegenstand praktischen Interesses wirtschaftender Menschen und der Geschäftswelt insbesondere ist. Die Güter, über welche jeder Einzelne zum Zwecke der Sicherstellung der Befriedigung seiner individuellen Bedürfnisse verfügt, und das Maß derselben bilden aus naheliegenden Gründen den Gegenstand seines eifrigsten Interesses und seiner Evidenzhaltung — jene anderer wirtschaftender Personen und der Bewohner eines Landes überhaupt haben dagegen für ein wirtschaftendes Subjekt unter unseren heutigen sozialen Verhältnissen nur insofern ein praktisches Interesse, als die mehr oder minder vollständige Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse hiedurch berührt wird. Dies ist aber nur dort der Fall, wo von dem Umfange des Güterbesitzes dritter Personen, mit welchen ein wirtschaftendes Subjekt in Verkehrsbeziehungen steht, die mehr oder minder vollständige Deckung des Güterbedarfes dieses letzteren selbst abhängig ist. Je vollständiger der Bedarf dritter Personen, die mit uns im Verkehr stehen, durch die ihnen verfügbaren Güter bereits gedeckt ist, um so geringer unter sonst gleichen Verhältnissen ihre Nachfrage, je größer die dritten Personen über ihren Konsum verfügbaren Güterquantitäten, um so größer unter sonst gleichen Verhältnissen ihr Angebot.

Angebot und die zahlungsfähige Nachfrage sind zunächst und unmittelbar Gegenstände des Interesses der wirtschaftenden Individuen, der Bedarf und die verfügbare Güterquantität in dem obigen Sinne nur insofern, als sie eben die beiden obigen Größen beeinflussen. Gäbe es dagegen eine wahre Volkswirtschaft, so ist es klar, daß die Evidenzhaltung der dem Volke verfügbaren Güter an sich ein Gegenstand des höchsten Interesses der Leiter derselben und geradezu eine der wichtigsten Grundlagen für ihre diesbezügliche Tätigkeit wäre.

Nun verfährt die Geschäftswelt bei dieser Evidenzhaltung in jener unvollkommenen Weise, welche den praktischen Bedürfnissen des Lebens genügt und selbst dort, wo das Bedürfnis nach einer genaueren Erkenntnis vorhanden ist, mangels der hiefür nötigen Voraussetzungen bisweilen genügen muß.

Die Güterquantitäten, welche sich in der Verfügung des Einzelnen, und somit auch jene, welche sich in jener einer Mehrheit von isoliert gedachten Individuen befinden, sind in jedem konkreten Falle durch die jeweilige Sachlage gegeben — determiniert. Diese Determination bezieht sich sowohl auf die uns unmittelbar als auf die uns mittelbar, d. i. durch die in unserem Besitze befindlichen Produktionselemente verfügbaren Güter und erstreckt sich, wie wir weiter unten sehen werden, auch auf die uns in indirekter Weise (d. i. durch die Möglichkeit des Tausches) verfügbaren Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Auch die Natur dieser Determination ist im Falle einer Mehrheit von isoliert gedachten Individuen keine andere als rücksichtlich des einzelnen wirtschaftenden Individuums. Sie ist gleich dieser letzteren technisch eine disjunktive.

Dies Verhältnis ändert sich nicht, wenn wir die sozial organisierten Menschen, also einem durch den Verkehr verbundenen Volke, verfügbaren Gütermengen in Betracht ziehen. Auch diese sind gegeben, und

zwar in der nämlichen Weise determiniert wie die isoliert wirtschaftenden Menschen verfügbaren Gütermengen.

Nur rücksichtlich der Quantität dieser letzteren vermögen wir eine ihrer ökonomischen Tendenz nach ähnliche, wenn auch ihrer äußeren Form nach entgegengesetzte Erscheinung wie rücksichtlich des Bedarfes sozial organisierter Menschen zu beobachten.

Die den sozial organisierten Menschen verfügbaren Güterquantitäten (begrifflich verschieden von den dem geselligen Organismus als solchem disponiblen Mitteln für die Befriedigung seiner Bedürfnisse) sind keineswegs identisch mit jenen, über welche die einzelnen Mitglieder desselben, wenn sie isoliert gedacht würden, zu verfügen vermöchten. Wir brauchen nur auf die Vervollkommnung der Arbeitstechnik und die vermehrende Wirkung hinzuweisen, welche die Arbeitsteilung und die Arbeitsvereinigung auf die Güterproduktion ausübt. Aber selbst wenn wir von diesem Umstande absehen, ist es klar, daß in einer Gesellschaft, deren Einzelwirtschaften durch den Verkehr miteinander verbunden sind, jedes wirtschaftende Individuum unter allen zu Markte gelangenden Gütern nach Maßgabe seiner Tauschmittel die Wahl zu treffen vermag und solcherart über dieselben weit über die Grenzen seines direkten Güterbesitzes in disjunktiver Weise verfügt. Dazu tritt der Umstand, daß zahlreiche Dinge, welche mangels der komplementären Güter für ihre isoliert gedachten Besitzer nicht die Güterqualität erlangen würden, diese letztere infolge der sozialen Organisation gewinnen, andere einzelnen Individuen im Überflusse verfügbare Güter erst durch den Verkehr für ihre Besitzer eine praktische Bedeutung gewinnen. Die den Gliedern eines sozialen Organismus verfügbare Gütermenge ist in der Tat ungleich größer und überdies ökonomisch wirksamer als die Gesamtheit der Güter, welche den wirtschaftenden Individuen, falls die letzteren isoliert gedacht würden, verfügbar wären, und diese beiden Quantitäten dürfen miteinander keineswegs verwechselt werden.

### c) Über die Bestimmbarkeit von Bedarf und verfügbaren Güterquantitäten als soziale Erscheinungen.

Solange die Menschen keinen nennenswerten Verkehr miteinander treiben, hat jedermann selbstverständlich nur ein geringes Interesse an dem Bedarf anderer wirtschaftender Personen und an den Güterquantitäten, die sich in den Händen dieser letzteren befinden. Sobald indes, zunal infolge der Teilung der Arbeit, sich ein ausgedehnter Verkehr entwickelt und die Menschen ihren Bedarf zum großen Teile auf dem Wege des Austausches decken, gewinnen dieselben naturgemäß ein sehr naheliegendes Interesse daran, neben ihrem eigenen Bedarf und den ihnen verfügbaren Güterquantitäten auch über den Bedarf und den Güterbesitz aller anderen mit ihnen im Tauschverkehr stehenden Personen unterrichtet zu sein, denn der Güterbesitz dieser letzteren ist ihnen dann zum nicht geringen Teile wenn auch nicht direkt, so doch indirekt (auf dem Wege des Tausches) verfügbar und der Bedarf derselben für den Absatz ihrer Güter von entscheidender Wichtigkeit. Bedarf und verfügbare Güterquantität werden solcherart nicht nur rücksichtlich

einzelner wirtschaftender Individuen, sondern auch rücksichtlich bestimmter Gruppen von solchen zum Gegenstande praktischer Interessen.

Sobald die Kultur eines Volkes eine gewisse Höhe erreicht hat, pflegt mit der wachsenden Arbeitsteilung sogar eine besondere Berufs-klasse zu entstehen, welche den Verkehr vermittelt und den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft nicht nur die Sorge für den technischen Teil der Verkehrsoperationen (Verfrachtung, Teilung, Konservierung der Güter etc.), sondern auch für die Evidenzhaltung des Bedarfes der Gesellschaft und der dieser letzteren verfügbaren Güterquantitäten abnimmt, und so gelangen wir zu der Erscheinung, daß eine gewisse Klasse von Personen ein spezielles Interesse daran hat, neben manchen anderen allgemeinen Verhältnissen den Güterbedarf jener Völker, beziehungsweise Volksteile, deren Verkehr sie vermitteln, und den jeweiligen Stand der denselben verfügbaren Güterquantitäten, der sogenannten Stocks im weitesten Sinne dieses Wortes, in Evidenz zu halten, eine Tätigkeit, die sich nach Maßgabe der Stellung, welche die in Rede stehenden Mittelspersonen im Verkehrsleben einnehmen, auf engere oder weitere Verkehrsgebiete, auf einzelne Bezirke, Länder oder aber auf ganze Ländergruppen und Weltteile erstreckt.

Dieser Evidenzhaltung, soweit sie sich auf größere Gruppen von Individuen oder gar auf ganze Völker und Völkergruppen bezieht, stellen sich indes nicht geringe Schwierigkeiten entgegen, indem die genaue Feststellung des hier in Rede stehenden Bedarfes und der bezüglichlichen Gütermengen doch nur auf dem Wege der Erhebung stattfinden könnte, dieser Weg aber einen komplizierten, über ganze Verkehrsgebiete ausgedehnten Apparat von öffentlichen, mit den nötigen Vollmachten versehenen Beamten zur Voraussetzung hat, wie ein solcher nur von Staatsregierungen und auch von diesen nur innerhalb ihrer Territorien geschaffen werden könnte, ein Apparat, dessen Wirksamkeit selbst innerhalb dieser Grenzen noch überdies, wie jedem Sachverständigen bekannt ist, überall dort versagt, wo es sich um den Bedarf oder um solche Güter handelt, deren verfügbare Quantität der öffentlichen Kontrolle nicht leicht zugänglich ist.

Auch können dergleichen Erhebungen füglich doch nur von Zeit zu Zeit, und zwar meist nicht anders als in längeren Zwischenräumen vorgenommen werden, so zwar, daß die für bestimmte Zeitpunkte gewonnenen Angaben, selbst wenn sie auf Verlässlichkeit Anspruch machen können, doch bei allen Gütern, deren verfügbare Quantität einem starken Wechsel unterworfen ist, ihren praktischen Wert nicht selten schon dann eingebüßt haben, wenn sie an die Öffentlichkeit gelangen.

Die auf die Feststellung der einem Volke oder einem Volksteile jeweilig verfügbaren Güterquantitäten gerichtete staatliche Tätigkeit beschränkt sich demnach naturgemäß auf solche Güter, deren Quantitäten, wie dies bei Grundstücken, Gebäuden, Haustieren, Verkehrsmittel etc. der Fall ist, nicht allzu sehr dem Wechsel unterliegen, so zwar, daß zeitweilig mit Rücksicht auf bestimmte Zeitpunkte vorgenommene Erhebungen auch für spätere Zeitpunkte ihren Wert behaupten und auf Güter andererseits, deren verfügbare Quantität der öffentlichen Kontrolle in-



soweit unterworfen ist, daß die Richtigkeit der gewonnenen Ziffern hierdurch doch einigermaßen verbürgt wird.

Bei dem hervorragenden Interesse, welches unter den oben gezeichneten Verhältnissen die Geschäftswelt an der möglichst genauen Kenntnis der in gewissen Verkehrsgebieten verfügbaren Quantitäten von Gütern hat, ist es jedoch begreiflich, daß dieselbe sich mit den lückenhaften Ergebnissen der diesbezüglichen, meist von geringem kaufmännischen Verständnis geleiteten Tätigkeit der Regierungen, welche sich überdies doch immer nur auf bestimmte Länder oder Landesteile, nicht aber auf ganze Verkehrsgebiete erstreckt, nicht begnügt, sondern sich selbstständig, nicht selten mit großen Opfern, eine allseitige und möglichst genaue Kenntnis der in Rede stehenden Quantitäten zu verschaffen sucht und dies Bedürfnis zahlreiche, den speziellen Interessen der Geschäftswelt dienende Organe hervorgerufen hat, deren Aufgabe nicht zum geringsten Teile darin besteht, die Mitglieder jeder Geschäftsbranche über den jeweiligen Stand der Stocks in den verschiedenen Verkehrsgebieten zu unterrichten. \*)

Diese Berichte beruhen auf öffentlichen Erhebungen aller Art, welche die Geschäftswelt, wofern sie sich nur irgendwie als verläßlich erweisen, sofort sich dienstbar zu machen bestrebt ist, auf den Informationen, die an Ort und Stelle von sachverständigen Korrespondenten eingezogen werden, zum Teile auch auf Kombinationen erfahrener Geschäftsleute von altbewährter Verläßlichkeit und erstrecken sich nicht nur auf die jeweilig verfügbaren Stocks, sondern auch auf jene Güterquantitäten, welche voraussichtlich in kommenden Zeiträumen in die Verfügung der Menschen treten werden.

Es sind diese Angaben aber zumeist ausreichend, um die Geschäftswelt über die in engeren oder weiteren Verkehrsgebieten jeweilig verfügbaren Quantitäten bestimmter Güter aufzuklären und ihr ein Urteil über die voraussichtlichen Änderungen der Stocks zu ermöglichen; wo aber tatsächlich Unbestimmtheiten vorliegen, dieselbe auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, um überall dort, wo in einem solchen Falle von der größeren oder geringeren verfügbaren Quantität eines Gutes der Erfolg gewisser Geschäftsoperationen abhängt, der Geschäftswelt den gewagten Charakter derselben bemerklich zu machen.

\*) Zu diesen Organen gehören zunächst die Korrespondenten, welche von großen Geschäftshäusern in allen Hauptplätzen jener Artikel, mit welchen sie sich befassen, unterhalten werden, und zu deren hauptsächlichen Pflichten es gehört, ihre Auftraggeber über den jeweiligen Stand der Stocks im Laufenden zu erhalten. Außerdem besteht für jeden wichtigeren Artikel eine förmliche Literatur periodisch erscheinender kaufmännischer Berichte, welche dem gleichen Zwecke dienen.

## Viertes Kapitel.

### Die Lehre von der Wirtschaft und den wirtschaftlichen Gütern.

#### § 1.

#### Über das Wesen der Wirtschaft.

Die Nichtbefriedigung der im Laufe des Lebensprozesses sich geltendmachenden Bedürfnisse, zum Teile schon die Nichtbefriedigung, ja eine kurze Unterbrechung der Befriedigung eines einzelnen Bedürfnisses, hat unseren vorzeitigen Tod, die lückenhafte, quantitativ oder qualitativ mangelhafte Befriedigung der Bedürfnisse wenn nicht den Tod, so doch eine von Leiden mancherlei Art begleitete Verkümmernng unserer Natur und Individualität, eine Hemmung unserer Entwicklung, mehr oder minder dauernde Störungen oder aller Regel nach das peinliche Gefühl der Entbehrung im Gefolge. Ähnlich wie der Mangel hat auch das Übermaß in der Befriedigung der Bedürfnisse eine schädliche Wirkung auf die Erhaltung unseres Lebens und auf unsere Wohlfahrt.

Seine Bedürfnisse in harmonischer \*) (in einer nach Art und Maß Maß unserem Gattungsscharakter und unserer Individualität entsprechenden) Weise befriedigen, bedeutet dagegen für das normal organisierte Individuum Leben und Gedeihen und bringt eine relative Verlängerung und Verschönerung des Lebens mit sich. So teuer demnach jemandem sein Leben und seine Wohlfahrt ist und soweit nicht etwa seine Begierden mit ihren vorübergehenden Lustgefühlen die Rücksicht auf Leben und Wohlfahrt in ihrer Totalität in den Hintergrund drängen, so eifrig ist er darauf bedacht, die zu seinem Bewußtsein gelangenden und seine eingebildeten Bedürfnisse nach Maßgabe der ihm verfügbaren Mittel zu

\*) Als harmonisch kann bloß diejenige Befriedigung der Bedürfnisse bezeichnet werden, durch welche entweder alle Bedürfnisse einer Person ohne Ausnahme in vollständiger Weise befriedigt werden oder, da dieser Fall praktisch kaum in Betracht kommt, die Befriedigung der wichtigeren Bedürfnisse mit Hintansetzung der minder wichtigen, so daß durch das Zusammenwirken der Befriedigung einer Vielheit von Bedürfnissen der Gesamtzweck (die Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt), wo nicht vollständig, so doch möglichst vollständig erreicht wird. Nicht nur in der richtigen Erkenntnis der Grenze zwischen wahren und eingebildeten Bedürfnissen liegt ein wesentlicher Teil der richtigen Lebensphilosophie der Menschen, sondern auch in der Erkenntnis der Hierarchie ihrer Bedürfnisse und der ihrer Individualität und dem Milieu, in dem sie sich befinden, angepaßten Harmonie der Befriedigung derselben.

befriedigen und ihre Befriedigung für kommende Lebensperioden zu sichern.

Ein Teil der Bedingungen unseres Lebens und unserer Wohlfahrt wird ohne unser bewußtes Zutun durch die reflektorische und reparatorische Funktion des normalen Organismus oder durch die Sorge anderer (der Eltern usw.) verwirklicht. Der weitaus größere und bei fortschreiten-der Kultur absolut und relativ wachsende Teil dieser Bedingungen kann indes nur dadurch von uns verwirklicht werden, daß wir über geeignete Mittel verfügen, und zwar in solcher Weise, daß wir sie, sobald sich die betreffenden Bedürfnisse geltend machen, zur Befriedigung derselben tatsächlich heranziehen können. Die Verfügung über die betreffenden Mittel ist eine notwendige, aber auch hinreichende Bedingung der Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt.

Das Streben der Menschen nach Erhaltung des Lebens und nach Wohlfahrt äußert sich in ihrem praktischen Leben denn auch in der Weise, daß sie nach Maßgabe ihrer Einsicht und Voraussicht darauf bedacht sind, die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse als geeignet erkannten oder erachteten Mittel in ihrer Verfügungsgewalt zu haben. Wer über diese Mittel verfügt, den braucht die Sorge um die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht zu bekümmern. Sein Leben und seine Wohlfahrt, soweit sie von der Befriedigung der betreffenden Bedürfnisse abhängen, sind in seine eigene Hand gegeben. Kein Streben der Menschen ist wichtiger und allgemeiner als der obige Akt der Lebensfürsorge.\*)

\*) Es gibt Philosophen und Philosophenschulen, die nicht in der Befriedigung der Bedürfnisse, sondern in der Bedürfnislosigkeit das wahre Ziel menschlichen Strebens, ja das Wesen der Tugend erkennen. Die Tugend bestünde in der Unabhängigkeit des Menschen von der Außenwelt und ihren Zufällen; jedes Bedürfnis sei ein Band, das den Menschen von der Außenwelt und ihren Wechsel-fällen abhängig mache. In der Bedürfnislosigkeit bestünde daher die Tugend. Aus dem nämlichen Grunde setzen andere Philosophenschulen, insbesondere die Zyniker das Maß der Bedürfnisse auf das absolut Unvermeidliche herab.

Die Vertreter dieser Lehrmeinung übersehen, daß es zwei Wege gibt, um zur Unabhängigkeit von der Außenwelt und ihren Wechselfällen, also zu dem, was sie Tugend nennen, zu gelangen. Einerseits — zwar nicht die Bedürfnislosigkeit, denn unsere jeweiligen Bedürfnisse sind kein Gegenstand unserer Willkür, wohl aber — die durch Naturanlage uns eigentümliche oder durch Erziehung und freies Handeln erworbene und gewohnheitsmäßig geübte Fähigkeit zur Unterdrückung unserer Bedürfnisse, andererseits aber — und dies ist der zweite Weg — die Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse durch den entsprechenden Güterbesitz. Beide führen zum Ziele, allerdings beide nur unvollständig, beziehungsweise in einer Weise, die durch äußere, von unserem Willen unabhängige Tatsachen bedingt ist. Die Unterdrückung der Bedürfnisse hat gewisse unübersteigbare Grenzen und ist in ihrem Erfolg überdies von äußeren Zufällen, die unabwiesbare Bedürfnisse hervorrufen (z. B. von Krankheit, Familienpflichten usw.), abhängig; ebenso findet das Streben nach Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse durch den entsprechenden Güterbesitz selbst in der vernünftigsten Wirtschaft eine unübersteigbare Grenze in der Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und ist in seinem Erfolge von äußeren Tatsachen (insbesondere von der ökonomischen Sachlage, in die wir uns gestellt finden) abhängig. Beide Wege führen somit nur in unvollständiger und durch äußere Verhältnisse bedingter Weise zu jenem Ziele, das hier als Tugend bezeichnet wird. Der erstere Weg — die Unterdrückung unserer Bedürfnisse — hat indes den Nachteil, daß er zur Vernichtung oder doch zur Verkümmern, der letztere den Vorzug, daß er uns zur höchsten erreich-



Nun wäre es rücksichtlich der weitaus größeren Mehrzahl unserer Bedürfnisse viel zu spät, würden wir erst dann darauf bedacht sein, uns die zu ihrer Befriedigung geeigneten Mittel zu verschaffen, wenn die betreffenden Bedürfnisse sich bereits unmittelbar (durch Reize, Unlustgefühle oder gar durch nachhaltige Schädigung) geltend machen. Man vergegenwärtige sich die Lage der Bevölkerung eines Territoriums, die bei Eintritt der rauhen Jahreszeit für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Wohnung usf. nicht bereits gesorgt hätte. Wir befriedigen den weitaus größten Teil der sich jeweilig unmittelbar geltendmachenden Bedürfnisse durch Ergebnisse vergangener Epochen, während wir jeweilig darauf bedacht sind, die Bedürfnisse in kommenden Zeitperioden sicherzustellen. Das Streben der Menschen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, wird mit fortschreitender Entwicklung mehr und mehr zur Vorsorge für die Befriedigung in kommenden Zeitperioden.\*)

Das Streben nach Sicherstellung der Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse bietet indes entfernt noch nicht das Bild einer realen Wirtschaft. Die Deckung unseres Güterbedarfes ist zwar das Ziel der Wirtschaft, wollen wir aber über die Natur derselben zur Klarheit gelangen, so müssen wir uns über die Art der Betätigung und über den Weg klar zu werden suchen, der von dem jeweiligen realen Ausgangspunkte der Wirtschaft zu dem Ziele derselben führt.

Die Auffassung der Wirtschaft als eines bloßen Strebens nach Sicherstellung der Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse erweist sich indes auch unter einem anderen Gesichtspunkte der Betrachtung als unzulänglich. Man vergegenwärtige sich den Zustand einer von allen, ja auch nur von allen materiellen Hilfsmitteln für den obigen Zweck entblößten Person, z. B. eines Individuums, das in eine natürliche oder rechtliche Sachlage gestellt sei, in der ihm in Rücksicht auf eine bevorstehende Zeitperiode weder die zur unmittelbaren Befriedigung seiner Bedürfnisse nötigen Güter, noch wie immer geartete Produktions- oder Tauschmittel zu Gebote stehen. Selbst das eifrigste Streben nach Sicherung der Befriedigung der Bedürfnisse vermöchte bei dieser Sachlage die Erscheinung einer Wirtschaft nicht zutage zu fördern, da eine Betätigung dieses Strebens völlig ausgeschlossen wäre.

Die Wirtschaft in ihrer realen Erscheinung hat somit nicht nur die Erkenntnis, beziehungsweise die Voraussicht unserer Bedürfnisse und

baren Entwicklung unserer physischen und psychischen Individualität führt. Wird die Tugend in der Unabhängigkeit von der Außenwelt gesucht, so kann sie jedenfalls nicht darin bestehen, daß wir Bedürfnisse unterdrücken, deren Befriedigung sicherzustellen durch die Sachlage in unsere Hand gegeben ist, sondern nur in dem Streben nach möglichst vollständiger Sicherstellung der harmonischen Befriedigung unserer wahren physischen und psychischen Bedürfnisse durch eine vernünftige (also Selbstbeschränkung und Enthaltensamkeit in sich schließende) Wirtschaft.

\*) Auch einzelne Tiere legen Wintervorräte an, sorgen von vornherein für günstige Futterplätze, Winterlager, Brutstätten, Schutzvorkehrungen gegen Feinde usf. und betätigen solcherart (durch die Bereitstellung gewisser ihnen für ihre Erhaltung in kommenden Zeitperioden nötigen Unterhaltsmittel) ein dem menschlichen analoges, wenn gleich minder entwickeltes vorsorgliches Streben, auch hier die Stufenfolge alles organischen Lebens bekundend.

der zu ihrer Befriedigung tauglichen Mittel sowie das Streben nach Sicherstellung der Befriedigung derselben, sondern auch eine natürliche, beziehungsweise rechtliche Sachlage zur Voraussetzung, in der das obige Streben sich zu betätigen vermag.

Nun vermögen wir auch nicht den geringsten Teil der uns zur Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse erforderlichen Güter durch bloße Willensakte aus dem Nichts zu schaffen. Auch alle Güterproduktion ist lediglich eine Verbindung oder Trennung der uns durch die natürlichen oder sozialen Verhältnisse, durch die rechtliche Sachlage, in die wir uns gestellt finden, unmittelbar verfügbaren Güter. Alle Betätigung unseres auf die Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse, auf die Erreichung des Zieles der Wirtschaft gerichteten Strebens ist daher lediglich eine *dispositive*, und eine *Wirtschaft* in ihrer realen Erscheinung ist ein gesonderter Bereich von dispositiven Tätigkeiten über die einer Person oder einem Personenkreise verfügbaren Mittel zum Zwecke der Sicherstellung der Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

Jede reale Wirtschaft hat somit eine subjektive und eine objektive Seite. Sie ist vom Standpunkte subjektiver Betrachtung die *dispositive Tätigkeit*, welche den einer Person oder einem Personenkreise durch die natürliche oder rechtliche Sachlage, in die sie sich gestellt finden, verfügbaren Gütern (einschließlich der ihnen verfügbaren eigenen und fremden technischen Arbeitsleistungen) — und zwar wesentlich auf dem Wege der technischen Produktion und des Verkehrs — Richtung und Ziel auf die Sicherstellung ihres endlichen Güterbedarfes gibt; vom Standpunkte der objektiven Betrachtung ist sie dagegen der Inbegriff der einer Person oder einem Personenkreise für den obigen Zweck durch die natürliche oder rechtliche Sachlage, in die sie gestellt sind, gebotenen, beziehungsweise voraussichtlich gebotenen und geordneten Güter und (eigenen und fremden) Arbeitsleistungen in ihrer durch die in Rede stehende dispositive Tätigkeit veranlaßten Bewegung zu dem obigen Ziele, der Sicherstellung ihres endlichen Güterbedarfes. Jede der beiden (die subjektive und die objektive) für sich genommen ist keine Wirtschaft, beide sind vielmehr in ihrer in der realen Wirtschaft untrennbaren Verbindung nur zwei verschiedene Seiten der nämlichen Erscheinung, der Wirtschaft.\*)

Der Ausgangspunkt der Wirtschaft sind die uns durch die natürliche (unter sozialen Verhältnissen durch die rechtliche) Sachlage, in die wir uns gestellt finden, unmittelbar gegebenen Güter. Wir verfügen durch die uns unmittelbar gegebenen Produktionsmittel und

---

\*) Die bisherige wesentlich äußerliche, die subjektive Wirtschaft nur ungenügend berücksichtigende Betrachtungsweise der menschlichen Wirtschaft hat zu einer Reihe von irrümlichen Auffassungen des Wesens und der Erscheinungen derselben geführt. Die Aufmerksamkeit der Forscher war in einseitiger Weise vorwiegend auf die Erscheinungen der Volkswirtschaft, somit der Wirtschaft im objektiven Sinne (auf die Erscheinungen des Vermögens und seiner Bewegung in der einzelnen Wirtschaft und in der Volkswirtschaft) gerichtet; die Wirtschaft im subjektiven Sinne (die dispositive Tätigkeit, welche den uns jeweilig unmittelbar verfügbaren Gütern Ziel und Richtung auf die Deckung unseres endlichen Bedarfes gibt) ist dagegen wenig beachtet, ihr Wesen nicht selten völlig verkannt worden.

Tauschgüter zwar der Regel nach auch mittelbar über Güter: über die Produkte, die mittels der uns unmittelbar gegebenen Produktionsmittel produziert, beziehungsweise über die Waren, die mittels der in unserer unmittelbaren Verfügung befindlichen Tauschgüter von anderen Wirtschaften erworben werden können, ja zumeist je nach unserer Wahl (alternativ) über zahlreiche mögliche Kombinationen von Produkten und Verkehrsgütern; wir verfügen über die letzteren, indes bereits in einer durch Akte unserer subjektiven Wirtschaft vermittelten Weise.

Der Zielpunkt unserer Wirtschaft ist die Deckung unseres Bedarfes an genußbereiten (an unmittelbar zur Befriedigung unserer Bedürfnisse geeigneten) Gütern. Wir haben, zumal bei fortgeschrittener wirtschaftlicher Kultur (infolge unseres in Rücksicht auf kommende Zeiträume nicht gedeckten Bedarfes an genußbereiten Gütern), zwar der Regel nach auch einen Bedarf an Produktionsmitteln (an Rohstoffen, Hilfsstoffen, technischen Arbeitsleistungen, Maschinennutzungen usw.) und an Tauschmitteln (an Geld und sonstigen zum Eintausche von Gütern anderer Wirtschaften geeigneten Gütern), ja unter Umständen je nach unserer Wahl einen alternativen Bedarf an diesen letzteren, dieser Bedarf ist indes ein mittelbarer (durch unseren Bedarf an genußbereiten Gütern bedingter) und bereits das Ergebnis ökonomischer Erwägungen.

Dieser Ausgangspunkt und dieser Zielpunkt unserer Wirtschaft sind nichts Willkürliches, sondern unabhängig von unserem Willen durch die jeweilige Sachlage gegeben. Unsere Kenntnis, beziehungsweise Voraussetzung unseres Güterbedarfes und der uns innerhalb bestimmter Wirtschaftsperioden unmittelbar verfügbaren, beziehungsweise unmittelbar in unsere Verfügung tretenden Güter kann eine mehr oder minder mangelhafte und irrige sein, die auf die Sicherstellung der Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse hinzielende Tätigkeit demnach eine zweckmäßige oder eine mehr oder minder unzweckmäßige, eine in Rücksicht auf den Endzweck der Wirtschaft richtige (rationelle) oder unrichtige (irrationelle). Mit dem Begriffe der Wirtschaft ist somit nicht zu verwechseln jener der Wirtschaftlichkeit, unter welchem man die zweckentsprechende Richtung der Wirtschaft versteht, und es schließt durchaus kein Paradoxon in sich, wenn im konkreten Falle von einer wirtschaftlichen (ökonomischen), beziehungsweise von einer unwirtschaftlichen (unökonomischen) Wirtschaft gesprochen wird.

Aus dem Begriffe der Wirtschaft ergibt sich, daß alle Handlungen, deren Zweck nicht die Sicherstellung von Mitteln zur Befriedigung von Bedürfnissen ist, nicht oder doch nicht schlechthin in den Bereich der Wirtschaft fallen. Dies gilt zunächst von der Güterkonsumtion im eigentlichen Sinne des Wortes (dem Verbrauch oder dem Vernützen genußreicher Güter zur Befriedigung unserer unmittelbaren Bedürfnisse).\*)

\*) Der obige Gedanke ist schon ausgesprochen in C. Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften, S. 234 (Anm. d. Herausgebers). — Nicht zu verwechseln mit der Konsumtion im obigen eigentlichen Verstande des Wortes ist der Verbrauch oder die Vernützung von Produktionsmitteln zur Hervorbringung von Produkten oder die Verwendung von Tauschgütern zur Erwerbung anderer Güter. Diese Akte der sogenannten produk-



Wir wirtschaften, indem wir die Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse und solcherart die Möglichkeit der Konsumtion in kommenden Zeiträumen sicherstellen, nicht indem wir konsumieren.

Ebensowenig ist das, was in der politischen Ökonomie gemeiniglich mit dem Ausdrücke „Verteilung der Güter“ bezeichnet wird, der Inbegriff der Verkehrserscheinungen, durch welche, wie angenommen wird, das „Volkseinkommen“ (das Gesamtergebnis der „Güterproduktion eines Volkes“) unter die einzelnen wirtschaftenden Subjekte verteilt wird, \*) ein Akt der Wirtschaft. Der Erfolg der wirtschaftlichen Bestrebungen ist je nach dem Grade ihrer Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Sachlage, in welche die wirtschaftenden Subjekte eines Volkes gestellt sind, allerdings ein sehr verschiedener und die Feststellung der Ursachen des größeren oder geringeren Erfolges der einzelnen Wirtschaften einer der wichtigsten Gegenstände wirtschaftstheoretischer Untersuchung. Er steht indes in keiner ausschließlichen Beziehung zu den Verkehrserscheinungen. Auch durch technische Produktion entsteht eine ungleiche „Güterverteilung“, ohne daß doch die technische Produktion deshalb als ein Akt der Güterverteilung aufgefaßt wird. Ja, selbst in einem bloßen Aggregate verkehrsloser Wirtschaften ist eine ungleiche „Güterverteilung“ in dem hier maßgebenden Sinne denkbar. Die Verkehrserscheinungen werden mit Unrecht im Gegensatz zu jenen der Güterproduktion als solche der Güterverteilung aufgefaßt.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Klarstellung des Verhältnisses der Wirtschaft zu den technischen Arbeitsleistungen und zur technischen Produktion. Auch die uns für künftige Zeiträume verfügbaren eigenen und fremden technischen Arbeitsleistungen sind gleich den Rohstoffen, Hilfsstoffen, Maschinennutzungen usw. Objekte der obigen, auf die endliche Deckung unseres Güterbedarfes hinzielenden dispositiven Tätigkeit: Bestandteile unserer Wirtschaft im objektiven Sinne, Mittel, indes nicht Akte der subjektiven Wirtschaft und von der dispositiven Tätigkeit, welche den verfügbaren Gütern Richtung und Ziel auf die Sicherstellung des endlichen Güterbedarfes gibt, strenge zu unterscheiden. \*)

tiven Güterkonsumtion sind, sofern ihr Ziel die Sicherstellung unseres Güterbedarfes ist, im Gegensatz zur eigentlichen Konsumtion Akte der subjektiven Wirtschaft.

\*) Es wird hiebei von der irrtümlichen Voraussetzung ausgegangen, daß das „Volkseinkommen“ als Ganzes (nach A. Smith „das jährliche Produkt des Bodens und der Arbeit eines Volkes“) die primäre Erscheinung, das jedem einzelnen wirtschaftenden Subjekte zufallende Einkommen aber ein durch einen Verteilungsprozeß sich ergebender Anteil an diesem Ganzen, also die sekundäre Erscheinung sei, während bei der heutigen Wirtschaftsordnung doch in Wahrheit das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Das Einkommen der Einzelnen und der tatsächlich eine wirtschaftliche Tätigkeit ausübenden Verbände ist die primäre Erscheinung, das Volkseinkommen aber nur die Zusammenfassung des Einkommens der wirtschaftenden Subjekte unter dem Gesichtspunkte kollektiver Betrachtung. Eine Einkommensverteilung in dem Sinne, in dem sie angenommen zu werden pflegt, ist in Wahrheit gar nicht vorhanden.

\*) Technisch arbeiten und wirtschaften sind zwei wesentlich verschiedene Erscheinungen. Man kann technisch sehr tüchtig arbeiten, ohne doch zu wirtschaften und umgekehrt in sehr zweckmäßiger Weise wirtschaften, ohne doch technisch zu arbeiten. Ein Künstler oder Gelehrter vermag technisch Aus-

Indem die technische Arbeit bisher von der Wirtschaft im subjektiven Sinne nicht strenge genug getrennt, ihr Charakter als Objekt der Wirtschaft, als Gut, nicht festgehalten wurde, ist (insbesondere seit A. Smith und D. Ricardo in der englischen Nationalökonomie), zum Nachteile der wirtschaftstheoretischen Forschung und der Entwicklung der praktischen Wirtschaftswissenschaften, die technische Seite der Gütererzeugung in den Mittelpunkt der wirtschaftstheoretischen Untersuchungen gestellt worden, während die nationalökonomische Forschung von ihrem eigentlichen Gegenstande, von jener dispositiven Tätigkeit, geradezu abgelenkt wurde. Diese irrige Auffassung hat dazu beigetragen, daß die technische Arbeit von zahlreichen Forschern als die ausschließliche Ursache des Reichtums, als einziges wertbildendes Element, als der wahre Maßstab alles Güterwertes und in Verbindung mit der Sparsamkeit als allein entscheidender Faktor der Kapitalbildung dargestellt werden konnte: sie hat die Lehre von der Einkommensbildung auf völlig unrichtige Grundlagen gestellt und jene die Sozialwissenschaften der Gegenwart in so hohem Maße beschäftigende irrtümliche Auffassung vom Gegensatze zwischen Einkommensbildung und Einkommensverteilung hervorgerufen. Ihr ist es zuzuschreiben, wenn sich die technischen Arbeiter der Gegenwart nicht als Träger eines überaus wichtigen Produktionsfaktors, sondern als solche der gesamten Produktion und Güterversorgung, als ausschließliche Schöpfer des Volksreichtums fühlen, während doch ein unbefangener Blick auf die reale Volkswirtschaft lehrt, daß die Sicherstellung der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse durch den entsprechenden Güterbesitz einerseits von den uns in Rücksicht auf jene Zeiträume, auf die sich unsere Vorsorge erstreckt, jeweilig unmittelbar verfügbaren Gütern (einschließlich der technischen Arbeitsleistungen) und andererseits von jener dispositiven Tätigkeit abhängt, welche diesen Ziel und Richtung auf die Deckung unseres endlichen Güterbedarfes gibt.

Auch die technische Produktion ist mit der Wirtschaft nicht zu verwechseln. Das Ziel der Wirtschaft ist die Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse durch den entsprechenden Güterbesitz; das Ziel der technischen Produktion dagegen ist die Herstellung bestimmter Produkte, nicht notwendig die Sicherstellung unseres Güterbedarfes. Es gibt technische Produktionen, die überhaupt nicht auf die Erzeugung von Gütern, andere, welche doch nicht auf die Deckung des Güterbedarfes gerichtet sind, sondern entweder um ihrer selbst willen (lediglich wegen der mit der Produktion verbundenen Genugtuung, beziehungsweise lediglich im Hinblick auf die Vollkommenheit des Erzeugnisses) oder doch um nichtökonomischer Zwecke willen unternommen werden.

gezeichnetes zu leisten, ohne hiebei doch wirtschaftliche Zwecke zu verfolgen; der technisch arbeitende Sklave wirtschaftet überhaupt nicht; Er selbst und seine Arbeitskraft, sind Güter, Objekte fremder Wirtschaft; auch der Lohnarbeiter wirtschaftet nicht, indem er technische Arbeiten für eine fremde Wirtschaft verrichtet; er wirtschaftet, indem er seine Arbeitsleistungen um der Deckung seines Güterbedarfes willen veräußert. Umgekehrt entwickeln der Unternehmer, die Hausfrau usw. infolge der auf die Deckung ihres Güterbedarfes hinielenden dispositiven Tätigkeit, auch wenn sie sich an der technischen Arbeit nicht beteiligen, eine wirtschaftliche Tätigkeit.

Umgekehrt gibt es zahlreiche Wirtschaftsakte, bei denen keine technische Produktion in Betracht kommt. Indes auch in jenen Fällen, wo die technische Produktion auf die Herstellung von Gütern gerichtet ist, steht sie doch nur im Dienste der Wirtschaft. Die technische Produktion — der hauptsächliche Gegenstand, auf den die Aufmerksamkeit der wirtschaftstheoretischen Forschung bisher gerichtet war — ist in Wahrheit nur die äußere, die wirtschaftlichen Bestrebungen der Menschen begleitende Bewegung der Produktionsfaktoren nach dem Ziele der Deckung unseres Güterbedarfes. Sie ist kein Akt der Wirtschaft im subjektiven Sinne, sondern eine Erscheinung der Wirtschaft im objektiven Sinne.

Die in den bisherigen wirtschaftstheoretischen Untersuchungen der Systematik der Nationalökonomie zugrunde gelegte Klassifikation der Wirtschafterscheinungen in solche der Produktion, der Verteilung und der Konsumtion der Güter beruht demnach zum Teile auf einer bloß äußerlichen, zum Teile auf einer geradezu irrümlichen Auffassung des Wesens der menschlichen Wirtschaft im subjektiven und im objektiven Sinne. Wird zwischen der Wirtschaft im subjektiven und jener im objektiven Sinne, zwischen der auf die Deckung unseres Güterbedarfes hinzielenden Tätigkeit und den uns in Rücksicht auf den obigen Zweck verfügbaren und geordneten Gütern strenge unterschieden, werden die letzteren nur als Mittel für diesen Zweck und ihre Bewegung als das Ergebnis der subjektiven wirtschaftlichen Bestrebungen der Menschen erkannt, so gelangen wir zu einer von der bisherigen wesentlich verschiedenen Betrachtungsweise der Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft überhaupt und der Volkswirtschaft insbesondere.

## § 2.

### Wirtschaftliche und nichtwirtschaftliche Güter.

Wir haben im vorangehenden Kapitel gesehen, daß Bedarf und verfügbare Güterquantität miteinander vergleichbare, determinierte und bestimmbare Größen seien. Die einzelnen wirtschaftenden Individuen sowohl als auch die durch den Verkehr verbundenen Bewohner ganzer Länder und Ländergruppen sind bemüht, sich einerseits über ihren Bedarf in kommenden Zeiträumen und andererseits über die ihnen zur Deckung desselben verfügbaren Quantitäten ein Urteil zu bilden, um solcherart die Grundlage für ihre auf die Befriedigung der Bedürfnisse gerichtete Tätigkeit zu gewinnen. Das Resultat dieser Untersuchung kann aber ein dreifaches sein:

- a) Der Bedarf ist größer als die verfügbare Quantität.
- b) Der Bedarf ist geringer als diese letztere.
- c) Bedarf und verfügbare Quantität decken sich.

Die auf dieser Tatsache beruhende Einteilung der Güter in solche, die uns im Verhältnis zu unserem vollen Bedarf an denselben in relativ zulänglicher, und in solche, die uns in relativ unzulänglicher Weise verfügbar sind, ist von grundlegender Bedeutung für die Wirtschaftstheorie. Da aus dem Umstande, daß ein Teil, und zwar der überwiegende Teil der Güter uns nur in relativ unzulänglicher Weise verfügbar ist, wie wir



sehen werden, wichtige Formen der menschlichen Wirtschaft hervor-  
gehen, während dies rücksichtlich der uns in zulänglicher Menge oder  
gar im Überflusse verfügbaren Güter nicht der Fall ist, so werden die  
ersteren Güter von vielen als ökonomische, die letzteren im Gegen-  
satze zu diesen als nichtökonomische bezeichnet.\*)

\*) Die Untersuchung über das Wesen der ökonomischen Güter beginnt mit  
den Versuchen, den Vermögensbegriff im Sinne der Individualwirtschaft  
festzustellen. A. Smith hat die Frage nur flüchtig berührt, doch sind die An-  
regungen, welche von ihm ausgegangen sind, von den weittragendsten Folgen auch  
für die obige Lehre geworden. „Wenn die Teilung der Arbeit einmal platzgegriffen  
hat,“ sagt er (W. o. N. Chap. V. Basil. 1801, S. 43 ff.), „so ist jedermann reich oder  
arm, je nach der Quantität von Arbeit, über welche er verfügen oder die er kaufen  
kann.“ Der Umstand, daß ein Gut uns die Verfügung über Arbeit verschafft oder,  
was im Geiste S.s dasselbe ist, daß es Tauschwert hat, ist demnach in konsequenter  
Ausbildung der S.schen Theorie das Kriterium seines Charakters als „Vermögens-  
objekt“ im obigen Sinne des Wortes. Dieser Anregung folgt denn auch Say.  
Er sondert (*Traité d'économie politique*, 1803, S. 2) die Güter, welche Tauschwert  
haben, von jenen, welche keinen solchen aufweisen, und schließt die letzteren aus  
dem Bereich der Vermögensobjekte aus („ce qui n'a point de valeur, ne saurait  
être une richesse. Ces choses ne sont pas du domaine de l'économie politique“).  
Auch Ricardo unterscheidet zwischen „Werten“ und Gütern, die sich uns nicht  
als solche darstellen (*Principles* XX, S. 165 der ed. 1846) und weicht nur insofern  
von seinen Vorgängern ab, als er das Wort „riches“ in einem wesentlich anderen  
Sinne gebraucht als Say das Wort „richesse“. Malthus sucht das Kriterium des  
Vermögenscharakters der Güter anfangs (*Principles*, 1820, S. 28) ausschließlich in  
der Körperlichkeit der Güter und beschränkt auch in seinen späteren Schriften  
den Begriff der Vermögensobjekte auf die materiellen Güter. Der letzteren Ansicht  
sind in Deutschland: Storch (*Cours*, I, S. 108 ff., 1815); Fulda (*Cameralwissen-  
schaft*, 1816, S. 2 der ed. 1820); Oberndorfer (*Nationalökonomie*, 1822, § 23);  
Rau (*Volkswirtschaftslehre*, § 1, 1826); Lotz (*Staatswirtschaftslehre*, I, S. 19 der  
ed. 1837); Bernhardt (*Kritik der Gründe* etc., 1849, S. 134 ff., insbesondere  
143 ff.). Gegen die Ausscheidung der immateriellen Güter: Say (*Cours*, I, S. 161,  
1828); Mac Culloch (*Principles of P. E.*, ed. 1864, S. 4); Hermann (*Staats-  
wirtschaftliche Untersuchungen*, S. 8, 1832); Roscher (*System*, I, § 3). Daß durch  
die Beschränkung des Vermögensbegriffes auf die materiellen Güter der Begriff  
der Vermögensobjekte keineswegs richtig begrenzt wird, hat übrigens schon  
Malthus erkannt (*Principles*, 2. Aufl., 1836, S. 34), von dessen wechselnden Ver-  
suchen, den obigen Begriff festzustellen, wir weiter unten sprechen. Von den  
späteren Vertretern der Volkswirtschaftslehre in England wurde der Begriff des  
Vermögensobjektes fast ausnahmslos wieder an den Tauschwert geknüpft. So von:  
Mac Culloch (*Principles*, S. 4 der ed. 1864); J. St. Mill (*Principles*, 6. Aufl.,  
Prelim. Rem.); Senior (*Polit. Econom.*, S. 6, 1863). Unter den Franzosen dieser Zeit  
folgen insbesondere A. Clement und A. Walras dieser Ansicht. Während  
solcherart die französischen und englischen Volkswirte lediglich zwischen Gütern  
unterscheiden, welche Vermögensobjekte sind, und jenen, die sich uns nicht als  
solche darstellen, geht Hermann (*Staatswirtschaftliche Untersuchungen*, S. 3,  
1832) viel tiefer, indem er die wirtschaftlichen Güter (Objekte der Wirtschaft) den  
freien Gütern entgegenstellt, eine Unterscheidung, welche seither von der deutschen  
Wissenschaft mit wenigen Ausnahmen festgehalten wurde. Doch definiert Her-  
mann selbst den Begriff der wirtschaftlichen Güter zu enge. „Wirtschaftliches Gut  
ist,“ sagt H., „was nur gegen bestimmte Aufopferung, durch Arbeit oder Vergeltung  
hergestellt werden kann“ (a. a. O., S. 3) und macht dadurch den ökonomischen  
Charakter der Güter von der Arbeit (ibid. S. 4, auch vom menschlichen Verkehre)  
abhängig. Aber sind die Baumfrüchte, welche ein isoliertes Subjekt mühelos er-  
langen kann, für dasselbe kein wirtschaftliches Gut, falls dieselben ihm in einer  
geringeren Quantität verfügbar sind, als sein Bedarf beträgt, während doch das  
zwar ebenso mühelos, aber ihm in einer den Bedarf übersteigenden Quantität ver-  
fügbare Quellwasser ein nicht ökonomisches Gut ist? Roscher, welcher in seinem  
Grundriß (1843, S. 3) die wirtschaftlichen Güter als solche definiert hatte, „die in

So stellen sich uns beispielsweise das Trinkwasser in quellenreichen Gegenden, bisweilen das Nutzwasser überhaupt, die atmosphärische Luft, der Sand in einer Wüste und oft genug selbst Grundstücke, Holz u. dgl. m. als nichtökonomische Güter dar, während die Mehrzahl der übrigen Güter und selbst die eben genannten Güter unter bestimmten Verhältnissen sich uns als ökonomische Güter darstellen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der ökonomische, beziehungsweise der nichtökonomische Charakter der Güter nichts ihnen Anhaftendes, keine Eigenschaft derselben ist. Jedes Gut kann den ökonomischen Charakter erlangen, falls es in das oben dargelegte Quantitätenverhältnis tritt,<sup>\*)</sup> und büßt denselben ein, wenn dies Verhältnis in sein Gegenteil verwandelt wird.

den Verkehr kommen“ und in den älteren Auflagen seines Systems als „Güter, welche des Verkehres fähig sind oder wenigstens denselben fördern können“ (System, I, 1857, S. 3), definiert in späteren Auflagen seines Hauptwerkes die wirtschaftlichen Güter = „Zwecke und Mittel der Wirtschaft“, eine Definition, welche lediglich eine Umschreibung des zu definierenden Begriffes ist.

Daß, wie Wundt hervorhebt, in die Definition der Wirtschaft der Begriff der „Güter“ aufgenommen zu werden pflegt, ist richtig, indes kein Verstoß gegen die logisch erforderliche Reihenfolge der einzelnen Definitionen, wie Wundt anzunehmen geneigt ist (Logik, Methodenlehre II, 2. Aufl., 1895, 2, 499, Note 2 und S. 500). Wundt übersieht, daß der Begriff des Gutes (eines zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse als tauglich erkannt) und für diesen Zweck verfügbaren Dinges) den Begriff der Wirtschaft keineswegs zur Voraussetzung hat. Selbst dort, wo in die Definition der Wirtschaft der Begriff der Güter im Sinne der „wirtschaftlichen Güter“ aufgenommen wird, liegt der obige Definitionsfehler doch nur scheinbar vor. Unter wirtschaftlichen Gütern verstehen wir — im Verhältnisse zum vollen Bedarf — uns in unzulänglicher Menge verfügbare Güter (vgl. meine Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1871, S. 51 ff.). Diesem Begriff liegt somit ein von dem Begriffe der menschlichen Wirtschaft gänzlich unabhängiges tatsächliches Verhältnis zugrunde, ein Verhältnis, das nicht etwa die Folge oder Wirkung, sondern eine der Voraussetzungen menschlicher Wirtschaft ist. Nur der Umstand, daß die in Rede stehenden Güter (die man mit Vermeidung des Ausdruckes „wirtschaftliche Güter“ ebensowohl „im Verhältnis zum vollen Bedarfe unzulänglich verfügbare Güter“ nennen könnte) erfahrungsgemäß regelmäßig zu Objekten der menschlichen Wirtschaft werden, hat eine Anzahl deutscher Volkswirte veranlaßt, dieselben „wirtschaftliche Güter“ zu nennen. Wenn demnach von einzelnen Volkswirten in ihren systematischen Untersuchungen von „wirtschaftlichen Gütern“ gesprochen wird, bevor das Wesen der Wirtschaft selbst untersucht worden ist, so liegt hierin nur eine der logisch richtigen Darstellung voraussetzende Terminologie, keineswegs indes ein „Verstoß gegen die logisch richtige Begriffsentwicklung“ vor. Es hat dies entfernt nicht jene Bedeutung, die Wundt diesem Vorgange zuschreibt. Daß wir Volkswirte an der obigen, sachlich nicht unrichtigen Terminologie trotz des erwähnten formellen Gebrechens in ähnlicher Weise wie ja auch die Logiker und Wundt selbst in analogen Fällen festhalten, hat seinen Grund einerseits in der Sanktion derselben durch den wissenschaftlichen Sprachgebrauch und anderseits in dem Umstande, daß hiedurch vielfach (zumal in der Güterlehre) eine schleppende Ausdrucksweise vermieden wird. Berechtigt ist Wundts Einwand nur rücksichtlich derjenigen Volkswirte, welche den Begriff des Gutes von vornherein auf die wirtschaftlichen Güter (im Sinne von Objekten der Wirtschaft) einschränken und hierauf den Begriff der wirtschaftlichen Güter nichtsdestoweniger in die Definition des Begriffes der Wirtschaft aufnehmen. Daß ich sachlich in den obigen Irrtum nicht verfallen bin, trotzdem ich an der gebräuchlichen Bezeichnung der uns in unzulänglichem Maße verfügbaren Güter als wirtschaftliche Güter festhalte, ist aus meinen hierauf bezüglichen Untersuchungen klar ersichtlich.

<sup>\*)</sup> Der ökonomische Charakter der Güter ist in keinerlei Weise an die Vorbedingung der menschlichen Wirtschaft in ihrer sozialen Erscheinung geknüpft.

Die Erfahrung lehrt uns denn auch, daß Güter derselben Art, die an bestimmten Orten keinen ökonomischen Charakter aufweisen, an anderen ökonomische Güter sind, ja daß Güter derselben Art an demselben Orte mit dem Wechsel der Verhältnisse den ökonomischen Charakter einbüßen. Während in quellenreichen Gegenden Quantitäten guten Trinkwassers, in Urwäldern rohe Baumstämme, in manchen Ländern selbst Grundstücke keinen ökonomischen Charakter haben, weisen dieselben Güter gleichzeitig an anderen Orten den ökonomischen Charakter auf. Nicht minder zahlreich sind die Beispiele dafür, daß Güter, welche zu einer gewissen Zeit und an einem bestimmten Orte keinen ökonomischen Charakter hatten, an demselben Orte in der Folge den ökonomischen Charakter erlangten. Diese Verschiedenheiten und dieser Wechsel der Güter kann demnach in den Eigenschaften derselben nicht begründet sein. Wir können uns vielmehr bei genauer und sorgfältiger Prüfung der vorliegenden Verhältnisse in allen Fällen die Überzeugung verschaffen, daß dort, wo Güter derselben Art gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten einen verschiedenen Charakter aufweisen, das Verhältnis zwischen Bedarf und verfügbarer Gütermenge an den beiden Orten ein verschiedenes ist und überall dort, wo an dem nämlichen Orte Güter, die ursprünglich den nichtökonomischen Charakter aufwiesen, zu ökonomischen wurden, oder der umgekehrte Fall eintrat, ein Wechsel in dem obigen Quantitätenverhältnisse eingetreten ist.

Die Ursachen, aus welchen nichtökonomische Güter zu ökonomischen werden, können nach dem, was wir oben sagten, doppelter Art sein. Entweder hat diese Erscheinung ein Steigen des Bedürfnisses oder eine Verminderung der verfügbaren Quantität zur Voraussetzung.

Ist der Bedarf eines isoliert wirtschaftenden Subjektes an einem Gute größer als die ihm verfügbare Quantität, so werden wir dasselbe jede Teilquantität dieses Gutes in seiner Verfügung erhalten, konservieren, auf das zweckmäßigste zur Befriedigung seiner Bedürfnisse verwenden und eine Wahl treffen sehen zwischen jenen Bedürfnissen, welche es mit der ihm verfügbaren Quantität befriedigen, und denjenigen, welche es unbefriedigt lassen wird, während dasselbe Subjekt bei allen jenen Gütern, welche ihm in einer seinen Bedarf übersteigenden Quantität verfügbar sind, keinen Anlaß zu der eben gezeichneten Tätigkeit haben wird. Es werden demnach auch für das obige isolierte Subjekt ökonomische und nichtökonomische Güter vorhanden sein. Weder der Umstand, daß ein Gut „Verkehrsobjekt“, noch auch der, daß es „Eigentumsobjekt“ ist, kann demnach die Ursache seines ökonomischen Charakters sein. Ebenso wenig kann aber auch der Umstand, daß die Güter zum Teile „Arbeitsprodukte“ sind, zum anderen Teile uns von der Natur ohne Arbeit dargeboten werden, als Kriterium des ökonomischen, beziehungsweise des nichtökonomischen Charakters der Güter hingestellt werden, so großer Scharfsinn auch darauf verwendet wurde, um die dem obigen Gesichtspunkte widersprechenden Lebenserscheinungen im Sinne dieser Ansicht zu interpretieren. Die Erfahrung lehrt uns nämlich, daß zahlreiche Güter, auf welche keine Arbeit verwendet wurde (z. B. angeschwemmtes Land, Wasserkräfte etc.), den ökonomischen Charakter überall dort aufweisen, wo sie in einer unseren Bedarf nicht erreichenden Quantität uns verfügbar sind, wie denn andererseits der Umstand, daß ein Ding ein Arbeitsprodukt ist, an und für sich nicht einmal die Güterqualität, geschweige denn den ökonomischen Charakter desselben zur notwendigen Folge hat. Auch die auf ein Gut aufgewendete Arbeit kann demnach nicht das Kriterium des ökonomischen Charakters der Güter sein, es ist vielmehr klar, daß dasselbe ganz ausschließlich in dem Verhältnisse zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität derselben zu suchen ist.



Die wichtigsten Ursachen, aus welchen sich eine Steigerung des Bedarfes ergibt, sind:

1. die Vermehrung der Bevölkerung, zumal die lokale Anhäufung derselben;
2. die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse, wodurch der Bedarf derselben Volksmenge ein wachsender wird;
3. Fortschritte der Menschen in der Erkenntnis des Zusammenhanges der Dinge mit ihrer Wohlfahrt, wodurch neue Gebrauchszwecke der Güter entstehen.

Es sind dies aber, wie wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden braucht, durchaus Erscheinungen, welche den Übergang der Menschen aus niederen in höhere Kulturstufen begleiten, und es ergibt sich daraus die naturgemäße Folge, daß mit der wachsenden Kultur die nichtökonomischen Güter die Tendenz haben, den ökonomischen Charakter anzunehmen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil das eine der hier Einfluß nehmenden Momente, der menschliche Bedarf nämlich, mit der Kulturentwicklung sich steigert. Es ist aber nach dem Gesagten klar, daß auch aller Wechsel, wodurch ökonomische Güter zu nichtökonomischen und umgekehrt diese letzteren zu ökonomischen werden, lediglich auf einen Wechsel des Verhältnisses zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität zurückzuführen ist.

Ein eigentümliches wissenschaftliches Interesse nehmen die Güter in Anspruch, welche rücksichtlich der bei denselben zutage tretenden Erscheinungen eine Mittelstellung zwischen den ökonomischen und den nichtökonomischen Gütern einnehmen.

Zu diesen Gütern sind zunächst jene zu zählen, welche bei hochentwickelter Kultur um ihrer besonderen Wichtigkeit willen seitens der Gesellschaft in so großer Quantität produziert und der öffentlichen Benützung dargeboten werden, daß dieselben auch dem ärmsten Gesellschaftsmitgliede in beliebiger Quantität zur Verfügung stehen und somit für die Konsumenten den nichtökonomischen Charakter erlangen. Solche Güter pflegen bei hoher Kultur z. B. der Volksschulunterricht und gute Straßen zu sein. Auch gutes gesundes Trinkwasser gilt den Bewohnern vieler Städte für ein so wichtiges Gut, daß sie dasselbe, wo es nicht in natürlicher Fülle vorhanden ist, mittels Wasserleitungen in die öffentlichen Brunnen führen, und zwar in so großen Quantitäten, daß der Bedarf der Bewohner an Trinkwasser nicht nur vollständig gedeckt ist, sondern der Regel nach noch bedeutende Quantitäten über diesen Bedarf hinaus verfügbar sind. Während somit auf niederen Kulturstufen die Unterweisung eines Lehrers für den dieser Unterweisung Bedürftigen ein ökonomisches Gut ist, wird dies Gut bei hochentwickelter Kultur, dank der Vorsorge der Gesellschaft, für jeden einzelnen Bewohner des Landes zu einem nichtökonomischen und nicht minder in vielen großen Städten gutes und gesundes Trinkwasser, wo es bisher für die Konsumenten einen ökonomischen Charakter hatte, zu einem nichtökonomischen Gute.\*)

\*) Ein eigentümliches Verhältnis ist auch dort zu beobachten, wo Nutzungsgüter den ökonomischen Charakter aufweisen, ihre konkreten Nutzungen aber für denjenigen, welcher darüber verfügt, wegen ihrer seinen Bedarf übersteigenden

Umgekehrt können Güter, welche den Menschen von Natur aus in einer ihren Bedarf übersteigenden Quantität verfügbar sind, doch für die Konsumenten derselben den ökonomischen Charakter erlangen, wenn ein Gewalthaber die übrigen wirtschaftenden Subjekte von der freien Verfügung über diese Güter ausschließt. In waldreichen Ländern sind die Ortschaften sehr zahlreich, die von Natur aus von holzreichen Wäldern umgeben sind, so zwar, daß die verfügbare Holzquantität den Bedarf der Bewohner weitaus übersteigt und demnach das Holz in rohen Baumstämmen dem natürlichen Laufe der Dinge nach keinen ökonomischen Charakter haben würde. Dadurch aber, daß ein Gewalthaber sich des ganzen Waldes oder doch des weitaus größeren Teiles desselben bemächtigt, kann er die Holzquantitäten, die den Bewohnern der betreffenden Ortschaft tatsächlich verfügbar sind, derart regulieren, daß das Holz für dieselben nichtsdestoweniger den ökonomischen Charakter gewinnt. In den waldreichen Karpathen gibt es z. B. zahlreiche Ortschaften, in welchen die Kleingrundbesitzer, die ehemaligen Grundholden, von den Großgrundbesitzern das ihnen nötige Holz kaufen müssen, während diese letzteren selbst jährlich viele tausende Baumstämme im Walde vermodern lassen, da die ihnen verfügbaren Quantitäten weitaus größer sind als der vorhandene Bedarf. Es ist dies aber ein Fall, in welchem Güter, die dem natürlichen Laufe der Dinge nach keinen ökonomischen Charakter haben würden, für die Konsumenten künstlicherweise zu ökonomischen werden und bei welchen denn auch tatsächlich alle jene Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens beobachtet werden können, die den ökonomischen Gütern eigentümlich sind.\*)

Endlich sind auch noch jene Güter hieher zu rechnen, welche zwar mit Rücksicht auf die Gegenwart doch den nichtökonomischen Charakter aufweisen, im Hinblick auf künftige Entwicklungen jedoch von den wirtschaftenden Menschen in mancher Beziehung bereits den ökonomischen Gütern gleich geachtet werden. Wenn nämlich die verfügbare Quantität eines nichtökonomischen Gutes sich fortdauernd verringert, beziehungsweise der Bedarf an demselben sich fortdauernd vermehrt, und das Verhältnis zwischen beiden ein solches ist, daß der endliche Übergang des nichtökonomischen Charakters des in Rede stehenden Gutes in den ökonomischen vorausgesehen werden kann, so pflegen die wirtschaftenden Individuen konkrete Teilquantitäten desselben, auch wenn das den nichtökonomischen Charakter des Gutes begründende Quantitätenverhältnis noch tatsächlich vorliegt, mit Rücksicht auf künftige Zeiträume doch bereits zu Gegenständen ihrer Wirtschaft zu machen und unter sozialen Verhältnissen sich ihren individuellen Bedarf durch Besitzergreifung entsprechender Quantitäten sicherzustellen. Ein Gleiches gilt von jenen

Menge keinen solchen haben. Solche Güter sind z. B. Gemälde, Statuen und Kunstwerke aller Art und selbst Bücher, denn der ökonomische Charakter aller dieser Güter kann im konkreten Falle außer jedem Zweifel stehen, ohne daß doch die konkreten Nutzungen derselben für das wirtschaftende Subjekt, welches über dieselben verfügt, notwendig einen ökonomischen Charakter aufweisen.

\*) Man könnte nach einer in unserer Wissenschaft bereits gebräuchlichen analogen Ausdrucksweise die letzteren zum Unterschiede von den eigentlichen ökonomischen Gütern die quasi-ökonomischen, die ersteren die quasi-nicht-ökonomischen Güter nennen.

nichtökonomischen Gütern, deren verfügbare Quantität einem sehr starken Wechsel unterliegt, so zwar, daß nur die Verfügung über einen gewissen Überfluß in gewöhnlichen Zeitläufen die Verfügung über den Bedarf in Zeiten des Mangels sichert, und ebenso von allen jenen nichtökonomischen Gütern, bei welchen die Grenze zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität bereits so nahegerückt ist (hierher gehört vor allem der S. 64 erwähnte dritte Fall), daß Mißbrauch oder Mißverstand einzelner wirtschaftender Individuen den übrigen leicht verderblich werden kann oder besondere Rücksichten (z. B. der Bequemlichkeit, Reinlichkeit etc.) die Besitzergreifung konkreter Teilquantitäten der nichtökonomischen Güter rätlich erscheinen lassen. Es können demnach aus diesen und ähnlichen Gründen auch solche Güter Gegenstände der menschlichen Wirtschaft werden, welche rücksichtlich der übrigen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens sich uns noch als nichtökonomische Güter darstellen.

Noch möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Umstand lenken, welcher von großer Wichtigkeit für die Beurteilung des ökonomischen Charakters der Güter ist, wir meinen die Verschiedenheit der Qualität derselben. Wenn nämlich die gesamte verfügbare Quantität eines Gutes den Bedarf an demselben nicht zu decken vermag, so wird jede einzelne konkrete Teilquantität dieses Gutes zu einem Gegenstande der menschlichen Wirtschaft, d. i. zu einem ökonomischen Gute, und zwar ohne Rücksicht auf die höhere oder geringere Qualität. Ist dagegen die verfügbare Quantität eines Gutes größer als der Bedarf an demselben und gibt es demnach auch Teilquantitäten, die zur Befriedigung keines wie immer gearteten Bedürfnisses herangezogen werden, so müßten nach dem, was wir oben über das Wesen der nichtökonomischen Güter gesagt haben, alle Teilquantitäten dieses Gutes den nichtökonomischen Charakter erlangen, wofern diese letzteren insgesamt von gleicher Beschaffenheit wären. Dadurch aber, daß Teilquantitäten der verfügbaren Menge eines Gutes gewisse Vorzüge vor den übrigen haben, so zwar, daß mittels derselben die bezüglichen Bedürfnisse der Menschen besser oder überhaupt vollständiger befriedigt werden können als mittels der letzteren, kann bewirkt werden, daß die betreffenden höher qualifizierten Güter den ökonomischen Charakter erlangen, während die übrigen minder qualifizierten Güter noch den nichtökonomischen Charakter aufweisen. So können z. B. in einem Lande, in dem ein Überfluß an Grundstücken besteht, die der Bodenbeschaffenheit oder Lage nach vorzüglicheren Grundstücke bereits den ökonomischen Charakter erlangt haben, während die minderen noch nicht den ökonomischen Charakter aufweisen. und in einer Stadt, die an einem Strome liegt, der trinkbares Wasser minderer Qualität führt, können Quantitäten von Quellwasser bereits Gegenstand der Individualwirtschaft sein, während das Stromwasser keinen ökonomischen Charakter aufweist.

Tritt uns demnach bisweilen die Erscheinung entgegen, daß verschiedene Teilquantitäten eines Gutes gleichzeitig einen verschiedenen Charakter haben, so liegt der Grund hievon doch auch in diesem Falle immer nur darin, daß die verfügbare Quantität der höherqualifizierten Güter geringer als der Bedarf ist, während die minderqualifizierten Güter



in einer den (durch die Güter besserer Qualität nicht bereits gedeckten) Bedarf übersteigenden Quantität verfügbar sind, und es bilden solche Fälle demnach nicht Ausnahmen, sondern vielmehr eine Bestätigung der hier dargelegten Grundsätze.

Der Bedarf an Gütern höherer Ordnung ist, wie wir sahen, zunächst durch unseren Bedarf an den entsprechenden Gütern niederer Ordnung, überdies aber auch noch dadurch bedingt, daß unser Bedarf an diesen letzteren nicht oder doch nicht vollständig gedeckt ist. Unser Bedarf nach einem Gute hat einen solchen nach den entsprechenden Gütern höherer Ordnung keineswegs zur notwendigen Folge. Vielmehr ist unser Bedarf an Gütern höherer Ordnung durch den ökonomischen Charakter der entsprechenden Güter niederer Ordnung bedingt.

In Ortschaften, in welchen gutes und gesundes Trinkwasser in einer den Bedarf der Bevölkerung übersteigenden Quantität vorhanden ist und dies Gut demnach den nichtökonomischen Charakter aufweist, entsteht kein Bedarf an allen jenen Vorrichtungen oder Transportmitteln, welche ausschließlich zur Herleitung und Filtrierung, beziehungsweise zur Zufuhr von Trinkwasser dienlich sind, und in Gegenden, in welchen ein natürlicher Überfluß an Brennholz (eigentlich an Baumstämmen) besteht, dieses Gut demnach den nichtökonomischen Charakter hat, ist offenbar jeder Bedarf an den zur Hervorbringung von Brennholz tauglichen Gütern höherer Ordnung von vorneherein ausgeschlossen, während in Gegenden, wo das Trinkwasser, beziehungsweise das Brennholz den ökonomischen Charakter aufweist, ein Bedarf an obigen Gütern höherer Ordnung allerdings zutage tritt.

Es ergibt sich aber hieraus zugleich der allgemeine Grundsatz, daß der ökonomische Charakter der Güter höherer Ordnung zwar nicht die notwendige Folge des ökonomischen Charakters der entsprechenden Güter niederer Ordnung, wohl aber durch denselben bedingt ist, oder mit anderen Worten, daß kein Gut höherer Ordnung den ökonomischen Charakter erlangen oder behaupten kann, es wäre denn zur Hervorbringung ökonomischer Güter niederer Ordnung tauglich.

Diejenigen, welche annehmen, daß bestimmte Dinge deshalb ökonomische Güter sind, weil die zu ihrer Hervorbringung verwendeten Güter, ehe sie dem Produktionsprozesse unterzogen wurden, den ökonomischen Charakter aufwiesen, kehren das wahre Verhältnisse geradezu um. Sie verwechseln Ursache und Wirkung. Die obige Annahme widerspricht denn auch aller Erfahrung, welche uns lehrt, daß aus Gütern höherer Ordnung, deren ökonomischer Charakter außer allem Zweifel steht, doch gänzlich unbrauchbare Dinge, demnach auch solche hervorgebracht werden können und infolge ökonomischen Unverständes tatsächlich hervorgebracht werden, die nicht einmal die Güterqualität, geschweige denn den ökonomischen Charakter aufweisen. Es lassen sich aber auch Fälle denken, wo aus ökonomischen Gütern höherer Ordnung Dinge produziert werden könnten, die zwar Güterqualität, aber keinerlei ökonomischen Charakter aufweisen würden. Man denke nur an Personen, die in Urwäldern mit dem Aufwande von ökonomischen Gütern

Holz produzieren, in Gegenden, die Überfluß an Trinkwasser haben, solches mit dem Aufwande von ökonomischen Gütern herbeischaffen oder aber mit Aufwendung kostbarer Stoffe Luft u. dgl. m. hervorbringen würden.

Der ökonomische Charakter eines Gutes kann demnach nicht die Folge des Umstandes sein, daß dasselbe aus ökonomischen Gütern höherer Ordnung hervorgebracht wurde, und diese Erklärung der obigen Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens der Menschen wäre demnach unter allen Umständen und selbst dann zu verwerfen, wenn sie nicht auch sonst noch einen inneren Widerspruch in sich trüge. Die Erklärung des ökonomischen Charakters der Güter niederer Ordnung durch den der Güter höherer Ordnung ist nämlich nur eine scheinbare und erfüllt, abgesehen von ihrer Unrichtigkeit und dem Widerspruche, in welchem sie zu aller Erfahrung steht, nicht einmal die formelle Bedingung der Erklärung einer Erscheinung. Dadurch, daß wir den ökonomischen Charakter der Güter erster Ordnung durch den der Güter zweiter Ordnung, diesen durch den ökonomischen Charakter der Güter dritter Ordnung, diesen durch den der Güter vierter Ordnung usf. erklären, wird die Frage nach der letzten und eigentlichen Ursache des ökonomischen Charakters der Güter in Wahrheit unbeantwortet gelassen.

Aus unserer bisherigen Darstellung geht aber hervor, daß die dem Menschen unmittelbar gegebenen Güter der Ausgangspunkt, die Deckung seines Bedarfes der Zielpunkt aller menschlichen Wirtschaft ist. Der Mensch empfindet zunächst Bedürfnisse nach Gütern erster Ordnung und macht diejenigen, deren ihm verfügbare Menge geringer ist als sein Bedarf, zu Gegenständen seiner wirtschaftlichen Tätigkeit, zu wirtschaftlichen Gütern, während er die übrigen in den Kreis seiner ökonomischen Tätigkeit einzubeziehen keine praktische Veranlassung findet.

Später führen Nachdenken und Erfahrung die Menschen zu immer tieferer Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge und zumal des Zusammenhanges derselben mit ihrer Wohlfahrt und sie lernen die Güter zweiter, dritter und höherer Ordnung kennen. Aber auch bei diesen Gütern finden sie, gleichwie bei den Gütern erster Ordnung, daß einige derselben ihnen in einer den Bedarf übersteigenden Quantität verfügbar sind, während bei den übrigen das entgegengesetzte Verhältnis obwaltet, und sie scheiden auch diese Güter in solche, die sie in den Kreis ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit einbeziehen, und in andere, bei welchen sie hiezu keine praktische Nötigung empfinden — in Güter höherer Ordnung, welche den ökonomischen Charakter aufweisen, und in solche, bei denen dies nicht der Fall ist.

### § 3.\*)

#### Die zwei elementaren Richtungen der menschlichen Wirtschaft.

##### a) Die technisch-ökonomische Disposition.

Wenn die zur Befriedigung unserer endlichen Bedürfnisse unmittelbar tauglichen (die genußreifen) Güter uns, sobald sich die betreffenden

\*) Unter den Manuskripten des Nachlasses findet sich auch eine der Form nach von der obigen etwas abweichende Darstellung der hier ausgesprochenen

Bedürfnisse geltend machen, nach Art und Maß, ferner nach Zeit und Ort der Disponibilität durchaus in entsprechender Weise verfügbar wären — etwa in paradiesischen Zuständen —, würde die Notwendigkeit jeder Wirtschaft entfallen. In einer nicht geringen Anzahl von Fällen erfolgt die Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse auch unter den tatsächlichen Verhältnissen wesentlich ohne unser Zutun durch die natürliche Sachlage, in die wir uns gestellt finden. In quellen- und walddreichen Gegenden pflegen unter Umständen (zumal bei dünner Bevölkerung und geringer Entwicklung der Eigentumsordnung) für die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse so wichtige Güter wie Trinkwasser, Brennholz usf. in reichlicher Menge, und zwar dauernd und in genußreifem Zustande der Bevölkerung schon durch die Natur geboten zu werden. Sind die Verhältnisse derartige, daß die zur Besitzergreifung und Herbeischaffung dieser Güter nötigen Arbeitsleistungen praktisch nicht oder doch nur in geringem Maße in Betracht kommen, so gelangt rücksichtlich derselben, solange die Fortdauer der obigen Verhältnisse gesichert ist, keine Wirtschaft zur Erscheinung.

Indes nur ein geringer Teil der zur Sicherstellung der Befriedigung unserer Bedürfnisse in kommenden Zeiträumen erforderlichen genußreifen Güter wird uns von der Natur in quantitativ und qualitativ entsprechender Weise dargeboten. Rücksichtlich des weitaus größeren Teiles derselben sind wir zumal bei fortgeschrittener Kultur zunächst auf die uns in Rücksicht auf diese Zeiträume verfügbaren Produktionselemente angewiesen. Die uns in kommenden Zeiträumen verfügbaren Genußgüter sind zum nicht geringen Teile das voraussichtliche Ergebnis der Güterproduktion, der Verbindung von unmittelbar verfügbaren Produktionsmitteln zu Genußgütern, eine Verbindung, die bei zahlreichen Gütern in mannigfachen Stufen von den Produktionselementen zu den genußreifen Gütern erfolgt.

Dieser Umstand ist die letzte Veranlassung einer besonderen Richtung der menschlichen Wirtschaft. Werden uns nämlich rücksichtlich der Zeiträume, auf die sich unsere Vorsorge erstreckt, durch die jeweilige und voraussichtliche Sachlage, in die wir uns gestellt finden, nicht die zur Deckung unseres unmittelbaren Güterbedarfes erforderlichen, die genußreifen Güter, sondern zum Teile lediglich die entsprechenden Produktionsmittel dargeboten, so stellt sich für uns die Notwendigkeit einer dispositiven Tätigkeit heraus, welche den Produktionsmitteln Ziel und Richtung auf die Deckung unseres endlichen Güterbedarfes gibt. Diese Richtung der menschlichen Bestrebungen (die betreffende dispositive Tätigkeit sowohl als die durch sie bedingte Erkenntnistätigkeit) werde ich in Hinkunft als die *technisch-ökonomische* bezeichnen.\*)

Ideen, die jedoch aus früherer Zeit stammt als die hier aufgenommene Fassung. Der Paragraph ist „Über die verschiedenen Komplikationen der Wirtschaft“ betitelt und stellt dar, wie die menschliche Wirtschaft bei verschiedenen Ausgangspunkten verschiedene Formen annimmt, die mit den im folgenden Text als technisch-ökonomische und als sparende bezeichneten Richtungen der Wirtschaft im wesentlichen übereinstimmen.

Ann. d. Herausgebers.

\*) Daß die technische Produktion als solche mit der Wirtschaft und somit auch die bloße technische Disposition über die Produktionselemente (deren Ziel die Erzeugung bestimmter Güter ist) mit der technisch-ökonomischen Disposition



Sie umfaßt:

1. die Erkenntnis unserer voraussichtlichen Bedürfnisse an Genußgütern, der Art und des Maßes dieser Bedürfnisse und ihres örtlichen und zeitlichen Auftretens;

2. die Erkenntnis der zur Sicherstellung der Befriedigung dieser Bedürfnisse uns unmittelbar verfügbaren Genußgüter, der Art und des Maßes der letzteren, ferner des Ortes und der Zeit, innerhalb deren sie in Rücksicht auf den obigen Zweck uns verfügbar sind;

3. die Erkenntnis unseres durch die uns unmittelbar verfügbaren Genußgüter nicht gedeckten (offenen) Bedarfes an den letzteren und der zur Hervorbringung derselben tauglichen Produktionsmittel (des technischen Zusammenhanges der Produktionsmittel und der betreffenden Genußgüter);

4. die dispositiven Akte, durch welche den uns verfügbaren Produktionsmitteln (einschließlich der uns verfügbaren technischen Arbeitsleistungen!) Ziel und Richtung auf die örtlich, zeitlich, ferner quantitativ und qualitativ entsprechende Deckung unseres endlichen Güterbedarfes gegeben wird.

**b) Die aus der Unzulänglichkeit der uns verfügbaren Güter sich ergebende (die sparende) Richtung der menschlichen Wirtschaft.**

Selbst wenn alle Produktionsmittel einschließlich der technischen Arbeit uns in hinreichender Menge und Beschaffenheit verfügbar wären (was insbesondere auch zur Voraussetzung hätte, daß die technische Arbeit für die wirtschaftenden Subjekte kein Opfer an Wohlfahrt bedeuten würde), so würde die technische Richtung der menschlichen Wirtschaft doch zutage treten. Auch in diesem Falle würden wir zum Zwecke der Deckung unseres endlichen Güterbedarfes genötigt sein, uns in Rücksicht auf kommende Zeiträume über unseren Bedarf an Genußgütern, sein örtliches und zeitliches Auftreten (insbesondere aber auch über seinen Wechsel nach Art und Maß), ferner über die Natur der uns jeweilig unmittelbar verfügbaren Produktionsmittel und ihren technischen Zusammenhang mit den Produkten ein Urteil zu bilden und auf Grund dieser Erkenntnisse eine auf die Deckung unseres Bedarfes an Genußgütern hinzielende dispositive Tätigkeit über die Produktionsmittel zu entwickeln. Schon die bloße Tatsache, daß wir unseren Bedarf an zahlreichen Genußgütern nur auf dem Wege der technischen Produktion zu decken vermögen, nötigt uns zu einer dispositiven Betätigung und einer hiedurch bedingten Erkenntnistätigkeit, welche den uns jeweilig unmittelbar verfügbaren Produktionsmitteln Ziel und Richtung auf die Sicherstellung unseres endlichen Güterbedarfes gibt.

Hiezu tritt ein für die menschliche Wirtschaft höchst bedeutsamer Umstand, welcher einer zweiten Richtung der wirtschaftlichen Tätigkeit

(deren Ziel die Deckung unseres Güterbedarfes ist) nicht verwechselt werden darf, habe ich bereits oben (S. 63) hervorgehoben. Ebenso sind die betreffenden Erkenntnisakte nur insoferne Akte der subjektiven Wirtschaft, als sie durch den Endzweck der Wirtschaft (die Deckung unseres endlichen Güterbedarfes) hervorgerufen werden.

den Ursprung gibt, daß nämlich nicht nur der größte Teil der Genußmittel, sondern auch die weitaus größere Mehrzahl der zur Hervorbringung derselben erforderlichen Produktionsmittel uns in Rücksicht auf jene Zeiträume, auf die sich unsere Vorsorge erstreckt, nur in unzulänglicher Weise verfügbar sind, eine Tatsache, deren Erkenntnis uns durch eine unablässig und allerorten sich wiederholende Erfahrung aufgedrängt wird und schon aus dem Umstand hervorgeht, daß nicht nur die infolge ungleicher Güterverteilung minder günstig gestellten, sondern selbst die in der eben erwähnten Rücksicht begünstigtesten Gesellschaftsmitglieder erfahrungsgemäß genötigt sind, auf manchen Genuß zu verzichten, sich infolge der Unzulänglichkeit der ihnen verfügbaren Mittel die Erfüllung manchen Wunsches zu versagen. Wie gering ist nun gar der Teil der Bedürfnisse, welche die Mehrzahl der Menschen mangels der hiefür nötigen Mittel tatsächlich zu befriedigen in der Lage ist? Wird von den Gütern abgesehen, die nach Maßgabe örtlicher und zeitlicher Verhältnisse uns tatsächlich in einer unseren Bedarf übersteigenden Menge zu Gebote stehen, so verfügen wir weder unmittelbar noch auch mittelbar (durch die betreffenden Produktionsmittel) über eine zur vollständigen Deckung unseres Bedarfes an sämtlichen Genußgütern ausreichenden Menge; die weitaus größere Mehrzahl der Individuen verfügt sogar nur über ein (im Gegenhalte zu ihrem vollen Bedarf) sehr bescheidenes Maß dieser Güter.

Die ungleiche Verteilung der Güter unter die einzelnen Gesellschaftsglieder trägt sehr zur Verschärfung der aus dieser Unzulänglichkeit der weitaus größeren Mehrzahl der Güter sich ergebenden Übelstände bei. Hier soll nur der Umstand konstatiert werden, daß die Unzulänglichkeit der den einzelnen Gesellschaftsgliedern zur Deckung der Gesamtheit ihrer Bedürfnisse verfügbaren Güter nicht etwa lediglich eine Folge der ungleichen Güterverteilung und gesellschaftlicher Einrichtungen, vielmehr in gewissem Maße schon die Folge einer elementaren Tatsache ist: der von unserem Willen und von menschlichen Einrichtungen unabhängigen objektiven Sachlage, in die wir Menschen uns gestellt finden, des unzulänglichen objektiven Ausgangspunktes der menschlichen Wirtschaft. \*) Was ich hier hervorhebe, ist der Umstand, daß wir Menschen

\*) Diese Unzulänglichkeit der uns zur vollständigen Deckung unseres unmittelbaren Güterbedarfes erforderlichen Güter ist, wie hinzugefügt werden muß, auch nicht etwa eine Folge der Mangelhaftigkeit unserer Wirtschaft oder einer mangelhaften Energie der technischen Arbeiter. Allerdings ist auch von der mehr oder minder zweckmäßigen Disposition über die uns verfügbaren Produktionsmittel die größere oder geringere Menge der uns durch diese (in mittelbarer Weise) verfügbaren Genußgüter abhängig. Ebenso wird dieser Erfolg unzweifelhaft von der größeren oder geringeren (wenn auch stets begrenzten!) Arbeitsenergie beeinflusst. Indes all dies kommt hier nicht in Frage. Was hier konstatiert wird, ist die Tatsache, daß wir bei jedem bisher erfahrungsmäßig gegebenen Stande der Technik, selbst bei der zweckmäßigsten Disposition über die Produktionsmittel und dem rationellsten Arbeitsfleiß doch rücksichtlich des weitaus größeren Teiles der Güter mit der tatsächlichen Unzulänglichkeit derselben in Rücksicht auf unseren vollen Bedarf an diesen Gütern zu rechnen genötigt sind und daß dieser Umstand nicht in allfälligen Gebrechen unserer Wirtschaft oder einer geringen Arbeitsenergie, sondern von vorneherein in der Unzulänglichkeit der uns unmittelbar verfügbaren Güter (der Produktionsmittel nicht minder als der Genußmittel) — in dem objektiven Ausgangspunkte unserer Wirtschaft — begründet ist.

in eine Sachlage gestellt sind, welche — soweit unsere bisherige Erfahrung und Einsicht reicht — es undenkbar erscheinen läßt, daß die einzelnen Gesellschaftsmitglieder, zumal die große Menge derselben, bei der heutigen oder irgendeiner anderen Gesellschaftsordnung, bei dem heutigen oder einem noch so entwickelten Stande der Technik und der gesellschaftlichen Organisation das Endziel der Wirtschaft, die Deckung des Bedarfes an Genußgütern — rücksichtlich der weitaus größeren Mehrzahl der Güter — vollständig zu erreichen vermöchten.

Die vollständige Deckung unseres unmittelbaren Güterbedarfes kann nur das ideale, das praktisch allein in Betracht kommende Endziel der menschlichen Wirtschaft lediglich die bei der jeweilig gegebenen Sachlage — mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit des objektiven Ausgangspunktes der menschlichen Wirtschaft — erreichbare Vollständigkeit der Deckung unseres Bedarfes an Genußgütern sein.

Steht dies nun aber fest, so ist zugleich klar, daß die technische Richtung der menschlichen Wirtschaft für sich allein dem obigen Zwecke der Wirtschaft nicht oder doch nur rücksichtlich der uns im Überflusse verfügbaren Güter genügt; wir können uns nicht darauf beschränken, jene dispositive, auf die Sicherstellung der Mittel zur Befriedigung unserer endlichen Bedürfnisse gerichtete Tätigkeit zu entwickeln, die ich als die technische Richtung der (subjektiven) Wirtschaft bezeichnet habe, wir sind vielmehr genötigt, mit derselben eine dispositive Tätigkeit wesentlich anderer Art zu verbinden, eine dispositive Tätigkeit, die von der Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der uns verfügbaren Mittel geleitet wird. Wir müssen über die uns unmittelbar verfügbaren Güter nicht nur derartig verfügen, daß dieselben der Deckung unseres Bedarfes an Genußgütern überhaupt zugeführt werden können, sondern zugleich in solcher Weise, daß dieser Erfolg, da er unter allen Umständen in vollständiger Weise nicht erreicht zu werden vermag, doch in möglichst vollständiger Weise erreicht werde.

Für die aus der obigen elementaren Ursache hervorgehende Richtung der dispositiven, auf die Deckung unseres endlichen Güterbedarfes gerichteten Tätigkeit und die hiedurch bedingten Erkenntnisakte fehlt es leider an einem besonderen, den obigen Begriff vollkommen deckenden Ausdruck. Ich werde dieselbe (zum Unterschiede von der bloß technisch-ökonomischen Richtung der menschlichen Bestrebungen) als die *s p a r e n d e* (die ökonomisierende) Richtung derselben bezeichnen.

Sie umfaßt, wenn von ihrer Verbindung mit der technisch-ökonomischen Richtung der menschlichen Wirtschaft hier zunächst abgesehen, also die *s p a r e n d e* Richtung der Wirtschaft lediglich rücksichtlich der unmittelbar in unsere Verfügung gelangenden Genußgüter ins Auge gefaßt wird, folgende Akte der (subjektiven) Wirtschaft:

1. das Streben der Menschen, in Rücksicht auf kommende Zeiträume nicht nur zur Erkenntnis ihrer Bedürfnisse an Genußgütern und des örtlichen und zeitlichen Auftretens dieser Bedürfnisse, sondern auch der relativen Bedeutung der Befriedigung der letzteren, beziehungsweise der einzelnen Akte derselben (ihrer relativen Bedeutung für unser Leben und unsere Wohlfahrt) zu gelangen;



2. das Streben, nicht nur zur Erkenntnis der Genußgüter, die in Rücksicht auf kommende Zeiträume uns unmittelbar verfügbar sind oder voraussichtlich in Rücksicht auf diese Zeiträume unmittelbar in unsere Verfügung gelangen werden (mit Berücksichtigung der örtlichen und zeitlichen Bestimmtheit der Verfügbarkeit), sondern auch ihres möglichst genauen Maßes zu gelangen;

3. das Streben, jede praktisch in Betracht kommende Teilquantität der ihnen in Rücksicht auf kommende Zeiträume in unzulänglicher Weise verfügbaren oder voraussichtlich unmittelbar in ihre Verfügung gelangenden Genußgüter vor dem Verluste (der Entziehung derselben aus ihrer Verfügungsgewalt) und vor dem Verderben (der Einbuße der die Güterqualität derselben begründenden Eigenschaften) zu bewahren, beziehungsweise dem Verluste und dem Verderben jeder Teilquantität dieser Güter von vorneherein vorzubeugen;

4. das Streben, die Sicherstellung einzelner Bedürfnisse und Bedürfnisakte, soweit sie durch die betreffenden, in unzulänglicher Weise verfügbaren Genußgüter erfolgt, mit einer möglichst geringen Quantität der letzteren zu erreichen;

5. das Streben, die uns in unzulänglicher Weise verfügbaren Genußgüter nicht nur zur Sicherstellung unseres Bedarfes überhaupt, sondern zur Sicherstellung der Befriedigung unserer wichtigen Bedürfnisakte mit Hintansetzung der minder wichtigen zu verwenden, d. i. zwischen den mannigfachen möglichen Verwendungsarten der obigen Güter diejenigen zu wählen, durch welche der obige Zweck am vollständigsten erreicht wird. (Hieher gehört insbesondere auch die zeitliche Verteilung der uns in unzulänglicher Weise verfügbaren Güter über die Perioden, auf welche unsere wirtschaftliche Vorsorge sich erstreckt.)\*)

#### c) Über das Verhältnis der beiden elementaren Richtungen der menschlichen Wirtschaft zueinander.

Ich bezeichne die in den beiden letzten Abschnitten dargestellten zwei Richtungen der menschlichen Wirtschaft — die technische und die sparende (die ökonomisierende) — als elementare, weil dieselben, obzwar sie in der realen Wirtschaft regelmäßig, ja nahezu ausnahmslos miteinander verbunden zur Erscheinung gelangen, doch aus wesentlich verschiedenen und voneinander unabhängigen Ursachen entspringen und in einzelnen Zweigen wirtschaftlicher Tätigkeit zur selbständigen Erscheinung gelangen, ja jede derselben unter immerhin denkbaren Umständen in gewissen Wirtschaften sogar ausschließlich hervortreten pflegen.

Daß die technische Richtung der menschlichen Wirtschaft auch rücksichtlich der nichtökonomischen (der uns im Überflusse verfügbaren) Produktionselemente zutage tritt und in diesen Fällen von der sparenden

\*) Durch die oben sub 4 und 5 angeführten, in einer rationellen Wirtschaft zutage tretenden Bestrebungen wird die im dritten Kapitel (S. 35 f. und 43 f.) dargelegte technisch disjunktive Determination von Bedarf und verfügbarer Gütermenge hinsichtlich der in beschränkter Menge verfügbaren Güter im allgemeinen in eine ökonomisch absolute verwandelt. Die Normen der Wirtschaftlichkeit beschränken die Möglichkeiten der Wirtschaft.

Richtung der Wirtschaft somit nicht beeinflußt wird, habe ich bereits hervorgehoben. Es ist klar, daß sie selbst dort zur Erscheinung gelangen müßte, wo den auf die Sicherstellung ihres unmittelbaren Güterbedarfes bedachten Menschen sämtliche Produktionsmittel und mittelbar hiedurch sämtliche Produkte im Überflusse verfügbar sein würden und die sparende Richtung der menschlichen Wirtschaft somit überhaupt nicht notwendig zur Erscheinung gelangen würde.

Die technische Richtung der menschlichen Wirtschaft hat die sparende weder zu ihrer notwendigen Voraussetzung, noch auch ist sie mit dieser notwendig verbunden. Nur der Umstand, daß uns kaum je sämtliche Produktionselemente tatsächlich im Überflusse verfügbar sind und zumal die technische Arbeit regelmäßig ein Opfer an Lebensglück bedeutet (die technische Arbeit demnach für die wirtschaftenden Subjekte regelmäßig einen ökonomischen Charakter aufweist), bewirkt, daß mit der technischen Richtung die sparende sich regelmäßig tatsächlich verbindet.

Immerhin scheint mir der Fall nicht völlig ausgeschlossen zu sein, daß für ein wirtschaftendes Subjekt die ihm zur vollen Deckung seines Bedarfes erforderliche technische Arbeit (unter ganz besonderen Umständen) keine Lebenslast bedeuten oder ein wirtschaftendes Subjekt nicht nur über sämtliche sonstige Produktionsmittel, sondern auch über technische Arbeitsleistungen (z. B. die Arbeit von Sklaven) in einer seinen Bedarf übersteigenden Menge verfügen würde. In diesen immerhin denkbaren und nur zur Klarstellung des hier Gesagten angeführten Fällen würde in der betreffenden Wirtschaft die technische Richtung sogar ganz ausschließlich zur Erscheinung gelangen.

Ebenso ist die sparende Richtung der menschlichen Wirtschaft nicht nur rücksichtlich der Produktionsmittel in zahlreichen Fällen die allein maßgebende; sie ist vielmehr unter Umständen sogar ganz selbstständig denkbar, unter Umständen nämlich, wo den wirtschaftenden Subjekten die ihnen zur Deckung ihres Bedarfes erforderlichen Güter von der Natur oder aus anderen Gründen zwar in unzulänglicher Weise, indes im genußreifen Zustande geboten werden würden, die Technik der Produktion aber noch vollständig unbekannt sein würde.

Beide Richtungen der menschlichen Wirtschaft sind nicht gegenseitig bedingt — sie sind elementare Richtungen der menschlichen Wirtschaft — und ihr regelmäßiges Zusammentreffen in der realen Wirtschaft ist nur die Folge des Umstandes, daß die sie veranlassenden Ursachen in der menschlichen Wirtschaft tatsächlich fast ausnahmslos zusammentreffen.

Alle spezielleren Richtungen wirtschaftlichen Strebens gehen — wie wir sehen werden — unter dem Einflusse determinierender tatsächlicher Umstände aus einer der beiden obigen elementaren Richtungen oder aus einem Zusammentreffen derselben hervor und stellen sich uns somit lediglich als besondere Zweige oder Erscheinungsformen der beiden obigen Grundrichtungen der menschlichen Wirtschaft oder einer Verbindung derselben dar.

Irrtum, Unkenntnis, Willensmängel und insbesondere nichtökonomische Zwecke, welche die Menschen in Verbindung mit wirtschaftlichen

Bestrebungen verfolgen, vermögen die menschliche Wirtschaft mannigfach zu beeinflussen. Was hier konstatiert wird, ist lediglich der Umstand, daß alle auf die Sicherstellung der Befriedigung ihrer Bedürfnisse durch den entsprechenden Güterbesitz gerichteten Bestrebungen der Menschen als solche aus den beiden obigen elementaren Ursachen der menschlichen Wirtschaft (durch das Hinzutreten derselben zur bedürftigen Menschennatur) hervorgehen und als solche sich in den beiden obigen Grundformen der menschlichen Wirtschaft bewegen.

**d) Die aus der Verbindung der technischen und der sparenden Richtung der menschlichen Wirtschaft sich ergebenden Erscheinungen derselben.**

Indem sich in der menschlichen Wirtschaft die technische und die sparende Richtung (insbesondere bei allen Produktionen, in denen sogenannte wirtschaftliche Güter als Produktionsfaktoren in Betracht kommen) miteinander verbinden, entstehen:

1. das Streben, jeden technisch-ökonomischen Erfolg mit dem geringsten Aufwande von ökonomischen Gütern und mit bestimmten Quantitäten von Gütern dieser Art den größtmöglichen technisch-ökonomischen Erfolg zu erzielen;

2. das Streben, den uns in unzulänglicher Weise verfügbaren Gütern nicht nur Ziel und Richtung auf die Deckung unseres Güterbedarfes überhaupt, sondern auf die Sicherstellung der Befriedigung der wichtigeren Bedürfnisse und Bedürfnisakte (mit Hintansetzung der minderwichtigen) zu geben, d. i. zwischen den mannigfachen möglichen Verwendungsarten der Güter diejenigen zu wählen, durch welche der obige Zweck relativ am vollständigsten erreicht wird;

3. das Streben, wo immer die Rücksicht auf die möglichst vollständige Deckung unseres Güterbedarfes dies erfordert, auf dem Wege der technischen Produktion die uns verfügbaren ökonomischen Verbrauchsgüter in Nutzungsgüter (in Hauptgüter, in Kapitalien im weitesten Verstande des Wortes) und umgekehrt diese in Verbrauchsgüter, ferner im Hinblick auf den nämlichen Zweck die Produktionsmittel in Genußgüter, diese eventuell in Produktionsmittel und diese, beziehungsweise ihre Nutzungen schließlich wieder in Genußgüter umzugestalten.

#### § 4.

#### **Besitz und Eigentum.**

Wir möchten nun einer Erscheinung des sozialen Lebens gedenken, die von unermesslicher Bedeutung für die Wohlfahrt der Menschen geworden ist und in letzter Reihe der nämlichen Relation zwischen Bedarf und verfügbarer Güterqualität entspringt, die wir oben kennen gelernt haben.

Wir haben bisher die Lebenserscheinungen, welche daraus resultieren, daß bei einer Gruppe von Gütern der Bedarf der Menschen größer ist



als die ihnen verfügbare Quantität derselben, ganz im allgemeinen ohne besondere Rücksichtnahme auf die soziale Gliederung der Menschen dargestellt, so zwar, daß das bisher Gesagte ebensowohl für das isolierte Individuum als für eine Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, wie immer sie auch organisiert sein mag, seine Geltung hat. Das Zusammenleben von Menschen, welche ihre individuellen Interessen auch als Glieder der Gesellschaft verfolgen, fördert indes bei allen jenen Gütern, welche in dem gedachten Quantitätenverhältnisse stehen, eine besondere Erscheinung zutage, deren Darstellung hier ihren Platz finden mag.

Wo eine Vielheit von Wirtschaftssubjekten vorhanden ist, denen eine für den Bedarf aller unzulängliche Quantität eines Gutes gegenübertritt, dort ist es von vorneherein ausgeschlossen, daß das betreffende Bedürfnis aller Wirtschaftssubjekte seine vollständige Befriedigung findet. vielmehr ist nichts sicherer, als daß die Bedürfnisse eines Teiles derselben nicht oder doch nur in unvollständiger Weise zur Befriedigung gelangen können. Da findet denn das Selbstinteresse der Wirtschaftssubjekte seinen Antrieb, sich geltend zu machen; es wird jedes auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse bedachte Subjekt Veranlassung haben, dort, wo die verfügbare Quantität nicht für alle ausreicht, seinen eigenen Bedarf mit Ausschluß der anderen möglichst vollständig zu decken.

Die Art und Weise, wie der sich hieraus ergebende Konflikt der Interessen seine Lösung zu finden vermag, kann je nach der Verschiedenheit der Sachlage eine verschiedene sein. Wo die Wirtschaftssubjekte überhaupt oder doch rücksichtlich der in Rede stehenden Güter zu einer höheren wirtschaftlichen Einheit verbunden sind, wird Gemeinbesitz und eine nach gewissen Regeln erfolgende Zuteilung der betreffenden Güter an die einzelnen Wirtschaftssubjekte zur Erscheinung gelangen, unter Umständen auch eine Abschließung der zum Genusse oder zur Okkupation der in unzulänglicher Menge verfügbaren Güter berechtigten Wirtschaftssubjekte (ein numerus clausus) bei mehr oder minder vollständiger Ausschließung der übrigen.

Wo dagegen die ein Territorium bewohnenden Wirtschaftssubjekte in ihrer okkupatorischen Tätigkeit nicht gemeinwirtschaftlich organisiert sind und insoweit dies der Fall ist, wird jedes einzelne derselben Veranlassung haben, sich eines seinen speziellen Bedarf sichernden Teiles der wirtschaftlichen Güter zu bemächtigen und aller Regel nach, soweit dies in seiner Macht steht, zugreifen, um seinen Bedarf zu decken.

In diesem Bestreben werden die einzelnen Wirtschaftssubjekte sehr ungleiche Erfolge erzielen, eine Ungleichheit, welche im Laufe der Geschlechterfolgen aller Regel nach noch eine Steigerung erfahren muß. Wie immer aber auch die Verteilung der Güter, an denen relativer Mangel besteht, erfolgen mag, stets wird der Bedarf eines Teiles der Wirtschaftssubjekte nicht oder doch nur unvollständig gedeckt sein und es werden die letzteren demnach mit Rücksicht auf die hier in Rede stehenden Güter ein Interesse haben, welches dem der jeweiligen Besitzer derselben entgegengesetzt ist. Damit ist aber zugleich die Notwendigkeit gegeben, daß die Wirtschaftssubjekte in dem Besitze der wirtschaftlichen Güter geschützt werden, und so gelangen wir denn zu dem ö k o

nomischen Ursprunge des Besitzschutzes, der Grundlage der Rechtsordnung und insbesondere des Eigentumsrechtes. \*)

Wesentlich anders verhält sich all dies bei denjenigen Gütern, deren verfügbare Menge größer als der Bedarf an denselben ist, so zwar, daß selbst, wenn alle Wirtschaftssubjekte ihre Bedürfnisse an denselben befriedigen, doch noch Teilquantitäten der verfügbaren Gütermenge erübrigen, die nutzlos für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse verlorengehen. Unter solchen Umständen liegt für kein Wirtschaftssubjekt die praktische Nötigung vor, sich eine für die Deckung seines Bedarfes ausreichende Teilquantität (mit Ausschluß aller übrigen Wirtschaftssubjekte) zu sichern. Denn die bloße Erkenntnis jenes Quantitätenverhältnisses ist ihm Bürgschaft zur Genüge, daß, selbst wenn alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft ihren Bedarf an den bezüglichen Gütern vollständig decken, doch noch mehr als ausreichende Quantitäten davon für die Befriedigung seiner Bedürfnisse erübrigen werden.

Das Bestreben der einzelnen Individuen ist, wie die Erfahrung lehrt, denn auch nicht darauf gerichtet, Teilquantitäten der in dem obigen Quantitätenverhältnisse stehenden Güter, und zwar mit Ausschluß aller übrigen Individuen, für die Befriedigung ihrer individuellen Bedürfnisse sich zu sichern, und es sind diese Güter zunächst auch kein Gegenstand des Eigentumswillens der Menschen. Wir können vielmehr bei allen Gütern, welche in dem obigen Verhältnisse stehen, ein Bild des Kommunismus beobachten, denn die Menschen sind Kommunisten überall, wo dies mit Rücksicht auf die vorhandenen natürlichen Grundlagen möglich ist. In Ortschaften, welche an Flüssen liegen, die mehr Wasser führen, als die Einwohner zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach diesem Gute zu verwenden vermögen, geht jedes Individuum zum Flusse,

\*) Das Eigentumsrecht ist das (nur durch die öffentlichen Gewalten oder durch dritten Personen etwa zustehende spezielle Verfügungsrechte eingeschränkte) allgemeine Verfügungsrecht über eine Sache. Das Entstehen solcher Rechte, durch welche jede Sache, an der dingliche Rechte haften, der Rechtssphäre einer bestimmten Person ganz im allgemeinen (soweit nicht etwa spezielle Rechte anderer Personen gewährleistet sind) zugeteilt wird, ist eine Bedingung jeder ausgebildeten durchführbaren Rechtsordnung. Die weitaus größere Mehrzahl der Güter kann in verschiedener Weise für menschliche Zwecke benützt werden. Auch können neue, bisher unbekannte Benützungsarten der Güter entstehen. Der Nutzungsinhalt der Sachgüter ist solcherart unbestimmt und beweglich, zudem auch zwischen verschiedenen Personen teilbar. Es können somit unablässig neue dingliche Rechte an Sachen entstehen, welche verschiedenen Personen zustehen können. Je weiter die Kultur fortschreitet, um so mehr wird dies möglich und von Interesse. Hierin liegt eine große Gefahr, die nur durch Zuteilung des Eigentumsrechtes beseitigt werden kann. Es liegt diese Lösung eben so sehr im ökonomischen Interesse der Wirtschaftssubjekte, welche hiedurch gegen eine von ihrem Willen unabhängige ungewisse Entstehung von dinglichen Rechten an den ihrer Verfügungsgewalt unterworfenen Gütern gesichert sind, als im Interesse der Rechtsordnung, deren Aufrechterhaltung sonst ins Ungemessene erschwert werden würde. Während der Besitzschutz nur den Zweck hat, die jeweilig gegebene Verteilung der Güter zu schützen (nicht bloß dem redlichen, auch dem unredlichen Besitzer, selbst dem Räuber und Diebe wird derselbe gewährt) und die notwendige Voraussetzung der friedlichen, dem Rechte entsprechenden Lösung der oben dargelegten Interessenkonflikte ist, wird erst durch die Institution des Eigentums den obigen Übelständen, der Unsicherheit der Wirtschaftsordnung und der unabsehbaren Erschwerung der Cognition und Exekution bestrittener Rechte wirksam vorgebeugt.

um eine beliebige Quantität Wasser zu schöpfen; in Urwäldern holt jeder ungehindert die ihm nötige Quantität Holz, auch läßt jedermann soviel Luft und Licht in seine Wohnung, als ihm gut dünkt. Dieser Kommunismus findet aber in dem obigen Quantitätenverhältnisse seine ebenso naturgemäße Begründung als der Besitzschutz und die Eigentumsordnung in dem entgegengesetzten Verhältnisse.

Es haben demnach die menschliche Wirtschaft und das Eigentum einen gemeinsamen Ursprung, denn beide haben ihren Grund in der Tatsache, daß es Güter gibt, deren verfügbare Quantität geringer ist als der Bedarf der Menschen. Diejenigen Güter, rücksichtlich welcher in einer Gesellschaft das obige Quantitätenverhältnis besteht, werden bei richtiger Erkenntnis zu Objekten unserer Vorsorge (zu wirtschaftlichen Gütern); sie befinden sich indes aus dem nämlichen Grunde rationellerweise zugleich im Eigentume (im Privat- oder im Gesamteigentume).

Es ist demnach auch unmöglich, die Institution des Eigentums zu beseitigen, ohne die Ursachen aufzuheben, die mit Notwendigkeit dazu führten, d. i. ohne zugleich die verfügbare Quantität sämtlicher Güter soweit zu vermehren, daß der Bedarf aller Mitglieder der Gesellschaft vollständig gedeckt sei, oder aber die Bedürfnisse der Menschen soweit zu verringern, daß die ihnen verfügbaren Güter zur vollständigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse ausreichen würden. Ohne daß solcherart das Gleichgewicht zwischen Bedarf und verfügbarer Menge hergestellt werden würde, könnte eine neue soziale Ordnung wohl bewirken, daß andere Personen die vorhandenen Quantitäten der uns in unzureichender Menge verfügbaren Güter zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse verwenden würden, als dies gegenwärtig der Fall ist. Niemals könnte aber hiedurch verhindert werden, daß es Personen gäbe, deren Bedarf an gewissen Gütern nicht oder nur unvollständig gedeckt wäre und denen gegenüber die Besitzer der letzteren gegen allfällige Gewalttätigkeiten geschützt werden müßten. Da aber das obige ideale Ziel der menschlichen Wirtschaft die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Bedarf und verfügbarer Güterquantität rücksichtlich aller Mittel zur Befriedigung unerreichbar ist, so ist denn auch das Eigentum (das Privateigentum, beziehungsweise bei gemeinwirtschaftlicher Organisation das Gesamteigentum) unzertrennbar von der menschlichen Wirtschaft in ihrer sozialen Gestalt und alle sozialen Reformpläne können vernünftigerweise nur auf eine vom Standpunkte des Gesamtwohles aus betrachtet zweckmäßige Hervorbringung und Verteilung der ökonomischen Güter, nicht aber auf die Aufhebung der Institution des Eigentums gerichtet sein.

## § 5.

### Das Vermögen.

#### a) Über das Wesen des Vermögens.

Die Gesamtheit der einer Person verfügbaren ökonomischen Güter nennen wir das **Vermögen** \*) derselben. Die ökonomischen Güter

\*) Welche Schwierigkeit für die nichtdeutschen Nationalökonomien bei der Definierung des Begriffes „Vermögen“ daraus entsteht, daß sie den Begriff der



sind jene, deren verfügbare Quantität geringer ist als der Bedarf an denselben. Das Vermögen ließe sich demnach auch definieren als „die Gesamtheit der einem wirtschaftenden Subjekte verfügbaren Güter, deren Quantität geringer ist als der Bedarf an denselben“, und in der Wirtschaft eines isolierten Subjektes, beziehungsweise in einer Gesellschaft, welcher alle Güter in einer den Bedarf übersteigenden Menge verfügbar wären, gäbe es somit weder ökonomische Güter noch auch Vermögen.

„ökonomischen Güter“ nicht kennen, dafür sind die Schriften eines Malthus und J. B. Say das deutlichste Zeugnis. In der ersten Auflage der „Principles of pol. econ.“, welche 1820 erschien, definiert Malthus (S. 28) *wealth* = „those material objects, which are necessary, useful or agreeable to mankind“. Diese Definition umfaßt unter dem Vermögensbegriff alle (materiellen) Güter, auch die nicht-ökonomischen, und ist deshalb entschieden zu weit. In seinen „Definitions“, welche er sieben Jahre später erscheinen ließ, fügt er denn auch (Chap. X, p. 234) der obigen, im wesentlichen unveränderten Definition den Nachsatz hinzu: „which have required some portion of human exertion to appropriate or produce“. Als Grund dieses Beisatzes gibt er in der zweiten Ausgabe seiner *Principles* (1836, S. 34) an: „this latter part was added to exclude air, light, rain etc.“ Aber auch diese Definition erkennt er später als unhaltbar an, denn „there is some objection“, sagt er, a. a. O.: „to the introduction of the term industry or labour into the definition (of wealth), because an object might be considered as wealth, which has had no labour employed upon it“ und gelangt schließlich (*Principles* o. P. E., 1836, S. 33) zu folgender Definition des Begriffes „Vermögen“: „I should define wealth to be the material objects, necessary, useful or agreeable to man, which are voluntary appropriated by individuals or nations“, also zur Bestimmung der Vermögensobjekte als materielle Güter, die von den Menschen freiwillig in ihr Eigentum genommen wurden, und verfällt demnach in einen neuen Irrtum, indem er den Umstand, daß ein Gut von einer wirtschaftenden Person in das Eigentum genommen (appropriiert) wird, zum Prinzip der Vermögensqualität (des ökonomischen Charakters) desselben macht. Güter werden nämlich nicht dadurch zu Vermögensbestandteilen, daß sie in das Eigentum genommen werden, sondern umgekehrt werden sie regelmäßig appropriiert, sobald sie den ökonomischen Charakter erlangt haben. Wo Grundstücke im Überflusse vorhanden sind, werden z. B. konkrete Grundstücke nicht dadurch Vermögensobjekte, daß sie jemand appropriiert, wohl aber werden alle Grundstücke bestimmter Art, sobald sie den ökonomischen Charakter erlangt haben, appropriiert, ein Umstand, welcher oft genug schon zu einem Zeitpunkte eintritt, wo sie den ökonomischen Charakter noch nicht erlangt haben. Ein nichtökonomisches Gut wird deshalb durch die Appropriierung ebenso wenig zu einem ökonomischen, als ein ökonomisches Gut dadurch, daß es nicht appropriiert wird, zu einem nichtökonomischen wird, und die Appropriierung eines Gutes steht demnach in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Vermögensqualität desselben. Auch die letzt ausgesprochene Ansicht des Malthus ist deshalb unhaltbar. — Fast ebenso wechselnde Versuche, den Begriff des Vermögensobjektes festzustellen, finden wir in den Schriften J. B. SAYS. In seinem „*Traité d'écon. pol.*“ (1803) stellt er den Wert (Tauschwert) als Prinzip der Vermögensqualität der Güter auf: „ce qui n'a point de valeur, ne saurait être une richesse“ (S. 2). Diese Ansicht wird von TORRENS (*On production of wealth*, S. 7, 1821) bekämpft und SAY gelangt denn auch in seinem *Cours d'E. P.* (1828, I, S. 133 ff.) bezüglich jener Güter, welche Vermögensobjekte sind, zu der nachfolgenden Ansicht: „Nous sommes forcés d'acheter, pour ainsi dire, ces biens par des travaux, des économies, des privations; en un mot par de véritables sacrifices“, also zu einer Anschauung, welche jener verwandt ist, der Malthus in seinen „Definitions“ folgte. Dagegen sagt SAY (a. a. O., S. 133, weiter unten): „On ne peut pas séparer de ces biens l'idée de la propriété. Ils n'existeraient pas, si la possession exclusive n'en était assurée à celui qui les a acquis . . .“ (S. 34). D'un autre côté la propriété suppose une société quelconque, des conventions, des lois. On peut en conséquence nommer les richesses ainsi acquises, des richesses sociales“ und verfällt somit in einen ähnlichen Irrtum wie Malthus in der letzten Periode seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Ja, die höchste Wohlfahrt der Individuen und der Gesellschaft wäre dann erreicht, wenn die verfügbaren Güterquantitäten so groß wären, daß niemand eines Vermögens bedürfte. Das Vermögen ist demnach, selbst die Bedürfnisse der Menschen als gleich angenommen, wohl ein Maßstab für den Grad der Vollständigkeit, mit der eine Person im Vergleiche mit anderen Personen, welche ihre wirtschaftliche Tätigkeit unter gleichen Verhältnissen entwickeln, ihre Bedürfnisse befriedigen kann, aber durchaus nicht ein absoluter Maßstab derselben,\*) denn je zwei

Im gemeinen Leben wird der Begriff des Vermögens indes zumeist nicht im obigen technischen, sondern in einem engeren Sinne gefaßt, indem hierunter nur die Gesamtheit jener einer Person für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse verfügbaren ökonomischen Güter verstanden wird, welche ihr, abgesehen von ihrer Arbeit respektive von ihrem Arbeitslohne, ein Einkommen (im engeren Verstande) gewähren oder ein solches doch regelmäßig zu gewähren pflegen. Unter diesem Gesichtspunkte sagt man z. B. wohl, daß jemand ein beträchtliches (Arbeits-) Einkommen, aber kein Vermögen habe, und ebenso von einem Mädchen, es habe eine „Ausstattung“, von einem Gelehrten, er habe eine Bibliothek, aber kein „Vermögen“. Insbesondere der Vorrat von verbrauchbaren und für den nächsten Bedarf des Besitzers bestimmten ökonomischen Gütern wird nicht zu dem Vermögen im populären Sinne des Wortes gerechnet. Die obige Ausdrucksweise ist eine so gebräuchliche, daß sie offenbar einem allgemeinen Bedürfnisse entsprungen ist, und in der Tat besteht ein solches nach der Unterscheidung der wirtschaftlichen Lage von Personen, welche ein von ihrer Arbeit unabhängiges und jener von Personen, welche trotz des Besitzes ökonomischer Güter entweder kein Einkommen (im engeren Sinne) beziehen oder doch nur ein solches, welches durch Arbeit erworben werden muß. Die Gesamtheit der einer Person verfügbaren ökonomischen Güter, welche dieser letzteren ein von ihrer Arbeit unabhängiges Einkommen gewähren (die der Volksmund vorzugsweise „Vermögen“ nennt), werden wir in der Folge als Vermögen im engeren Verstande des Wortes bezeichnen.

Der obige populäre Begriff des Vermögens wird im Volksgeiste indes nicht ganz konsequent festgehalten, indem manche Gebrauchsgüter zum Vermögen, andere zu diesem letzteren nicht gerechnet werden. So werden z. B. vom Eigentümer selbst benützte Wohngebäude der Regel nach, Kleidungsstücke und selbst dauerhafte Mobilien desselben dagegen nicht immer als Vermögen bezeichnet. Der Grund hievon liegt zumeist darin, daß die eine Art von Gebrauchsgütern, auch wenn sie faktisch kein Einkommen (im engeren Sinne) abwerfen, doch ein solches abzuwerfen pflegen, die andere dagegen nicht und der Volksgeist sich gerne an das Regelmäßige der Erscheinungen hält.

Bisweilen wird in der populären Ausdrucksweise der Begriff des Vermögens noch in einem anderen, einem objektiven Sinne gebraucht, indem hierunter eine Quantität von ökonomischen Gütern verstanden wird, deren Ertrag zur Sicherstellung der mühelosen Existenz einer Person ausreicht, ohne daß hiebei an eine individuell bestimmte Person gedacht wird. So sagt man wohl bei größeren Geldbeträgen, bei lukrativen Kapitalanlagen usf., sie seien ein „Vermögen“. Indes wird der subjektive Charakter des Vermögensbegriffes auch hiebei vom Volksgeiste insofern festgehalten, als man von Vermögen in dem obigen Sinne zumeist nur in Rücksicht auf bestimmte Gesellschaftsklassen spricht und solcherart zwischen Quantitäten von ökonomischen Gütern unterscheidet, welche für einen Handwerker und für einen Bankier, für einen einfachen Landmann und für einen Fürsten sich als Vermögen darstellen. In diesem Sinne muß es auch gedeutet werden, wenn im gemeinen Sprachgebrauche in Rücksicht auf die Person des Besitzers geringfügige Einkommensquellen an sich nicht als Vermögen bezeichnet werden.

\*) Der bloß relative Maßstab, welchen das Vermögen für die Beurteilung des Grades der Vollständigkeit bietet, mit welcher ein Individuum seine Bedürfnisse befriedigen kann, hat dazu geführt, daß einige Schriftsteller das Vermögen im Sinne der Individualwirtschaft wohl als die Gesamtheit der ökonomischen, das Vermögen im Sinne der Volkswirtschaft dagegen als die Gesamtheit aller Güter definierten, und zwar zunächst deshalb, weil sie bei den ersteren die relative Wohlfahrt der einzelnen Individuen, bei den letzteren die absolute Wohlfahrt der

Personen, welche über die nämlichen Vermögensobjekte, aber unter verschiedenen Verhältnissen verfügen, befinden sich keineswegs notwendig in einer gleich günstigen Lage.

Die obigen Bemerkungen bieten zugleich auch den Schlüssel zur Lösung einer scheinbaren Antinomie, welche geeignet ist, Mißtrauen gegen die Richtigkeit der Grundsätze unserer Wissenschaft hervorzurufen. Es wurde nämlich darauf hingewiesen, daß das Vermögen eines isoliert wirtschaftenden Individuums durch die fortgesetzte Vermehrung der ihm verfügbaren Quantität eines ökonomischen Gutes sich schließlich mindern müßte und der gleiche Erfolg rücksichtlich aller Wirtschaften in einem Volke endlich eintreten würde, falls die der Gesellschaft verfügbaren Quantitäten des betreffenden Gutes fortwährend vermehrt würden. Es würde demnach der eigentümliche Widerspruch zutage treten, daß eine fortgesetzte Vermehrung der Vermögensobjekte schließlich eine Verminderung der Vermögensobjekte zur notwendigen Folge hätte.\*)

Die verfügbare Quantität irgendeines Mineralwassers sei beispielsweise bei einem Volke geringer als der Bedarf. Die in der Verfügung der einzelnen wirtschaftenden Personen befindlichen Teilquantitäten dieses Gutes sowie die einzelnen Quellen sind demnach ökonomische Güter, Vermögensbestandteile. Setzen wir nun den Fall, daß plötzlich einige Bäche dies Heilwasser zu führen begännen, und zwar in so reichlichem Maße, daß dasselbe dadurch seinen bisherigen ökonomischen Charakter einbüßen würde. In diesem Falle ist nichts sicherer, als daß die oben erwähnten, bis zum Eintritte des eben gedachten Ereignisses den wirtschaftenden Individuen verfügbaren Quantitäten von Mineralwasser sowie die Mineralquellen selbst aufhören würden, Vermögensbestandteile zu sein, und es würde demnach allerdings der Fall eintreten, daß die fortgesetzte Vermehrung von Vermögensbestandteilen schließlich und endlich eine Verminderung derselben zur Folge haben würde.

Dies Paradoxon ist auf den ersten Blick höchst auffällig, erweist sich indes bei genauerer Betrachtung nur als ein scheinbares. Die ökonomischen Güter sind, wie wir oben sahen, solche, deren verfügbare Quantität geringer ist als der Bedarf an denselben, also jene Güter, an welchen ein partieller Mangel besteht, und das Vermögen der wirtschaftenden Individuen ist nichts anderes als die Gesamtheit dieser Güter. Wird nun die verfügbare Quantität derselben fortschreitend vermehrt, bis diese Güter ihren ökonomischen Charakter endlich einbüßen, so existiert dann eben nicht weiter Mangel an denselben und sie treten aus dem Kreise jener Güter, welche Teile des Vermögens der wirtschaftenden Menschen bilden, das ist aus dem Kreise jener Güter, an welchen partieller Mangel besteht. In dem Umstande, daß die fortgesetzte Vermehrung eines Gutes, an welchem Mangel besteht, schließ-

Gesellschaft im Auge hatten. So zumal Lauderdale. *Inquiry into the nature etc.*, S. 39 ff., insbesondere S. 56 ff., 1804. Auch die von Roscher (*System*, I, § 8) aufgeworfene Frage, ob nicht das Volksvermögen nach seinem Gebrauchswerte, das Privatvermögen aber nach seinem Tauschwerte zu schätzen sei, ist auf den obigen Gegensatz zurückzuführen.

\*) Vgl. schon Lauderdale, a. a. O., S. 43.



lich und endlich bewirkt, daß dasselbe aufhört, ein solches zu sein, darin liegt nun aber doch sicherlich kein Widerspruch.

Daß die fortgesetzte Vermehrung der ökonomischen Güter schließlich eine Verminderung jener Güter zur Folge haben muß, an welchen bis dahin Mangel bestand, ist vielmehr ein Satz, der jedermann ebenso unmittelbar einleuchtet als der entgegengesetzte, daß eine durch längere Zeit fortgesetzte Verminderung der im Überflusse vorhandenen (der nichtökonomischen Güter) schließlich bewirken muß, daß dieselben zu solchen werden, an welchen teilweiser Mangel besteht, d. i. zu Vermögensbestandteilen, und der Kreis dieser letzteren daher eine Erweiterung erfährt.

Das obige Paradoxon, das übrigens nicht nur hier, wo es sich lediglich um den Umfang der Vermögensobjekte handelt, sondern in analoger Weise auch rücksichtlich des Wertes und Preises der ökonomischen Güter aufgestellt wurde,\*) ist demnach nur ein scheinbares und beruht auf der Verkennung des Wesens des Vermögens und seiner Bestandteile. —

Wir haben das Vermögen als die Gesamtheit der einem wirtschaftenden Subjekte verfügbaren ökonomischen Güter bezeichnet. Ein jedes Vermögen setzt demnach ein wirtschaftendes Subjekt oder doch ein solches voraus, für welches gewirtschaftet wird. Die einem bestimmten Zwecke gewidmeten ökonomischen Güter sind demnach kein Vermögen im ökonomischen Sinne des Wortes, da die Fiktion einer juristischen Person wohl für die Zwecke der praktischen Rechtspflege oder aber selbst zum Zwecke juristischer Konstruktionen gelten mag, für unsere Wissenschaft aber, die jede Fiktion zurückweist, entschieden nicht vorhanden ist. Die sogenannten „Zweckvermögen“ sind demnach Quantitäten ökonomischer Güter, welche bestimmten Zwecken gewidmet sind, aber nicht Vermögen im ökonomischen Sinne des Wortes.

Die obige Frage führt uns zu jener über das Wesen des Volksevermögens. Staaten, einzelne Landesteile, Gemeinden und Gesellschaften verfügen der Regel nach über Quantitäten ökonomischer Güter, um ihre Bedürfnisse befriedigen, um ihre Zwecke verwirklichen zu können. Hier ist die Fiktion einer juristischen Person für den Nationalökonom nicht erforderlich. Für ihn existiert ohne jede Fiktion ein wirtschaftendes Subjekt, eine Gesellschaft, welche gewisse ihr für den Zweck der Befriedigung ihrer Bedürfnisse verfügbare ökonomische Güter durch ihre Organe verwaltet und dieser Bestimmung zuführt. Niemand wird demnach auch Anstand nehmen, die Existenz von Staats-, Landes-, Gemeinde- und Gesellschaftsvermögen anzuerkennen.

Anders verhält es sich mit dem, was man mit dem Ausdruck „Volksevermögen“ bezeichnet. Hier handelt es sich nicht um die Gesamtheit der einem Volke verfügbaren ökonomischen Güter, sondern um die Gesamtheit derjenigen, welche den einzelnen wirtschaftenden Individuen und Gesellschaften in einem Volke und diesem selbst für ihre individuellen Zwecke verfügbar sind, also um einen Begriff, der von dem, was wir ein Vermögen nennen, in manchen wesentlichen Punkten abweicht.

\*) Proudhon, Contradictions, Chap. II, § 1.

Greift man zu der Fiktion, daß man sich die Gesamtheit der für die Befriedigung ihrer speziellen Bedürfnisse ökonomisch tätigen, nicht selten von entgegengesetzten Interessen geleiteten Personen in einem Volke als ein großes wirtschaftendes Subjekt denkt, nimmt man ferner an, daß die den einzelnen wirtschaftenden Personen verfügbaren Quantitäten von ökonomischen Gütern der Gesamtheit der wirtschaftenden Individuen, aus welchen ein Volk besteht, oder ihren Vertretern verfügbar sind, dann gelangt man allerdings zum Begriffe dessen, was man ganz richtig ein Volksvermögen nennen würde. Unter unseren gegenwärtigen sozialen Verhältnissen bildet jedoch die Gesamtheit der den wirtschaftenden Personen in einem Volke zum Zwecke der Befriedigung ihrer speziellen Bedürfnisse verfügbaren ökonomischen Güter offenbar kein Vermögen in dem ökonomischen Sinne des Wortes, sondern vielmehr einen durch den menschlichen Verkehr verknüpften Komplex von solchen.\*)

Das Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Bezeichnung für die eben erwähnte Gütergesamtheit ist indes ein so berechtigtes und der Ausdruck „Volksvermögen“ für den obigen Begriff ein so allgemeiner und durch den Gebrauch sanktionierter, daß es um so weniger ratsam wäre, denselben fallen zu lassen, je klarer wir uns über das eigentliche Wesen des sogenannten Volksvermögens werden. Nur ist es dann notwendig, daß wir uns vor den Irrtümern bewahren, welche aus einer die wahre Natur des sogenannten Volksvermögens außer acht lassenden Argumentation sich ergeben müßten. Bei allen Fragen, wo es sich lediglich um die quantitative Bestimmung des sogenannten Volksvermögens handelt, mag die Gesamtheit der Individualvermögen eines Volkes immerhin als Volksvermögen gelten. Wo es sich aber um den Rückschluß von der Größe des Volksvermögens auf die Wohlfahrt des Volkes oder aber um jene Erscheinungen handelt, welche die Wirkung des Kontaktes der einzelnen Wirtschaften sind, müßte die Auffassung des Volksvermögens im buchstäblichen Sinne des Wortes notwendigerweise zu häufigen Irrtümern führen. In allen diesen Fällen werden wir vielmehr das Volksvermögen als Komplex der Individualvermögen eines Volkes zu betrachten, dem verschiedenen Maße dieser letzteren unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden und die komplizierten Erscheinungen der Wirtschaft als das Ergebnis der Tätigkeit der Einzelwirtschaften zu erkennen und zu verstehen haben.

## b) Über die Teile des Vermögens.

### A) Das Kapital. (Analytische Demonstration des Kapitalbegriffes.)

Wir haben weiter oben (S. 19) die Güter in *V e r b r a u c h s g ü t e r* und in *N u t z u n g s g ü t e r* geteilt, je nachdem dieselben bei Heranziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse durch den einmaligen Gebrauch ihre Güterqualität überhaupt oder doch ihre spezifische Güter-

\*) Vgl. Dietzel: Die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Staat, 1864, S. 106 ff.

qualität einbüßen oder aber eine wiederholte, beziehungsweise eine dauernde Heranziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gestatten. Erlangen nun die obigen Nutzungsgüter, beziehungsweise die Nutzungen, die sie uns gewähren, den ökonomischen Charakter, werden sie Vermögensobjekte, z. B. die Bodennutzungen, Wohnungen usf., so tritt uns die Erscheinung ökonomischer Güter entgegen, deren zeitlich begrenzte Nutzungen selbst wieder ökonomische Güter, die Erscheinung von Vermögensobjekten, deren Nutzungen selbst wieder Vermögensobjekte sind, und wir nennen die ersteren (den Stamm der Güter im Gegensatze zu den Nutzungen, die sie uns gewähren, z. B. Grundstücke, Maschinen, Wohngebäude usf. im Gegensatze zu den Bodennutzungen, Maschinennutzungen, Wohnungsnutzungen usf.) Hauptgüter oder Kapital.

Die Erscheinung des Kapitals gewinnt indes in der menschlichen Wirtschaft eine weit über den obigen rein technischen Gesichtspunkt der Betrachtung hinausreichende Bedeutung. Wir werden weiter unten sehen, daß nicht nur die Nutzungsgüter, sondern auch der Güterproduktion gewidmete Quantitäten von ökonomischen Verbrauchsgütern, z. B. Rohstoffe, Hilfsstoffe usf., den wirtschaftenden Menschen, welche über dieselben verfügen, Nutzungen gestatten, Nutzungen, welche sich uns selbst wieder als ökonomische Güter darstellen. Die Erklärung dieser für die Theorie und die Praxis der menschlichen Wirtschaft gleich wichtigen, vom bloß technischen Standpunkte der Betrachtung indes geradezu rätselhaften Erscheinung und die Bedingungen, unter welchen Quantitäten ökonomischer Verbrauchsgüter uns die obgedachten Nutzungen gewähren, werden uns in dem Abschnitte über die Produktivität des Kapitals beschäftigen; hier genügt es, wenn wir lediglich die Tatsache konstatieren, daß in der menschlichen Wirtschaft neben den Nutzungsgütern im bloß technischen Verstande des Wortes auch Verbrauchsgüter, also Güter, die ihrer Natur und ihrer Bestimmung nach technisch nur einmal gebraucht werden können, doch ökonomisch eine wiederholte, beziehungsweise eine dauernde Nutzung gestatten, welche selbst wieder ein ökonomisches Gut, ein Vermögensobjekt ist und uns somit auch hier, wenngleich in einem von dem obigen technisch verschiedenen, spezifisch ökonomischen Sinne der Gegensatz zwischen dem Stamme von ökonomischen Gütern und den ökonomischen Nutzungen, welche sie uns gewähren, entgegentritt.

Der Begriff des Kapitals, wie wir denselben lediglich in Rücksicht auf die technische Natur der Güter festgestellt haben, bedarf demnach in Hinblick auf den oben gedachten Umstand einer entsprechenden Erweiterung und wir werden somit von dem ökonomischen Standpunkte der Betrachtung aus zu dem Kapital nicht lediglich den Stamm der Nutzungsgüter im Gegensatze zu den uns von diesen letzteren gewährten technischen Nutzungen, sondern auch solche ökonomische Verbrauchsgüter (Rohstoffe, Hilfsstoffe usf.) zu rechnen haben, welche uns auf dem oben gedachten spezifisch ökonomischen Wege Nutzungen gewähren, die selbst wieder ökonomische Güter (Vermögensobjekte) sind. Wir werden aber in Hinkunft die ersteren die Nutzungsgüter-



kapitalien, die letzteren dagegen die Verbrauchsgüterkapitalien nennen. Unter Kapital\*) überhaupt werden wir aber alle wie immer gearteten ökonomischen Güter zu verstehen haben, deren

\*) Der Umstand, daß unter entwickelten Verkehrsverhältnissen Kapitalien sehr häufig in der bequemen Form von Geldsummen und auch sonst im allgemeinen in Geld geschätzt den Kapitalbedürftigen zur Benützung geboten werden, hat zur Folge gehabt, daß im gemeinen Leben unter Kapitalien der Regel nach Geldsummen verstanden werden. Daß der Begriff des Kapitals hiebei viel zu eng aufgefaßt und eine besondere Spezies des letzteren zum Typus desselben überhaupt erhoben wird, ist einleuchtend. In den entgegengesetzten Fehler verfallen dagegen jene, welche die Geldkapitalien nicht als wahre Kapitalien, sondern bloß als Repräsentanten von solchen ansehen. Die Ansicht der ersteren ist jener der Merkantilisten analog, welche nur im Gelde „Vermögen“ sahen, die letztere jener mancher zu weitgehenden Gegner des Merkantilismus, welche in Geldsummen überhaupt keine wahren Vermögensobjekte erkennen. (Siehe namentlich: Chevalier, Cours d'écon. polit., III, p. 380, und Carey: Sozialwissenschaft, XXXII, § 3.) In Wahrheit ist das Geldkapital nur eine bequeme, dem Zwecke des Kapitals unter entwickelten Verkehrsverhältnissen besonders entsprechende Form desselben (vgl. H. Brocher in Hildebr. Jahrb., VII, S. 33 ff.). Sehr schön betont dies Knies (Die politische Ökonomie, 1853, S. 87) vom historischen Standpunkt aus: „Wir finden bei allen einzelnen Nationen insofern eine Analogie der Entwicklung, als überall das Kapital seine wirtschaftliche Kraft erst nach der Einführung und der verbreiteteren Anwendung des Metallgeldes stärker entwickeln, seine ausgedehntere Macht erst auf den höheren Kulturstufen entfalten konnte.“ Das Geld erleichtert demnach allerdings die Übertragung von Kapitalien aus einer Hand in die andere, insbesondere auch den Verkehr mit Kapitalnutzungen und den Umsatz des Kapitals in jede beliebige Form (die beliebige Benützung derselben). Dem Begriffe des Kapitals ist jedoch jener des Geldes vollständig fremd. (Vgl. Dühring: Zur Kritik des Kapitalbegriffes, Hildebrands Jahrbücher, V, S. 318 ff., und Kleinwächter: Beitrag zur Lehre vom Kapitale, ibid., IX, S. 369 ff.)

Das Streben der Wissenschaft ist auf die Unterscheidung der Kapitalgüter und der Verbrauchsgüter im ökonomischen Verstand dieser Worte und auf eine strenge Kategorisierung der Kapitalgüter nach ihrem Wesen und ihrer Bestimmung gerichtet. Der Volksgeist aber, welcher in allen Dingen an einer dunklen Empfindung vom Wesen der Erscheinungen sein Genügen findet, dagegen an dem Maße derselben ein intensives praktisches Interesse hat, versteht unter Kapitalien Geldsummen, welche einen Ertrag abwerfen, beziehungsweise dem gedachten Zwecke gewidmet sind, während derselbe andere einen Ertrag abwerfende Vermögensobjekte schlechthin als „Vermögen“ (vgl. S. 84), beziehungsweise als Kapitalanlagen, nicht als Kapitalien bezeichnet. Daß Möbel, Kleidungsstücke, Bücher u. dgl. Güter mehr, welche von der wissenschaftlichen Terminologie häufig unter dem Begriff der „Gebrauchskapitalien“ zusammengefaßt werden, im gemeinen Sprachgebrauche nicht als Kapitalien, ja nicht einmal als „Vermögen“ bezeichnet werden, haben wir bereits oben hervorgehoben (S. 84). Aber auch Grundstücke, Wohngebäude, Maschinen u. dgl. Vermögensobjekte mehr, deren Nutzungen sich uns tatsächlich zumeist als ökonomische Güter darstellen, werden im gemeinen Leben wohl zum „Vermögen“ der wirtschaftenden Subjekte gerechnet, welche über dieselben verfügen, unter Umständen, d. i. wofern ihre Produktionskosten oder ihr Anschaffungspreis festgehalten wird, als Kapitalanlagen (als Güter, in welchen Geldkapitalien angelegt werden), nicht aber als Kapitalien selbst bezeichnet. Übereinstimmend mit diesem Sprachgebrauch werden unter Kapitalisten im gemeinen Leben auch nur solche Personen verstanden, welchen für die nutzbringende Anlage disponible oder derselben gewidmete Geldsummen verfügbar sind, während die Besitzer anderer Ertragsquellen, falls dieselben speziell bezeichnet werden sollen, Grundbesitzer, Hausherrn usf. genannt werden. Wo immer der Sprachgebrauch ein anderer ist, handelt es sich um eine bildliche oder sonst uneigentliche Ausdrucksweise oder weist derselbe auf den Einfluß der wissenschaftlichen Terminologie zurück.

Stamm, sei es nun technisch oder ökonomisch, nicht dem Verbrauche, sondern der bloßen Nutzung gewidmet ist. \*)

Die Nutzungsgüterkapitalien unterscheiden sich von den Verbrauchsgüterkapitalien abgesehen von der verschiedenen Natur ihrer Nutzungen (welche ja die hier in Rede stehende Einteilung begründet) auch dadurch, daß die ersteren uns die entsprechenden Nutzungen darbieten, indem sie ihre technische Natur, ihre spezifische Güterqualität behaupten (z. B. Grundstücke, Maschinen, Gebäude etc.), während die Verbrauchsgüterkapitalien die ihnen eigentümlichen Nutzungen uns in der Weise gewähren, daß sie ihre Gestalt ununterbrochen durch Verbrauch, Bearbeitung usf. verändern. Dieser Umstand begründet einen Gegensatz zwischen der technischen Stabilität der Nutzungsgüter und der technischen Variabilität des Verbrauchsgüterkapitals, welcher die Einteilung in stabiles und variables Kapital als begründet erscheinen läßt.

Sobald der menschliche Verkehr sich bis zu einem gewissen Maße entwickelt hat und der Gütertausch seine produktiven Wirkungen zu äußern beginnt, tritt zu dem Gegensatze zwischen stabilem und variablem Kapital, der, wie wohl kaum besonders nachgewiesen zu werden braucht, ebensowohl in der isolierten Wirtschaft als unter den entwickeltsten Verkehrsverhältnissen zur Erscheinung gelangt, auch noch jener zwischen solchen Kapitalsgütern, welche uns eine ökonomische Nutzung gewähren, indem wir dieselben in unserem Besitze behalten, und jenen, welche uns eine ökonomische Nutzung gewähren, indem wir sie gegen andere Güter umsetzen, und wir bezeichnen dann die dem ersteren Zwecke gewidmeten Kapitalsgüter als Gebrauchsgüter-, die dem letzteren Zwecke gewidmeten Kapitalsgüter dagegen als Warenkapital.

Keineswegs identisch mit einer der beiden vorangehenden Einteilungen, vielmehr aus einer Kombination beider resultierend, stellt sich uns die Einteilung der Kapitalsgüter in fixes und umlaufendes Kapital dar. Unter dem ersteren verstehen wir nämlich die stabilen Gebrauchskapitalien (die Nutzungsgüterkapitalien, soweit sie nicht Waren sind), unter dem umlaufenden Kapital dagegen die variablen Gebrauchskapitalien und die Tauschgüterkapitalien überhaupt (die Verbrauchskapitalien, welche nicht Waren sind, und alle dem Austausch gewidmeten Kapitalsgüter, alle Waren überhaupt).

---

\*) Ob der Stamm ökonomischer Güter dauernd oder nur vorübergehend der Nutzung gewidmet erscheint, hat auf den Kapitalcharakter der bezüglichen Güter keinen Einfluß. Auch nur vorübergehend produktiven Zwecken gewidmete Vermögensteile sind nämlich vom wissenschaftlichen Standpunkt ebensowohl als Kapitalien zu betrachten wie dauernd für den obigen Zweck bestimmte Güter. Ein Beamter, welcher sein Monatsgehalt allmonatlich zu konsumieren pflegt, indes einen Teil desselben für einige Tage gegen Zinsen ausleiht oder zu kleinen, sich rasch abwickelnden Geschäften verwendet, bewirkt hiedurch, daß ein Teil seines Gehaltes, wenn auch nur in vorübergehender Weise zum Kapital wird. Im gemeinen Leben unterscheidet man jedoch vorzugsweise zwischen jenen Vermögensteilen eines wirtschaftenden Subjektes, welche von demselben dauernd produktiven Zwecken gewidmet erscheinen und von welchen dasselbe ein laufendes Einkommen erwartet, und allen übrigen Vermögensteilen desselben und nennt zumeist nur die ersteren sein „Kapital“.

Das fixe Kapital zerfällt weiter in das fixe Gebrauchskapital\*) und in das fixe Produktivkapital, je nachdem dessen technische Nutzungen unserem persönlichen Verbräuche dienen, z. B. Parkanlagen, Mobilien, Bücher, Schmuckgegenstände usf., oder selbst wieder Produktionsmittel sind, z. B. Ackergründe, Fabriksgebäude, industriellen Zwecken dienende Maschinen usf., während das umlaufende Kapital weiter in das technische Betriebskapital, z. B. Rohstoffe, Hilfsstoffe, Arbeitsleistungen gemieteter Arbeiter usf., und in das Warenkapital, z. B. die fertigen, zum Austausche bestimmten Produkte der Industriellen und der Gewerbsleute, die Handelsgüter, die zum Austausche bestimmten Grundstücke eines Güterhändlers, die für den eben gedachten Zweck bestimmten Maschinen eines Maschinenfabrikanten usf., zerfällt.

### B) Der Verbrauchsvorrat.

Unter Gebrauchsvorrat oder, richtiger gesagt, unter Verbrauchsvorrat verstehen wir die Gesamtheit jener einer Person verfügbaren ökonomischen Güter, deren Stamm nicht der bloßen Nutzung, sondern dem Verbräuche gewidmet ist.\*\*\*) Wird lediglich der oben eines Näheren dargelegte Gegensatz zwischen Nutzungsgütern und Verbrauchsgütern ins Auge gefaßt, so stellen sich uns von diesem rein technischen Gesichtspunkte der Betrachtung alle Verbrauchsgüter ohne Unterschied als Teile des Verbrauchsvorrates im Gegensatze zu den Nutzungsgütern als Kapitalsgüter dar. Ziehen wir dagegen die Erscheinung der ökonomischen Nutzung der Verbrauchsgüter mit in Betracht, so stellen sich uns als Teile des Verbrauchsvorrates lediglich jene ökonomischen Verbrauchsgüter dar, welche auch ökonomisch dem Verbräuche gewidmet sind, während die ökonomisch der Nutzung gewidmeten Verbrauchsgüter uns unter dem obigen universellen Gesichtspunkte als Kapitalsgüter erscheinen. Tritt endlich mit der Entwicklung des Verkehrs ein Zustand ein, in welchem ökonomische Güter jeder Art gegen ökonomische Güter jeder anderen beliebigen Art

\*) Die Entscheidung der Frage, ob die sogenannten Gebrauchskapitalien (z. B. Mobilien, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände u. dgl. Güter mehr, sofern sie dem Eigengebrauch ihrer Besitzer gewidmet sind) zu dem Kapital im wissenschaftlichen Sinne des Wortes und speziell zum fixen Kapital zu rechnen sind, ist von dem Umstand abhängig, ob die Nutzungen, welche sie uns gewähren, beziehungsweise die ökonomischen Opfer, welche uns durch den Besitz derselben erspart werden, füglich als ökonomische Güter oder gar als Einkommen betrachtet werden können. Die Schwierigkeiten, zu welchen die konsequente Festhaltung dieses Postulats bei Prüfung ihres Kapitalcharakters führt, liegen auf der Hand und die obigen Güter werden denn auch in der populären Auffassung der wirtschaftlichen Dinge nicht einmal zum Vermögen (S. 84), geschweige denn zum Kapital einer Person, sondern zum Gebrauchsvorrat derselben gerechnet. Der Begriff des Verbrauchsvorrates erweitert sich hiedurch zu jenem des Gebrauchsvorrates.

\*\*\*): Ökonomische Güter können nicht selten, je nach der Bestimmung, welche ihnen gegeben wird, ebensowohl Verbrauchsvorrat als Kapital sein und auch der Fall ist nicht ausgeschlossen, daß ökonomische Güter vorläufig wenigstens weder dem einen, noch dem anderen Zwecke gewidmet sind und solcherart als Vermögensobjekte erscheinen, deren Charakter als Verbrauchsvorrat, beziehungsweise als Kapital noch nicht entschieden ist.



umgesetzt werden können, so werden ohne Rücksicht auf die technische Natur der Güter alle jene im Besitze einer Person befindlichen, wie immer gearteten ökonomischen Tauschgüter (und Geld insbesondere) zum Gebrauchsvorrat, welche dem Austausch von Gütern gewidmet sind, deren Stamm dem Verbräuche der betreffenden Person dienen soll.

Solange die Wirtschaft der Menschen eine isolierte ist, können selbstverständlich nur solche Güter zu dem Verbrauchsvorrat einer Person gerechnet werden, deren Stamm, der Natur dieser Güter nach, zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Besitzer zu dienen vermag. Sobald indes ein reger Verkehr sich entwickelt und Güter gegen Güter leicht umgesetzt werden können, vermögen die wirtschaftenden Menschen in indirekter (d. i. durch den Tausch vermittelter) Weise auch den Stamm solcher Güter der Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu widmen (ökonomisch zu verbrauchen), welche technisch hiezu nicht geeignet sind, z. B. Maschinen, Gebäude u. dgl. m. Die Maschinen, die ein Fabrikant, die Ackergründe, die ein Landwirt zum Verkaufe aussondert, um mit dem Erlöse derselben eine Lustreise zu unternehmen, sind (obzwar vom technischen Gesichtspunkte aus betrachtet selbstverständlich Nutzungsgüter!) in der Wirtschaft des betreffenden Subjektes doch zu dem Gebrauchsvorrat zu rechnen, wie denn umgekehrt Güter, deren Stamm bisher für die Befriedigung der Bedürfnisse der Besitzer bestimmt war, sofort aufhören, ein Teil seines Gebrauchsvorrates zu sein, wenn dieselben dieser Bestimmung entzogen und ihr Stamm (in indirekter Weise) der ökonomischen Nutzung gewidmet wird.

#### c) Über die rohen und die reinen Kapitalnutzungen.

Es gibt eine Reihe von Gütern, welche zwar durch die einmalige Heranziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse die Güterqualität nicht einbüßen, sondern einen wiederholten Gebrauch zulassen, jedoch durch die Fortsetzung dieses letzteren schließlich vernützt, verbraucht werden und solcherart eine Mittelstellung zwischen den Nutzungs- und Verbrauchsgütern einnehmen (vgl. S. 19). Diese Güter stellen sich uns nämlich unter dem obigen technischen Standpunkte der Betrachtung einerseits als Nutzungsgüter, andererseits aber zugleich als Verbrauchsgüter dar, während die technischen „Nutzungen“ derselben wiederum ihrerseits uns nicht als reine Nutzungen, sondern zugleich als ein allmählicher (partieller) Verbrauch der in Rede stehenden Güter erscheinen. Ein Kleidungsstück beispielsweise stellt sich uns unter dem obigen technischen Gesichtspunkte der Betrachtung, je nachdem wir den Umstand, daß es einen wiederholten Gebrauch gestattet oder daß es allmählich vernützt, verbraucht wird, in dem ersten Falle als ein Nutzungsgut, im letzteren als ein Verbrauchsgut dar und die technischen Nutzungen des bezüglichen Gutes erscheinen uns ebensowohl als Nutzungen denn als ein allmählicher Verbrauch desselben.

Alle Vernutzungsgüter — und der weitaus größere Teil der technischen Nutzungsgüter gehört bei näherer Betrachtung in diese Kategorie von Gütern — vermögen somit unter dem obigen bloß technischen Gesichtspunkte der Betrachtung ebensowenig als reine Nutzungsgüter (als Kapitalien im strengen Verstande des Wortes) betrachtet

zu werden, als ihre Nutzungen sich uns als reine Nutzungen derselben darstellen; es ist vielmehr klar, daß die eben gedachte Auffassung nur unter der Voraussetzung zulässig wäre, daß infolge irgendwelcher technischer oder ökonomischer Vorkehrungen die Vernutzungsgüter zu reinen Nutzungsgütern, die technischen Vernutzungen zu reinen Nutzungen würden.

Die obigen Bemerkungen haben, wie von selbst ersichtlich, nicht nur für die technischen Nutzungsgüter, sondern auch für die Verbrauchs- und Tauschgüterkapitalien die gleiche Geltung. Auch bei diesen letzteren vermögen wir nur insofern von reinen Nutzungsgütern (Kapitalien im strengen Verstande des Wortes) und von reinen Nutzungen derselben zu sprechen, als der Stamm der betreffenden Kapitalsgüter trotz der Nutzung ökonomisch intakt verbleibt. Erfolgte dies nicht, so läge es nämlich auf der Hand, daß auch die hier in Rede stehenden Kapitalien sich uns im ökonomischen Sinne als Vernutzungsgüter, nicht als reine Kapitalien, und die Nutzungen derselben nicht als reine Nutzungen, sondern — *sit venia verbo* — als Vernutzungen (als partieller Verbrauch des Kapitalstammes) darstellen würden.

Die technischen, beziehungsweise die ökonomischen Vorkehrungen, um die Vernutzungsgüter, beziehungsweise die Nutzungen dieser letzteren unter den Gesichtspunkt des Kapitals im strengen Verstande des Wortes, beziehungsweise unter jenen der reinen Kapitalsnutzungen zu bringen, werden aus den nachfolgenden Bemerkungen klar werden. Es gibt gewisse technische Nutzungsgüter, welche eine dauernde Nutzung gestatten, ohne hiedurch in ihren nützlichen Eigenschaften Einbuße zu erfahren. Zahlreiche Edelsteine, manche dem persönlichen Gebrauche gewidmete Grundstücke (z. B. Werkplätze, Spielplätze usf.), selbst Baulplätze, Hutweiden und dergleichen Güter mehr gestatten entweder überhaupt oder doch in Rücksicht auf eine bestimmte Art des Gebrauches eine dauernde Nutzung, ohne hiedurch an Brauchbarkeit zu verlieren. Güter dieser Art können vom technischen Standpunkte der Betrachtung immerhin schon an sich als Kapitalsgüter im strengen Verstande des Wortes und ihre Nutzungen als reine Kapitalnutzungen aufgefaßt werden. Die Mehrzahl der technischen Nutzungsgüter erfährt indes durch die fortgesetzte Heranziehung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, wie gesagt, eine fortschreitende Minderung ihrer nützlichen Eigenschaften, welche schließlich den ökonomischen Charakter, ja selbst die Güterqualität derselben notwendig aufheben muß, und bei diesen liegt es allerdings auf der Hand, daß dieselben nur durch besondere technische oder ökonomische Vorkehrungen unter die Gesichtspunkte von Kapital und reinen Kapitalsnutzungen gebracht werden können.

Die Art und Weise, in welcher dies auf rein technischem Wege zu erfolgen vermag, kann der Natur der Sache nach keine andere sein, als daß ein Teil der Bruttonutzungen der bezüglichen Güter aus den letzteren ausgesondert und zur Erhaltung der Nutzungsgüter in ihrer ursprünglichen Gebrauchstüchtigkeit verwendet werden würde. Ließe sich dieser Erfolg auf dem gedachten Wege erzielen, so würden sich uns die bezüglichen Nutzungsgüter allerdings als Kapitalien im strengen Verstande

des Wortes, die in obiger Weise geminderten Nutzungen als reine Kapitalsnutzungen darstellen.

Der Regel nach ist indes die Erhaltung der ungeschmälerten Brauchbarkeit eines Nutzungsgutes durch unmittelbare Verwendung eines Teiles seiner eigenen technischen Nutzungen nicht möglich und der obige Zweck nur in der Weise erreichbar, daß ein Teil der Ergebnisse der gesamten Wirtschaft (ohne Unterschied der Ertragsquellen, aus welchen dieselben herrühren) hiefür verwendet wird, ein Umstand, welcher bewirkt, daß die wirtschaftenden Menschen bei ihrem Streben, sich ein Urteil über das Maß der reinen Nutzungen der einzelnen Kapitalsgüter zu bilden, den rein technischen Standpunkt der Betrachtung nicht festzuhalten vermögen. Das obgedachte Ziel kann vielmehr, sofern die wirtschaftenden Menschen sich nicht etwa mit einem bloß ungefähren Urteil über das Maß der reinen Nutzungen eines Kapitalsgutes begnügen wollen, nicht anders erreicht werden, als indem sowohl die rohen Nutzungen des betreffenden Gutes als auch die zu der Erhaltung des letzteren in seinem ungeschmälerten Bestande nötigen ökonomischen Güter einer Schätzung unterzogen und die ersteren lediglich nach Abzug der letzteren als reine Nutzungen hingestellt werden, im Falle aber die Erhaltung der ungeschmälerten Brauchbarkeit eines Kapitalsgutes überhaupt nicht möglich oder eine solche aus ökonomischen Rücksichten nicht angestrebt werden würde, indem die Entwertung des Kapitalsgutes von der Schätzung der Nutzungen in Abzug gebracht werden müßte — ökonomische Berechnungen, welche allerdings bereits eine nicht geringe Entwicklung des menschlichen Verkehrs zur Voraussetzung haben.

In noch höherem Maße gilt das Gesagte von den Verbrauchs- und den Tauschgüterkapitalien, indem das Maß der reinen Nutzungen dieser letzteren fast ausnahmslos nur auf dem Wege der obigen Berechnungen bestimmt werden kann. Wir verstehen aber dann unter den reinen Nutzungen eines Kapitalsgutes die Schätzung der rohen Nutzungen desselben nach Abzug der Schätzung des zur Erhaltung des betreffenden Kapitalsgutes in seinem ungeschmälerten Bestande gemachten Aufwandes, beziehungsweise die erstere nach Abzug der geminderten Schätzung des Kapitalsgutes während der Nutzungsperiode (der Amortisation).

## § 6.

### Der wirtschaftliche Fortschritt.

- a) Der Übergang von der bloßen okkupatorischen Wirtschaft zur technischen Produktion und zu den höheren Formen derselben.

„Die größte Zunahme in der hervorbringenden Kraft der Arbeit“, sagt Adam Smith, „und die Vermehrung der Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht, womit die Arbeit überall geleitet oder verrichtet wird, scheint eine Wirkung der Arbeitsteilung gewesen zu sein“\*) und „die große, durch die Arbeitsteilung herbeigeführte Vermehrung der Produkte in den verschiedenen Gewerben bewirkt in einer gut regierten Gesell-

\*) Wealth of Nat., B. I, Chap. I. Basil 1801, T. 1, S. 6.



schaft jene allgemeine Wohlhabenheit, welche sich bis in die untersten Volksschichten erstreckt.“ \*)

Adam Smith hat solcherart die fortschreitende Arbeitsteilung zum Angelpunkte des wirtschaftlichen Fortschrittes der Menschen gemacht, und zwar im Einklange mit der auch sonst bei ihm hervortretenden einseitigen Rücksichtnahme auf die technische Arbeit bei Erklärung der Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft. Ich glaube indes, daß der ausgezeichnete Forscher, von dem hier die Rede ist, in seinem Kapitel über die Arbeitsteilung nur eine einzelne Ursache der fortschreitenden Wohlfahrt der Menschen ans Licht gezogen hat, andere nicht minder wirksame jedoch seiner Beobachtung entgangen sind.

Man denke sich die der Hauptsache nach okkupatorische Arbeit eines australischen Volksstammes noch so zweckmäßig unter die einzelnen Mitglieder desselben verteilt, eine Anzahl davon als Jäger, andere als Fischer, noch andere ausschließlich mit der Okkupation wildwachsender Pflanzenkost, die Weiber zum Teile ausschließlich mit der Zubereitung der Speisen, zum andern Teile mit der Anfertigung von Kleidungsstücken beschäftigt, ja man führe die Arbeitsteilung bei diesem Volke in Gedanken noch weiter, so zwar, daß jede Verrichtung besonderer Art auch durch besondere Funktionäre ausgeführt werden würde, und frage sich nun, ob eine wenn auch noch so weit getriebene Teilung der Arbeit jene vermehrende Wirkung auf die den Mitgliedern des Volkes verfügbaren Genußmittel haben würde, welche Adam Smith als eine Folge der fortschreitenden Arbeitsteilung bezeichnet? Offenbar würde jenes Volk und so jedes andere auf dem obigen Wege die bisherige Arbeitswirkung mit geringerer Anstrengung und mit der bisherigen Anstrengung eine größere Arbeitswirkung erzielen und solcherart seine Lage, soweit dies auf dem Wege einer zweckmäßigeren und wirksameren Verrichtung der okkupatorischen Arbeiten überhaupt möglich ist, verbessern; diese Verbesserung wird indes doch gar sehr verschieden sein von jener, welche wir bei wirtschaftlich fortschreitenden Völkern tatsächlich beobachten können. Die Teilung der Arbeit kann demnach an sich nicht die ausschließliche Ursache der Wohlhabenheit fortgeschrittener Gesellschaften sein.

Greift dagegen ein Volk, anstatt sich ausschließlich auf die okkupatorische Tätigkeit oder gar auf die roheste Form derselben, d. i. auf das Aufsammeln der vorhandenen Güter erster Ordnung, zu beschränken, zu den Gütern zweiter, dritter, vierter und höherer Ordnung, und schreitet dasselbe in der Heranziehung von Gütern zur Befriedigung seiner Bedürfnisse in demselben Maße, als die ihm auf okkupatorischem Wege erreichbaren Quantitäten von Gütern einer bestimmten Ordnung für seinen Bedarf nicht weiter ausreichen, zu den entsprechenden Gütern höherer Ordnungen fort, so werden wir, zumal bei fortschreitender Vervollkommnung der Technik der Produktion und zweckmäßiger Teilung der Arbeit, allerdings jenen Fortschritt in seinem Wohlstande wahrnehmen können, welchen Adam Smith ausschließlich dem letzteren Umstande zuzuschreiben geneigt war. Wir werden den Jäger, der das Wild mit einer Keule verfolgt, zur Jagd mit Bogen und Netz, zur Viehzucht, in

\*) Ibid. S. 11 ff.

weiterer Folge zu immer intensiveren Formen dieser letzteren, wir werden die von wildwachsender Pflanzenkost lebenden Menschen zum Ackerbau und zu immer intensiveren Formen desselben übergehen, Gewerbe entstehen, sich durch Werkzeug und Maschine vervollkommen und im engsten Zusammenhange damit den Wohlstand dieses Volkes sich mehrten sehen.

Je weiter die Menschen in dieser Richtung fortschreiten, um so mannigfaltigere Formen gewinnt die Güterproduktion, um so vielfältiger werden die in der letzteren nötigen Vorrichtungen, um so notwendiger und ökonomischer auch die fortschreitende Teilung und Kombination der Arbeit. Es ist indes klar, daß die wachsende Vermehrung der den Menschen verfügbaren Genußmittel nicht die ausschließliche Wirkung dieses letzten Umstandes ist, ja daß derselbe sogar nicht als die wichtigste Ursache des ökonomischen Fortschrittes der Menschen bezeichnet werden kann, sondern richtig nur als ein Faktor jener großen Einwirkungen aufgefaßt werden darf, welche das Menschengeschlecht aus der Roheit und dem Elend zur Kultur und zum Wohlstande führen.

Die Erklärung der vermehrenden Wirkung, welche die fortschreitende Heranziehung von Gütern höherer Ordnung auf die den Menschen verfügbaren Genußmittel (Güter erster Ordnung) äußert, ist nun aber unschwer zu finden. Die roheste Form der okkupatorischen Wirtschaft ist auf die Aufsammlung der jeweilig von der Natur dargebotenen Güter niederster Ordnung beschränkt. Die wirtschaftenden Menschen nehmen auf die Hervorbringung derselben keinen Einfluß, ihr Entstehen ist unabhängig von den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen und diesen gegenüber ein zufälliges. Wenn nun aber die Menschen die roheste Form der Wirtschaft verlassen, die Elemente erforschen, durch deren Verbindung die Güter erster Ordnung entstehen, und dieselben in ihre Gewalt nehmen, d. i. zu Gütern höherer Ordnung gestalten, so erfolgt die Entstehung der Genußmittel zwar vor wie nach auf Grundlage des Kausalgesetzes, aber ihr Entstehen ist den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen gegenüber nicht mehr etwas Zufälliges, sondern ein Prozeß, welcher sich innerhalb der durch die Naturgesetze gezogenen Schranken nach menschlichen Zwecken regelt. Die Genußmittel, welche früher das Produkt eines zufälligen Zusammentreffens der Bedingungen ihrer Entstehung waren, werden, sobald die Menschen diese letzteren erkannt und in ihre Gewalt genommen haben, innerhalb der durch die Naturgesetze gezogenen Grenzen ein Produkt ihres Willens.

Fortschreitende Erkenntnis der Ursachen menschlicher Wohlfahrt und die je nach Bedarf fortschreitende Benächtigung der entfernteren Bedingungen dieser letzteren haben demnach im Vereine mit der fortschreitenden Organisation der Arbeit und der Vervollkommenung der Technik der Produktion die Menschen aus dem Zustande der Roheit und des tiefsten Elends emporgeführt zu der gegenwärtigen Stufe ihrer Kultur und Wohlfahrt, haben weite, von wenigen mühselig und in äußerster Armut lebenden Menschen bewohnte Landstriche in dichtbevölkerte Kulturländer umgewandelt, und es ist nichts sicherer, als daß auch der wirtschaftliche Fortschritt der Menschen in kommenden Zeitepochen sein Maß in den obigen Fortschritten finden wird.

**b) Der wirtschaftliche Fortschritt der Menschen ist durch ihren Kapitalbesitz bedingt.**

Die Umgestaltung von Gütern höherer in Güter niederer und schließlich in solche erster Ordnung erfolgt gleich jedem anderen Wandlungsprozesse in der Zeit und die Zeitpunkte, in welchen wir über Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung mittelbar, d. i. durch unseren Besitz an Produktionsmitteln verfügen, liegen unter sonst gleichen Umständen um so ferner ab, je höher die Ordnung der bezüglichen Güter ist. Die fortschreitende Heranziehung von Gütern höherer Ordnung zur Befriedigung unserer Bedürfnisse hat solcherart allerdings den Erfolg, die Quantitäten der uns verfügbaren Genußmittel zu vermehren und somit unsere ökonomische Lage fortschreitend zu verbessern, sie ist aber nur unter der Voraussetzung möglich, daß die vorsorgliche Tätigkeit der Menschen sich auf immer entferntere Zeiträume erstreckt. Ein wilder Indianer ist ohne Unterlaß damit beschäftigt, den Bedarf der nächsten Tage zu decken, der Nomade, welcher die ihm verfügbaren Nutztiere nicht konsumiert, sondern zur Aufzucht von Jungen bestimmt, produziert schon Güter, die ihm erst nach einigen Monaten verfügbar sein werden, bei Kulturvölkern aber ist ein nicht geringer Teil der Mitglieder der Gesellschaft sogar mit der Hervorbringung von Gütern beschäftigt, welche erst nach Jahren, ja nicht selten erst nach Jahrzehnten und Jahrhunderten zur unmittelbaren Befriedigung menschlicher Bedürfnisse beitragen werden. Die wirtschaftenden Menschen können demnach dadurch, daß sie die bloß okkupatorische Wirtschaft verlassen und nach Maßgabe, als die auf obigem Wege erzielbaren Güter niederer Ordnung für ihren Bedarf nicht weiter ausreichen, zur Heranziehung von Gütern der höheren Ordnungen für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse fortschreiten, allerdings die ihnen verfügbaren Genußmittel nach Maßgabe dieses ihres Fortschrittes vermehren und ihre ökonomische Lage in um so höherem Maße verbessern, je extensiver dieser Fortschritt ist, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß sie in demselben Maße, als sie zu Gütern höherer Ordnung fortschreiten, die Zeiträume hinausrücken, auf welche sie ihre vorsorgliche Tätigkeit erstrecken.

In diesem Zustande liegt nun aber eine wichtige Schranke des wirtschaftlichen Fortschrittes. Auf die Sicherstellung der den Menschen zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt in der Gegenwart oder der nächsten Zukunft erforderlichen Güter ist naturgemäß stets zunächst ihre Sorge gerichtet.

Das Leben der Menschen ist ein Prozeß, in welchem die kommenden Entwicklungsphasen stets durch die vorangehenden bedingt sind, ein Prozeß, welcher, wenn einmal unterbrochen, nicht wieder fortgesetzt, wenn einmal essentiell gestört, nicht wieder vollständig hergestellt werden kann. Die Vorsorge für die Erhaltung unseres Lebens und für unsere Entwicklung in kommenden Lebensepochen hat demnach die bezügliche Vorsorge für die vorangehenden Lebensepochen zur notwendigen Voraussetzung, und so können wir denn auch in der Tat, von krankhaften Erscheinungen der Wirtschaft abgesehen, die allgemeine Beobachtung machen, daß die wirtschaftenden Menschen zunächst be-



müht sind, mit den ihnen jeweilig verfügbaren Gütern die Befriedigung der Bedürfnisse der nächsten Zukunft und hierauf erst die fernerliegenden Zeiträume nach Maßgabe der Zeitfolge sicherzustellen.

Der Umstand, welcher den wirtschaftenden Menschen in ihrem Bestreben nach fortschreitender Heranziehung von Gütern höherer Ordnungen eine Schranke setzt, ist demnach die aus der Natur der Sache sich ergebende Nötigung, mit den ihnen jeweilig verfügbaren Gütern zunächst für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse in der nächsten Zukunft Sorge zu tragen, ein Umstand, welcher den wirtschaftenden Menschen eine Betätigung ihres Strebens, ihre ökonomische Lage auf dem obgedachten Wege zu verbessern, nur unter der Voraussetzung ermöglicht, daß sie nach Sicherstellung des Bedarfes der Gegenwart und der nächsten Zukunft (neben einem gewissen Gebrauchsvorrat für den nächstliegenden Bedarf) noch weitere Quantitäten von Gütern verfügbar haben, welche sie dem gedachten Zwecke zuzuwenden in der Lage sind.

Ein Jäger, welcher den Lebensunterhalt für sich und seine Familie dadurch gewinnt, daß er wilde Rinder mittels Netzen fängt, mag immerhin darüber im klaren sein, daß er seine ökonomische Lage beträchtlich verbessern könnte, wenn er von der Jagd zur Viehzucht übergehen würde; einem wirtschaftenden Individuum, welches sich von wildwachsender Pflanzenkost, unter anderem auch von wildwachsendem Getreide nährt, mag es immerhin nicht unbekannt sein, daß es für die Befriedigung seiner Bedürfnisse besser vorzusorgen vermöchte, falls es zum Ackerbau übergehen würde. Diese Erkenntnis allein, daß der Jäger sich bewußt ist, mit der gleichen Anstrengung mehr animalische, das von Pflanzenkost lebende Individuum mit der gleichen Anstrengung mehr vegetabilische Nahrung produzieren zu können, falls sie von der bloß okkupatorischen Tätigkeit zur Produktion der in Rede stehenden Güter übergehen würden, dieser Umstand, sagen wir, wird an und für sich die beiden obigen Individuen noch keineswegs in die Lage versetzen, den eben erwähnten Fortschritt in ihrer Wirtschaft tatsächlich in Wirksamkeit zu setzen. Selbst die zu den obigen Produktionsprozessen nötige Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen und die hiezu erforderlichen technischen Fertigkeiten werden sie hiezu an und für sich noch keineswegs befähigen. Damit der Jäger zur Viehzucht, das von Pflanzenkost sich nährende Individuum zum Ackerbau übergehen könne oder, mit anderen Worten, damit sie sich des wirtschaftlichen Nutzens bemächtigen können, welcher sich aus der Heranziehung von Gütern höherer Ordnung zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erzielen läßt, ist das Eintreffen noch einer weiteren sehr wichtigen Voraussetzung erforderlich: Der Jäger muß solche Quantitäten von eingefangenen Rindern, das von Pflanzenkost sich nährende Individuum solche Quantitäten von Getreide oder einen solchen Grad von Selbstbeherrschung besitzen, daß jeder derselben (nach erfolgter Deckung des Bedarfes der Gegenwart und der nächsten Zukunft) auch noch Quantitäten der obigen Güter für den hier in Rede stehenden Produktionsprozeß verfügbar behält. Ein Jäger, welcher nur über einen solchen Vorrat von eingefangenen Rindern verfügt, welcher eben noch ausreicht, um die gewohnte Befriedigung seines Nahrungsbedürfnisses bis zu jenem Zeitpunkte sicherzustellen, wo er neue Tiere eingefangen

haben wird, vermag keine Viehzucht, ein Pflanzenkostesser, welcher nur ebensoviel Getreide aufgesammelt hat, um bis zu dem Zeitpunkte, wo er neue Quantitäten von Pflanzenkost entdeckt und in Besitz genommen haben wird, sein Leben in gewohnter Weise fristen zu können, vermag keine Agrikultur zu treiben.

Damit sind die Voraussetzungen des Überganges von der bloß okkupatorischen Wirtschaft der beiden hier in Rede stehenden Individuen zur Heranziehung von Gütern höherer Ordnung indes keineswegs erschöpft. Nicht nur ein gewisser ihnen über den Bedarf der Gegenwart, beziehungsweise der nächsten Zukunft hinausreichender Vorrat von Vieh, respektive von Getreide ist hiezu erforderlich, sondern nicht minder, daß die in Rede stehenden wirtschaftenden Subjekte neben den Arbeitsleistungen, deren sie zur Befriedigung ihres Bedarfes in der nächsten Zeit bedürfen, auch Quantitäten dieser letzteren für den in Rede stehenden Produktionsprozeß verfügbar haben, daß ihre Arbeitskraft ausreicht, um zum mindesten in der Periode des ersten Überganges von der bloß okkupatorischen Wirtschaft zur Güterproduktion neben jenen Arbeiten, welche die Sicherstellung ihres Bedarfes in der unmittelbaren Gegenwart, beziehungsweise in der nächsten Zukunft erfordert, auch noch, und zwar schon in der Gegenwart, jene Arbeiten zu leisten, deren Früchte sie doch erst in der Zukunft genießen werden. Ihnen müssen neben jenen Arbeitsleistungen, mit welchen sie ihren Unterhalt in der unmittelbaren Gegenwart und in der nächsten Zukunft (bis zu dem Zeitpunkte, wo die Ergebnisse der fortgeschrittenen Güterproduktion in ihrem Besitze sein werden) sicherstellen, auch Quantitäten für die eben gedachte Güterproduktion disponibel sein.

Dazu kommt der wichtige Umstand, daß der Übergang von der bloß okkupatorischen Wirtschaft zur eigentlichen Güterproduktion und jeder neue Fortschritt in dieser Richtung zahlreiche Werkzeuge, Maschinen, Vorrichtungen und sonstige künstlich herzustellende Nutzungsgüter notwendig macht, deren Erzeugung gleichfalls einen Aufwand von Gütern in der Gegenwart erfordert, während der Nutzen der obgedachten Güter doch erst künftigen Perioden der Wirtschaft zugute kommt. Auch mit Rücksicht auf den eben gedachten Umstand ist der Übergang von der bloß okkupatorischen Wirtschaft zur technischen Güterproduktion und die fortschreitende Heranziehung von Gütern höherer Ordnung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dadurch bedingt, daß das wirtschaftende Subjekt nach erfolgter Deckung seines nächsten Bedarfes auch noch Quantitäten von Gütern bereits in der Gegenwart für den obigen Zweck verfügbar habe oder, mit anderen Worten, wer an dem ökonomischen Nutzen partizipieren will, welcher aus der technischen Produktion im Gegenhalte zur okkupatorischen Wirtschaft und aus den entwickelteren Formen der ersteren im Gegenhalte zu den minderentwickelten Formen derselben resultiert, muß neben einem bestimmten Vorrat von Gütern für seinen nächsten Gebrauch Quantitäten von Gütern bereits in der Gegenwart für die Zwecke technischer Produktion verfügbar haben.

In den Anfängen der Kulturentwicklung und beim Beginne einer jeden neuen Phase derselben, wo erst einzelne wirtschaftende Individuen zu der Heranziehung von Gütern der nächsthöheren Ordnung übergehen

(die ersten Entdecker, Erfinder, beziehungsweise Unternehmer), pflegt jener Teil der Produktionsmittel, welcher bisher noch keinerlei Verwendung in der menschlichen Wirtschaft fand, nach welchem demnach auch kein Bedarf bestand, naturgemäß noch den nichtökonomischen Charakter aufzuweisen. Grundstücke (oder richtiger Bodennutzungen) pflegen bei einem Jägervolke, das zum Ackerbau übergeht, Materialien irgendwelcher Art, welche bisher unbenutzt waren und nunmehr zum ersten Male zur Befriedigung irgendeines menschlichen Bedürfnisses herangezogen werden (z. B. Kalk, Sand, Bauholz, Bausteine etc.), selbst nach dem Eintritt dieser letzteren Eventualität durch einige Zeit den nichtökonomischen Charakter zu bewahren. Diese Güter sind es demnach nicht, deren begrenzte Quantität in den Anfängen der Kultur die wirtschaftenden Menschen von der fortschreitenden Heranziehung von Gütern höherer Ordnung zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und solcherart von der fortschreitenden Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage abhält.

Einen anderen Teil der Produktionsmittel jedoch müssen die wirtschaftenden Menschen, wollen sie anders an dem obigen wirtschaftlichen Nutzen partizipieren, dem Konsum der Gegenwart, beziehungsweise der nächsten Zukunft entziehen und denselben für den Produktionsprozeß verwenden; wir meinen jenen Teil der Produktionsmittel, welcher bereits vor Verwendung derselben als Produktionsmittel dem Bedarfe der wirtschaftenden Menschen diene und den ökonomischen Charakter erlangt hatte. Die eingefangenen Tiere, die Arbeitsleistungen usf., deren ein Jäger, welcher vom Tierfange zur Viehzucht, das Samengetreide, die Arbeitsleistungen usf., deren ein von Pflanzenkost lebendes Individuum, das von der bloß okkupatorischen Wirtschaft zum Ackerbau übergehen möchte, bedarf, sind z. B. Güter dieser Art und die Fortschritte in der Wohlfahrt der wirtschaftenden Subjekte sind somit dadurch bedingt, daß dieselben nach Deckung ihres Bedarfes an ökonomischen Gütern in Rücksicht auf die Gegenwart auch noch Quantitäten von ökonomischen Gütern für den gedachten Produktionsprozeß, beziehungsweise für künftige Zeitperioden übrigbehalten oder, mit anderen Worten, Kapital\*) be-

\*) In der ersten Auflage dieses Buches tritt das Wort Kapital zum erstenmal in diesem Abschnitt auf, der im wesentlichen in die zweite Auflage übernommen wurde. Dieser Kapitalsbegriff weicht von dem im vorliegenden Buche (S. 87 ff.) vorangeschickten etwas ab. Die Quantitäten von ökonomischen Gütern, die schon in der Gegenwart verfügbar, aber der ökonomischen Nutzung in künftigen Zeitperioden gewidmet sind, also das, was an dieser Stelle mit dem Worte Kapital bezeichnet wird, macht nämlich nicht das ganze Kapital im Sinne der Terminologie von S. 89 aus, umfaßt vielmehr alles, was im Vorangehenden als Verbrauchsgüterkapital bezeichnet wurde, die Nutzungsgüterkapitalien aber nur insofern, als sie neben der technischen auch der spezifisch ökonomischen Nutzung gewidmet werden. Die Darlegungen von S. 97 bis 100 beweisen, daß, wie schon auf S. 20 erwähnt und bei der Einteilung des Kapitals in Nutzungsgüter- und Verbrauchsgüterkapital vorausgesetzt wurde, solche spezifisch ökonomische (d. i. nicht technische) Nutzungen tatsächlich existieren, (und zwar auch von Gebrauchsgütern gewährt werden, so daß unter Kapital nicht, wie zunächst zu erwarten wäre, bloß Nutzungsgüter fallen, vgl. S. 88). Während für Kapital im weiten Sinne von ökonomischen Gütern, die der Nutzung schlechthin gewidmet sind, eine Produktivität angesichts der erfahrungsmäßigen Existenz von Nutzungen (zunächst insbesondere von technischen



sitzen. Wir sind aber damit zu einer der wichtigsten Wahrheiten unserer Wissenschaft gelangt, zu dem Satze von der „Produktivität des Kapitals“, indem wir zeigten, daß die Verfügung über Quantitäten ökonomischer Güter für kommende Zeiträume eine der notwendigen Voraussetzungen der vollständigeren Befriedigung des Einzelnen und der Steigerung der menschlichen Wohlfahrt überhaupt ist.)\*

Nutzungen materieller Güter, S. 19 f.) schon in die Definition aufgenommen ist, beweisen die Untersuchungen von S. 97 ff. eine zur technischen hinzutretende spezifisch ökonomische Produktivität des Kapitals: Die Verfügung über Quantitäten ökonomischer Güter innerhalb bestimmter Zeiträume (für entferntere Zeiträume bereits in der Gegenwart) oder mit anderen Worten Kapitalnutzungen sind für wirtschaftende Subjekte Mittel zur besseren und vollständigeren Befriedigung ihrer Bedürfnisse. In der Tat sehen wir, daß Kapitalnutzungen, wofern die uns verfügbare Quantität derselben geringer ist, als der Bedarf an denselben, erfahrungsgemäß Objekte der menschlichen Wirtschaft und des Verkehrs werden. — Auch in der folgenden Note sind unter Kapital lediglich die jener spezifisch ökonomischen Nutzung gewidmeten ökonomischen Güter zu verstehen.

\*) Der häufigste Fehler, welcher nicht nur bei der Einteilung, sondern auch bei der Begriffsbestimmung des Kapitals begangen wird, ist, daß der technische statt des wirtschaftlichen Standpunktes betont wird (siehe dagegen schon Lotz: Staatswirtschaft, I, 19, und Herrmann: Staatswirtschaftliche Untersuchungen, 1832, S. 62). Die Einteilung der Güter in Produktiv- und Genußmittel (Güter höherer und erster Ordnung) ist eine wissenschaftlich berechtigte, fällt aber mit der Einteilung des Vermögens in Kapital und Nichtkapital durchaus nicht zusammen. In Wahrheit versteht man unter Kapitalien nur jene Quantitäten ökonomischer Güter, welche uns in der Gegenwart für kommende Zeiträume, also innerhalb gegebener Zeiträume verfügbar sind und jene Nutzung gestatten, deren Wesen und ökonomischen Charakter wie oben (S. 97 ff.) eines weiteren dargelegt haben. Damit dieser Erfolg eintreten könne, ist indes das Zusammentreffen der folgenden Voraussetzungen nötig. Es muß 1. der Zeitraum, innerhalb welches das wirtschaftende Subjekt über die bezüglichen Quantitäten ökonomischer Güter verfügt, ausreichend sein, um demselben eine Produktion im wirtschaftlichen Sinne des Wortes zu ermöglichen. 2. Es müssen die Quantitäten dem Umfange und der Beschaffenheit nach derart sein, daß das bezügliche wirtschaftende Subjekt durch dieselben entweder mittelbar oder unmittelbar über die zur Hervorbringung von Gütern niederer Ordnung erforderlichen komplementären Quantitäten von Gütern höherer Ordnung verfügt. Quantitäten von ökonomischen Gütern, welche den wirtschaftenden Subjekten nur für so kurze Zeiträume oder in Rücksicht auf Quantität, Beschaffenheit oder andere Tatumstände derart verfügbar sind, daß die Produktivität derselben ausgeschlossen ist, sind demnach keine Kapitalien. Der wichtigste Unterschied zwischen einzelnen Vermögensobjekten, welche Einkommen gewähren (Grundstücke, Gebäude etc.), und Kapitalien besteht darin, daß die ersteren konkrete, dauerhafte Güter sind, deren Nutzungen selbst wieder Güterqualität und ökonomischen Charakter aufweisen, die letzteren aber, sei es nun mittelbar oder unmittelbar, Gesamtheiten von ökonomischen Gütern höherer Ordnung (komplementäre Quantitäten von solchen) darstellen, deren Nutzung zwar gleichfalls den ökonomischen Charakter hat und deshalb Einkommen gewährt, deren Produktivität indes wesentlich anderer Natur ist als jene der obigen Vermögensobjekte. Auf das sprachwidrige Zusammenfassen der beiden obigen Gruppen von Einkommensquellen unter dem Begriff des Kapitals lassen sich fast sämtliche Schwierigkeiten zurückführen, welche aus der Lehre vom Kapital für die Theorie entstanden sind.

Wenn von einigen Nationalökonomern die Zinszahlung als eine Entschädigung für die Enthaltbarkeit des Kapitalbesitzers hingestellt wird, so ist dagegen zu bemerken, daß die Enthaltbarkeit einer Person an und für sich nicht die Güterqualität und demnach auch nicht Wert für uns erlangen kann. Auch entsteht das Kapital durchaus nicht in allen Fällen durch Enthaltbarkeit, sondern in vielen Fällen (zum Beispiel überall dort, wo bisher nicht ökonomische Güter höherer

## Fünftes Kapitel.

### Die Lehre vom Werte.

#### § 1.

#### Über das Wesen und den Ursprung des Güterwertes.

Wenn der Bedarf an einem Gute innerhalb eines Zeitraumes, auf welchen sich die vorsorgliche Tätigkeit der Menschen erstreckt, größer ist als die ihnen für diesen Zeitraum verfügbare Quantität desselben, so empfinden die Menschen in dem Streben, ihre Bedürfnisse so vollständig zu befriedigen, als dies bei der gegebenen Sachlage möglich ist, rücksichtlich des in Rede stehenden Gutes den Antrieb zu einer Reihe von Akten der Wirtschaftlichkeit, deren wir in dem vorigen Abschnitte eines Näheren gedacht haben. Die Erkenntnis des obigen Verhältnisses fördert indes noch eine andere Erscheinung zutage, deren tieferes Verständnis von maßgebender Wichtigkeit für unsere Wissenschaft ist — wir meinen den Wert.

Ist nämlich der Bedarf an einem Gute größer als die verfügbare Quantität desselben, so steht zugleich fest, daß, nachdem unter dem Vortwalten dieses Verhältnisses ein Teil der bezüglichen Bedürfnisse ohnehin unbefriedigt bleiben muß, die verfügbare Quantität des in Rede stehenden Gutes um keine irgendwie praktisch beachtenswerte Teilquantität verringert werden kann, ohne daß hiedurch für irgendein Bedürfnis, für welches bis dahin noch vorgesorgt war, nicht oder doch nur minder vollständig als bis dahin vorgesorgt sein würde. Bei allen Gütern, welche in dem obigen Quantitätenverhältnisse stehen, ist demnach von der Verfügung über jede konkrete, praktisch noch beachtenswerte Quantität derselben die Befriedigung irgendeines menschlichen Bedürfnisses abhängig. Werden sich nun wirtschaftende Menschen dieses Umstandes bewußt, erkennen sie nämlich, daß von der Verfügung über jede Teilquantität der in Rede stehenden Güter, beziehungsweise von jedem konkreten in dem obigen Quantitätenverhältnisse stehenden Gute die Befriedigung eines ihrer Bedürfnisse oder doch die größere oder geringere Vollständig-

---

Ordnung durch den wachsenden Bedarf der Gesellschaft den ökonomischen Charakter erlangen) durch bloße Okkupation. Die Zinszahlung ist demnach nicht als Entschädigung des Kapitalbesitzes für seine Enthaltbarkeit zu betrachten, sondern nichts anderes, als der Eintauch eines ökonomischen Gutes (der Kapitalbenützung) gegen ein anderes (zum Beispiel gegen Geld). Allerdings verfällt Carey (Sozialwissenschaft XXXIX, § 6) in den entgegengesetzten Irrtum, wenn er der Sparsamkeit eine der Kapitalerzeugung geradezu feindliche Tendenz zuschreibt.

keit derselben abhängig ist, so gewinnen diese Güter für sie jene Bedeutung, welche die Befriedigung der Bedürfnisse selbst für sie hat, eine Bedeutung, die wir den Wert nennen, und es ist somit dieser letztere die Bedeutung, welche konkrete Güter oder Güterquantitäten für uns dadurch erlangen, daß wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse von der Verfügung über dieselben abhängig zu sein, uns bewußt sind. \*)

Es entspringt demnach jene Erscheinung, die wir den Güterwert nennen, derselben Quelle wie der ökonomische Charakter der Güter, d. i. aus dem oben dargelegten Verhältnisse zwischen Bedarf und verfügbarer Gütermenge. Der Unterschied zwischen beiden Erscheinungen besteht

\*) Das Bestreben, die allen Erscheinungsformen des Güterwertes gemeinsamen Elemente festzustellen, d. i. den allgemeinen Begriff des Wertes zu gewinnen, findet sich bei allen Deutschen, welche die Lehre vom Werte in selbständiger Weise bearbeitet haben. Ebenso tritt vielfach das Bestreben zutage, den Gebrauchswert der Güter von der bloßen Nützlichkeit zu unterscheiden. Friedländer (Theorie d. Wertes, Dorpater Univ.-Progr. 1852, S. 48) definiert den Wert als „das im menschlichen Urteil erkannte Verhältnis, wonach ein Ding Mittel für die Erfüllung eines erstrebenswerten Zweckes sein kann“ (vgl. auch Storch, Cours d'économ. pol. T. I, S. 36). Da nun das obige Verhältnis (wofern der erstrebenswerte Zweck die Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses ist oder doch mit einer solchen im Zusammenhang steht) eben die Nützlichkeit eines Dinges begründet, so ist die obige Definition gleichbedeutend mit jener, wonach der Güterwert als die erkannte Zwecktauglichkeit, beziehungsweise als die erkannte Nützlichkeit eines Dinges aufgefaßt wird. Es ist diese letztere aber eine allgemeine Voraussetzung der Güterqualität und demnach die Definition Friedländers, abgesehen davon, daß sie das Wesen des Wertes nicht berührt, auch zu weit. In der Tat kommt derselbe (S. 50) zum Schluß, daß die nichtökonomischen Güter ebensowohl Objekte der Wertschätzung des Menschen sind als die ökonomischen. Knies (Lehre vom Wert, Tübing. Zeitschr. 1855, S. 423) erkennt in dem Werte, gleichwie viele seiner Vorgänger (Rau, I, § 4), den Grad der Brauchbarkeit eines Gutes für menschliche Zwecke (vgl. noch die älteren Auflagen von Roschers System II, § 4), eine Ansicht, welcher ich jedoch um dessentwillen nicht folgen kann, weil der Wert wohl eine Größe ist, welche gemessen werden kann, das Maß desselben aber ebenso wenig zu seinem Wesen gehört als zu jenem des Raumes oder der Zeit. In der Tat fühlt Knies auch die Schwierigkeiten, zu welchen diese Auffassung vom Werte in ihren weiteren Konsequenzen führt, denn er erkennt auch die Begriffsbestimmung des Wertes als Brauchbarkeit, Nützlichkeit, Güterqualität selbst an und bemerkt, „die Werttheorie sei an einzelnen Stellen tatsächlich im ganzen auf die Kombination beider Bedeutungen des Wortes ‚Wert‘ aufgebaut“, gelangt demnach zu keinem einheitlichen Prinzip. Schäffle geht (Tübing. Universitätsschr. 1862, Abt. 5, S. 10) von der Ansicht aus, „eine potentielle und aktuelle vom Menschen mit bewußtem Willen gestaltete Beziehung zwischen Person und unpersönlichen Außendingen sei stets erforderlich, wenn von Wirtschaften und von wirtschaftlichen Gütern solle die Rede sein können. Diese Beziehung lasse sich nun sowohl von Seite des wirtschaftlichen Objektes, als von Seite des wirtschaftlichen Subjektes auffassen. Objektiv sei die Brauchbarkeit, subjektiv der Wert des Gutes. Brauchbarkeit (Nützlichkeit) sei die Tauglichkeit der Sache, einem menschlichen Zweck zu dienen. Wert aber sei die Bedeutung, welche das Gut vermöge seiner Brauchbarkeit für das ökonomische Zweckbewußtsein der wirtschaftenden Persönlichkeit habe“. Auch diese Begriffsbestimmung des Wertes ist indes entschieden zu weit, wie Schäffle dadurch, daß er in seinen späteren Schriften (Das gesellschaftliche System, 1867, S. 6) den Wert als „die Bedeutung eines Gutes um der dafür zu bringenden Opfer“ definiert, selbst andeutet, denn auch die nichtökonomischen Güter haben Brauchbarkeit und stehen in dem obigen Verhältnis zum Zweckbewußtsein der Menschen, ohne doch Wert aufzuweisen. Durch Schäffles ältere Begriffsbestimmung wird demnach der Wert nicht auf die ökonomischen Güter beschränkt,



aber darin, daß die Erkenntnis jenes Quantitätenverhältnisses einerseits unsere Wirtschaftlichkeit anregt und somit die Güter, welche in diesem letzteren stehen, Gegenstände derselben (wirtschaftliche Güter) werden, andererseits aber die Erkenntnis desselben Verhältnisses uns auch die Bedeutung zum Bewußtsein führt, welche die Verfügung über jede konkrete \*) Teilquantität der uns verfügbaren Gütermengen für

die neuere Definition Schäffles ist dagegen entschieden zu enge, denn nichts ist sicherer, als daß es zahlreiche ökonomische Güter gibt, welche ohne die geringsten dafür zu bringenden Opfer in die Verfügung der Menschen gelangen (z. B. angeschwemmtes Land etc.), andere, welche durch ökonomische Opfer nicht erlangt werden können (z. B. Naturanlagen). Ein wichtiges Moment der tieferen Einsicht in das Wesen des Wertes, wird aber hier bereits in das vollste Licht gestellt: Nicht die objektive Tauglichkeit an sich (Tübing. Universitätschr., S. 11), auch nicht der Grad der Brauchbarkeit (ibid. S. 31, auch schon A. Smith, B. I, Chap. 5), sondern die Bedeutung des Gutes für das wirtschaftende Subjekt macht nach Schäffle das Wesen des Güterwertes aus. — Einen interessanten Beitrag zur richtigen Auffassung des Wertes fördert auch Rösler (Theorie des Wertes, Hildeb. Jahrbücher, 1868, IX, S. 272 ff., 406 ff.) zutage. Derselbe kommt zum Schlusse, „daß die herkömmliche Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert unrichtig sei und mit dem Moment des nützlichen Gebrauches der Dinge der Begriff des Wertes absolut nicht verbunden werden könne; daß vielmehr der Begriff des Wertes nur ein einheitlicher sei, die Vermögensqualität der Dinge bezeichne und durch Realisierung der Vermögensrechtsordnung zur konkreten Erscheinung gelange“. Der eigentümliche Standpunkt Röslers ist aus der hier angeführten Stelle ersichtlich und zugleich der Fortschritt, welcher in seiner Auffassung liegt, indem er den Kreis der Wertobjekte richtig begrenzt und die Nützlichkeit vom Werte der Güter streng scheidet. Nicht einverstanden kann ich mich dagegen damit erklären, daß Rösler die Vermögensqualität eines Gutes, welche ebensowohl die Folge des oben dargelegten Quantitätenverhältnisses als der Wert ist, zum Prinzip des letzteren macht; auch scheint mir bedenklich, daß Rösler den Begriff der Vermögensqualität der Jurisprudenz entlehnt (S. 295, 302 ff., vgl. auch Ch. Schlözer, Anfangsg. I, § 15). Der Wert der Güter ist gleichwie der ökonomische Charakter derselben unabhängig von der menschlichen Wirtschaft in ihrer sozialen Erscheinung, unabhängig auch von der Rechtsordnung, ja von dem Bestand der Gesellschaft. Er ist auch in der isolierten Wirtschaft zu beobachten und kann demnach nicht in der Rechtsordnung wurzeln. Von älteren Versuchen, den allgemeinen Begriff des Wertes festzustellen, seien hier jene Montanaris, † 1687 (della Moneta III, S. 43, p. a, der ed. Custodi), Turgots (Valeurs et monnaies, S. 79 ff., ed. Daire), Condillacs (Le commerce et le gouvernement, 1776, S. 250 ff., ed. Daire), Garniers (S. 5 der Vorrede zu seiner Übersetzung A. Smiths), Storchs (Cours d'économ. polit., 1815, I, S. 56 ff.) erwähnt. Zumal bei Condillac und Storch weisen die Begriffsbestimmungen des Wertes keine geringe Ähnlichkeit mit einzelnen späteren Entwicklungen dieser Lehre in Deutschland auf.

\*) Mit den Versuchen, den Unterschied zwischen den ökonomischen und den nichtökonomischen Gütern darauf zurückzuführen, daß die ersteren Arbeitsprodukte seien, die letzteren aber „freiwillige Gaben der Natur“, die ersteren sich uns als Objekte des Tauschverkehrs darstellen, die letzteren aber nicht, haben wir uns in dem vorigen Kapitel eines weiteren beschäftigt und sind hiebei zu dem Resultat gelangt, daß der ökonomische Charakter der Güter von den beiden obigen Momenten unabhängig ist. Ein Gleiches gilt von dem Werte. Derselbe ist, gleichwie der ökonomische Charakter der Güter, die Folge des mehrerwähnten Verhältnisses zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität der Güter und die gleichen Gründe, welche dagegen sprechen, daß die ökonomischen Güter als „Arbeitsprodukte“, beziehungsweise als „Verkehrsgüter“ definiert werden, schließen die diesbezüglichen Kriterien auch überall dort aus, wo es sich um die Unterscheidung der Güter handelt, welche für uns Wert haben, von jenen, die keinen solchen aufweisen.

Der Verwechslung von „Gebrauchswert“ und „Nützlichkeit“, beziehungsweise des ersteren mit dem „Grade der Nützlichkeit“ oder mit der „erkannten Nützlichkeit“

unser Leben, beziehungsweise für unsere Wohlfahrt hat, und die im obigen Verhältnisse stehenden Güter demnach für uns Wert erlangen. \*)

Es ist deshalb aber auch klar, warum nur die ökonomischen Güter für uns Wert haben, während diejenigen Güter, welche in dem den nicht-ökonomischen Charakter der Güter begründenden Quantitätenverhältnisse stehen, solange dies Verhältnis besteht, keinen Wert, und zwar, wie wir sehen werden, nicht nur keinen Tauschwert, sondern überhaupt keinen Wert für uns erlangen können. Das Verhältnis, welches den nichtökonomischen Charakter der Güter begründet, besteht darin, daß der Bedarf an den betreffenden Gütern geringer ist als die verfügbare Quantität. Es gibt somit immer Teilquantitäten der nichtökonomischen Güter, welchen kein zu befriedigendes menschliches Bedürfnis gegenübersteht und welche demnach ihre Güterqualität einbüßen oder der Verfügung ihres Besitzers entzogen werden können, ohne daß dadurch die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse irgendwie gefährdet würde. Es hängt somit von unserer Verfügung über konkrete Güter, die keinen ökonomischen Charakter haben, keine Bedürfnisbefriedigung ab, und so kommt es, daß konkrete Quantitäten der im obigen Verhältnisse stehenden, d. i. der nichtökonomischen Güter auch keinen Wert für uns haben.

Wenn der Bewohner eines Urwaldes über einige hunderttausend Baumstämme verfügt, während er doch nur etwa zwanzig Baumstämme jährlich zur vollen Deckung seines Holzbedarfes benötigt, so wird er sich in der Befriedigung seiner Bedürfnisse keineswegs geschädigt erachten, wenn durch einen Waldbrand etwa tausend dieser Baumstämme zugrunde gingen, insolange er eben mit dem Reste derselben seine Bedürfnisse so vollständig wie früher zu befriedigen in der Lage ist. Von der Verfügung über einen einzelnen Baumstamm hängt demnach unter den eben gekennzeichneten Verhältnissen die Befriedigung keines seiner Bedürfnisse ab und es hat deshalb ein solcher für ihn auch keinen Wert. Würden

---

keit“ entspringt auch die Lehre vom abstrakten Werte der Güter (siehe Rau, Volkswirtschaftslehre, § 58 ff., 1863; Roscher, I, § 6). Eine Gattung kann nützliche Eigenschaften haben, welche die konkreten Güter zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse tauglich machen, der Grad der Nützlichkeit kann bei den verschiedenen Gattungen mit Rücksicht auf bestimmte Gebrauchszwecke ein ungleicher sein (Buchenholz und Weidenholz für Heizzwecke u. dgl. m.); weder die Nützlichkeit der Gattung, noch aber auch der verschiedene Grad derselben bei den verschiedenen Gattungen oder Spezies kann indes „Wert“ genannt werden. Nicht die Gattungen, sondern stets nur die konkreten Güter sind den wirtschaftenden Individuen verfügbar, nur diese letzteren demnach Güter und nur solche Objekte unserer Wirtschaft und unserer Wertschätzung.

\*) Wie eine tiefergehende Untersuchung der seelischen Vorgänge uns die Erkenntnis der Außendinge lediglich als die zu unserem Bewußtsein gelangte Einwirkung der Dinge auf uns selbst, das ist in letzter Reihe als die Erkenntnis eines Zustandes unserer eigenen Person erscheinen läßt, so ist auch alle Bedeutung, welche wir den Dingen der Außenwelt beimessen, in letzter Reihe nur ein Ausfluß jener Bedeutung, welche die Aufrechterhaltung unserer Natur in ihrem Wesen und ihrer Entwicklung, das ist unser Leben und unsere Wohlfahrt für uns haben. Der Wert ist demnach nichts den Gütern Anhaftendes, keine Eigenschaft derselben, sondern vielmehr lediglich jene Bedeutung, welche wir zunächst der Befriedigung unserer Bedürfnisse, beziehungsweise unserem Leben und unserer Wohlfahrt beilegen und in weiterer Folge auf die ökonomischen Güter und nur auf solche als die ausschließenden Ursachen derselben übertragen.

sich dagegen im Urwalde auch zehn wilde Obstbäume befinden, deren Früchte das obige Subjekt genießt, und wäre das Verhältnis ein solches, daß die ihm verfügbare Menge von Baumfrüchten nicht größer wäre als sein Bedarf an diesem Gute, so könnte allerdings kein einzelner dieser letzteren Bäume zugrunde gehen, ohne daß das wirtschaftende Subjekt infolge dieses Umstandes Hunger leiden oder sein Bedürfnis nach Baumfrüchten doch nur minder vollständig als bis dahin befriedigen könnte, und jeder einzelne dieser Obstbäume hätte deshalb für ihn Wert.

Wenn die Bewohner eines Dorfes täglich tausend Eimer Wasser benötigen, um ihren Bedarf an diesem Gute vollständig zu decken, und über einen Bach verfügen, der täglich hunderttausend Eimer Wasser führt, so hat für dieselben eine konkrete Teilquantität dieses Wassers, z. B. ein Eimer, keinen Wert, weil sie ihr Bedürfnis nach Wasser auch dann noch ebenso vollständig befriedigen können, wenn diese Teilquantität ihrer Verfügung entzogen oder dieselbe überhaupt ihre Güterqualität einbüßen würde. Ja, sie werden täglich viele tausend Eimer dieses Gutes dem Meere zufließen lassen, ohne um dessentwillen in der Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Wasser irgendwie geschädigt zu werden. Es wird demnach, solange das den nichtökonomischen Charakter des Wassers begründende Verhältnis erhalten bleibt, die Befriedigung keines ihrer Bedürfnisse von der Verfügung über einen Eimer Wasser in der Weise abhängig sein, daß diese Bedürfnisbefriedigung nicht erfolgen würde, wofern sie über jene Güterquantität nicht verfügen könnten, und dies der Grund, warum eine solche Quantität Wasser für dieselben keinen Wert hat. Würde dagegen die Quantität Wasser, welche jener Bach führt, infolge einer außergewöhnlichen Dürre oder eines anderen Naturereignisses bis auf fünfhundert Eimer täglich sinken und wäre den Bewohnern des Dorfes, von dem wir hier sprechen, keine andere Bezugsquelle von Wasser zugänglich, so zwar, daß die gesamte denselben verfügbare Quantität nicht ausreichen würde, um ihr Bedürfnis nach Wasser vollständig zu befriedigen, so würden dieselben keinen irgendwie praktisch bedeutenden Teil der ihnen dann noch verfügbaren Quantität, z. B. einen Eimer, sich entgehen lassen dürfen, ohne in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse geschädigt zu sein, und jeder konkrete Teil dieser ihnen verfügbaren Quantität würde dann allerdings für sie Wert haben.

Es ist demnach ebenso leicht erklärlich, daß der Wert bei den ökonomischen Gütern zur Erscheinung gelangt, als daß er bei den nichtökonomischen Gütern nicht beobachtet werden kann.\*)

\*) Die nichtökonomischen Güter haben nicht nur, wie dies bisher angenommen wurde, keinen Tauschwert, sondern überhaupt keinen Wert. Wir werden weiter unten, sobald wir noch einige wissenschaftliche Voraussetzungen gewonnen haben werden, das Verhältnis zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert eines weiteren darzulegen versuchen. Hier sei vorläufig nur bemerkt, daß der Tauschwert sowohl als der Gebrauchswert zwei dem allgemeinen Begriff des Wertes subordinierte (in ihrem Verhältnis zueinander koordinierte) Begriffe sind und demnach alles das, was wir oben vom Wert im allgemeinen sagten, ebensowohl vom Gebrauchswert als vom Tauschwert gilt. Die nichtökonomischen Güter haben überhaupt keinen Wert, somit weder Gebrauchswert, noch Tauschwert. Wenn eine große Anzahl von Volkswirtschaftslehrern den nichtökonomischen Gütern zwar keinen Tauschwert, wohl aber Gebrauchswert (freien Nutzwert, bei Hasner, Syst., p. 79), und zwar aus dem Grunde zuschreibt, weil dieselben Nützlichkeit



Der Umstand, daß ein Gut für uns Wert hat, liegt, wie wir sahen, darin, daß die Verfügung darüber für uns die Bedeutung irgendeiner Bedürfnisbefriedigung hat, einer Bedürfnisbefriedigung, für welche ohne unsere Verfügung über das betreffende Gut nicht vorgesorgt wäre. Nun mögen unsere Bedürfnisse immerhin zum Teile, wenigstens soweit es sich um ihre Entstehung handelt, auch von unserem Willen abhängen; sind sie aber einmal vorhanden, so ist der Wert, den die Güter für uns haben, dann nichts Willkürliches mehr, sondern die zwingende Folge der Erkenntnis ihrer Bedeutung für unser Leben und unsere Wohlfahrt. Vergeblich würden wir uns demnach bemühen, ein Gut für wertlos zu halten, von dem uns bewußt ist, daß von der Verfügung über dasselbe die Befriedigung eines unserer Bedürfnisse abhängt, vergeblich würden wir uns aber auch bemühen, Gütern, von denen in unserer Bedürfnisbefriedigung nicht abhängig zu sein wir uns bewußt sind, Wert zuzuschreiben.

Was aber diese Erkenntnis anbelangt, so können die Menschen in Bezug auf den Wert der Güter ebensowohl irren als rücksichtlich aller übrigen Objekte menschlicher Erkenntnis, und sie können demnach Dingen Wert zuschreiben, welche einen solchen der ökonomischen Sachlage nach in Wahrheit nicht besitzen, wofern sie nämlich irrümlicherweise annehmen, daß von einem Gute oder einer Güterquantität die mehr oder minder vollständige Befriedigung ihrer Bedürfnisse abhängt, während dies Verhältnis in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, und umgekehrt vermögen sie aus Irrtum und Unkenntnis Güter für wertlos zu halten, welche der ökonomischen Sachlage nach für dieselben in Wahrheit die obige Bedeutung aufweisen; der Wert (beziehungsweise der Unwert) der Güter kann ein wahrer oder ein eingebildeter (nicht im moralischen

aufweisen, ja einige Nationalökonomten den Begriff des Gebrauchswertes überhaupt aus unserer Wissenschaft verbannt und an dessen Stelle den Begriff der Nützlichkeit gesetzt sehen wollen, so beruht dies auf einer Verkenning des wichtigen Unterschiedes zwischen den beiden obigen Begriffen und den ihnen zugrundeliegenden Lebenserscheinungen. Nützlichkeit ist die Tauglichkeit eines Dinges, der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen, und demnach (und zwar die erkannte Nützlichkeit) eine allgemeine Voraussetzung der Güterqualität. Auch nicht ökonomische Güter sind nützlich, indem dieselben zur Befriedigung unserer Bedürfnisse ebenso tauglich sind als die ökonomischen, und diese Tauglichkeit muß auch bei ihnen eine von den Menschen erkannte sein, sonst könnten sie überhaupt nicht die Güterqualität erlangen. Was aber ein nicht-ökonomisches Gut von einem solchen unterscheidet, welches in dem den ökonomischen Charakter begründenden Quantitätenverhältnis steht, das ist der Umstand, daß nicht von der Verfügung über konkrete Quantitäten des ersteren, wohl aber von einer solchen über konkrete Quantitäten des letzteren die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse abhängig ist und somit die ersteren wohl Nützlichkeit, nur die letzteren aber neben ihrer Nützlichkeit auch jene Bedeutung für uns haben, die wir Wert nennen. Allerdings hat der Irrtum, welcher der Verwechslung von Nützlichkeit und Gebrauchswert zugrunde liegt, auf die praktische Tätigkeit der Menschen keinen Einfluß gehabt. Vor wie nach hat kein wirtschaftendes Subjekt unter gewöhnlichen Verhältnissen einem Kubikfuß Luft oder in quellenreichen Gegenden einem Schoppen Wasser Wert beigelegt und der Praktiker unterscheidet die Tauglichkeit einer Sache, zur Befriedigung eines seiner Bedürfnisse zu dienen, gar sehr von ihrem Werte; wohl aber ist der obige Irrtum ein arges Hemmnis für die Ausbildung der allgemeineren Lehre unserer Wissenschaft geworden. — Proudhon (*Système des contractions économiques*, Chap. II, § 1) wird durch den obigen Irrtum verleitet, einen unlösbaren Widerspruch zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert zu konstatieren (vor ihm schon Ricardo, *Principles*, Chap. XX).

Sinne, sondern) im Sinne des überhaupt nicht vorhandenen Abhängigkeitsverhältnisses sein. Beide Erscheinungen vermögen wir tatsächlich zu beobachten, beide sind reale Phänomene der menschlichen Wirtschaft, aber nur der wahre Wert ein solches der Wirtschaftlichkeit.

Der Güterwert ist in der Beziehung der Güter zu unseren Bedürfnissen begründet, nicht in den Gütern selbst. Mit dem Wechsel dieses Verhältnisses muß auch der Wert entstehen oder vergehen. Für die Bewohner einer Oase, welchen eine Quelle zu Gebote steht, die ihren Bedarf an Wasser vollauf deckt, wird eine bestimmte Quantität davon an der Quelle selbst keinen Wert haben. Wenn jedoch die Quelle plötzlich durch ein Erdbeben ihren Wasserreichtum soweit einbüßen würde, daß für die Befriedigung der Bedürfnisse der Bewohner jener Oase nicht mehr vollständig vorgesorgt wäre, so zwar, daß die Befriedigung eines jeden konkreten Bedürfnisses von der Verfügung über eine bestimmte Quantität abhängig würde, so würde eine solche auch sofort für jeden Bewohner Wert erlangen. Dieser Wert würde aber sogleich schwinden, sobald das alte Verhältnis wieder Platz greifen und die Quelle wieder ihren alten Wasserreichtum zurückerlangen würde. Ein Ähnliches würde stattfinden, wenn die Bewohnerzahl der Oase sich derart vermehren würde, daß das Wasser der Quelle nicht mehr zur Deckung des vollen Wasserbedarfes ausreichen würde. Ein solcher Wechsel, herbeigeführt durch die vermehrte Zahl der Konsumenten, könnte sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit, und zwar zu solchen Zeiten stattfinden, wo die Oase von zahlreichen Karawanen besucht wäre.

Der Wert ist demnach nichts den Gütern Anhaftendes, keine Eigenschaft derselben, ebensowenig aber auch ein selbständiges, für sich bestehendes Ding. Derselbe ist die Bedeutung, welche konkrete Güter für die wirtschaftenden Menschen dadurch erlangen, daß die letzteren in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse von der Verfügung über die betreffenden Güter abhängig zu sein sich bewußt sind, und demnach außerhalb des Bewußtseins der Menschen nicht vorhanden.\*)

Ich glaube somit das Wesen des Wertes so klar dargelegt zu haben, als es die abstrakte Natur des Gegenstandes zuläßt. Der Gegenstand, von dem wir hier handeln, ist aber um dessentwillen ein in so hohem Grade abstrakter und dem populären Verständnis fernliegender, weil wir uns an dieser Stelle zunächst nur mit dem Wesen des Güterwertes überhaupt beschäftigt haben, im gemeinen Leben aber die Aufmerksamkeit der Menschen mehr auf die Verschiedenheit als auf das Wesen der Dinge gerichtet ist, und selbst in unserer Wissenschaft hat das Bestreben, über das Wesen dieser Lebenserscheinung volle Klarheit zu gewinnen, erst

---

\*) Es ist daher keine korrekte Ausdrucksweise, wenn ein Gut, welches für die wirtschaftenden Subjekte Wert hat, ein „Wert“ genannt wird oder aber die Volkswirte gar von „Werten“ gleichwie von selbständigen realen Dingen sprechen und der Wert solcherart objektiviert wird. Denn das, was objektiv besteht, sind doch immer nur die Güter, während ihr Wert etwas von denselben wesentlich Verschiedenes, ein Urteil ist, das sich die wirtschaftenden Individuen über die Bedeutung bilden, welche die Verfügung über die Güter für die Aufrechterhaltung ihres Lebens, beziehungsweise ihrer Wohlfahrt hat. Es hat aber die Objektivierung des seiner Natur nach durchaus subjektiven Güterwertes gleichfalls sehr viel zur Verwirrung der Grundlagen unserer Wissenschaft beigetragen.

dann begonnen, als man zur Erkenntnis des engen Zusammenhanges zwischen der Lösung vieler praktischer Fragen und jener der höchsten Probleme unserer Wissenschaft gelangte. Ich glaube aber dargetan zu haben, daß der Güterwert trotz seiner abstrakten Natur nichts Geheimnisvolles, noch weniger aber etwas Unerklärliches sei, sondern eine ganz praktische und der exaktesten Auffassung zugängliche Beziehung der ökonomischen Güter zur Befriedigung unserer Bedürfnisse und dadurch mittelbar zu unserem Leben und unserer Wohlfahrt ist.

## § 2.

### Über die verschiedenen Arten des Wertes.\*)

Tauschwert und Gebrauchswert.

Solange die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes so tief steht, daß noch kein nennenswerter Verkehr sich herausgebildet hat, vermag der Einzelne seinen und seiner Familie Bedarf nur in direkter Weise, d. i. nur durch solche Güter zu decken, welche an sich hiezu geeignet sind. Solange der Verkehr die menschlichen Wirtschaften noch nicht

\*) Das Wort „Wert“ hat einen doppelten Sinn. Man versteht darunter im gemeinen Leben einerseits die oben dargelegte spezifische Bedeutung, welche Güter für uns haben, und anderseits die Güterquantitäten, welche für ein Gut im Austausch erlangt werden können. Im ersteren Falle ist der Wert die zu unserem Bewußtsein gelangte Wichtigkeit eines Gutes für unser Leben und unsere Wohlfahrt, im anderen eine Quantität von Gütern überhaupt oder von Geld insbesondere (Geldwert eines Dinges!), und es werden somit zwei durchaus verschiedene Begriffe mit dem nämlichen Worte bezeichnet, ein Sprachgebrauch, welcher trotz aller Verwahrungen einzelner Schriftsteller auch in unsere Wissenschaft übergegangen ist und in nicht geringem Maße zur Verwirrung der höchsten Prinzipien unserer Wissenschaft beigetragen hat.

Die aus dem obigen Doppelsinn des Wortes „Wert“ entspringenden Übelstände könnten vermieden werden, wenn der in Rede stehende Ausdruck in der theoretischen Nationalökonomie technisch nur in der ersteren der oben angeführten Bedeutungen gebraucht, der Begriff jener Güterquantitäten, welche für ein Gut im Austausch erlangt werden können, jedoch durch einen anderen terminus technicus, beziehungsweise durch Umschreibung ausgedrückt würde. — Der Versuch, die obige Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß man den Wert im ersten Sinne: „Gebrauchswert“, im letzteren „Tauschwert“ nennt, ein Versuch, welcher unzählige Male in unserer Wissenschaft wiederholt wurde, beweist nur die völlige Verkenntnis des Wesens des Wertes überhaupt und des Gebrauchswertes und Tauschwertes insbesondere. Der „Gebrauchswert“ sowohl als der „Tauschwert“ sind, wie wir (S. 111) sehen werden, beide in Wahrheit nur besondere Formen der einen generellen Erscheinung des „Wertes“, jener oben dargelegten subjektiven Bedeutung, welche Güter für unser Leben und unsere Wohlfahrt haben. Die obige Terminologie schließt demnach einen doppelten Irrtum in sich. Erstens wird der Gebrauchswert mit dem Werte überhaupt und zweitens der durchaus subjektive Tauschwert mit jenen „Güterquantitäten“ verwechselt, „welche man für ein Gut zum Austausch erhalten kann.“

Der Umstand, daß der obige Doppelsinn des Wortes „Wert“ sich nicht nur in der deutschen, sondern in allen Kultursprachen vorfindet, deutet übrigens darauf hin, daß wir es hier keineswegs mit einer bloß zufälligen Koinzidenz zweier verschiedener Begriffe in dem nämlichen Worte zu tun haben, und in der Tat ist die allgemeine Ursache der obigen, auf den ersten Blick seltsamen Doppelstellung des Wortes „Wert“ unschwer zu erkennen. Der „Wert“ in seinem ursprünglichen Sinne, in jenem einer Bedeutung für unser Leben und unsere Wohlfahrt, ist



verbindet, vermag der Einzelne z. B. seinen Bedarf an Kleidungsstücken nur durch einen Besitz von solchen oder von den zur Produktion derselben erforderlichen komplementären Gütern, nicht aber durch irgendwelche andere Güter, z. B. durch einen wenn auch noch so großen Vorrat von Getreide oder edlen Metallen zu decken. Unter solchen Umständen können selbstverständlich auch nur diejenigen Güter für ein wirtschaftendes Subjekt Wert erlangen, welche dasselbe direkt zur Befriedigung seiner Bedürfnisse heranzuziehen vermag.

Wenn aber die wirtschaftenden Menschen infolge der fortschreitenden Erkenntnis ihrer ökonomischen Interessen in Verkehr miteinander treten, Güter gegen Güter zu tauschen beginnen, Märkte entstehen und sich schließlich ein Zustand ergibt, in welchem der Besitz von ökonomischen Gütern die Macht verleiht, auf dem Wege des Tausches über Güter anderer Art zu verfügen, dann ist es zur Sicherstellung der Befriedigung bestimmter Bedürfnisse nicht mehr unbedingt erforderlich, daß die wirtschaftenden Individuen über die zur direkten Befriedigung dieser letzteren erforderlichen Güter verfügen. Wer unter solchen Umständen beispielsweise einen ausreichenden Vorrat von Getreide, edlen Metallen oder von sonstigen ökonomischen Gütern besitzt, vermag mit diesem dann allerdings auch seinen Bedarf an Kleidungsstücken zu decken. Unter entwickelten Kulturverhältnissen können die wirtschaftenden Subjekte die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zwar vor wie nach dadurch sicherstellen, daß sie sich in den Besitz solcher Güter setzen, welche hiezu in direkter Weise tauglich sind, sie können den nämlichen Erfolg aber auch in indirekter Weise herbeiführen, indem sie Güter ihrer Verfügung unterwerfen, welche je nach der ökonomischen Sachlage geeignet sind, gegen die zur direkten Befriedigung der in Rede stehenden Bedürfnisse erforderlichen Güter umgetauscht zu werden, und es entfällt somit die obige Voraussetzung des Güterwertes. Damit ein ökonomisches

---

eine Größe und bedarf als solche bei den tausendfältigen Abstufungen jener Bedeutung im praktischen Leben notwendigerweise eines Maßes. Wir vermöchten uns anderen, namentlich in wirtschaftlichen Dingen, nur in unvollkommener Weise verständlich zu machen, falls wir jene spezifische Bedeutung, welche wir Wert nennen, nicht nach ihrer Größe zu unterscheiden und ihr verschiedenes Maß in einer für dritte Personen faßlichen Weise zu bezeichnen vermöchten. Ein unmittelbares Maß (ein Maßstab) für jene psychologische Erscheinung, welche wir Wert nennen, setzt nun aber, trotzdem dieser letztere ein uns in hohem Grade vertrautes Phänomen ist, doch bereits einen außerordentlich hohen Grad von Abstraktion voraus und würde wegen des durchaus subjektiven Charakters des Wertes noch überdies kein absolutes, für alle (subjektiven) Werterscheinungen gültiges Maß sein und dem obigen praktischen Bedürfnis nicht genügen.

Es ist demnach naheliegend, daß die wirtschaftenden Menschen die Größe jener Bedeutung, welche bestimmte Güter für sie haben, nicht unmittelbar durch Maßeinheiten dieser letzteren anderen Personen verständlich zu machen versuchen, sondern durch jene Bedeutung, jenen Wert, welchen andere Güter für sie haben. Anstatt demnach einer dritten Person unmittelbar die Größe der Bedeutung beschreiben zu wollen, welche ein Gut für uns hat, ziehen wir es vor, derselben andere ihr bekannte Güter oder Quantitäten von solchen zu bezeichnen, deren Wert für uns jenem des ersteren gleich ist, um solcherart der betreffenden Person zu ermöglichen, aus dieser Tatsache einen Rückschluß auf die Größe der Bedeutung zu ziehen, welche das Gut, dessen Wert in Frage ist, für uns selbst hat. Wir sagen solcherart, ein bestimmtes Gut sei für uns so viel wie zehn Metzen Getreide oder dreißig Taler wert.

Gut für ein wirtschaftendes Subjekt Wert erlange, ist es dann nicht mehr erforderlich, daß dasselbe zur direkten Befriedigung seiner Bedürfnisse geeignet sei.

Nun ist der Wert, wie wir sahen, die Bedeutung, welche ein Gut für uns dadurch erlangt, daß wir in der Befriedigung eines unserer Bedürfnisse von der Verfügung über dasselbe abhängig zu sein uns bewußt sind, so zwar, daß diese Befriedigung nicht erfolgen würde, wofern wir über das in Rede stehende Gut nicht zu verfügen vermöchten. Ohne das Eintreffen dieser Vorbedingung ist die Erscheinung des Wertes überhaupt undenkbar, aber sie ist nicht geknüpft an die Vorbedingung der direkten oder aber der indirekten Sicherstellung unseres Bedarfes. Damit ein Gut Wert erlange, muß es uns die Befriedigung irgendeines Bedürfnisses sichern, für welches nicht vorgesorgt wäre, wofern wir über jenes Gut nicht verfügen könnten; ob dies indes in direkter oder indirekter Weise geschieht, ist überall dort, wo es sich um die allgemeine Erscheinung des Wertes handelt, nebensächlich. Für einen isolierten Pelzjäger hat das Fell eines erlegten Bären nur insofern Wert, als er die Befriedigung irgendeines Bedürfnisses entbehren müßte, wofern er darüber nicht verfügen würde; für denselben Jäger hat, nachdem er in den Tauschverkehr getreten, das gleiche Pelzwerk genau unter denselben Voraussetzungen Wert. Der Unterschied in den beiden Fällen, der indes das Wesen der Werterscheinung im allgemeinen durchaus nicht berührt, besteht nur darin, daß im ersten Falle für den Pelzjäger von der Verfügung über das betreffende Fell die Befriedigung eines mit dem Felle in direkter, im letzten Falle aber die Befriedigung eines in indirekter (durch Tausch vermittelten) Weise zu befriedigenden Bedürfnisses abhängig ist.

Der Wert in dem ersten und der Wert in dem zweiten Falle sind demnach lediglich zwei verschiedene Formen derselben Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens und beide bestehen in der Bedeutung, welche Güter für wirtschaftende Subjekte dadurch erlangen, daß diese letzteren in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse von der Verfügung über dieselben abhängig zu sein sich bewußt sind. Was aber der Erscheinung des Wertes in jedem der beiden Fälle einen besonderen Charakter verleiht, das ist lediglich der Umstand, daß die Güter für die wirtschaftenden Subjekte, welche über dieselben verfügen, in dem ersten Falle mit Rücksicht auf ihre direkte, im zweiten Falle mit Rücksicht auf ihre indirekte Verwendung jene Bedeutung erlangen, welche wir den Güterwert nennen, ein Unterschied, der indes für das Leben und nicht minder für unsere Wissenschaft wichtig genug ist, um die Notwendigkeit einer besonderen Bezeichnung dieser beiden Formen der einen allgemeinen Werterscheinung hervortreten zu lassen, und so nennen wir denn den Wert in dem ersten Falle Gebrauchswert, in dem letzteren aber Tauschwert.\*)

\*) Bernhardi sagt (Versuch einer Kritik der Gründe etc., 1849, S. 79), es sei in neuerer Zeit mehrfach hervorgehoben worden, daß schon Aristoteles (Pol. I, 6) den Unterschied zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert gekannt hätte; A. Smith habe dieselben indes unabhängig von dem griechischen Weisen scharf gesondert. Dagegen ist nun zu bemerken, daß der größere Teil der

Der Gebrauchswert ist demnach die Bedeutung, welche Güter dadurch für uns erlangen, daß sie uns in direkter Weise die Befriedigung von Bedürfnissen unter Umständen sichern, unter welchen ohne unsere Verfügung über dieselben für diese Bedürfnisbefriedigung nicht vorgesorgt wäre; der Tauschwert aber ist die Bedeutung, welche Güter dadurch für uns erlangen, daß durch den Besitz derselben der gleiche Erfolg unter gleichen Verhältnissen in indirekter Weise gesichert wird.

Gebrauchswert und Tauschwert sind, wie wir oben sahen, spezifisch verschiedene Erscheinungen, sie schließen einander indes selbst in Rücksicht auf das nämliche Gut und die nämliche Wirtschaft keineswegs aus.

In der isolierten Wirtschaft haben die den wirtschaftenden Individuen verfügbaren ökonomischen Güter für dieselben allerdings entweder Gebrauchswert oder überhaupt keinen Wert. Selbst unter entwickelten Kulturverhältnissen und bei lebhaftem Verkehr können zahlreiche Fälle

berühmt gewordenen Stelle A. Smiths (*Wealth of Nat.* I, Chap. IV; Vol. I, p. 42, Basil 1841) mit einer Stelle Laws (*Considération sur le numéraire*, Chap. I, p. 443 ff., ed. Daire) fast wörtlich übereinstimmt und Turgot (*Valeurs et monnaies*, S. 79 ff., Daire) den Gebrauchswert und Tauschwert (*valeur estimative* und *valeur commercable*) nicht nur scharf gesondert, sondern auch bereits eingehend behandelt hat. Von dogmengeschichtlichem Interesse ist auch eine Stelle aus den Werken des schottischen Moralphilosophen Hutcheson, des berühmten Lehrers A. Smiths (*System of moral philosophy* 1755, II, p. 53 ff.), in welcher sich bereits die Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert, wenn auch noch nicht die von A. Smith gebrauchte Terminologie vorfindet (vgl. auch Locke: *Considerations of the lowering of interest etc.* Works, II, p. 20 ff., und Le Trosne: *De l'intérêt social*, 1777, Chap. I, § 3). — In der Folge haben außer den bereits oben (S. 103 f.) genannten Friedländer, Knies, Schäffle, Rösler, Michaelis und Lindwurm, welche die Theorie des Wertes zum Gegenstand von Spezialforschungen machten, den Unterschied zwischen Gebrauchswert und Tauschwert eingehend behandelt: Soden, *Nationalökonomie*, 1805, I, § 42 ff.; U. IV, § 52 ff.); Hufeland: *N. Grundlegung*, 1807, I, § 30 ff.; Storch: *Cours d'écon. pol.*, I, S. 37 ff.; Lotz: *Handbuch*, 1837, I, § 9; Rau: *Volkswirtschaftslehre*, I, § 57 ff.; Bernhardt: *Untersuchung d. Gründe etc.*, 1849, S. 69 ff.; Roscher: *System*, I, § 4 ff.; Thomas: *Theorie d. Verkehrs*, I, S. 11; Stein: *System*, I, S. 168 ff. — Nichts zeigt übrigens das Streben nach philosophischer Vertiefung der Volkswirtschaftslehre bei den Deutschen und den auf das Praktische gerichteten Sinn der Engländer besser als etwa eine Vergleichung der Bearbeitungen, welche die Lehre vom Werte bei den Deutschen und den Engländern gefunden hat. Ricardo: *Principles* (1817), Chap. 28; Malthus: *Principles*, 1820, S. 51, und *Definitions*, 1827, Chap. II, S. 7 der edit. 1853; J. St. Mill: *Principles*, B. III, Chap. I, § 2, 6. ed. gebrauchen gleichwie A. Smith „value in use“ gleichbedeutend mit „utility“. Torrens: *On the production of wealth*, S. 8, und Mac Culloch halten sogar den Ausdruck „utility“ anstatt „value in use“ fest (*Principles*, 1864, S. 4), gleichwie unter den Franzosen Bastiat (*Harmonies écon.*, 1864, S. 256). Landerdale (*An Inquiry etc.*, 1804, S. 12) und Senior (*Political Economy*, 1863, S. 6 ff.) kennzeichnen die Nützlichkeit wohl als eine Bedingung des Tauschwertes, aber nicht als Gebrauchswert, welch letzteren Begriff sie überhaupt zurückweisen. Was man in England aber unter Tauschwert versteht, geht wohl am besten aus der nachfolgenden Stelle J. St. Mills Book III, Chap. I, § 2) hervor: „The words ‚Value‘ and ‚Price‘ were used as synonymous by the early political economists and are not always discriminated even by Ricardo. But the most accurate modern writers, to avoid the wasteful expenditure of two good scientific terms on a single idea, have employed Price to express the value of a thing in relation to money; the quantity of money for which it will exchange; by the Value or exchange value of a thing (we shall understand) its general power of purchasing; the command which its possession gives over purchasable commodities in general.“



beobachtet werden, wo Güter für die wirtschaftenden Subjekte, welche über dieselben verfügen, entweder nur Gebrauchswert oder nur Tauschwert haben. Die Krücke eines eigentümlich verkrüppelten Menschen, Notizen, welche nur derjenige, welcher sie abgefaßt hat, zu benützen vermag, Familiendokumente, alle diese und so zahlreiche andere Güter haben für bestimmte Individuen nicht selten einen sehr bedeutenden Gebrauchswert, indes keinen Tauschwert, indem diese letzteren in den meisten Fällen es vergeblich versuchen würden, irgendwelche Bedürfnisse in indirekter, durch Tausch vermittelter Weise mit jenen Gütern zu befriedigen. Die Brillen und optischen Instrumente, welche ein Optiker am Lager hält, haben dagegen für diesen letzteren, chirurgische Instrumente für diejenigen, welche sie verfertigen und damit Handel treiben, Werke in fremden nur wenigen Gelehrten verständlichen Sprachen für die Buchhändler, Antiquitäten, die ein römischer Landmann findet, für diesen letzteren, Schweinefleisch für den orthodoxen polnischen Juden, der es zwar nicht genießt, aber, wie es nicht selten vorkommt, damit handelt usw., der Regel nach keinen Gebrauchswert, während alle diese Güter mit Rücksicht auf die sich darbietenden Tauschgelegenheiten für die obgenannten Personen doch zumeist einen unzweifelhaften Tauschwert haben. Die Güter haben demnach für die wirtschaftenden Subjekte, in deren Besitz sie sich befinden, keineswegs notwendigerweise zugleich Gebrauchswert und Tauschwert.

Die angeführten Fälle bilden indes doch nur Ausnahmen im wirtschaftlichen Leben der Menschen, denn der Regel nach haben die wirtschaftenden Individuen überall dort, wo sich bereits ein nennenswerter Tauschverkehr entwickelt hat, die Wahl, die in ihrer Verfügung befindlichen ökonomischen Güter entweder in direkter oder aber in indirekter Weise zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse heranzuziehen, und die ökonomischen Güter haben somit für dieselben der Regel nach ebensowohl Gebrauchswert als auch Tauschwert. Die Kleidungsstücke, die Möbel, das Geschmeide und so tausend andere Güter, welche sich in unserer Verfügung befinden, haben für uns der Regel nach einen ganz unzweifelhaften Gebrauchswert; aber ebenso sicher ist es, daß wir dieselben unter entwickelten Verkehrsverhältnissen auch in indirekter Weise zur Befriedigung von Bedürfnissen heranziehen können, und es haben diese Güter für uns demnach gleichzeitig auch Tauschwert. Gebrauchswert und Tauschwert schließen sich demnach nicht nur nicht prinzipiell aus, sondern gelangen vielmehr der Regel nach bei den ökonomischen Gütern zugleich zur Erscheinung.

Die Bedeutung, welche Güter mit Rücksicht auf die direkte, und jene, welche sie mit Rücksicht auf die indirekte Verwendung zur Befriedigung unserer Bedürfnisse für uns haben, oder, mit anderen Worten, der Tauschwert und der Gebrauchswert der Güter, sind lediglich verschiedene Formen der einen allgemeinen Erscheinung des Wertes; auch vermag das nämliche Gut für seinen Besitzer zugleich Gebrauchswert und Tauschwert zu haben; ihrem Grade nach kann jedoch die obige Bedeutung in den beiden Fällen sehr große Verschiedenheiten aufweisen. Der goldene Becher, welchen ein armer Mann in einer Lotterie gewinnt, wird für ihn unzweifelhaft einen hohen Tauschwert haben, denn er wird in den Stand

gesetzt sein, mittels des in Rede stehenden Bechers viele Bedürfnisse, für welche sonst nicht vorgesorgt sein würde, in indirekter, d. i. durch Tausch vermittelter Weise zu befriedigen. Der Gebrauchswert dieses Bechers wird dagegen für dasselbe wirtschaftende Subjekt aller Wahrscheinlichkeit nach ein relativ kaum nennenswerter sein. Umgekehrt hat eine dem Auge ihres Besitzers genau entsprechende Brille, ein bereits benütztes passendes Kleidungsstück für denselben der Regel nach einen nicht unbedeutenden Gebrauchswert, während der Tauschwert dieser Güter in den meisten Fällen ein sehr geringer zu sein pflegt.

Ist es nun aber sicher, daß im wirtschaftlichen Leben der Menschen zahlreiche Fälle beobachtet werden können, in welchen ökonomische Güter für die wirtschaftenden Subjekte, in deren Verfügung sie sich befinden, gleichzeitig Gebrauchswert und Tauschwert haben, und ist es ferner sicher, daß diese letzteren sich uns nicht selten als verschiedene Größen darstellen, so fragt es sich nun, welche dieser beiden Größen in jedem gegebenen Falle für das ökonomische Bewußtsein und das ökonomische Handeln der Menschen maßgebend oder aber, mit anderen Worten, welcher dieser beiden Werte in jedem einzelnen Falle der ökonomische ist.

Die Lösung dieser Frage ist für die Erkenntnis der Natur des Wertes überhaupt und zumal für jene des Verhältnisses zwischen Gebrauchswert und Tauschwert von entscheidender Bedeutung und ich möchte derselben an dieser Stelle nicht ausweichen, obzwar ich hiebei meiner Darstellung in mancher Beziehung werde vorausgreifen müssen. Der leitende Gedanke aller Wirtschaftlichkeit ist die möglichst vollständige Befriedigung der Bedürfnisse. Sind nun mit Rücksicht auf die direkte Verwendung eines Gutes wichtigere Bedürfnisbefriedigungen der wirtschaftenden Subjekte durch dasselbe sichergestellt als bei indirekter Verwendung, ist es demnach sicher, daß, wofern das wirtschaftende Subjekt ein Gut in indirekter Weise zur Befriedigung seiner Bedürfnisse heranziehen würde, wichtigere Bedürfnisse desselben unbefriedigt bleiben müßten als bei der direkten Verwendung, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gebrauchswert desselben der für das wirtschaftliche Bewußtsein und für das ökonomische Handeln des betreffenden wirtschaftenden Subjektes bestimmende sein wird, im umgekehrten Falle aber der Tauschwert. Es ist somit in allen Fällen, wo ein Gut für dessen Besitzer sowohl Gebrauchswert als auch Tauschwert hat, derjenige der ökonomische, welcher der überwiegende ist.

Den ökonomischen Wert der Güter zu erkennen, d. i. jeweilig darüber im klaren zu sein, ob ihr Gebrauchswert oder ihr Tauschwert der ökonomische ist, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der wirtschaftenden Menschen. Von dieser Erkenntnis hängt nämlich die Entscheidung der Frage ab, welche Güter, beziehungsweise welche Teilquantitäten derselben in ihrem Besitze zu behalten und welche zur Veräußerung zu bringen in ihrem ökonomischen Interesse liegt. Die richtige Beurteilung dieses Verhältnisses gehört aber zugleich auch zu den schwierigsten Aufgaben der praktischen Wirtschaft, und zwar nicht nur deshalb, weil selbst unter entwickelteren Verkehrsverhältnissen hiezu ein Überblick über alle vorhandenen Gebrauchs- und Tauschgelegenheiten erforderlich ist, sondern

vor allem auch um dessentwillen, weil die Verhältnisse, welche die Grundlage für eine richtige Beurteilung der obigen Frage bilden, vielfachem Wechsel unterworfen sind. Es ist nämlich klar, daß alles, was den Gebrauchswert eines Gutes für uns verringert, unter sonst gleichen Umständen zu bewirken vermag, daß der Tauschwert dieser Güter zum ökonomischen wird, alles aber, was den Gebrauchswert eines Gutes für uns erhöht, den Erfolg haben kann, daß für uns der Tauschwert in den Hintergrund der Bedeutung tritt, die Erhöhung oder Verringerung des Tauschwertes eines Gutes unter sonst gleichen Verhältnissen aber die entgegengesetzte Wirkung auszuüben vermag.

Zu den hauptsächlichlichen Ursachen dieses Wechsels gehören folgende:

Erstens: Der Wechsel in der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, zu welchen ein Gut dem wirtschaftenden Subjekte, welches darüber verfügt, dient, insofern als hiedurch der Gebrauchswert desselben für dessen Besitzer vermehrt oder vermindert wird. So wird der Tabak- oder der Weinvorrat, welcher sich im Besitze einer Person befindet, für sie einen vorwiegenden Tauschwert erhalten, falls dieselbe am Tabak- oder Weingenusse den Geschmack verliert. So veräußern Jagdliebhaber oder Freunde des Sports, wenn ihre Liebhabereien für sie die frühere Bedeutung verlieren, lediglich aus diesem Grunde ihre Jagdgeräte und Jagdtiere etc., da durch die Minderung des Gebrauchswertes der obigen Güter der Tauschwert derselben für sie in den Vordergrund der Bedeutung tritt.

Die Erhöhung der Bedeutung, welche die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse für ein wirtschaftendes Subjekt bisher hatte, führt naturgemäß zu der entgegengesetzten Erscheinung. Für den Besitzer eines Gestütes oder eines Weingartens, für welchen seine Produkte bisher ausschließlich oder doch überwiegend Tauschwert hatten, werden dieselben, falls er sich dem Sport- oder dem Weingenusse ergibt, leicht überwiegenden Gebrauchswert erlangen. Der Literat, welcher bisher seine Arbeiten an Verleger veräußerte, wird dies unterlassen, sobald er selbst ein literarisches Unternehmen begründet hat usf.

Insbesondere pflegt der Übergang aus einem Lebensalter in das andere solche Veränderungen im Gefolge zu haben. Die Befriedigung desselben Bedürfnisses hat für den Jüngling eine andere Bedeutung als für den Mann und für diesen letzteren wiederum eine andere Bedeutung als für den Greis. Die natürliche Entwicklung des Menschen hat demnach schon an und für sich im Gefolge, daß der Gebrauchswert der Güter einem nicht unbeträchtlichen Wechsel unterliegt und so z. B. das Spielzeug des Kindes für den Jüngling, die Bildungsmittel dieses letzteren für den Mann, die Erwerbsmittel des Mannes für den Greis an Gebrauchswert einbüßen und einen vorwiegenden Tauschwert erlangen. Es ist denn auch keine Erscheinung gewöhnlicher, als daß die Güter, welche für das kindliche Lebensalter einen überwiegenden Gebrauchswert hatten, von dem Jünglinge veräußert werden. Wir sehen Personen, die in das Mannesalter treten, der Regel nach nicht nur viele dem Jünglingsalter eigentümliche Genußmittel, sondern auch die Bildungsmittel ihrer Jugend veräußern, wie denn endlich auch bei Greisen uns die Erscheinung so häufig entgegentritt, daß sie nicht nur die Genußmittel des



Mannesalters, deren Benützung Lebenskraft und Mut erfordert, sondern auch die Erwerbsmittel (Fabriken, Gewerbsunternehmungen u. dgl. m.) in andere Hände gelangen lassen. Wenn die wirtschaftliche Bewegung, welche eine Folge dieses Umstandes ist, nicht so stark an die Oberfläche der Erscheinungen tritt, als dies unter der ausschließlichen Herrschaft individueller Bestrebungen in der menschlichen Wirtschaft der Fall sein müßte, so ist der Grund hievon in dem Familienleben der Menschen zu suchen und dem nicht so sehr infolge von Erwägungen des bloßen individuellen Interesses als vielmehr infolge der Befriedigung von Gemütsbedürfnissen und der Erfüllung von Pflichten gegen die Familie stattfindenden Übergänge von Gütern aus dem Besitze der älteren Familienglieder in jenen der jüngeren. So ist denn die Familie mit der ihr eigentümlichen Wirtschaft ein wesentliches Moment der Stabilität der wirtschaftlichen Verhältnisse der Menschen.

Zweitens kann der bloße Wechsel in der Beschaffenheit eines Gutes den Schwerpunkt der ökonomischen Bedeutung desselben verrücken, insoferne als dadurch der Gebrauchswert desselben für den Besitzer verändert wird, der Tauschwert aber entweder unverändert bleibt oder doch nicht im gleichen Verhältnisse wie der erstere steigt oder fällt. So pflegen Kleider, Pferde, Hunde, Karossen und dergleichen Gegenstände, wenn sie in äußerlich leicht erkennbarer Weise Schaden nehmen, für reiche Leute ihren Gebrauchswert fast gänzlich einzubüßen, und ihr Tauschwert, obzwar gleichfalls gemindert, tritt dann in den Vordergrund der Bedeutung. Sie pflegen an Gebrauchswert für die obigen Personen noch mehr zu verlieren als an Tauschwert.

Umgekehrt verändern sich die Güter in vielen Fällen derart, daß der Tauschwert derselben, welcher bisher der ökonomische war, für die wirtschaftenden Subjekte, welche darüber verfügen, gegen den Gebrauchswert zurücktritt. So pflegen Speisewirte und Delikatessenhändler Gerichte, die äußerlich Schaden nehmen, für ihren eigenen Gebrauch zu verwenden, da diese Güter hiedurch ihren Tauschwert fast gänzlich einbüßen, während der Gebrauchswert derselben nicht selten unverändert bleibt oder sich doch nicht in dem gleichen Maße wie der Tauschwert mindert. Ähnliche Erscheinungen können wir auch bei den übrigen Gewerbsleuten beobachten, und so kommt es, daß Schuhmacher, zumal in kleinen Ortschaften, nicht selten mißlungene Schuhe, Schneider schlecht geschnittene Kleider und Hutmacher Hüte tragen, mit welchen ihnen ein kleiner Unfall zugestoßen.

Die dritte und vielleicht die wichtigste Ursache des Wechsels in dem ökonomischen Schwerpunkte des Güterwertes ist die Veränderung, also die Vermehrung, beziehungsweise die Verminderung der den wirtschaftenden Subjekten verfügbaren Güterquantitäten. Durch die Vermehrung der Quantität irgendeines Gutes, welche der Verfügung einer Person untersteht, wird der Gebrauchswert einer jeden Teilquantität hievon für ihren Besitzer unter sonst gleichen Verhältnissen fast immer vermindert, so zwar, daß der Tauschwert derselben dann für den Besitzer leicht eine überwiegende Bedeutung erhält. Nach der Ernte wird der Tauschwert des Getreides für die Landwirte fast ohne Ausnahme der ökonomische und bleibt dies so lange, bis durch fortgesetzte Veräußerung

von Teilquantitäten der Gebrauchswert des dann noch erübrigenden Vorrates der überwiegende wird. Das Getreide, welches die Landwirte im Sommer noch besitzen, hat denn auch in der Tat der Regel nach für sie bereits einen vorwiegenden Gebrauchswert. Für einen Erben, der bereits vor dem Anfall der Erbschaft mit Möbeln in ausreichender Weise versehen war und in dem Nachlasse des Erblassers noch ein anderes reiches Mobiliar findet, werden viele Möbelstücke einen sehr geringen, manche vielleicht gar keinen Gebrauchswert haben und demnach einen vorwiegenden Tauschwert erlangen. Der Erbe wird aber in der Veräußerung von Möbelstücken so lange fortfahren, bis der in seinem Besitze befindliche Rest für ihn wieder einen überwiegenden Gebrauchswert aufweisen wird.

Umgekehrt hat die Verminderung der einem wirtschaftenden Subjekte verfügbaren Quantität eines Gutes zumeist zur Folge, daß der Gebrauchswert desselben für den Besitzer steigt und dadurch Quantitäten dieses Gutes, welche sonst zum Austausche bestimmt gewesen wären, einen vorwiegenden Gebrauchswert erhalten. Wenn einem Landwirte beispielsweise ein Teil seiner Ernte durch eine Feuersbrunst zerstört oder sein Viehstand durch eine Seuche reduziert wird, so wird die Erscheinung leicht zutage treten, daß er für den Verkauf bereits bestimmte Quantitäten von Frucht oder für den gleichen Zweck bestimmte Viehstücke unter den durch die oberrühnten Unfälle geänderten Verhältnissen für seinen eigenen Gebrauch zurückbehält; die bezüglichlichen Güter, welche bis dahin für ihn überwiegenden Tauschwert hatten, haben infolge der obigen Ereignisse für ihn einen überwiegenden Gebrauchswert erlangt.

Von charakteristischem Interesse ist in der obigen Beziehung die Wirkung der Veränderung im Vermögensbesitze überhaupt. Die Vermehrung oder Verminderung des Vermögens ist unter entwickelten Verkehrsverhältnissen für denjenigen, welcher dieselbe erfährt, gleichbedeutend mit einer Vermehrung, beziehungsweise einer Verminderung fast jeder einzelnen Art von ökonomischen Gütern; wer verarmt, ist nämlich genötigt, sich fast in jeder Beziehung Schranken aufzuerlegen, während der Reichgewordene sich in Rücksicht auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse überhaupt größere Freiheit zu vergönnen vermag. Für einen Mann, der plötzlich verarmt, werden deshalb so manche Güter, welche ihm für seinen eigenen Gebrauch bereits zu schlecht dünkten und die deshalb für den Verkauf bestimmt waren (sogenannte ausrangierte Güter), wieder überwiegenden Gebrauchswert erlangen; während plötzlich reichgewordene Leute das einfache Mobiliar, den ärmlichen Schmuck, ihre nur bescheidenen Anforderungen entsprechenden Wohnhäuser und sonstigen Güter, welche ihnen bis dahin gute Dienste leisteten, die ihren geänderten Vermögensverhältnissen indes nicht mehr entsprechen, zu veräußern pflegen. Der Gebrauchswert der obigen Güter ist für ihre Besitzer eben in ersterem Falle wieder in den Vordergrund, im letzteren dagegen in den Hintergrund der ökonomischen Bedeutung getreten. Umgekehrt erlangen Kostbarkeiten und Gegenstände überhaupt, welche den Bedürfnissen des feineren Luxus dienen, für Leute, die plötzlich verarmen, überwiegend Tauschwert, während ebensolche Güter, welche in den Händen mittelloser Personen bisher überwiegend Tauschwert hatten.

einen überwiegenden Gebrauchswert erlangen, wenn jene Personen zu Reichtum gelangen.

Viertens pflegt endlich überall dort, wo bereits ein regerer Güterverkehr besteht, auch die Vermehrung, beziehungsweise die Verminderung des Gebrauchswertes, welchen Güter, die sich im Besitze einer wirtschaftenden Person befinden, für andere mit ihr durch den Verkehr verbundene wirtschaftende Subjekte erfahren, den Schwerpunkt der ökonomischen Bedeutung der gedachten Güter für ihren Besitzer zu ver-rücken. Wenn Güter für dritte Personen einen hohen Gebrauchswert erlangen, so erhöht sich infolge dieses Umstandes zumeist der Tauschwert dieser Güter für ihre Besitzer und tritt hiedurch leicht in den Vordergrund der ökonomischen Bedeutung. Gemälde, Antiquitäten, Kuriositäten, ja selbst Grundstücke und Gebäude besonderer Art, welche sich jahrhundertlang in bestimmten Familien erhalten, werden von ihren Besitzern schließlich zum Verkaufe gebracht, wenn der Preis solcher Güter infolge besonderer Liebhabereien des kaufkräftigen Publikums stark zu steigen beginnt. Bauernhöfe, Weingärten, Holzungen, welche in der Nähe großer Städte oder in Gemeinden liegen, welche durch Naturschönheit hervorragen und sich zugleich zur Anlage von Landhäusern besonders eignen, gehen solcherart fast mit jener Regelmäßigkeit, die wir sonst nur an Naturerscheinungen wahrzunehmen pflegen, in den Besitz reicher Stadtbewohner und sonstiger wohlhabender Naturfreunde über, ebenso Grundstücke, welche sich zur Anlage von Erwerbsgeschäften besonders eignen, in die Hände von Unternehmern. Die entgegengesetzte Wirkung hat selbstverständlich die Verminderung des Tauschwertes bestimmter Güter für ihre Besitzer, indem dieselbe bewirkt, daß Güter, welche seitens dieser letzteren für den Austausch bestimmt waren, oft genug dann für den eigenen Gebrauch zurückbehalten werden.

Der Umstand, ob wirtschaftende Menschen in ihrem Besitz befindliche Güter für den Eigengebrauch behalten oder veräußern, ein Umstand, welcher scheinbar lediglich von der Willkür der Menschen abhängig ist, folgt demnach strengen Gesetzen der Wirtschaftlichkeit, Gesetzen, welche auf die realen Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft einen unverkennbaren Einfluß üben, so zwar, daß diese letzteren im großen und ganzen der Einwirkung der obigen Gesetze folgen und uns Regelmäßigkeiten in den Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens vor die Augen treten, welche in der Tat nicht selten an jene der Naturerscheinungen erinnern.

### § 3.

#### Über das ursprüngliche Maß des Güterwertes.

##### Einleitung.

Wir haben bisher das Wesen und die letzten Ursachen des Wertes, somit die allem Werte gemeinsamen Momente in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen. Nun tritt uns aber im Leben der Wert der einzelnen Güter als eine sehr verschiedene, ja bei demselben Gute nicht selten wechselnde Größe entgegen. Ein Stück Gold pflegt einen größeren Wert aufzuweisen als eine gleiche Gewichtsquantität von Eisen oder Getreide



und das Verhältnis zwischen dem Werte bestimmter Quantitäten der obigen Güter erscheint uns in fortwährendem Wechsel begriffen, was auf einen Wechsel im Werte dieser Güter selbst hinweist. Die Untersuchung über die Ursachen der Verschiedenheit des Wechsels und über das Maß des Güterwertes ist nun der Gegenstand, der uns in diesem Abschnitte beschäftigen wird. Der Gang unserer Untersuchung ergibt sich aber aus der nachfolgenden Betrachtung.

Die Güter haben nicht um ihrer selbst willen für uns Wert. Wir haben vielmehr gesehen, daß zunächst nur die Befriedigung unserer Bedürfnisse für uns eine Bedeutung hat, weil unser Leben und unsere Wohlfahrt dadurch bedingt sind. Wir haben aber auch dargelegt, daß die Menschen diese Bedeutung auf die ihrer Verfügung unterworfenen Güter, wofern sie ihnen die Befriedigung von Bedürfnissen sichern, für welche ohne die Verfügung über dieselben nicht vorgesorgt sein würde, auf die ökonomischen Güter übertragen. In allem Güterwert tritt uns demnach lediglich die Bedeutung entgegen, welche wir der Befriedigung unserer Bedürfnisse, also unserem Leben und unserer Wohlfahrt, beimessen. Haben wir damit das Wesen des Güterwertes erschöpfend bezeichnet und steht es fest, daß in letzter Reihe nur die Befriedigung unserer Bedürfnisse für uns eine Bedeutung hat und aller Güterwert lediglich eine Übertragung dieser Bedeutung auf die wirtschaftlichen Güter ist, so kann die Verschiedenheit der Größe des Wertes der einzelnen Güter, wie wir dieselbe im Leben zu beobachten vermögen, auch nur in der Verschiedenheit der Größe der Bedeutung begründet sein, welche jene Bedürfnisbefriedigungen für uns haben, in Rücksicht auf welche wir von der Verfügung über diese Güter abhängig sind. Um die Verschiedenheit der Größe des Wertes der einzelnen Güter, wie wir dieselbe im Leben zu beobachten vermögen, auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, wird unsere Aufgabe demnach eine doppelte sein. Wir werden zu untersuchen haben:

erstens inwiefern die Befriedigung verschiedener konkreter Bedürfnisse für die Menschen eine verschiedene Bedeutung hat (subjektives Moment) und

zweitens welche konkrete Bedürfnisbefriedigungen in jedem einzelnen Falle von unserer Verfügung über ein bestimmtes Gut abhängig sind. (Objektives Moment.)

Wird sich bei dieser Untersuchung herausstellen, daß die einzelnen konkreten Bedürfnisbefriedigungen für die Menschen tatsächlich eine verschiedene Bedeutung haben, und ferner, daß von unserer Verfügung über die einzelnen ökonomischen Güter Bedürfnisbefriedigungen von verschiedener Bedeutung abhängig sind, so wird damit auch die obige Aufgabe gelöst, d. i. jene Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens auf ihre letzten Ursachen zurückgeführt sein, deren Erklärung wir als Problem an die Spitze dieser Untersuchung gestellt haben: wir meinen die Verschiedenheit der Größe des Güterwertes.

Mit der Beantwortung der Frage nach den letzten Ursachen der Verschiedenheit des Güterwertes ist aber auch die Lösung des Problems gegeben, wieso es kommt, daß der Wert der einzelnen Güter ein wechselnder ist. Aller Wechsel ist nichts anderes als eine Verschiedenheit in der

Zeit, und mit der Erkenntnis der letzten Ursachen der Verschiedenheit einer Kategorie von Größen überhaupt ist demnach auch das tiefere Verständnis des Wechsels derselben gegeben.

a) Verschiedene Bedeutung der einzelnen Bedürfnisbefriedigungen.  
(Subjektives Moment.)

Was nun vorerst die Verschiedenheit der Bedeutung anbelangt, welche die einzelnen Bedürfnisbefriedigungen für uns haben, so ist es eine Tatsache der gewöhnlichsten Erfahrung, daß jene Bedürfnisbefriedigungen für die Menschen von der höchsten Bedeutung zu sein pflegen, von welchen die Erhaltung ihres Lebens abhängt, und daß das Maß der Bedeutung der übrigen Bedürfnisbefriedigungen sich für dieselben je nach dem Grade (Dauer und Intensität) der Wohlfahrt abstuft, welche von denselben abhängig ist. Sind demnach wirtschaftende Menschen in der Lage, zwischen der Befriedigung eines Bedürfnisses, von welcher die Erhaltung ihres Lebens, und einer anderen, von welcher lediglich ihr größeres oder geringeres Wohlbefinden abhängt, eine Wahl treffen zu müssen, so pflegen sie der ersteren den Vorzug einzuräumen und nicht minder Bedürfnisbefriedigungen, von welchen ein höherer Grad ihres Wohlbefindens, also bei gleicher Intensität ein länger andauerndes, bei gleicher Dauer ein intensiveres Wohlbefinden abhängig ist, solchen vorzuziehen, bei welchen das entgegengesetzte Verhältnis obwaltet.

Allerdings hängt in der obigen Rücksicht alles von der Individualität des Einzelnen ab; es trägt jedes wirtschaftende Subjekt das Maß jener Bedeutung, welche die Befriedigung der einzelnen Bedürfnisse für dasselbe hat, in sich selbst. Wir konstatieren deshalb oben kein allgemeines Gesetz, sondern nur eine der Lebenserfahrung entnommene Regel. Was jedoch ausnahmslos gilt und worauf es hier allein ankommt, ist die Tatsache, daß die Menschen der Befriedigung ihrer einzelnen Bedürfnisse eine verschiedene Bedeutung beimessen, wenn sie auch im einzelnen von der hier zur Klarstellung eines für die menschliche Wirtschaft grundlegenden Verhältnisses angeführten Regel bisweilen abweichen.

Von der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses und unter unseren klimatischen Verhältnissen wohl auch von der Bekleidung unseres Körpers und der Verfügung über einen Wohnraum hängt die Erhaltung unseres Lebens ab, während von der Verfügung über eine Karosse, ein Spielbrett u. dgl. m. lediglich ein höherer Grad unseres Wohlbefindens abhängig ist. Demgemäß können wir denn auch beobachten, daß die Menschen den Mangel an Nahrung, Bekleidung und an einem Wohnraume viel mehr zu fürchten pflegen als den Mangel an einer Karosse, einem Spielbrett u. dgl. m., und deshalb der Sicherstellung der Befriedigung der ersten Bedürfnisse eine ungleich höhere Bedeutung beizumessen gewöhnt sind als der Befriedigung jener, von welchen, wie z. B. in den oben erwähnten Fällen, nur ein vorübergehender Genuß oder erhöhter Komfort, also lediglich ein höherer Grad ihres Wohlbefindens abhängig ist. Aber auch diese letzteren Bedürfnisbefriedigungen haben eine sehr ungleiche Bedeutung für die Menschen. Weder von der Verfügung über ein Nachtlager, noch auch von jener über ein Spielbrett hängt die Erhaltung unseres Lebens

ab, wohl aber trägt die Benutzung dieser Güter — allerdings in sehr ungleichem Grade — zur Erhöhung unseres Wohlbefindens bei. Eben deshalb kann aber auch im allgemeinen kein Zweifel darüber bestehen, daß die Menschen, wenn sie die Wahl haben, entweder die Benutzung eines Nachtlagers oder die eines Spielbrettes zu entbehren, dieses letztere viel leichter entbehren als das erstere.

Haben wir solcherart gesehen, daß die Bedeutung, welche die verschiedenen Bedürfnisbefriedigungen für die Menschen haben, eine sehr ungleiche ist, indem es Bedürfnisbefriedigungen gibt, welche für dieselben die volle Bedeutung der Erhaltung ihres Lebens haben, andere, von denen ihre Wohlfahrt in höherem, noch andere, von denen sie in geringerem Maße bedingt ist, und so hinab bis zu jenen Bedürfnisbefriedigungen, von welchen irgendein geringfügiger, flüchtiger Genuß abhängt, so zeigt uns eine sorgfältige Betrachtung der Lebenserscheinungen, daß diese Verschiedenheit in der Bedeutung der einzelnen Bedürfnisbefriedigungen nicht nur bei der Befriedigung verschiedener Bedürfnisse im großen und ganzen, sondern auch bei der mehr oder minder vollständigen Befriedigung ein und desselben Bedürfnisses zu beobachten ist.

Von der Befriedigung unseres Nahrungsbedürfnisses im allgemeinen hängt unser Leben ab. Es wäre nun aber sehr irrig, wollte man alle Nahrungsmittel, welche die Menschen zu sich zu nehmen pflegen, als solche bezeichnen, welche zur Erhaltung ihres Lebens oder auch nur ihrer Gesundheit, d. i. ihres dauernden Wohlbefindens, erforderlich sind. Jedermann weiß, wie leicht es ist, ohne das Leben, ja auch nur die Gesundheit zu gefährden, eine der gewohnten Mahlzeiten ausfallen zu lassen, ja die Erfahrung lehrt, daß die eben nur zur Erhaltung des Lebens erforderliche Menge von Nahrungsmitteln den kleineren Teil dessen ausmacht, was wohlhabende Personen der Regel nach verzehren, und daß die Menschen sogar weit mehr Speise und Trank zu sich nehmen, als zur vollständigen Aufrechterhaltung ihrer Gesundheit erforderlich sind. Die Menschen nehmen daher Nahrungsmittel zu sich, zunächst um ihr Leben zu erhalten, hierauf weitere Quantitäten, um ihre Gesundheit zu bewahren, indem eine allzu karge Ernährung, bei welcher eben nur das Leben erhalten bleibt, erfahrungsgemäß von Störungen unseres Organismus begleitet ist, endlich konsumieren die Menschen aber auch noch Nahrungsmittel, nachdem sie bereits die zur Erhaltung ihres Lebens und zur Aufrechterhaltung ihrer Gesundheit nötigen Quantitäten derselben genossen haben, lediglich um des Genusses willen, welcher mit der Verzehrerung derselben verbunden ist.

Demgemäß ist auch die Bedeutung, welche die einzelnen konkreten Akte der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses für die Menschen haben, eine sehr ungleiche. Die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses bis zu jenem Punkte, wo hiedurch das Leben gesichert ist, hat für jeden Menschen die volle Bedeutung der Erhaltung seines Lebens, die darüber hinausgehende Konsumtion hat bis zu einem gewissen Punkte für die Menschen die Bedeutung der Erhaltung ihrer Gesundheit, d. i. ihrer dauernden Wohlfahrt, die auch noch darüber hinausreichende Konsumtion hat für dieselben lediglich die Bedeutung eines — wie die Beobachtung lehrt — noch überdies sich immer mehr abschwächenden Genusses.



bis die Konsumtion endlich an eine gewisse Grenze gelangt, wo die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses bereits eine so vollständige ist, daß jede weitere Aufnahme von Nahrungsmitteln weder zur Erhaltung des Lebens noch zu jener der Gesundheit beiträgt, noch auch dem Konsumenten einen Genuß gewährt, sondern ihm gleichgültig zu werden beginnt, um bei der etwaigen Fortsetzung derselben zur Pein zu werden, die Gesundheit und schließlich das Leben zu gefährden.

Ähnliche Beobachtungen können wir mit Rücksicht auf die mehr oder minder vollständige Befriedigung jedes anderen menschlichen Bedürfnisses anstellen. Ein Wohnraum, zum mindesten irgendeine gegen die Einflüsse der Witterung geschützte Schlafstelle ist bei unseren klimatischen Verhältnissen zur Erhaltung des Lebens, eine Wohnung von einer gewissen Geräumigkeit zur Aufrechthaltung unserer Gesundheit nötig. Außerdem pflegen die Menschen indes, sofern sie über die Mittel hiezu verfügen, noch weitere Räumlichkeiten lediglich zu Genußzwecken zu besitzen (Empfangszimmer, Festsäle, Spielzimmer, Pavillons, Jagdschlösser u. dgl. m.). Auch bei der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der Menschen ist demnach unschwer zu erkennen, daß die Bedeutung, welche die einzelnen konkreten Akte dieser Befriedigung für die Menschen haben, sehr ungleich ist. Von der Befriedigung unseres Wohnungsbedürfnisses bis zu einem gewissen Punkte hängt unser Leben, von einer darüber hinausgehenden vollständigeren Befriedigung desselben unsere Gesundheit, von einer auch darüber hinausgehenden Befriedigung noch immer ein bald größerer, bald geringerer Genuß ab, bis sich endlich mit Rücksicht auf jede Person ein Punkt denken läßt, wo derselben die weitere Benützung von ihr verfügbaren Wohnräumen völlig gleichgültig, schließlich sogar lästig werden müßte.

Wir können demnach mit Rücksicht auf die größere oder geringere Vollständigkeit der Befriedigung eines und desselben Bedürfnisses eine ähnliche Beobachtung anstellen, wie dies oben mit Rücksicht auf die verschiedenen Bedürfnisse der Menschen geschehen ist. Haben wir nämlich oben gesehen, daß die Befriedigung der verschiedenen Bedürfnisse der Menschen für dieselben eine sehr ungleiche Bedeutung hat und diese letztere sich von der Bedeutung, welche unser Leben für uns hat, bis zu jener hinab, welche wir einem flüchtigen, geringfügigen Genuße beilegen, abstuft, so sehen wir nunmehr, daß die Befriedigung irgendeines bestimmten Bedürfnisses bis zu einem gewissen Grade der Vollständigkeit für uns die relativ höchste, die darüber hinausgehende Befriedigung aber eine immer geringere Bedeutung zu haben pflegt, bis zuletzt ein Stadium eintritt, wo eine noch vollständigere Befriedigung des betreffenden Bedürfnisses den Menschen gleichgültig zu werden beginnt, und schließlich ein solches, wo jeder Akt, welcher die äußere Erscheinung der Befriedigung des betreffenden Bedürfnisses hat, nicht nur keine Bedeutung mehr für die Menschen besitzt, sondern ihnen vielmehr zur Last, zur Pein wird.

Um nun zum Zwecke der Erleichterung des Verständnisses der nachfolgenden schwierigen Untersuchungen zu einem ziffernmäßigen Ausdruck der verschiedenen Größen zu gelangen, von welchen wir soeben gesprochen haben, wollen wir die Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigung-

gen, von welchen unser Leben abhängt, mit 10, und die stufenweise sich herabmindernde Bedeutung der übrigen Bedürfnisbefriedigungen mit 9, 8, 7, 6 usf. bezeichnen, so zwar, daß wir eine Skala der Bedeutung der verschiedenen Bedürfnisbefriedigungen erlangen, welche mit 10 beginnt und mit 0 endet.

Bringen wir nun die in dem Maße, als das einzelne Bedürfnis bereits befriedigt ist, sich herabmindernde Bedeutung der ferneren Akte der Befriedigung desselben bei jeder einzelnen der obigen verschiedenen Bedürfnisbefriedigungen gleichfalls zum ziffernmäßigen Ausdruck, so ergibt sich für jene Bedürfnisbefriedigungen, von welchen bis zu einem gewissen Punkte unser Leben, hierauf ein mit dem Grade der Vollständigkeit der erfolgten Bedürfnisbefriedigungen sich herabminderndes Wohlbefinden abhängig ist, eine Skala, die mit 10 beginnt und mit 0 endet, für jene Bedürfnisbefriedigungen, deren höchste Bedeutung gleich 9 ist, eine Skala, die mit dieser Ziffer beginnt und gleichfalls mit 0 endet usf.

Die zehn Skalen, die sich solcherart ergeben, sind in dem Folgenden veranschaulicht:

| I  | II | III | IV | V | VI | VII | VIII | IX | X |
|----|----|-----|----|---|----|-----|------|----|---|
| 10 | 9  | 8   | 7  | 6 | 5  | 4   | 3    | 2  | 1 |
| 9  | 8  | 7   | 6  | 5 | 4  | 3   | 2    | 1  | 0 |
| 8  | 7  | 6   | 5  | 4 | 3  | 2   | 1    | 0  |   |
| 7  | 6  | 5   | 4  | 3 | 2  | 1   | 0    |    |   |
| 6  | 5  | 4   | 3  | 2 | 1  | 0   |      |    |   |
| 5  | 4  | 3   | 2  | 1 | 0  |     |      |    |   |
| 4  | 3  | 2   | 1  | 0 |    |     |      |    |   |
| 3  | 2  | 1   | 0  |   |    |     |      |    |   |
| 2  | 1  | 0   |    |   |    |     |      |    |   |
| 1  | 0  |     |    |   |    |     |      |    |   |
| 0  |    |     |    |   |    |     |      |    |   |

Nehmen wir an, Skala I drücke die sich je nach dem Grade der bereits erfolgten Befriedigung herabmindernde Bedeutung der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, Skala V aber des Bedürfnisses nach dem Tabakgenusse bei irgendeinem Individuum aus, so ist klar, daß die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses bis zu einem gewissen Grade der Vollständigkeit eine entschieden höhere Bedeutung für jenes Individuum hat als die Befriedigung nach dem Tabakgenusse, wofern aber das Nahrungsbedürfnis bereits bis zu einem gewissen Grade der Vollständigkeit befriedigt ist, so zwar, daß z. B. die weitere Befriedigung desselben für jenes Individuum lediglich jene Bedeutung hat, welche wir durch die Zahl 6 ziffernmäßig bezeichnet haben, so beginnt der Tabakgenuß bereits dieselbe Bedeutung für dieses Individuum zu gewinnen wie die fernere Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, und dasselbe wird daher bemüht sein, von da ab die Befriedigung seines Bedürfnisses nach Tabak mit jenem nach Nahrungsmitteln ins Gleichgewicht zu bringen. Obzwar nämlich die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses im allgemeinen eine ungleich höhere Bedeutung als die Befriedigung des Bedürfnisses nach dem Tabakgenusse für das in Rede stehende Individuum hat, so tritt doch bei fortgesetzter Befriedigung des ersteren, wie in der obigen Tabelle veranschaulicht ist, ein Stadium ein, wo die weiteren Akte der Befriedi-

gung des Nahrungsbedürfnisses doch für jenes Individuum eine geringere Bedeutung besitzen als die ersten Akte der Befriedigung des im allgemeinen minder wichtigen, aber noch gänzlich unbefriedigten Bedürfnisses nach dem Tabakgenusse.

Wir glauben durch diesen Hinweis auf eine gewöhnliche Lebenserscheinung den Sinn der obigen, lediglich zur Erleichterung der Demonstration eines ebenso schwierigen als bisher unbearbeiteten Gebietes der Psychologie gewählten Ziffern zur vollen Genüge erklärt zu haben.

Die verschiedene Bedeutung, welche die Befriedigung der einzelnen konkreten Bedürfnisse für die Menschen hat, ist, so wenig auch bisher die Aufmerksamkeit der Forscher auf die hier behandelten Erscheinungen gelenkt war, doch dem Bewußtsein keines wirtschaftenden Menschen fremd. Wo immer Menschen wohnen und welche Stufe der Kulturentwicklung sie auch immer einnehmen, überall können wir beobachten, wie die wirtschaftenden Individuen die Bedeutung der Befriedigung ihrer verschiedenen Bedürfnisse im allgemeinen und jene der einzelnen zur mehr oder minder vollständigen Befriedigung derselben führenden Akte insbesondere gegeneinander abwägen und sich schließlich von dem Resultate dieser Prüfung in der auf die Deckung ihres Bedarfes gerichteten Tätigkeit (Wirtschaft) bestimmen lassen. Ja es ist dies Abwägen der verschiedenen Bedeutung der Bedürfnisse, die Wahl zwischen jenen, welche unbefriedigt bleiben, und jenen, welche, je nach den verfügbaren Mitteln, zur Befriedigung gelangen, und die Bestimmung des Grades, bis zu welchem diese letzteren ihre Befriedigung finden sollen, jener Teil der ökonomischen Tätigkeit der Menschen, welcher ihre Geister mehr als irgendein anderer erfüllt, auf ihre ökonomischen Bestrebungen den weittragendsten Einfluß nimmt und von jedem wirtschaftenden Subjekte fast ununterbrochen geübt wird. Die Erkenntnis der verschiedenen Bedeutung, welche die Befriedigung der verschiedenen Bedürfnisse und der einzelnen Akte derselben für die Menschen hat, ist aber zugleich die erste Ursache der Verschiedenheit des Wertes der Güter.

#### **b) Abhängigkeit der einzelnen Bedürfnisbefriedigungen von den konkreten Gütern. (Objektives Moment.)**

Stünde nun jedem einzelnen konkreten Bedürfnisse der Menschen nur die Verfügung über ein einzelnes, ausschließlich zur Befriedigung dieses Bedürfnisses taugliches Gut gegenüber, so zwar, daß einerseits die Befriedigung jenes Bedürfnisses nicht erfolgen würde, wofern wir über dies bestimmte Gut nicht zu verfügen vermöchten, andererseits aber auch dies Gut eben nur die Tauglichkeit hätte, zur Befriedigung jenes konkreten Bedürfnisses und keines anderen zu dienen, so wäre die Bestimmung des Wertes jedes einzelnen Gutes sehr leicht. Er wäre nämlich gleich der Bedeutung, welche die Befriedigung jenes Bedürfnisses für uns hätte, denn es ist klar, daß, wofern wir in der Befriedigung irgendeines Bedürfnisses von der Verfügung über ein bestimmtes Gut in der Weise abhängig sind, daß diese Bedürfnisbefriedigung nicht erfolgen würde, wofern wir über dasselbe nicht verfügen könnten, dies Gut aber zugleich zu keinem anderen Gebrauchszwecke tauglich ist als zur Befriedigung des



in Rede stehenden Bedürfnisses, dasselbe für uns die volle, zugleich aber auch keine andere Bedeutung gewinnen kann als diejenige, welche die gedachte Bedürfnisbefriedigung für uns hat. Je nachdem also die Bedeutung, welche jene Bedürfnisbefriedigung für uns hätte, eine größere oder geringere wäre, würde auch der Wert des betreffenden Gutes in solch einem Falle für uns ein größerer oder geringerer sein. Würde z. B. ein kurzsichtiges Individuum durch Schiffbruch auf eine einsame Insel verschlagen und fände sich unter den Gütern, die es gerettet hätte, eine seine Kurzsichtigkeit behebende Brille und keine zweite, so ist kein Zweifel, daß dieselbe für jenes Individuum die volle Bedeutung hätte, welche dieses letztere einem geschärften Sehvermögen zuschreiben würde. aber ebenso sicher auch keine höhere, indem eine Brille zur Befriedigung anderer Bedürfnisse nicht wohl verwendbar ist.

Im wirtschaftlichen Leben ist nun aber das Verhältnis zwischen den verfügbaren Gütern und unseren Bedürfnissen der Regel nach ein viel komplizierteres. Hier steht zumeist nicht einem einzelnen konkreten Bedürfnisse, sondern einem Komplex von solchen nicht ein einzelnes Gut, sondern eine Quantität von solchen gegenüber, so zwar, daß eine bald größere, bald geringere Anzahl in ihrer Bedeutung höchst verschiedener Bedürfnisbefriedigungen von unserer Verfügung über eine Quantität von Gütern abhängt, deren jedes wieder die Tauglichkeit hat, die einzelnen in ihrer Bedeutung sehr verschiedenen Bedürfnisbefriedigungen herbeizuführen.

Ein isoliert wirtschaftender Landmann verfügt z. B. nach einer reichen Ernte über zweihundert Metzen Korn. Ein Teil hiervon sichert ihm die Erhaltung seines Lebens und jenes seiner Familie bis zur nächsten Ernte, ein anderer die Erhaltung der Gesundheit, soweit dieselbe von einer reichlicheren Nahrung abhängig ist, ein dritter Teil sichert ihm das Samenkorn für die nächste Saat, einen vierten vermag er zur Erzeugung von Bier, Branntwein und zu anderen Luxuszwecken, einen fünften noch zur Mästung seines Viehs zu verwenden, einige erübrigende Metzen jedoch, die er für andere wichtige Bedürfnisbefriedigungen nicht mehr verwenden kann, hat er für die Ernährung von Luxustieren bestimmt, um dies Getreide doch irgendwie nutzbar zu machen. Es sind demnach Bedürfnisbefriedigungen von höchst verschiedener Wichtigkeit, in Rücksicht auf welche der Landmann von dem in seinen Händen befindlichen Getreide abhängt. Er sichert damit in erster Reihe sein und seiner Familie Leben, in zweiter Reihe sein und seiner Familie Gesundheit, er sichert damit ferner den Fortbetrieb seiner Wirtschaft, also eine wichtige Grundlage seiner dauernden Wohlfahrt, er verwendet endlich einen Teil seines Getreides zu Genußzwecken, und zwar wieder zu solchen, die von höchst verschiedener Bedeutung für ihn sind.

Es liegt somit unserer Betrachtung ein Fall vor — es ist dies aber das im wirtschaftlichen Leben regelmäßig zu beobachtende Verhältnis —, in welchem Bedürfnisbefriedigungen von sehr verschiedener Bedeutung von der Verfügung über eine Güterquantität abhängen, welche, wie wir vorläufig um der größeren Einfachheit willen annehmen wollen, in allen ihren Teilen von völlig gleicher Beschaffenheit ist, und es fragt sich nun, welchen Wert hat unter solchen Umständen eine bestimmte Teilquantität

des Getreides für unseren Landwirt? Werden diejenigen Metzen Getreide, welche ihm sein oder seiner Familie Leben sichern, für ihn einen höheren Wert haben als diejenigen Metzen Getreide, die ihm seine und der Seinen Gesundheit sichern, und diese einen höheren Wert als jene, welche ihm die Bestellung seiner Äcker ermöglichen, und diese letzteren einen höheren Wert als diejenigen Metzen Getreide, die er zu Luxuszwecken verwenden wird usf.?

Niemand wird leugnen, daß die Bedeutung der Bedürfnisbefriedigungen, die hier durch die einzelnen Teilquantitäten des verfügbaren Getreides gesichert erscheinen, eine sehr ungleiche ist und sich in dem von uns angeführten Beispiele von jener, die wir oben mit 10 bezeichnet haben, bis zu jener abstuft, die wir mit eins bezifferten, und doch wird niemand zu behaupten vermögen, daß einige Metzen Getreide (z. B. jene, mit welchen der Landwirt sich und seine Familie bis zur nächsten Ernte ernähren will,) eine höhere, andere von gleicher Qualität (z. B. jene, aus welchen er Luxusgetränke erzeugen will,) einen geringeren Wert für ihn haben werden.

In diesem und so in jedem anderen Falle, wo von der Verfügung über gewisse Güterquantitäten Bedürfnisbefriedigungen abhängen, deren Bedeutung eine verschiedene ist, ist die Beantwortung der Frage nach der Größe des Wertes einer konkreten Teilquantität der in Rede stehenden Güter, beziehungsweise eines konkreten Gutes eine ungleich schwierigere.

Die Lösung dieser wichtigen Frage der Werttheorie ergibt sich indes aus der Betrachtung des Wesens des Güterwertes und der Erscheinung der Wirtschaftlichkeit.

Wir haben gesehen, daß das Bestreben wirtschaftlich tätiger Menschen dahin geht, ihre Bedürfnisse vollständig, wo dies aber unendlich erscheint, doch so vollständig als möglich zu befriedigen. Steht nun eine Quantität von Gütern Bedürfnissen gegenüber, deren Befriedigung für die Menschen eine verschiedene Bedeutung hat, so werden sie zunächst jenen Bedürfnissen zu genügen oder aber für dieselben vorzuzusorgen Veranlassung haben, deren Befriedigung für sie die höchste Bedeutung hat. Bleibt ihnen ein Überschuß, so werden sie denselben der Befriedigung derjenigen Bedürfnisse zuführen, welche im Grade der Bedeutung jenen obigen Bedürfnisbefriedigungen zunächst stehen und so fort den allfälligen Rest der Befriedigung der dem Grade nach nächstwichtigen Bedürfnisse.\*)

\*) Ist ein Gut zur Befriedigung mehrerer der Art nach verschiedener Bedürfnisse tauglich, deren einzelne Akte wieder eine je nach dem Grade der Vollständigkeit der bereits erfolgten Befriedigung der bezüglichlichen Bedürfnisse sich abschwächende Bedeutung haben, so verwenden die wirtschaftenden Menschen auch in diesem Falle die ihnen verfügbaren Quantitäten desselben zunächst zur Sicherstellung jener Akte der in Rede stehenden Bedürfnisbefriedigungen, welche für sie ohne Rücksicht auf die Art des Bedürfnisses die höchste Bedeutung haben, den Rest zur Sicherstellung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche in Rücksicht auf ihre Bedeutung den ersteren zunächst stehen und so fort zur Sicherstellung der minder wichtigen Bedürfnisse, ein Vorgehen, welches den Erfolg hat, daß die wichtigsten jener konkreten Bedürfnisse, die nicht mehr zur Befriedigung gelangen, bei allen Arten der obigen Bedürfnisse jeweilig von gleicher Bedeutung sind, also alle Bedürfnisse bis zu einem gleichen Grade der Wichtigkeit der konkreten Akte derselben zur Befriedigung gelangen.

Fragen wir nun, welchen Wert für einen wirtschaftenden Menschen, der sich im Besitze einer Güterquantität befindet, irgendeine Teilquantität hievon hat, so präzisiert sich die Frage mit Rücksicht auf das Wesen des Wertes dahin: Welche Bedürfnisbefriedigung würde nicht erfolgen, wofern das wirtschaftende Subjekt über jene Teilquantität nicht verfügen könnte, d. i. nur die ihm verfügbare Gesamtquantität nach Abzug jener Teilquantität in seiner Gewalt hätte? Die Antwort hierauf ergibt sich aus der obigen Darlegung des Wesens der Wirtschaftlichkeit und lautet dahin, daß eine jede wirtschaftende Person in diesem Falle mit der ihr dann noch erübrigenden Güterquantität jedenfalls ihre wichtigeren Bedürfnisse mit Hintansetzung der minderwichtigen befriedigen würde und demnach nur jene der bisher gesicherten Bedürfnisbefriedigungen nicht erfolgen würden, welche für dieselbe die geringste Bedeutung haben.

Es sind demnach in jedem konkreten Falle von der Verfügung über eine bestimmte Teilquantität der einer wirtschaftenden Person verfügbaren Gütermengen nur jene der durch die Gesamtquantität noch gesicherten Bedürfnisbefriedigungen abhängig, welche für diese Person die geringste Bedeutung unter diesen letzteren haben, und der Wert einer Teilquantität der verfügbaren Gütermenge ist für jene Person demnach gleich der Bedeutung, welche die am wenigsten wichtigeren der durch die Gesamtquantität noch gesicherten und mit einer gleichen Teilquantität herbeizuführenden Bedürfnisbefriedigungen für sie haben.\*)

\*) Setzen wir den Fall, ein wirtschaftendes Individuum bedürfte zur vollen Befriedigung seiner sämtlichen rücksichtlich ihrer Wichtigkeit sich von 10 bis zu 1 abstufenden Bedürfnisse nach einem Gute 10 konkreter Güter oder Quantitäten von solchen (also 10 Quantitäten), während ihm nur 7 solche Güter oder Quantitäten (also 7 Quantitäten) verfügbar wären, so ist nach dem, was wir über das Wesen der menschlichen Wirtschaft gesagt haben, zunächst sicher, daß das obige Individuum mit der ihm verfügbaren Gesamtquantität (mit den 7 Quantitäten) nur jene Bedürfnisse befriedigen wird, deren Wichtigkeit sich von 10 bis 4 abstuft, während die übrigen rücksichtlich ihrer Wichtigkeit sich von 3 bis 1 abstufenden Bedürfnisse unbefriedigt bleiben werden. Welchen Wert würde nun in diesem Falle ein konkretes Gut, beziehungsweise eine der obigen 7 Quantitäten (also 1 Quantität) für das in Rede stehende wirtschaftende Individuum haben? Diese Frage ist nach dem, was wir über das Wesen des Güterwertes wissen, gleichbedeutend mit der Frage nach der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche nicht erfolgen würden, wofern das betreffende Individuum statt über 7 nur über 6 Güter oder Güterquantitäten (über 6 Quantitäten) zu verfügen vermöchte. Nun ist es klar, daß die in Rede stehende Person, wenn ihr durch irgendein Ereignis eines der sieben ihr verfügbaren Güter, beziehungsweise Teilquantitäten entzogen würde, mit den übrigen sechs die Befriedigung der wichtigeren Bedürfnisse mit Hintansetzung der minder wichtigen vornehmen würde und demnach die Entziehung eines Gutes oder einer der obigen Teilquantitäten lediglich den Erfolg hätte, daß jene Bedürfnisbefriedigung entfallen würde, deren Bedeutung unter den durch die verfügbare Gesamtquantität, also durch 7 Quantitäten noch gesicherten Bedürfnisbefriedigungen die niedrigste ist, also diejenige, deren Bedeutung wir oben mit 4 bezeichnet haben, während die Bedürfnisbefriedigungen, beziehungsweise jene Akte derselben, deren Bedeutung von 10 bis 5 herabreicht, vor wie nach erfolgen würden. Von der Ver-



Die Untersuchung einiger konkreter Fälle wird die hier dargelegten Grundsätze vollständig ins Licht stellen und ich möchte mich dieser wichtigen Aufgabe nicht entziehen, obwohl ich auch weiß, daß ich dadurch Einzelnen langweilig erscheinen werde. Ich will es nämlich nach dem Grundsatz Adam Smiths immerhin mit etwas Langweile wagen, wenn dadurch die Klarstellung schwieriger Untersuchungen gleich der obigen gewinnt.

Denken wir uns, um mit dem einfachsten Falle zu beginnen, ein isoliert wirtschaftendes Subjekt, das eine Meeresinsel bewohnt, auf welcher sich eine einzige Quelle befindet, auf die es in der Befriedigung seines Bedürfnisses nach Süßwasser ausschließlich angewiesen ist. Setzen wir nun den Fall, dieser isolierte Mensch hätte, um sein Leben zu erhalten, täglich 1 Maß Wasser für sich und 19 Maß für diejenigen Tiere nötig, deren Milch und Fleisch ihm den notdürftigsten Lebensunterhalt gewähren. Setzen wir weiter den Fall, er hätte überdies 40 Maß Wasser nötig, teils um die volle, zur Erhaltung nicht nur seines Lebens, sondern auch seiner Gesundheit nötige Quantität hievon zu sich nehmen zu können, teils zum Zwecke der Reinigung seines Körpers, seiner Kleider und Gerätschaften, teils für die Erhaltung einiger Tiere, deren Milch und Fleisch er benötigt, alles dies, insoweit die Erhaltung seiner Gesundheit und überhaupt seiner dauernden Wohlfahrt davon abhängig ist; schließlich bedarf derselbe noch weiterer 40 Maß Wasser täglich teils für seinen Blumengarten, teils für einige Tiere, die er, ohne ihrer zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit zu bedürfen, lediglich um der Genüsse willen hält, welche ihm eine reichlichere Nahrung oder aber ihre bloße Gesellschaft bietet. Eine weitere Quantität, d. i. mehr als 100 Maß Wasser, wüßte er aber nicht zu verwenden.

Solange nun die Quelle so reich an Wasser ist, daß er nicht nur alle seine Bedürfnisse nach Wasser befriedigen, sondern täglich einige tausend Eimer ins Meer fließen lassen kann, kurz, solange davon, ob er über eine bestimmte Quantität, z. B. einen Eimer Wasser mehr oder weniger verfügt, die Befriedigung keines seiner Bedürfnisse abhängig ist, wird, wie wir sahen, eine solche konkrete Quantität für ihn weder den ökonomischen Charakter noch auch Wert haben, und es kann somit auch von einem Maße des letzteren nicht die Rede sein. Würde nun aber durch ein Naturereignis bewirkt, daß die Quelle plötzlich soweit versiege-

fügung über ein konkretes Gut oder eine solche Teilquantität wäre demnach in dem obigen Falle nur eine Bedürfnisbefriedigung abhängig, deren Bedeutung wir mit 4 bezeichnen, und diese Bedeutung wäre, insoweit die hier in Rede stehende Person über 7 konkrete Güter, beziehungsweise über die 7 oben erwähnten Teilquantitäten verfügte, der Wert jedes einzelnen Gutes, beziehungsweise jeder einzelnen Teilquantität. Nur eine Bedürfnisbefriedigung von diesem Maße der Bedeutung wäre nämlich in dem gegebenen Falle von jenem Gute, beziehungsweise von jener Teilquantität der verfügbaren Gütermenge abhängig. Befänden sich aber unter sonst gleichen Verhältnissen nur fünf Güter, beziehungsweise fünf der obigen Teilquantitäten in der Verfügung des in Rede stehenden wirtschaftenden Objektes, so ist eben so klar, daß, insoweit diese ökonomische Sachlage vorhanden wäre, jedes konkrete Gut, beziehungsweise jede der obigen Teilquantitäten eine Bedeutung für dasselbe hätte, die in der Zahl 6, bei drei Gütern oder Teilquantitäten eine solche, die in der Zahl 8, bei einem einzigen Gut endlich eine solche, die in der Zahl 10 ihren ziffernmäßigen Ausdruck fände.

würde, daß unser Inselbewohner nur über 90 Maß Wasser täglich zu verfügen vermöchte, während ihm, wie wir sahen, 100 Maß zur vollständigen Befriedigung seiner Bedürfnisse erforderlich sind, so wäre klar, daß von der Verfügung über jede Teilquantität dieses Wassers für ihn dann bereits eine Bedürfnisbefriedigung abhängig wäre und somit jede konkrete Quantität hievon für ihn jene Bedeutung erlangen würde, welche wir Wert nennen.

Fragen wir nun aber, welche seiner Bedürfnisbefriedigungen in dem vorliegenden Falle von einer bestimmten Teilquantität der ihm verfügbaren 90 Maß Wasser, z. B. von 10 Maß abhängig sind, so stellt sich uns die Frage auch so dar: Welche Bedürfnisbefriedigungen unseres isolierten Subjektes würden nicht erfolgen, wenn dasselbe über diese Teilquantität nicht, d. i. statt über 90 Maß nur über 80 Maß verfügen würde?

Nun ist nichts sicherer, als daß das obige wirtschaftende Subjekt, auch wenn es nur über 80 Maß Wasser täglich verfügen könnte, vor wie nach täglich die zur Erhaltung seines Lebens nötige Quantität zu sich nehmen, ferner so viele Tiere erhalten würde, als ihm zur Erhaltung seines Lebens unumgänglich erforderlich sind. Es würde, da diese Gebrauchszwecke nur 20 Maß Wasser täglich erfordern, die ihm erübrigen 60 Maß dazu verwenden, um zunächst alle jene Bedürfnisse zu befriedigen, von deren Befriedigung seine Gesundheit und dauernde Wohlfahrt überhaupt bedingt sind. Da es zu diesem Zwecke im ganzen nur 40 Eimer Wasser benötigt, würde ihm noch ein Quantum von 20 Maß täglich erübrigen, die es zu bloßen Genußzwecken verwenden könnte. Es könnte demnach entweder seinen Blumengarten oder diejenigen Tiere erhalten, welche es bloß um des Vergnügens willen besitzt, und es würde jedenfalls die Wahl zwischen diesen beiden Bedürfnisbefriedigungen so treffen, daß die ihm wichtigere, mit Hintansetzung der ihm minder wichtig erscheinenden, erfolgen würde.

Ob deshalb unser isolierter Wirtschaftler bei einer ihm täglich verfügbaren Quantität von 90 Maß Wasser über 10 Maß mehr oder weniger verfügt, ist eine Frage, die für ihn gleichbedeutend mit jener ist, ob er in der Lage sein wird, die am wenigsten wichtigen der bisher mit 10 Maß Wasser täglich befriedigten Bedürfnisse weiter zu befriedigen oder nicht, und es werden demnach 10 Maß Wasser, ins solange er über die Gesamtquantität von 90 Maß Wasser täglich verfügt, für ihn nur jene Bedeutung haben, welche diese letzteren Bedürfnisbefriedigungen für ihn besitzen, also nur die Bedeutung relativ unwichtiger Genüsse.

Setzen wir nun den Fall, die Quelle, welche das Subjekt der isolierten Wirtschaft, von welchem wir hier sprechen, mit Wasser versorgt, würde noch weiter versiegen, so zwar, daß es nur über 40 Maß Wasser täglich zu verfügen vermöchte. Auch jetzt noch, gleichwie vorhin, werden von der Verfügung über diese Quantität Wasser in ihrer Gesamtheit die Erhaltung seines Lebens und seiner Wohlfahrt bedingt sein; die Sachlage hätte sich indes in einem wichtigen Punkte geändert. War früher von jeder irgendwie praktisch bedeutenden Teilquantität, z. B. einer Maß, ein Genuß oder irgendeine Annehmlichkeit der wirtschaftenden Persönlichkeit abhängig, so ist die Frage: „ob eine Maß Wasser täglich mehr oder weniger?“ für unser isoliertes Subjekt jetzt bereits eine

solche der mehr oder minder vollständigen Erhaltung seiner Gesundheit oder überhaupt seiner Wohlfahrt, so zwar, daß, sofern ihm eine solche Quantität entginge, dadurch bewirkt würde, daß es einigen seiner Bedürfnisse nicht mehr genügen könnte, von deren Befriedigung die Erhaltung seiner Gesundheit und dauernden Wohlfahrt überhaupt bedingt ist. Hatte für unser isoliertes Subjekt, so lange es über ungezählte Eimer Wasser verfügen konnte, ein einzelner Eimer dieses Gutes gar keinen Wert, später, als es noch über 90 Maß täglich verfügen konnte, jede Maß doch nur die Bedeutung eines Genusses, der von ihr abhing, so hat jetzt jede Teilquantität der ihm noch verfügbaren 40 Maß für ihn die Bedeutung viel wichtigerer Bedürfnisbefriedigungen, denn es hängt jetzt von jeder Teilquantität jener 40 Maß bereits die Befriedigung von Bedürfnissen ab, deren Nichtbefriedigung seine Gesundheit und seine dauernde Wohlfahrt gefährdet. Der Wert einer jeden Güterquantität ist aber gleich der Bedeutung derjenigen Bedürfnisbefriedigungen, die davon abhängen. War der Wert einer Maß Wasser für unser isoliertes Subjekt anfangs gleich Null, im zweiten Fall z. B. gleich 1, so findet derselbe seinen ziffermäßigen Ausdruck jetzt z. B. bereits in der Zahl 6.

Wenn nun aber bei fortgesetzter Dürre die Quelle immer mehr versiegen und schließlich in derselben sich täglich nur noch so viel Wasser ansammeln würde, als eben erforderlich wäre, um das Leben jenes isolierten Menschen zu fristen (also in unserem Falle zirka 20 Maß, denn soviel braucht er für sich und jenen Teil seiner Herde, ohne dessen Milch und Fleisch er nicht leben kann), so wäre klar, daß in einem solchen Falle jede praktisch noch beachtenswerte Quantität Wasser, über die er zu verfügen vermöchte, für ihn die volle Bedeutung der Erhaltung seines Lebens, somit einen abermals erhöhten Wert hätte, der bereits in der Zahl 10 seinen ziffermäßigen Ausdruck fände.

Wir haben demnach gesehen, daß im ersten Falle, insolange nämlich dem in Rede stehenden Subjekte ungezählte Eimer Wasser täglich zur Verfügung standen, eine Teilquantität hiervon, z. B. ein Eimer, gar keinen Wert hatte, weil keinerlei Bedürfnisbefriedigungen von einem einzelnen Eimer abhängig waren, wir sahen im zweiten Falle, daß eine konkrete Teilquantität der ihm verfügbaren 90 Maß für ihn bereits die Bedeutung von Genüssen erhielt, denn die am mindesten wichtigen Bedürfnisbefriedigungen, die in diesem Falle von jener Quantität von 90 Maß abhingen, waren Genüsse, wir sahen, daß im dritten Falle, wo nur 40 Maß Wasser täglich zu seiner Verfügung standen, bereits wichtigere Bedürfnisbefriedigungen von der Verfügung über jede konkrete Teilquantität abhängig waren, und demgemäß sahen wir auch den Wert der Teilquantität steigen, welcher im vierten Falle, als noch wichtigere Bedürfnisbefriedigungen von jeder konkreten Teilquantität abhängig wurden, sich abermals erhöhte.

Setzen wir nun, um zu komplizierteren (sozialen) Verhältnissen überzugehen, den Fall, daß auf einem Segelschiffe, das noch 20 Tagereisen vom Lande entfernt wäre, durch irgendeinen Unfall die Vorräte an Nahrungsmitteln bis auf einen kleinen Rest verloren gehen würden, so zwar, daß für jeden der Mitreisenden nur eine solche Quantität irgendeines Nahrungsmittels, z. B. von Zwieback, erhalten bliebe, die eben zur



Fortfristung seines Lebens während dieser 20 Tage erforderlich wäre. Dies würde ein Fall sein, in welchem bestimmten Bedürfnissen der auf dem Segelschiffe weilenden Personen eben nur die Verfügung über bestimmte Güter gegenüberstehen würde, so zwar, daß die Befriedigung jener Bedürfnisse vollständig von der verfügbaren Gütermenge abhängig wäre. Vorausgesetzt nun, das Leben der Reisenden würde nur dann erhalten bleiben können, falls jeder derselben täglich zwei Unzen Zwieback zu sich nehmen würde und es verfügte jeder der Reisenden tatsächlich nur über 40 Unzen des obigen Gutes, so würde diese Quantität von Nahrungsmitteln für jeden der Schiffsbewohner die volle Bedeutung der Erhaltung seines Lebens haben. Unter solchen Umständen würde niemand, für den sein Leben überhaupt Bedeutung hätte, sich bewegen lassen, diese Güterquantität oder auch nur einen irgendwie beachtenswerten Teil davon gegen irgendwelche andere Güter, die nicht Nahrungsmittel wären, ja selbst gegen die im gemeinen Leben sonst wertvollsten Güter hinzugeben. Wollte z. B. ein reicher Mann, der sich auf dem Schiffe befände, um die Pein des Hungers zu mildern, welcher von so schmalen Kost unzertrennlich wäre, für ein Pfund Zwieback die gleiche Gewichtsmenge Gold hingeben, so würde er keinen der Mitreisenden bereit finden, auf ein solches Anerbieten einzugehen.

Setzen wir nun aber den Fall, die Bewohner des Schiffes verfügten außer den obigen 40 Unzen Schiffszwieback noch über je 40 weitere Unzen dieses Nahrungsmittels. In diesem Falle würde das Leben dieser Personen nicht mehr von der Verfügung über ein einzelnes Pfund hiervon abhängen, denn ein solches könnte ihrer Verfügung entrückt oder aber von ihnen auch gegen andere Güter als Nahrungsmittel veräußert werden, ohne daß dadurch ihr Leben gefährdet werden möchte. Würde nun aber unter solchen Verhältnissen auch nicht ihr Leben von der Verfügung über ein Pfund dieses Nahrungsmittels abhängen, so würde doch diese Quantität für sie nicht nur ein Mittel gegen viele Schmerzen, sondern auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit sein, da eine durch 20 Tage fortgesetzt so außerordentlich karge Ernährung, wie sie bei allen jenen stattfände, die nur über 40 Unzen verfügen könnten, jedenfalls einen verderblichen Einfluß auf ihr Wohlbefinden haben müßte, und ein einzelnes Pfund Zwieback hätte unter solchen Verhältnissen für sie zwar nicht mehr die Bedeutung der Erhaltung ihres Lebens, wohl aber immer noch diejenige Bedeutung, welche jeder Einzelne derselben der Bewahrung seiner Gesundheit, beziehungsweise seines Wohlbefindens, soweit es von dieser Quantität abhängt, beilegen würde.

Setzen wir nun endlich den Fall, das Restaurant des Schiffes, von dem hier die Rede ist, verlöre alle seine Vorräte an Nahrungsmitteln und die Reisenden wären gleichfalls ohne alle eigenen Vorräte an solchen, das Schiff wäre aber mit einigen tausend Zentnern Zwieback beladen und der Kapitän des Schiffes würde mit Rücksicht auf die peinliche Lage, in welcher sich die Schiffsbewohner infolge dieses Ereignisses befänden, jedermann freistellen, sich nach Belieben mit Zwieback zu ernähren. Die Reisenden würden selbstverständlich zum Zwieback greifen, um damit ihren Hunger zu stillen; niemand wird aber daran zweifeln, daß in einem solchen Falle wohl ein Stück genießbares Fleisch für jeden der Reisen-

den, die durch 20 Tage auf bloße Zwiebackkost gesetzt werden, einen ziemlich großen Wert, ein Pfund Zwieback jedoch nur einen außerordentlich geringen, wohl auch gar keinen Wert haben würde.

Was ist nun der Grund davon, daß im ersten Falle die Verfügung über ein Pfund Zwieback für jeden der Reisenden die volle Bedeutung der Erhaltung seines Lebens, im zweiten Falle noch eine sehr hohe, im dritten Falle aber gar keine oder doch nur eine höchst geringe Bedeutung hat?

Die Bedürfnisse der Schiffsbewohner sind in allen drei Fällen dieselben geblieben, denn ihre Persönlichkeit und somit auch ihr Bedarf haben sich nicht geändert. Was sich aber geändert hat, war die diesem Bedarfe in jedem einzelnen Falle gegenüberstehende Quantität des obigen Nahrungsmittels, indem dem gleichen Bedarf der Schiffsbewohner nach Nahrungsmitteln in dem ersteren Falle nur je zehn Pfund, im zweiten eine größere, im dritten Falle aber eine noch größere Quantität gegenüberstand und somit von Fall zu Fall die Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen sich verminderte, welche von konkreten Teilquantitäten jenes Nahrungsmittels, z. B. von einem Pfunde abhängig waren.

Was wir nun aber hier zuerst an einem isolierten Individuum und hierauf an einer kleinen, von den übrigen Menschen zeitweilig abgeschiedenen Gesellschaft beobachten konnten, das gilt in gleicher Weise auch für die komplizierten Verhältnisse eines Volkes und der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Der Zustand der Bewohner eines Landes nach einer schweren Mißernte, nach einer Mittelernte und endlich in Jahren, die auf sehr günstige Ernten folgen, weist Verhältnisse auf, welche den oben gezeichneten dem Wesen nach analog sind, denn auch hier steht einem bestimmten Bedarfe in dem ersten Falle eine geringere verfügbare Quantität von Nahrungsmitteln gegenüber als im zweiten, im zweiten aber eine geringere als im dritten, so zwar, daß auch hier die Bedeutung der Bedürfnisbefriedigungen, welche von konkreten Teilquantitäten abhängen, eine sehr verschiedene ist. Wenn in einem Lande nach einer überreichen Ernte ein Magazin mit 100.000 Metzen Korn verbrennt, so wird infolge dieses Unglücksfalles höchstens weniger Alkohol erzeugt werden oder aber der ärmere Teil der Bewohner jenes Landes im äußersten Falle etwas weniger vollständig sich ernähren können, ohne um dessentwillen Not zu leiden; wenn dagegen ein solcher Unfall nach einer Mittelernte zustößt, werden sich schon viele Menschen viel wichtigere Bedürfnisbefriedigungen versagen müssen, trifft indes ein solcher Fall mit einer Hungersnot zusammen, so werden infolge des obigen Ereignisses zahlreiche Menschen dem Hungertode anheimfallen. In jedem der drei Fälle sind nämlich von jeder konkreten Teilquantität des dem betreffenden Volke verfügbaren Getreides Bedürfnisbefriedigungen von sehr verschiedener Bedeutung abhängig und somit ist denn auch der Wert jener Quantitäten in jedem derselben ein sehr verschiedener.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß auch in jenen Fällen, wo in einer Wirtschaft (nicht lediglich ein einzelnes Bedürfnis, sondern) ein Komplex von Bedürfnissen, (nicht einem einzelnen Gute, sondern) einer Quantität von Gütern gegenübersteht, doch von der Verfügung über eine konkrete Teilquantität stets ganz

bestimmte Bedürfnisbefriedigungen des wirtschaftenden Subjektes abhängig sind und somit jede konkrete Teilquantität der verfügbaren Gütermenge für das in Rede stehende Subjekt einen genau bestimmten Wert erlangt, den Wert nämlich, welcher der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigung entspricht, die eben von der Verfügung über eine konkrete Teilquantität der verfügbaren Gütermenge in dem obigen Falle abhängig ist. Die Klarstellung dieses Abhängigkeitsverhältnisses und des Gesetzes der Wirtschaftlichkeit, von welchem dasselbe beherrscht wird, war die Aufgabe, mit deren Lösung wir uns in diesem Abschnitte beschäftigt haben. \*)

\*) Der Versuch, einen Maßstab des Gebrauchswertes der Güter aufzufinden und diesen letzteren als Grundlage des Tauschwertes derselben hinzustellen, wurde bereits von Aristoteles gemacht. „Es muß etwas geben,“ sagte derselbe (Ethic. Nic. V, 8), „was das Maß von allem sein kann . . . Dieses Maß ist nun in Wahrheit nichts anderes als das Bedürfnis, welches alles zusammenhält: denn bedürfte man nichts oder alles auf die gleiche Weise, so würde es keinen Gütertausch geben.“ In demselben Sinne schreibt Galiani (Della moneta, L. I, Chap. II, S. 27 der ed. 1780): „Essendo varie le dispositioni degli animi umani e varii i bisogni, vario è il valor delle cose.“ Turgot, der sich mit der obigen Frage in seiner uns als Fragment überkommenen Abhandlung „Valeurs et Monnaies“ in eingehender Weise beschäftigt, sagt (a. a. O., S. 81, Daire): Sobald die Kultur einen gewissen Grad erreicht hat, fängt der Mensch an, die Bedürfnisse miteinander zu vergleichen, um die Vorsorge für die Herbeischaffung der Güter dem Grade der Notwendigkeit und Nützlichkeit der verschiedenen Güter (besoins, in diesem Sinne bei den Physiokraten sehr häufig) anzupassen. Bei der Bewertung der Güter berücksichtige der Mensch indes auch die größere oder geringere Schwierigkeit der Herbeischaffung derselben und so kommt Turgot (ibid. S. 83) zum Schlusse: „La valeur estimative d'un objet, pour l'homme isolé, est précisément la portion du total de ses facultés, qui répond au désir qu'il a de cet objet, ou celle qu'il veut employer à satisfaire ce désir.“ Zu anderen Resultaten gelangt Condillac. Er sagt (Le commerce et le gouvernement 1777, S. 250 ff., Daire): „On dit qu'une chose est utile, lorsqu'elle sert à quelques-uns de nos besoins. D'après cette utilité, nous l'estimons plus ou moins. Or, cette estime est ce que nous appelons valeur.“ Während demnach bei Turgot die auf die Herbeischaffung eines Gutes gewendete Kraftaufopferung eines Menschen das Maß für den Gebrauchswert eines Gutes ist, ist es nach Condillac der Grad seiner Nützlichkeit: zwei Grundanschauungen, welche seither vielfach in den Schriften englischer und französischer Nationalökonomien wiederkehren. Eine tiefergehende Behandlung hat die Frage nach dem Maße des Gebrauchswertes indes erst bei den Deutschen gefunden. In einer vielfach angeführten Stelle, in welcher B. Hildebrand Proudhons Widersprüche gegen die herrschende Werttheorie zurückweist (Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, 1848, S. 318 ff.), sagt derselbe: „Da der Nutzwert immer eine Relation der Sache zum Menschen ist, so hat jede Gütergattung das Maß ihres Nutzwertes an der Summe und Rangordnung der menschlichen Bedürfnisse, welche sie befriedigt, und wo keine Menschen und keine Bedürfnisse existieren, dort gibt es auch keinen Nutzwert. Die Summe des Nutzwertes, welche jede Gütergattung besitzt, bleibt daher, sobald sich nicht die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft ändern, unveränderlich und verteilt sich auf die einzelnen Stücke der Gattung, je nach der Quantität derselben. Je mehr sich die Summe der Stücke vergrößert, desto geringer wird der Anteil, welcher jedem Stücke vom Nutzwert der Gattung zufällt, oder umgekehrt.“ Die obige Darlegung, welche eine unvergleichliche Anregung zur Forschung bot, leidet nichtsdestoweniger an zwei Gebrechen, welche, wie wir sehen werden, spätere Bearbeiter der Lehre zum Teil auch empfunden haben und zu beseitigen bemüht waren. Unter dem Wert einer „Gütergattung“ kann in dem obigen Zusammenhang füglich nichts anderes verstanden werden als der Wert, welchen die Gesamtheit der verfügbaren Güter einer Gattung für die menschliche Gesellschaft hat. Dieser Wert ist indes nicht realer Natur, das ist, nirgends



Wir haben demnach in unseren bisherigen Untersuchungen einerseits die Verschiedenheit des Güterwertes auf ihre letzten Ursachen zurückgeführt, andererseits aber auch das letzte und ursprünglichste Maß gefunden, nach welchem aller Güterwert von den Menschen gemessen wird.

in Wahrheit zu beobachten, indem der Wert stets nur im Individuum, und zwar rücksichtlich konkreter Güterquantitäten zur Erscheinung gelangt. Würde man aber auch davon absehen und den obigen „Gattungswert“ als die Gesamtheit des Wertes auffassen, welchen die konkreten Güter einer Gattung für die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft, in deren Verfügung sie sich befinden, haben, so würde der obige Satz Hildebrands doch nicht bestehen können, denn es ist klar, daß schon eine verschiedene Verteilung der in Rede stehenden Güter, umso mehr die Veränderung der verfügbaren Quantität derselben den „Gattungswert“ in diesem Sinne verändern, ja unter Umständen gänzlich aufheben müßte. Ein „Gattungswert“ im eigentlichen Sinne des Wortes ist demnach, wofern man die „Nützlichkeit“, beziehungsweise den „Grad der Nützlichkeit“ nicht mit dem „Werte“ verwechselt, nicht realer Natur, nicht existent, der Gattungswert im Sinne der Gesamtheit des Wertes der konkreten Güter einer gewissen Gattung für die einzelnen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aber — auch wenn die Bedürfnisse dieser letzteren sich nicht ändern — keine unveränderliche Größe und die Grundlage, auf welcher H. sein Kalkül aufbaut, demnach anfechtbar. Dazu tritt noch der Umstand, daß H. die verschiedene Bedeutung, welche die Befriedigung der einzelnen konkreten Bedürfnisse für die Menschen hat, nicht in Berücksichtigung zieht, wenn er den „Wert der Gattung“ auf die einzelnen Stücke der Gattung je nach der Quantität verteilt (vgl. schon K. in d. Tüb. Ztsch. 1855, S. 463 ff.). Das wahre Element der obigen Lehre H.s liegt in der scharfsinnigen und für alle Zeiten gültigen Beobachtung, daß der Gebrauchswert der Güter sich mehrt, wenn die verfügbare Quantität derselben vermindert wird und so umgekehrt; H. geht aber entschieden zu weit, indem er überall eine genaue Verhältnismäßigkeit annimmt. — Einen Versuch zur Lösung des obigen Problems in anderer Richtung macht Friedländer (Die Theorie des Wertes: Dorpater Univ.-Schr. 1852, S. 60 ff.). Derselbe kommt zu dem Resultat, daß „die durchschnittliche konkrete Bedürfnisseinheit (das Mittel der inneren Bedürfnisse der verschiedenen Klassen der Gesellschaft gefundenen besonderen Bedürfnisse) der allgemeine Ausdruck für den objektiven volkswirtschaftlichen Gebrauchswert sei und der Bruch, der die Quoten ausdrückt, welche die einzelnen Brauchlichkeiten zur Bedürfnisseinheit beitragen und das Wertverhältnis derselben zur mittleren konkreten Bedürfnisseinheit anzeigt, das Maß für den objektiven Wert der einzelnen Brauchlichkeiten abgebe“. Ich glaube, daß gegen die obige Lösung des Problems vor allem einzuwenden ist, daß der subjektive Charakter des Güterwertes vollständig verkannt wird, wenn ein „mittlerer Mensch“ mit einem „Durchschnittsbedarf“ konstruiert wird, da ja der Gebrauchswert, welchen ein und dasselbe Gut für zwei verschiedene Personen nach Maßgabe ihres Bedarfes und der ihnen verfügbaren Quantität hat, ein höchst verschiedener zu sein pflegt. „Die Feststellung des Gebrauchswertes in bezug auf den mittleren Menschen“ löst demnach das obige Problem in Wahrheit nicht, da es sich bei demselben um das Maß des Gebrauchswertes der Güter, wie derselbe von uns in den konkreten Fällen beobachtet werden kann, also mit Rücksicht auf konkrete Menschen handelt. Fr. gelangt denn auch lediglich zur Bestimmung des Maßes für „den objektiven Wert“ der einzelnen Güter, während ein solcher in Wahrheit doch gar nicht vorhanden ist. — Einen tiefgehenden Versuch, das obige Problem zu lösen, hat auch K. in d. der bereits erwähnten Abhandlung (Die nat.-ök. Lehre vom Werte Tübing. Ztsch. 1855) gemacht. „Die Bedingungen für die Abschätzung des Gebrauchswertes der Güter“, sagt K. (S. 429) ganz richtig, „können in nichts anderem als in den wesentlichen Elementen für den Begriff des Gebrauchswertes gefunden werden.“ Der Umstand, daß K. diesen letzteren, wie wir oben sahen, nicht eng genug begrenzt, verleitet ihn indes auch zu manchen anfechtbaren Schlüssen rücksichtlich der Bestimmung des Wertmaßes. „Die Größe des Gebrauchswertes der Güter“, fährt K. fort, „hängt ab: a) von der Intensität des menschlichen Bedürfnisses, welches sie befriedigen, b) von der Intensität, in welcher sie ein mensch-

Bei richtiger Auffassung des Gesagten kann es nunmehr auch nicht schwer werden, jedes Problem, bei welchem es sich um die Erklärung der Ursachen der Verschiedenheit des Wertes zweier oder mehrerer konkreter Güter oder Güterquantitäten handelt, seiner Lösung zuzuführen.

liches Bedürfnis befriedigen . . . Hienach stellt sich eine Klassifikation und Stufenleiter der menschlichen Bedürfnisse ein, mit welcher eine Klassifikation und Stufenleiter der Gütergattungen korrespondiert.“ Nun ist das Bedürfnis nach Wasser eines der intensivsten unter den menschlichen Bedürfnissen, denn von seiner Befriedigung hängt unser Leben ab und niemand vermag zu leugnen, daß frisches Quellwasser dies Bedürfnis in der intensivsten Weise befriedigt. Es müßte demnach dies Gut — wofern K.s Prinzip des Wertmaßes das richtige wäre — auf der Stufenleiter der Gütergattungen eine der höchsten Stufen einnehmen, während doch konkrete Quantitäten hievon der Regel nach keinen Wert haben, Gütergattungen aber, wie wir bereits oben zeigten, überhaupt keinen Wert haben können. Wenn K. im Verlauf seiner Abhandlung nach einer ausführlichen Untersuchung über das Maß des „abstrakten Güterwertes“ auch den privatwirtschaftlich-konkreten Gebrauchswert zur Sprache bringt, so geschieht es doch nur, um mit R. u. den häufigen Gegensatz zwischen dem „Gattungswert“ (in Wahrheit „Nützlichkeit“) und dem konkreten Wert der Güter, also den sehr richtigen Satz darzutun, daß das Maß der Nützlichkeit der Dinge etwas von dem Maß ihres Wertes wesentlich Verschiedenes ist. Zu einem Prinzip der Größenbestimmung des Gebrauchswertes in seiner konkreten Form gelangt K. nicht, obwohl er demselben an einer Stelle seiner gedankenreichen Abhandlung (S. 441) sehr nahe kommt. — Von einem anderen Standpunkt aus ist Schöffle (Tübinger Univ.-Schriften 1862, 5. Abt., S. 12 ff.) an die Lösung der Frage gegangen. „Die Tätigkeit des Wirtschaftens,“ schreibt derselbe, „wird um so energischer in Anregung kommen, je dringender das persönliche Bedürfnis für ein Gut und je schwieriger das diesem Bedürfnis entsprechende Gut zu beschaffen ist. Je mehr diese beiden Faktoren: Intensivität des Begehrens und Intensivität der Schwierigkeit des Erlangens aufeinander wirken, desto stärker tritt die Bedeutung des Gutes in das die wirtschaftliche Tätigkeit leitende Bewußtsein. Auf dieses Grundverhältnis führen alle Sätze über Maß und Bewegung des Wertes zurück.“ Ich stimme nun Sch. vollkommen bei, wenn er sagt, daß je dringender das persönliche Bedürfnis nach einem Gute ist, um so energischer auch unsere wirtschaftliche Tätigkeit in Bewegung gesetzt wird, überall dort, wo es sich darum handelt, uns das bezügliche Gut zu verschaffen; anderseits ist aber nicht minder sicher, daß nicht wenige Güter, nach welchen wir die dringendsten Bedürfnisse empfinden (z. B. Wasser), der Regel nach gar keinen, andere, welche nur zur Befriedigung von Bedürfnissen von viel geringerer Bedeutung tauglich sind (Brillanten, Jagdschlösser, künstliche Wildententeiche u. dgl. m.) einen nicht unbeträchtlichen Wert für die Menschen haben. Die Dringlichkeit der Bedürfnisse, zu deren Befriedigung ein Gut tauglich ist, kann demnach an und für sich nicht das maßgebende Moment des Wertes eines Gutes sein, selbst wenn man von dem Umstand absehen will, daß die meisten Güter doch zur Befriedigung verschiedener Bedürfnisse, deren Intensivität gleichfalls eine verschiedene ist, dienlich sind und somit bei dem obigen Prinzip die sichere Bestimmung der maßgebenden Größe, also dasjenige zweifelhaft bleibt, was eben in Frage ist. Ebenso wenig ist aber auch die Intensivität der Schwierigkeit des Erlangens eines Gutes an und für sich das Maß seines Wertes. Güter von sehr geringem Werte sind nicht selten nur mit den größten Schwierigkeiten zu erlangen und es ist nicht richtig, daß die wirtschaftliche Tätigkeit der Menschen um so energischer in Anregung kommt, je größer die obigen Schwierigkeiten sind. Im Gegenteil richten die Menschen ihre wirtschaftliche Tätigkeit stets auf die Erlangung jener Güter, welche bei gleicher Dringlichkeit des Bedürfnisses mit den geringsten Schwierigkeiten erlangt werden können. Weder der eine, noch der andere Teil des obigen Doppelprinzips bietet demnach an und für sich ein maßgebendes Prinzip für die Wertbestimmung: Allerdings sagt Sch.: „Je mehr diese beiden Faktoren: Intensivität des Begehrens und Intensivität der Schwierigkeit des Erlangens aufeinander wirken, desto stärker tritt die Bedeutung des Gutes in das die wirtschaftliche Tätigkeit leitende Bewußtsein.“ Es ist klar, daß,



Fragen wir zum Beispiel darnach, warum ein Pfund Trinkwasser für uns unter gewöhnlichen Verhältnissen gar keinen Wert hat, während ein sehr geringer Bruchteil eines Pfundes Gold oder Diamanten für uns der Regel nach einen sehr hohen Wert aufweist, so ergibt sich die Beantwortung dieser Frage aus der nachfolgenden Betrachtung.

Diamanten und Gold sind so selten, daß sich die den Menschen verfügbaren Quantitäten der erstern insgesamt in einer Kiste, das den Menschen verfügbare Gold, wie eine einfache Berechnung lehrt, in einem einzigen großen Saal verwahren ließen. Trinkwasser ist dagegen in so großen Quantitäten auf der Erde vorhanden, daß sich kaum ein Reservoir denken läßt, das groß genug wäre, dasselbe zu umfassen. Demgemäß vermögen die Menschen auch nur den wichtigsten Bedürfnissen, zu deren Befriedigung Gold und Diamanten dienlich sind, Genüge zu tun, während sie ihr Bedürfnis nach Trinkwasser der Regel nach nicht nur vollständig zu befriedigen vermögen, sondern auch noch überdies sehr große Quantitäten dieses Gutes unbenutzt sich entgehen lassen, weil sie die ganze ihnen verfügbare Quantität aufzubrauchen nicht imstande sind. Von konkreten Quantitäten Trinkwasser ist demnach unter gewöhnlichen Verhältnissen kein menschliches Bedürfnis in seiner Befriedigung derart abhängig, daß es unbefriedigt bleiben müßte, wofern die Menschen über diese konkrete Quantität nicht zu verfügen vermöchten, während bei dem Golde und den Diamanten selbst die geringfügigsten unter den durch die verfügbare Gesamtquantität gesicherten Bedürfnisbefriedigungen noch immer eine relativ hohe Bedeutung für die wirtschaftenden Menschen haben. Kon-

wenn wir uns auch, wie Sch. dies (a. a. O., S. 7) ausdrücklich betont, die wirtschaftliche Tätigkeit „mit Bewußtsein auf die allseitige Erfüllung der sittlich vernünftigen Lebenszwecke gerichtet“ oder mit anderen Worten die Güter in den Händen vernünftig wirtschaftender Subjekte denken — ein Umstand, in dem, wie Sch. ganz richtig erkannt hat, allerdings ein wesentliches Moment zur Lösung der obigen Widersprüche liegt —, doch die Frage ungelöst bleibt, wie eigentlich „die beiden obigen Faktoren aufeinander wirken“ und wieso infolge dieser gegenseitigen Einwirkung ein jedes Gut ein bestimmtes Maß der Bedeutung für die wirtschaftenden Menschen erlangt. — Unter den späteren Nationalökonomien, welche die Lehre vom Wertmaß als Teil eines Systems behandelt haben, ist insbesondere Stein wegen der originellen Auffassung dieser Lehre zu nennen. St., welcher den Wert (System der Staatswissenschaft I, S. 169 ff., 1852) als „das Verhältnis des Maßes eines bestimmten Gutes zum Leben der Güter überhaupt“ definiert, gelangt (S. 171 ff.) zu der folgenden Formel für die Bestimmung des Wertmaßes: „Das wirkliche Wertmaß eines Gutes wird gefunden, indem die Masse der übrigen Güter mit der Masse des fraglichen Gutes dividiert wird. Um dies aber zu können, muß zuerst für die gesamte Gütermasse ein gleichnamiger Nenner gefunden werden. Dieser gleichartige Nenner oder die Gleichartigkeit der Güter ist für sie aber nur gegeben in ihrem gleichartigen Wesen; darin, daß alles wirkliche Gut wieder aus den sechs Elementen des Stoffes, der Arbeit, des Erzeugnisses, des Bedürfnisses, der Verwendung und der wirklichen Konsumtion besteht, indem, wo eines dieser Elemente wegfällt, das Objekt ein Gut zu sein aufhört. Diese Elemente eines jeden wirklichen Gutes sind nun in diesem Gute wieder in bestimmtem Maß enthalten und das Maß dieser Elemente bestimmt das Maß des einzelnen wirklichen Gutes für sich. Daraus folgt, daß das Maßverhältnis aller einzelnen Güter untereinander oder ihr allgemeines Wertmaß gegeben ist in dem Verhältnis der Güterelemente und ihrer Masse innerhalb des einen Gutes zu demjenigen innerhalb des anderen. Und die Bestimmung und Berechnung dieses Verhältnisses ist mithin die Bestimmung des wirklichen Wertmaßes.“ (Vgl. auch a. a. O., S. 181 ff., die Formel der Wertgleichung.)



krete Quantitäten von Trinkwasser haben somit für die wirtschaftenden Menschen der Regel nach keinen, solche von Gold oder Diamanten aber einen hohen Wert.

Dies alles gilt nur für die gewöhnlichen Lebensverhältnisse, wo uns das Trinkwasser in Überfülle, Diamanten und Gold aber in sehr geringen Quantitäten verfügbar sind. In der Wüste aber, wo von einem Trunk Wasser nicht selten das Leben eines Reisenden abhängt, läßt sich dagegen allerdings der Fall denken, daß für ein Individuum von einem Pfunde Wasser wichtigere Bedürfnisbefriedigungen abhängen würden als selbst von einem Pfunde Gold. In diesem Falle müßte folgerecht der Wert eines Pfundes Wasser für das betreffende Individuum größer sein als der eines Pfundes Gold. Die Erfahrung lehrt uns aber auch, daß ein solches oder doch ein ähnliches Verhältnis in der Tat überall dort eintreten pflegt, wo die ökonomische Sachlage eine derartige ist, wie wir sie soeben gezeichnet haben.

### c) Einfluß der verschiedenen Qualität der Güter auf ihren Wert.

Die menschlichen Bedürfnisse können nicht selten durch Güter verschiedener Art, noch häufiger aber durch Güter befriedigt werden, welche zwar nicht der Art, wohl aber der Qualität nach verschieden sind. Dort, wo es sich um bestimmte Komplexe menschlicher Bedürfnisse einerseits und die zu ihrer Befriedigung verfügbaren Güterquantitäten andererseits handelt, stehen den ersteren demnach nicht immer völlig homogene Güterquantitäten gegenüber, sondern nicht selten Güter verschiedener Art, noch häufiger aber solche, deren Qualität eine verschiedene ist.

Nun haben wir, um der größeren Einfachheit der Darlegung willen, bei der Behandlung des schwierigen Problems, das uns in diesem Kapitel beschäftigt, bisher von der Verschiedenheit der Qualität der Güter abstrahiert und in dem Vorangehenden nur jene Fälle in das Auge gefaßt, in welchen Bedürfnissen bestimmter Art (auf deren, je nach dem Vollständigkeitsgrade der bereits erfolgten Bedürfnisbefriedigung, sich abschwächende Bedeutung wir insbesondere hingewiesen haben) völlig gleichartige Güterquantitäten gegenüberstehen, um solcher Art den Einfluß, welchen die Verschiedenheit der Quantität auf den Wert der Güter äußert, desto deutlicher hervortreten lassen zu können.

Es erübrigt uns nunmehr, noch jene Fälle unserer Betrachtung zu unterziehen, in welchen einem gegebenen Bedarfe verfügbare Güterquantitäten gegenüberstehen, deren konkrete Teilquantitäten von verschiedener innerer Beschaffenheit sind.

Hier ist nun zunächst zu bemerken, daß eine Verschiedenheit der inneren Beschaffenheit der Güter, welcher Art dieselbe auch immer sein mag, den Wert konkreter Teilquantitäten der letzteren nicht zu tangieren vermag, wenn durch dieselbe die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse in keinerlei Weise berührt wird. Güter, welche die menschlichen Bedürfnisse in völlig gleicher Weise befriedigen, werden deshalb vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus mit Recht als identisch betrachtet, wenngleich dieselben ihrer äußeren Erscheinung nach auch noch so verschieden sind.

Damit die Verschiedenheit zweier Güter auch eine Verschiedenheit ihres Wertes begründe, ist zugleich eine verschiedene Tauglichkeit derselben, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, also die verschiedene Qualität derselben in dem eben angeführten wirtschaftlichen Sinne des Wortes erforderlich und die Untersuchung über den Einfluß, welchen diese letztere auf den Wert der Güter äußert, ist demnach der Gegenstand der nachfolgenden Untersuchung.

Die Verschiedenheit der Qualität der Güter kann in wirtschaftlicher Beziehung eine doppelte sein: entweder können mittels gleicher Quantitäten verschieden qualifizierter Güter menschliche Bedürfnisse in quantitativ oder aber in qualitativ verschiedener Weise befriedigt werden. So kann z. B. mittelst einer bestimmten Quantität Buchenholz das Wärmebedürfnis der Menschen in quantitativ viel intensiverer Weise befriedigt werden als mit einer gleichen Quantität Tannenholz, während zwei gleiche Quantitäten von Nahrungsmitteln, deren Nährkraft dieselbe ist, doch das Nahrungsbedürfnis in qualitativ verschiedener Weise befriedigen können, indem z. B. mit der Verzehrerung des einen ein Genuß, mit jener des anderen aber ein solcher entweder nicht oder doch nicht im gleichen Maße verbunden ist. Bei den Gütern der ersten Kategorie kann die geringere Qualität nicht selten durch die größere Quantität vollständig ersetzt werden, bei den Gütern der letzteren Art ist dies nicht möglich. Buchenholz kann zu Heizzwecken zumeist durch Tannenholz, Erlenholz durch Fichtenholz ersetzt werden und Steinkohlen von geringerer Heizkraft, Eichenlohe von geringerem Tanningehalte, die gewöhnlichen Arbeitsleistungen minder kräftiger Tagelöhner können der Regel nach, wofern sie nur in entsprechend größeren Quantitäten verfügbar sind, die höher qualifizierten Güter vollständig ersetzen; unschmackhafte Speisen oder Getränke dagegen, dunkle und feuchte Wohnräume, die Arbeitsleistungen unintelligenter Lehrer, Ärzte u. dgl. m. können, selbst wenn sie uns in den größten Quantitäten verfügbar sind, unsere Bedürfnisse doch qualitativ nie so vollständig befriedigen als die entsprechenden höher qualifizierten Güter.

Fassen wir zunächst den ersten Fall ins Auge, jenen Fall nämlich, in welchem es sich um den Einfluß der höheren oder geringeren Qualität gleichartiger Güter auf den Wert konkreter Quantitäten dieser letzteren unter der Voraussetzung handelt, daß die Verschiedenheit der Qualität der Güter lediglich eine quantitativ verschiedene Befriedigung der Bedürfnisse begründet. Die Lösung dieser Frage ergibt sich aus der nachfolgenden Betrachtung: Da es bei der Wertschätzung der Güter seitens der wirtschaftenden Menschen, wie wir sahen, lediglich auf die Bedeutung der Befriedigung jener Bedürfnisse ankommt, rücksichtlich welcher sie von der Verfügung über ein Gut abhängig sind, so ist auch klar, daß geringere Quantitäten eines höher qualifizierten Gutes, wofern sie für sich allein ein menschliches Bedürfnis genau in derselben (also in quantitativ und qualitativ gleicher) Weise befriedigen, wie größere Quantitäten des minder qualifizierten Gutes (was, nebenbei gesagt, auch zur Voraussetzung hat, daß der Gebrauch derselben nicht etwa mit besonderen ökonomischen Opfern usf. verbunden ist) auch den gleichen Wert für die wirtschaftenden Menschen haben wie die letzteren. Wenn z. B. bei der

Wertschätzung von Brennholz lediglich die Heizkraft desselben in Betracht kommt, so werden 7 Kubikklafter der einen Sorte, welche ebensoviel Heizkraft haben wie 8 Kubikklafter der anderen, auch einen gleichen Wert haben. Die bloße Reduktion der obigen Güter auf Quantitäten von gleicher ökonomischer Wirksamkeit (ein Mittel, das im wirtschaftlichen Leben der Menschen tatsächlich in Fällen der obigen Art zur Anwendung kommt) behebt demnach vollständig die Schwierigkeit, welche aus der verschiedenen Qualität der Güter (sofern die Wirksamkeit der letzteren lediglich eine quantitativ verschiedene ist) für die Wertschätzung konkreter Quantitäten derselben entstehen, indem hiedurch der in Rede stehende kompliziertere Fall auf das einfache Verhältnis, wie wir dasselbe im vorigen Abschnitte dargestellt haben, zurückgeführt wird.

Verwickelter ist die Frage nach dem Einflusse, welchen die verschiedene Qualität auf den Wert konkreter Güter oder Güterquantitäten in dem zweiten Falle, das ist unter der Voraussetzung äußert, daß infolge der verschiedenen Qualität der Güter die Bedürfnisse in qualitativ verschiedener Weise zur Befriedigung gelangen. Daß auch hier die Bedeutung jener Bedürfnisse, welche unbefriedigt bleiben müßten, wofern wir über ein seiner Art, aber auch seiner besonderen Qualität nach bestimmtes Gut nicht zu verfügen vermöchten, das maßgebende Moment seines Wertes ist, steht nach dem, was wir oben über das allgemeine Prinzip der Wertbestimmung der Güter sagten, zwar außer allem Zweifel. Die Schwierigkeit, von der wir hier sprechen, liegt somit nicht in dem allgemeinen Prinzip der Wertbestimmung der obigen Güter, sondern vielmehr in der Bestimmung jener Bedürfnisbefriedigung, welche eben von einem konkreten Gute unter Umständen abhängig ist, wo einer Gesamtheit von Bedürfnissen Güter gegenüberstehen, deren Teilquantitäten die obigen Bedürfnisse in qualitativ verschiedener Weise zu befriedigen geeignet sind, also in der praktischen Anwendung des in Rede stehenden Prinzips auf den obigen typischen Fall des wirtschaftlichen Lebens der Menschen. Die Lösung dieses Problems ergibt sich aber aus der nachfolgenden Betrachtung.

Die wirtschaftenden Menschen sind bemüht, ihre Bedürfnisse nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ so vollständig als möglich zu befriedigen. Haben dieselben deshalb die Wahl, entweder solche Güter zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse heranzuziehen, welche diesen Erfolg qualitativ vollständiger, oder solche, welche denselben minder vollständig herbeiführen, so greifen sie nach den ersteren mit Hintansetzung der letzteren. Verfügen die wirtschaftenden Menschen insbesondere über eine größere Quantität eines Gutes, als ihr Bedarf an demselben beträgt, so greifen sie, wofern die ihnen verfügbare Güterquantität nicht von gleicher Qualität (im obigen engeren Sinne) ist, bis zum Belaufe ihres Bedarfes lediglich nach den höher qualifizierten Gütern. Wo z. B. ein Überfluß an Trinkwasser, an Holz oder an Grundstücken besteht, ziehen die wirtschaftenden Menschen, falls die verfügbaren Güter der obigen Art von verschiedener Qualität sind, bis zum Belaufe ihres Bedarfes nur diejenigen besserer Qualität, mit Hintansetzung jener minderer Qualität, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse heran.



Fassen wir nun um der Klarheit der Darstellung willen zunächst diesen letzteren Fall, also den Erscheinungstypus ins Auge, in welchem einem bestimmten Bedarfe eine diesen letzteren übersteigende Quantität verfügbarer Güter, die indes von verschiedener Qualität (im obigen engeren Sinne) sind, gegenübersteht. Daß unter solchen Umständen konkrete Quantitäten der geringsten überhaupt nicht in Gebrauch gezogenen Qualitäten des betreffenden Gutes keinen Wert erlangen, ist selbstverständlich, da von der Verfügung über solche die Befriedigung keines Bedürfnisses der wirtschaftlichen Subjekte abhängt. Das Gleiche gilt aber auch von konkreten Quantitäten der mindesten noch zur Deckung des Bedarfes herangezogenen Qualität, falls auch Teilquantitäten dieser letzteren wegen Überflusses keine Verwendung finden (und dieselben somit keinen ökonomischen Charakter erlangen). Wo immer deshalb die verfügbare Quantität eines Gutes größer als der Bedarf ist, werden konkrete Quantitäten der geringeren von den wirtschaftenden Menschen nicht mehr in Gebrauch gezogenen, zugleich aber auch konkrete Quantitäten der geringsten noch (teilweise) verwendeten, aber im Überflusse vorhandenen Qualität keinen Wert erlangen, und zwar einfach aus dem Grunde, weil von der Verfügung über konkrete Quantitäten der oben näher charakterisierten geringeren Qualitäten die Befriedigung keines Bedürfnisses abhängig ist.

Unser Problem kompliziert sich etwas, sobald wir in dem obigen Falle nach dem Werte konkreter Güter der höheren Qualitäten fragen. Die nachfolgende Untersuchung wird indes auch dies Problem vollständig klarstellen.

Wo immer die gesamte verfügbare Quantität eines Gutes größer als der Bedarf, die verfügbare Quantität der Güter einzelner höherer Qualitäten aber geringer als der Bedarf ist, werden konkrete Quantitäten dieser letzteren Qualitäten Wert erlangen, da ja der Bedarf an diesen letzteren nicht vollständig gedeckt ist, während konkrete Quantitäten der übrigen (der geringeren) Qualitäten keinen Wert aufweisen werden. Es wird unter solchen Umständen somit die Erscheinung zutage treten, daß Güter bestimmter Art lediglich um der höheren oder niederen Qualität willen zum Teile Wert erlangen, zum Teile keinen solchen aufweisen werden. Welches wird nun aber die Größe (das Maß) des Wertes der ersteren sein?

Dieselbe wird sich zufolge der allgemeinen Wertgesetze nach der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen richten, welche von konkreten Quantitäten der höher qualifizierten Güter tatsächlich abhängig sind, so zwar, daß die bezüglichen Bedürfnisbefriedigungen nicht erfolgen würden, falls wir über die in Rede stehenden Güter nicht zu verfügen vermöchten. Nun hängt in dem obigen Falle (wo ein Überfluß an minder qualifizierten Gütern vorausgesetzt wird) von der Verfügung über ein konkretes höher qualifiziertes Gut oder eine konkrete Quantität von solchen keineswegs die Befriedigung des bezüglichen Bedürfnisses selbst ab, da wir ja in dem Falle, daß uns das höher qualifizierte Gut nicht verfügbar wäre, zu den uns in Überfülle verfügbaren Gütern minderer Qualität zu greifen vermöchten. Was in dem obigen Falle von unserer Verfügung über eine konkrete Quantität der höher qualifizierten Güter

tatsächlich abhängt, ist lediglich die qualitativ vollständigere Befriedigung unseres Bedürfnisses, d. i. die Differenz zwischen der Bedeutung, welche die Befriedigung des bezüglichen Bedürfnisses mit dem höher qualifizierten Werte hat, und jener der Befriedigung desselben mit den geringer qualifizierten Gütern. Der Wert konkreter Quantitäten der höher qualifizierten Güter wird demnach in dem obigen Falle auch lediglich der Bedeutung gleich sein, welche wir der qualitativ vollständigeren Befriedigung des bezüglichen Bedürfnisses durch die höher qualifizierten Güter im Gegenhalte zu der Befriedigung desselben Bedürfnisses mit den niedriger qualifizierten (den nicht ökonomischen) Gütern zuschreiben.\*) Je größer diese Differenz, um so größer, je geringer diese Differenz, um so geringer wird selbstverständlich auch der Wert sein, welchen konkrete Quantitäten der höher qualifizierten (der ökonomischen) Güter in dem obigen typischen Falle für die wirtschaftenden Menschen erlangen. Güter, deren Qualität nur um ein unwesentliches höher steht als diejenige gleichartiger, aber nichtökonomischer Güter können keinen hohen Wert für wirtschaftende Menschen erlangen und der Wert von Gütern, welche unter den obigen Umständen Wert erlangen, wird selbstverständlich, wofern dieselben wieder untereinander Qualitätsverschiedenheiten aufweisen, um so größer sein, je höher die Qualität derselben und somit die oben mehrfach gedachte Differenz der Bedeutung ist, welche die durch dieselben herbeizuführende qualitativ vollständigere und die durch die nichtökonomischen Güter herbeizuführende qualitativ minder vollständige Befriedigung der Bedürfnisse für die wirtschaftenden Menschen hat.

Nach dem Gesagten ist die Analyse des zweiten hier noch zu betrachtenden typischen Falles, jenes nämlich, in welchem einem bestimmten Bedarfe eine denselben nicht vollständig deckende Quantität verschieden qualifizierter Güter gegenübersteht, ohne besondere Schwierigkeit. Es ist nämlich klar, daß in diesem letzteren Falle jede konkrete Teilquantität der in Rede stehenden Gütermenge den ökonomischen Charakter und somit auch Wert für die wirtschaftenden Menschen gewinnt. Das Maß des Wertes einer jeden konkreten Quantität der obigen Güter liegt aber in der Bedeutung, welche die mit einer gleichen Quantität des betreffenden Gutes von geringster Qualität herbeizuführende Bedürfnisbefriedigung für wirtschaftende Menschen hätte, falls die ganze verfügbare Quantität von gleicher, und zwar der geringsten Qualität wäre, mehr

---

\*) Für solche, welche nach vollständiger Durchdringung des obigen Problems streben, sei hier nur kurz bemerkt, daß die genaue Formulierung des obigen Satzes lautet: Der Wert einer konkreten Quantität der höher qualifizierten (bereits ökonomischen) Güter ist in dem obigen typischen Falle gleich der Differenz zwischen der Bedeutung, welche die Befriedigung des bezüglichen Bedürfnisses mit der bezüglichen Quantität des höher qualifizierten (bereits ökonomischen) Gutes hat, und jener Bedeutung, welche die Befriedigung des nämlichen Bedürfnisses mit dem höchst qualifizierten unter den noch nichtökonomischen Gütern minderer Qualität aufweist. Nur diese Differenz ist nämlich in dem obigen Falle von der Verfügung über ein konkretes Gut der höheren (bereits ökonomischen) Qualität tatsächlich abhängig und nach dem Wertgesetz somit nur diese das Maß des Wertes jenes hier in Rede stehenden Gutes.

der Bedeutung der oben näher gekennzeichneten Differenz zwischen der Bedeutung der letzterwähnten und der Bedeutung derjenigen Bedürfnisbefriedigung, welche durch das höher qualifizierte Gut, dessen Wert in Frage ist, herbeigeführt werden kann.

**d) Subjektiver Charakter des Wertmaßes. Irrtum und Unkenntnis  
rücksichtlich des Maßes des Wertes.**

Wir haben bereits oben, wo wir von dem Wesen des Wertes sprachen, darauf hingewiesen, daß derselbe nichts den Gütern Anhaftendes, keine Eigenschaft derselben, noch viel weniger aber ein selbständiges Ding sei und nichts dem entgegenstehe, daß ein Gut für ein wirtschaftendes Subjekt Wert habe für ein anderes unter andern Verhältnissen aber keinen Wert aufweise. Aber auch das Maß des Wertes ist durchaus subjektiver Natur und ein Gut kann deshalb, je nach Verschiedenheit des Bedarfes und der verfügbaren Menge, für ein wirtschaftendes Subjekt einen großen, für ein anderes einen geringen, für ein drittes sogar keinen Wert haben. Was der eine verschmäh't, oder gering achtet, wird von dem andern gesucht, was der eine preisgibt, nicht selten von einem andern aufgelesen, und während ein wirtschaftendes Subjekt eine gewisse Quantität des einen Gutes einer größern eines andern Gutes gleichschätzt, ist bei einem andern wirtschaftenden Subjekte nicht selten gerade das umgekehrte Verhältnis der Wertschätzung zu beobachten.

Der Wert ist demnach nicht nur seinem Wesen, sondern auch seinem Maße nach subjektiver Natur. Die Güter haben „Wert“ stets für bestimmte wirtschaftende Subjekte, aber auch nur für solche einen bestimmten Wert. —

Die Bedeutung, welche eine Bedürfnisbefriedigung für uns hat, findet ihr Maß nicht in unserer Willkür, sondern vielmehr in der von unserer Willkür unabhängigen Bedeutung, welche jene Bedürfnisbefriedigung für unser Leben, oder für unsere Wohlfahrt hat. Die Bedeutung der verschiedenen Bedürfnisbefriedigungen, beziehungsweise der einzelnen Akte derselben, ist indes ein Gegenstand der Beurteilung seitens der wirtschaftenden Menschen und die bezügliche Erkenntnis somit unter Umständen auch dem Irrtume unterworfen.

Wir haben denn auch weiter oben (S. 107) gesehen, daß der Wert der Güter ein wahrer oder ein eingebildeter zu sein vermag. Einen wahren Wert haben jene Güter, von deren Verfügung wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse in Wahrheit abhängig sind, einen eingebildeten Wert dagegen jene Güter, rücksichtlich welcher wir das obige Verhältnis lediglich irrtümlicherweise annehmen, ohne daß dasselbe in Wahrheit vorhanden ist.

In analoger Weise verhält es sich nun auch mit dem Maße des Wertes. Auch dies letztere entspricht entweder im konkreten Falle der ökonomischen Sachlage, d. i. wir schreiben den Gütern jenen Grad von Bedeutung für unsere Wohlfahrt zu, welchen sie in Wahrheit für uns haben, oder aber wir überschätzen, beziehungsweise wir unterschätzen



diese Bedeutung infolge von Irrtum oder Unkenntnis über das Maß der den Güterwert bestimmenden Faktoren.

Auch rücksichtlich der Größe des Wertes tritt im wirtschaftlichen Leben der Menschen die Erscheinung des wahren ökonomischen und des eingebildeten Wertes zutage.

Die Ursachen der Überschätzung, beziehungsweise der Unterschätzung der Güter liegen nach dem Gesagten auf der Hand. Der Wert der Güter ist das Ergebnis einer Reihe von Faktoren der Wirtschaft, das bestimmte Maß des Wertes das Ergebnis eines zusammenfassenden Urteiles der wirtschaftenden Menschen über das Maß dieser Faktoren und es vermag somit selbstverständlich jeder Irrtum über dieses letztere, und beträfe derselbe auch nur einen einzelnen Faktor der Wertbestimmung, die Größe des Güterwertes im konkreten Falle zu beeinflussen. Jede Überschätzung, beziehungsweise jede Unterschätzung des Umfanges oder der Intensität unserer Bedürfnisse, jeder Irrtum über die Qualität und Quantität der uns verfügbaren Güter, jedes Gebrechen im Denkprozesse, durch welchen der Wert der konkreten Güter uns zum Bewußtsein gelangt, wirkt notwendig zurück auf das Maß des Wertes, welchen wir den Gütern zuschreiben, und führt im konkreten Falle zur Überschätzung, beziehungsweise zur Unterschätzung der Güter. Es ist deshalb auch klar, daß wir den Wert der Güter und das Maß, welches derselbe in den einzelnen konkreten Fällen, in denen er im wirtschaftlichen Leben der Menschen tatsächlich zur Erscheinung gelangt, aufweist, nicht anders vollends zu verstehen vermögen, als indem wir auch Irrtum und Unkenntnis der Menschen über die ihn beeinflussenden Faktoren mit in Betracht ziehen. Das weite Gebiet der realen Werterscheinungen müßte uns zum Teile unverständlich bleiben, würden wir die beiden obigen Momente zur Erklärung der Werterscheinungen nicht mit heranziehen.

Allerdings wo immer in der realen Wirtschaft der Menschen Erscheinungen des wahren Wertes uns entgegentreten, dort bietet uns die Zurückführung derselben auf ihre letzten, durch die ökonomische Sachlage gegebenen Faktoren, der geistige Prozeß, durch welchen wir uns zum Bewußtsein bringen, daß die unserer Beurteilung vorliegenden Erscheinungen durch die ökonomische Sachlage strenge determiniert sind, das vollste und tiefste erreichbare Verständnis derselben. Zu ihrer Erklärung und ihrem Verständnisse Irrtum und Unkenntnis heranziehen zu wollen, wäre sinnlos, denn diese letzteren sind in den hier gedachten Fällen keine Faktoren ihres Werdens. Wo immer dagegen das Maß des Wertes in konkreten Fällen durch Irrtum oder Unkenntnis beeinflusst wurde, wo immer uns die Erscheinung des eingebildeten Wertes entgegentritt, dort ist das volle Verständnis derselben nur dadurch erreichbar, daß wir uns den wahren Wert der betreffenden Güter und die Modifikationen zum Bewußtsein bringen, welche Irrtum und Unkenntnis an demselben hervorgebracht haben. Es ist zugleich aber auch das tiefste erreichbare Verständnis der bezüglichen Erscheinungen, denn wir vermögen das irrtümliche Urteil oder die unzweckmäßige Handlung eines Menschen nicht tiefer zu erkennen und richtiger zu würdigen, als indem wir in unserem Geiste seinem Irrtume die Wahrheit, seiner unzweckmäßigen Handlung die durch seinen Zweck und die Sachlage gebotene

entgegenhalten und uns der Ursachen bewußt werden, weshalb er von der Wahrheit im Urteile oder der Zweckmäßigkeit im Handeln abgewichen ist.

#### § 4.

### Die Gesetze, nach welchen sich der Güterwert regelt.

#### Einleitung.

Wir haben in dem vorangehenden Abschnitte die Gesetze dargelegt, nach welchen das Maß des Güterwertes überhaupt in jeder einzelnen Wirtschaft sich regelt. Wir gehen nunmehr zur Darstellung der Grundsätze über, nach welchen dies rücksichtlich der einzelnen Güterarten erfolgt, um einerseits die universelle Geltung der obigen Gesetze und andererseits die besonderen Eigentümlichkeiten der Werterscheinung bei den wichtigeren Güterarten in das richtige Licht zu stellen.

Der Gang, welchen unsere Untersuchungen zu nehmen haben werden, ergibt sich aber aus den nachfolgenden Erwägungen. Zunächst und unmittelbar hat nur die Befriedigung unserer Bedürfnisse, beziehungsweise die hiervon abhängige Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt für uns Bedeutung. Diese letztere übertragen wir auf jene Güter, von welchen wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse abhängig zu sein uns bewußt sind. Auch der Wert, welchen wir den Gütern beimessen, ist somit in letzter Reihe nichts anderes als eine besondere Erscheinungsform jener Bedeutung, welche die Erhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt für uns hat. Diese letztere übertragen wir indes zunächst auf jene Güter, von welchen wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse unmittelbar abhängig sind, d. i. auf die (ökonomischen) Güter erster Ordnung und nur dort, wo unser Bedarf durch Güter erster Ordnung nicht oder nicht vollständig gedeckt ist, d. i. eben in jenen Fällen, in welchen diese letzteren für uns den ökonomischen Charakter erlangen, greifen wir in unserem Bestreben, unsere Bedürfnisse nichtsdestoweniger möglichst vollständig zu befriedigen, nach den entsprechenden Gütern höherer Ordnung, über welche sie uns mittelbar die Verfügung beschaffen. Wir übertragen jene Bedeutung, welche die Befriedigung unserer Bedürfnisse für uns hat, zunächst auf die (ökonomischen) Güter erster Ordnung und es gelangt demnach der Güterwert in unmittelbarer Weise zunächst bei diesen zur Erscheinung; erst dort, wo die bezüglichlichen Güter erster Ordnung uns in einer für den Bedarf ausreichenden Quantität nicht verfügbar sind, übertragen wir denselben fortschreitend von den Gütern erster Ordnung auf die entsprechenden Güter zweiter, dritter und höherer Ordnung. Der Wert der Güter höherer Ordnung ist somit bedingt durch den voraussichtlichen Wert der Güter niedrigerer Ordnung, zu deren Hervorbringung sie dienen,\*) und es

\*) Unter den grundlegenden Irrtümern, welche von der weittragendsten Bedeutung für die bisherige Entwicklung unserer Wissenschaft wurden, steht in erster Reihe der Grundsatz, daß die Güter deshalb für uns Wert erlangen, weil zur Hervorbringung derselben Güter von uns verwendet wurden, welche Wert für uns hatten.

ist klar, daß Güter höherer Ordnung nur insofern Wert erlangen, den erlangten aber auch nur insolange behaupten können, als sie zur Hervorbringung solcher Güter niederer Ordnung dienen, welche voraussichtlich Wert für uns haben. Der Wert der Güter höherer Ordnung ist nicht primärer, sondern sekundärer Natur, er ist keine ursprüngliche, sondern eine von dem (voraussichtlichen) Werte der Güter erster Ordnung, zu deren Hervorbringung sie dienen, abgeleitete Größe und es kann somit der erstere weder an sich, noch seinem Maße nach verstanden werden, ohne daß wir vorher über den Wert der Güter erster Ordnung und das Maß desselben zur Klarheit gelangt sind. Wir werden demnach zunächst von dem Werte der Güter erster Ordnung und hierauf von dem (von diesem letzteren abgeleiteten) Werte der Güter höherer Ordnung handeln.

Wir werden dort, wo wir von dem Preise der Güter sprechen werden, auf einen analogen Irrtum hinweisen, welcher die Grundlage der herrschenden Preistheorien geworden ist. Hier sei zunächst das Folgende bemerkt: Daß der obige Grundsatz jeder kritischen Erfahrung widerstreitet, ist auf den ersten Blick ersichtlich, indem wir ja aus Produktionselementen, die in Rücksicht auf ihre Tauglichkeit zur Hervorbringung ökonomischer Güter Wert erlangt haben, Dinge produzieren sehen, welche nicht einmal die Güterqualität, geschweige denn Wert haben. Kein Ding erlangt schon deshalb Wert, weil Güter (höherer Ordnung) zu dessen Produktion verwendet wurden, welche Wert hatten. Allerdings vermeiden es wirtschaftende Menschen, Produktionselemente, welche Wert aufweisen, auf Produkte von voraussichtlicher Wertlosigkeit zu verwenden; die Fälle, wo aus Gütern höherer Ordnung, welche für die wirtschaftenden Menschen Wert aufweisen, Dinge, die keine Güterqualität, oder aber selbst solche Güter produziert werden, welche keinen ökonomischen Charakter, keinen Wert haben, bilden naturgemäß Ausnahmen in der menschlichen Wirtschaft; der Satz, daß der Wert des Produktes keine notwendige Folge des Wertes der Produktionsmittel ist, welche darauf verwendet wurden, bleibt aber nichtsdestoweniger in universellster Geltung.

Ebenso falsch ist die Meinung jener, welche glauben, daß der Wert der Güter zwar nicht die notwendige Folge des Wertes der auf dieselben verwendeten Produktionselemente, wohl aber durch den Wert der letzteren bedingt sei, denn es ist klar, daß der Wert aller jener Güter, welche uns als die ursprünglichsten Elemente der Güterproduktion, also nicht als Produkte sich darstellen, gar nicht aus dem obigen Prinzip hergeleitet werden kann und dasselbe demnach mit allen diesbezüglichen realen Erscheinungen in direktem Widerspruch steht.

Der obige Grundsatz widerstreitet so sehr aller Erfahrung, daß derselbe unbedingt auch dann verworfen werden müßte, wenn das Problem der Feststellung eines Prinzips des Güterwertes durch denselben eine formell richtige Lösung fände. Nun wird aber durch den obigen Grundsatz selbst dieser Zweck nicht erreicht, denn er bietet uns wohl einen (falschen) Erklärungsgrund für den Wert jener Güter, welche wir als „Produkte“ bezeichnen können, nicht aber für jenen aller übrigen Güter, welche sich uns als die ursprünglichsten Elemente der Produktion darstellen, also zumal für den eventuellen Wert aller uns von der Natur unmittelbar dargebotenen Güter, insbesondere der Bodennutzungen, ferner für den Wert der Arbeitsleistungen und, wie wir in der Folge sehen werden, auch der Kapitalnutzungen. Der Wert aller dieser Güter kann durch den obigen Grundsatz nicht erklärt werden, ja er wird durch denselben geradezu unbegreiflich. Durch den obigen Grundsatz wird demnach das Problem, einen für alle Fälle geltenden Erklärungsgrund des Güterwertes festzustellen, weder sachlich, noch auch formell richtig gelöst, denn einerseits steht er im Widerspruch zur Erfahrung und andererseits ist seine Anwendbarkeit überall dort ausgeschlossen, wo Güter unserer Beobachtung vorliegen, welche nicht das Produkt der Verbindung von Gütern höherer Ordnung sind. Der Wert, welchen die Güter niederer Ordnung für uns haben, kann demnach nicht durch den Wert der Güter höherer Ordnung bedingt sein, welche bei der Produktion derselben verwendet wurden, vielmehr ist es klar, daß umgekehrt der Wert der Güter höherer Ordnung stets und ausnahmslos durch den voraussichtlichen Wert jener Güter niederer Ordnung bedingt ist, zu deren Hervorbringung sie dienen.



a) Über das Maß des Wertes der Güter erster Ordnung in Rücksicht auf die Zeitpunkte, für welche sie uns verfügbar sind.

Was zunächst den Wert der Güter erster Ordnung betrifft, so vermag uns die Frage nach dem Maße derselben in den einzelnen konkreten Fällen keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten. Wir haben gesehen, daß die uns verfügbaren Güter erster Ordnung, und zwar ebensowohl jene, die uns unmittelbar, als auch jene, die uns mittelbar verfügbar sind, in Rücksicht auf jeden gegebenen Zeitraum quantitativ und qualitativ determinierte Größen sind; rücksichtlich jedes bestimmten Zeitraumes sind uns genau determinierte Quantitäten von Gütern erster Ordnung verfügbar. Auch unser Bedarf an Gütern dieser Art ist in gleicher Weise determiniert und es stehen somit in Rücksicht auf jeden gegebenen Zeitraum Bedarf und verfügbare Quantität der in Rede stehenden Güter als determinierte Größen gegenüber. (S. 33 ff. und S. 77.)

Ist dies aber richtig, so ist damit in jedem konkreten Falle zugleich auch das Maß des ökonomischen Wertes der uns verfügbaren Güter erster Ordnung gegeben, denn Bedarf und verfügbare Quantität sind, wie wir sahen, die maßgebenden Faktoren desselben. Ob demnach der ökonomische Wert eines uns unmittelbar oder eines uns mittelbar, eines uns in der Gegenwart oder erst in irgendeinem künftigen Zeitraume verfügbaren Gutes erster Ordnung in Frage ist, in jedem Falle stellt sich uns derselbe als eine durch die jeweilige ökonomische Sachlage gegebene streng determinierte Größe dar. Eine wirtschaftliche Erscheinung als eine durch die Sachlage determinierte Größe erkennen, heißt aber sie verstehen.

Selbst dort, wo Irrtum oder Unkenntnis die Erscheinung des Wertes beeinflussen und dieser letztere somit seinem Maße nach von dem ökonomischen mehr oder minder abweicht, bietet das Verständnis der bezüglichen Erscheinungen keine besonderen Schwierigkeiten dar. Wir gelangen auch in diesem Falle zu dem tiefsten erreichbaren Verständnis der hier in Rede stehenden unökonomischen (pathologischen) Werterscheinungen, indem wir diesen letzteren in unserem Geiste den wahren Wert der Güter gegenüberstellen und uns den Einfluß zum Bewußtsein bringen, welchen Irrtum und Unkenntnis auf die bezüglichen Erscheinungen hervorgerufen haben.

Wesentlich komplizierter ist die Frage nach der Determination und somit nach dem wissenschaftlichen Verständnis des Wertes der Güter

---

Das Gleiche gilt von einer Modifikation der obigen Theorie, wir meinen den Grundsatz, wonach der Wert der Güter das notwendige Ergebnis des Umstandes sein soll, daß zu ihrer Reproduktion Güter (höherer Ordnung) erforderlich seien, welche Wert für uns haben. Auch dieser Grundsatz widerspricht nämlich einerseits der Erfahrung und anderseits den formellen Anforderungen an die Lösung jenes Problems, welches durch den obigen Grundsatz seine Beantwortung finden soll. Er widerspricht der Erfahrung, denn zahlreiche Güter, welche keine Güterqualität, geschweige denn den ökonomischen Charakter (beziehungsweise Wert) aufweisen, bedürfen zu ihrer Reproduktion Produktionsmittel, deren Wert unzweifelhaft ist, ohne doch deshalb Wert zu erlangen; er widerspricht den formellen Anforderungen an die Lösung unseres Problems, denn es weisen zahlreiche Güter Wert auf, welche gar nicht reproduziert werden können. Auch der obige Grundsatz ist somit durchaus unhaltbar.

höherer Ordnung. Diese letzteren haben nicht an sich Wert für uns, von unserer Verfügung über dieselben hängt nicht unmittelbar unser Leben, unsere Wohlfahrt oder doch ein Teil dieser letzteren ab, sondern sie haben nur insofern eine Bedeutung für uns, als sie zur Hervorbringung von Gütern erster Ordnung dienen. Nur indem sie uns (mittelbar) die Verfügung über Quantitäten von Gütern erster Ordnung gewähren, übertragen wir in unserem Geiste jenen Wert, welchen die letzteren für uns haben, auf die ersteren selbst. Die Frage nach dem Maße des Wertes der Güter höherer Ordnung ist somit gleichbedeutend mit jener nach der Art und Weise, in welcher wir den Wert der Güter erster Ordnung in unserem Geiste auf die Güter zweiter und fortschreitend auf jene dritter und höherer Ordnung überhaupt und auf jedes einzelne derselben insbesondere übertragen, eine Frage, welche bei dem Umstande, als zur Hervorbringung jedes Gutes eine Mehrheit von Produktionsmitteln erforderlich ist, zu den schwierigsten Komplikationen führt.

**b) Über die Prinzipien, nach welchen sich das Maß des Wertes der Güter höherer Ordnung regelt.**

Wir haben uns bisher lediglich mit dem allgemeinsten Prinzipie beschäftigt, welches den Wert der Güter höherer Ordnung überhaupt regelt, und haben insbesondere hervorgehoben, daß nicht der Wert der Güter niederer Ordnung durch jenen der Güter höherer Ordnung bedingt wird, zu deren Hervorbringung sie dienen, sondern umgekehrt der voraussichtliche Wert der letzteren durch jenen der ersteren. Das Problem, welches nunmehr zunächst an uns herantritt, ist die Feststellung der Grundsätze, wonach sich das Maß des Wertes der Güter höherer Ordnung regelt. Wir sehen, daß im praktischen Leben nicht nur konkrete Güter erster, sondern auch die einzelnen Güter höherer Ordnung jeweilig einen bestimmten und in hohem Grade verschiedenen Wert aufweisen; welches sind die maßgebenden Ursachen der bestimmten und verschiedenen Größe des Wertes, welchen die einzelnen Produktionselemente für uns haben? Die Beantwortung dieser Frage ist es nun, welche uns in diesem Abschnitte beschäftigen wird.

Zunächst und unmittelbar hat, wie wir sahen, nur die Befriedigung unserer Bedürfnisse für uns eine Bedeutung, welche in jedem konkreten Falle ihr Maß in der Wichtigkeit der bezüglichlichen Bedürfnisbefriedigungen für unser Leben und unsere Wohlfahrt findet. Diese Bedeutung übertragen wir nicht nur schlechthin, sondern in ihrer quantitativen Bestimmtheit zunächst und unmittelbar auf die ökonomischen Güter erster Ordnung nach den oben entwickelten Grundsätzen. Wo immer indes unser Bedarf an Gütern erster Ordnung nicht oder nicht vollständig gedeckt ist, treten in unserem Zweckbewußtsein die Güter zweiter, dritter und höherer Ordnung an die Stelle der bezüglichlichen Güter erster Ordnung, indem uns die ersteren ja mittelbar die Verfügung über die letzteren verschaffen und jene oben erwähnte Bedeutung, welche wir zunächst und unmittelbar auf die Güter erster Ordnung übertragen, übergeht in ihrer quantitativen Bestimmtheit naturgemäß von diesen letzteren auf die entsprechenden Güter zweiter, dritter und höherer Ordnung. Die Verfügung

über die Totalität der Bedingungen, durch welche wir über bestimmte Güter niederer Ordnung verfügen, die komplementären Güter höherer Ordnung in diesem universellen Sinne gewinnen solcherart für uns genau die nämliche Bedeutung, genau den nämlichen Wert, welchen die bezüglichen Güter erster, beziehungsweise niederer Ordnung überhaupt für uns haben, deren Verfügung sie uns mittelbar sicherstellen, und wir gelangen demnach zu dem Grundsatz: Der Wert der komplementären Güter höherer Ordnung (in dem obigen universellen Sinne) findet sein Maß in dem voraussichtlichen Werte der Güter niederer Ordnung, zu deren Hervorbringung sie dienen, deren Verfügung sie uns ökonomischerweise sicherstellen.

Hier muß indes ein wichtiger Umstand berücksichtigt werden. Güter höherer Ordnung verschaffen uns nicht sofort, sondern erst nach Ablauf des zum Produktionsprozesse erforderlichen Zeitraumes die Verfügung über die entsprechenden Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung. Dieser Zeitraum mag in einzelnen Fällen so unbedeutend sein, daß in Rücksicht auf die hier behandelten Fragen kaum in Betracht kommt. In den meisten Fällen ist er indes allerdings von beachtenswerter Bedeutung für die hier in Rede stehenden Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft. Verfügen wir nämlich durch Güter höherer Ordnung über Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung, lediglich in Rücksicht auf einen künftigen Zeitpunkt, so vermögen wir auch nur die Bedeutung, welche diese letzteren voraussichtlich in dem gedachten Zeitpunkte für uns haben werden, auf die entsprechenden Güter höherer Ordnung zu übertragen. Der Wert der Güter höherer Ordnung ist demnach keineswegs durch den gegenwärtigen Wert der Güter niederer Ordnung, sondern durch den voraussichtlichen Wert der Güter niederer Ordnung bedingt, zu deren Hervorbringung die ersteren ökonomischerweise dienen, und er findet sein Maß in diesem letzteren.

Die obige Bemerkung ist keineswegs etwa eine nebensächliche, sondern für unsere Frage von großer Bedeutung. Der voraussichtliche Wert der Güter niederer Ordnung ist nämlich nicht selten von jenem, welchen ähnliche Güter in der Gegenwart für uns haben, sehr verschieden.

Wenn wir z. B. über Wollgarne, Farbstoffe, die zur Tucherzeugung erforderlichen Arbeitsleistungen, Vorrichtungen etc. und mittelbar durch dieselben über eine Quantität Tuch nach drei Monaten verfügen, so ist klar, daß der Wert, welchen das in Rede stehende Tuch für uns nach drei Monaten haben wird, nicht notwendigerweise gleich sein muß, sondern größer oder geringer sein kann als der Wert, welchen eine gleiche Quantität dieses Gutes in der Gegenwart für uns hat, und demgemäß auch der Wert der obigen Güter höherer Ordnung sein Maß nicht in dem Werte, welchen das Tuch in der Gegenwart für uns hat, sondern in jenem findet, welchen das bezügliche Produkt voraussichtlich nach Ablauf der Produktionsfrist für uns haben wird. Ja, es ist der Fall denkbar, daß eine bestimmte Quantität eines Gutes niederer, beziehungsweise erster Ordnung in der Gegenwart gänzlich wertlos ist (z. B. Eis im Winter), während doch die uns gleichzeitig verfügbaren entsprechenden Güter höherer Ordnung, welche uns Quantitäten des obigen Gutes in kommenden Zeit-



räumen sicherstellen (z. B. die zur künstlichen Eisproduktion erforderlichen Materialien und Vorrichtungen in ihrer Gesamtheit) mit Rücksicht auf diese letzteren Zeiträume allerdings Wert für uns haben und so umgekehrt.

Zwischen dem Werte, welchen Güter niederer, beziehungsweise Güter erster Ordnung für uns in der Gegenwart haben, und dem Werte der zur Hervorbringung solcher Güter uns in der Gegenwart verfügbaren Güter höherer Ordnung besteht demnach kein notwendiger Zusammenhang, vielmehr ist es klar, daß die ersteren ihren Wert aus dem Verhältnisse zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität in der Gegenwart herleiten, die letzteren aber aus dem voraussichtlichen Verhältnisse zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität mit Rücksicht auf jenen kommenden Zeitraum, für welchen die bezüglichen Produkte uns mittels der in Rede stehenden Güter höherer Ordnung verfügbar sein werden.

Steigt der voraussichtliche Wert eines Gutes niederer Ordnung in Rücksicht auf einen kommenden Zeitraum, so steigt unter sonst gleichen Verhältnissen auch der Wert derjenigen Güter höherer Ordnung, deren Besitz uns die Verfügung über die obigen Güter in dem in Rede stehenden Zeitraume sichert, während das Steigen oder Fallen des Wertes eines Gutes niederer Ordnung in der Gegenwart in keinem notwendigen Zusammenhange mit dem Steigen oder Fallen des Wertes der entsprechenden, uns in der Gegenwart verfügbaren Güter höherer Ordnung steht.

Es ist demnach auch nicht der Wert der Güter niederer Ordnung in der Gegenwart, wonach sich der Wert der entsprechenden Güter höherer Ordnung richtet, sondern vielmehr unter allen Umständen der voraussichtliche Wert der Produkte in der Zukunft, welcher das maßgebende Prinzip des Wertes der bezüglichen Güter höherer Ordnung ist.

**c) Über den Wert, welchen die Gesamtheit der zur Produktion bestimmter Güter erster Ordnung erforderlichen Güter höherer Ordnung in der Gegenwart für uns hat.**

Nicht der Wert der Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung in der Gegenwart ist es, welchen wir in unserem Zweckbewußtsein auf die zur Hervorbringung gleicher Güter verfügbaren Produktionselemente übertragen, sondern der voraussichtliche Wert der Produkte aus diesen letzteren ist — wie wir im vorigen Abschnitte sahen — das maßgebende Prinzip für den Wert der in Rede stehenden Güter höherer Ordnung. Wenn z. B. ein bereits in der Gegenwart verfügbares Gut erster Ordnung  $a$  für das wirtschaftende Subjekt einen Wert von 100 hat, so werden für das nämliche Subjekt die zur Hervorbringung des obigen Gutes dienlichen Produktionselemente  $b, c, d, e$  in ihrer Gesamtheit nicht notwendig gleichfalls den Wert von 100 haben, sondern je nachdem der Wert des aus den bezüglichen Gütern zweiter Ordnung ( $b, c, d, e$ ) herzustellenden Produktes (nach Ablauf der für den Produktionsprozeß erforderlichen Zeit) voraussichtlich ein größerer oder geringerer als 100 sein wird, gleichfalls einen größeren oder geringeren Wert als 100, z. B.  $100 + x$  oder  $100 - y$ .

Aber selbst diesen voraussichtlichen Wert des Produktes übertragen wir in unserem Zweckbewußtsein, wie wir sofort sehen werden, keineswegs schlechthin auf die entsprechenden komplementären Güter höherer Ordnung. Selbst die Gesamtheit der uns zur Hervorbringung von Gütern niederer Ordnung verfügbaren Produktionselemente stellt nämlich durchaus nicht sofort disponible Produkte (Güter niederer Ordnung) dar. Wir verfügen durch die ersteren über die letzteren vielmehr erst nach Ablauf eines gewissen durch die Natur des Produktionsprozesses determinierten Zeitraumes: Güter höherer Ordnung stellen uns nur nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes disponible Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung dar. Der Wert, welchen komplementäre Produktionselemente in der Gegenwart aufweisen, kann demnach auch nur gleich sein dem Werte, welchen das uns durch dieselben erst in einem künftigen Zeitpunkte verfügbare Produkt bereits in Rücksicht auf die Gegenwart für uns hat.

Ein Beispiel wird das etwas komplizierte Verhältnis sofort klarstellen. Setzen wir den Fall, daß ein Gut erster Ordnung  $a$  in der Gegenwart für das wirtschaftende Subjekt  $A$  einen Wert gleich 100 habe, setzen wir ferner den Fall, daß ein gleiches Gut nach Ablauf der zur Hervorbringung desselben nötigen Produktionsepoche einen voraussichtlichen Wert von  $100 + y$  habe, so ist klar, daß der Wert von  $100 + y$  und nicht jener von 100 der maßgebende für den Wert der komplementären Produktionselemente  $b, c, d, e$  sein wird. Diesen Wert von  $100 + y$  werden wir indes in unserem Zweckbewußtsein nicht schlechthin auf die Gesamtheit der eben erwähnten Produktionselemente (auf  $b, c, d, e$ ) übertragen, da wir solcherart den voraussichtlichen Wert des uns erst in der Zukunft disponiblen Produktes mit dem gegenwärtigen Werte der bezüglichen Produktionselemente identifizieren würden. Es ist vielmehr klar, daß diese letzteren für uns (in Rücksicht auf die Gegenwart) nur jenen Wert aufweisen werden, welchen ein erst in der Zukunft disponibles Gut von dem voraussichtlichen Werte von  $100 + y$  bereits in der Gegenwart für uns haben würde. Für ein wirtschaftendes Subjekt  $A$  hat z. B. ein Stück Tuch in der Gegenwart einen Wert von 100; dasselbe Subjekt hat auch Wolle, Farbstoffe, Arbeitsleistungen, Werkzeugsnutzungen usw. in seinem Besitze, durch welche es nach einem Produktionsprozesse von drei Monaten (mittelbar) über weitere Quantitäten von Tuch verfügt, welche für dasselbe einen voraussichtlichen Wert von 110, respektive von 90 per Stück haben. In diesem Falle wird der letztere Wert und nicht der Wert von 100 der maßgebende für den Wert der Gesamtheit der zur Produktion eines Stückes Tuch erforderlichen Güter höherer Ordnung sein. Es wäre indes falsch, würden wir annehmen, daß die komplementären, zur Erzeugung eines Stückes Tuch dienlichen Produktionsmittel schon in der Gegenwart für  $A$  einen Wert von 110, respektive 90 haben werden, indem  $A$  ja durch dieselben nicht über sofort, sondern erst in drei Monaten disponibles Gut verfügt, und die zur Hervorbringung eines Stückes Tuch nötigen Quantitäten von Wolle, Farbstoffen usw. werden deshalb für  $A$  in der Gegenwart auch nicht den voraussichtlichen Wert des in drei Monaten disponiblen Tuches, d. i. den Wert von 110, respektive

90, sondern nur einen solchen aufweisen, welchen ein erst nach drei Monaten disponibles Gut vom Werte gleich 110, respektive 90 schon in Rücksicht auf die Gegenwart für ihn hat.

Überall dort, wo der Wert der zur Hervorbringung eines Gutes erster Ordnung tauglichen Produktionselemente in ihrer Gesamtheit (der Wert der komplementären Güter höherer Ordnung) in Frage kommt, werden wir demnach ein Doppeltes zu untersuchen haben. Erstens: welches ist der voraussichtliche Wert des aus den bezüglichen Produktionselementen herzustellenden Produktes? Zweitens: welchen Wert hat das letztere bereits in Rücksicht auf die Gegenwart? Die erstere Frage findet ihre Lösung gemäß den allgemeinen Gesetzen, nach welchen das Maß der Güter erster Ordnung sich überhaupt regelt; der einzige Unterschied, welcher hier im Gegenhalte zu unseren bezüglichen Darlegungen (S. 146) zu beachten ist, liegt darin, daß es hier nicht präsente und demnach unmittelbar zu beobachtende, sondern lediglich voraussichtliche Faktoren der Wertbestimmung sind, welche in Betracht kommen. Was dagegen die zweite der obigen Fragen betrifft, so tritt uns mit derselben allerdings ein ebenso schwieriges als für jede nicht bloß die Oberfläche der Erscheinungen streifende Theorie der Volkswirtschaft im hohen Grade bedeutungsvolles Problem entgegen.

Die Frage, um deren Lösung es sich hier zunächst handelt, präzisiert sich dahin: Welchen Wert hat ein uns erst in der Zukunft disponibles Gut von bestimmtem voraussichtlichem Werte in der Gegenwart für uns? Die Bedeutung dieses Problems für die Lehre von den Kapitalzinsen, vom Unternehmengewinne, von der Amortisation, vom Kapitalwerte bestimmter Rentenbezüge usf. bedarf für den Sachkundigen wohl keines besonderen Hinweises.

Die Lösung des obigen Problems ergibt sich aus folgender Betrachtung. Wir haben dort, wo wir von der Produktivität des Kapitals sprachen (S. 100 f.), gesehen, daß die Verfügung über Quantitäten ökonomischer Güter innerhalb bestimmter Zeiträume oder mit einem einzigen Worte „Kapitalnutzungen“ (unter den an systematischer Stelle näher gekennzeichneten Voraussetzungen) wesentlich zur Verbesserung unserer wirtschaftlichen Lage im Gegenhalte zu der kapitallosen Wirtschaft beitragen. Kapitalnutzungen im obigen Sinne weisen solcherart, wo die uns verfügbaren Quantitäten derselben geringer sind als der Bedarf an denselben, für uns Wert auf gleich anderen Vermögensteilen.

Wer über bereits in der Gegenwart disponible ökonomische Güter (Vermögensbestandteile) verfügt, die er doch für die Deckung seines gegenwärtigen Bedarfes zu entbehren vermag und die ihm demnach je nach seiner Wahl auch für einen bestimmten oder unbestimmten künftigen Zeitpunkt verfügbar sind, befindet sich somit im Gegenhalte zu einem wirtschaftenden Subjekte, welches zwar über gleiche, jedoch nicht sofort, sondern erst in einem kommenden Zeitpunkte disponible Güter verfügt, in einer nicht unwesentlich verschiedenen ökonomischen Lage, welche, wofür wir die gemeinsamen Elemente der wirtschaftlichen Situation beider hier in Rede stehenden Personen eliminieren, sich in folgender Weise präzisieren läßt: Der erstere verfügt gleich dem letzteren über Güter, die ihm in der Zukunft verfügbar sind, der erstere aber zu-



gleich noch über eine Kapitalnutzung, d. i. über die Nutzung der in Rede stehenden Vermögensbestandteile von dem gegenwärtigen Zeitpunkte bis zu jenem, wo dieselben auch dem letzteren verfügbar sein werden.

Dem Werte der sofort disponiblen Güter muß demnach der Wert der in einem kommenden Zeitpunkte verfügbaren Vermögensbestandteile gleicher Art in der Gegenwart vermehrt um den Wert der Nutzung dieser letzteren Vermögensbestandteile von der Gegenwart bis zu dem in Rede stehenden Zeitpunkte gleichgesetzt werden. Nun repräsentieren uns die zur Hervorbringung eines Gutes niederer Ordnung verfügbaren Produktionselemente lediglich in der Zukunft verfügbare Güter und es ist der Wert derselben in der Gegenwart nicht an und für sich, sondern vermehrt um den Wert der Nutzung dieses Kapitals innerhalb jenes Zeitraumes, welchen der Produktionsprozeß erfordert, dem voraussichtlichen Werte des Produktes gleichzusetzen.

Fragt es sich z. B. um den gegenwärtigen Wert derjenigen Güter höherer Ordnung, durch welche wir über eine bestimmte Quantität von Getreide nach Ablauf eines Jahres verfügen werden, so wird der Wert des Samengetreides, der Bodenbenützung, der bezüglichen landwirtschaftlichen Arbeitsleistungen etc., das ist der zur Hervorbringung des obigen Getreides erforderlichen Güter höherer Ordnung in ihrer Gesamtheit, nach dem, was wir oben sagten, ohne Zweifel sein Maß in dem voraussichtlichen Werte dieses letzteren nach Ablauf eines Jahres finden, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß dieser voraussichtliche Wert des Getreides dem gegenwärtigen Werte der bezüglichen Güter höchster Ordnung vermehrt um den Wert der einjährigen Nutzung dieser Produktionselemente (des zur Produktion des Getreides nötigen Kapitals) gleichgesetzt wird, oder was das nämliche ist, der Wert dieser Nutzung zu dem Werte der komplementären Produktionsmittel hinzugerechnet wird.

Setzen wir, um zu einem exakten Ausdruck des oben Gesagten zu gelangen, den voraussichtlichen Wert des nach einem Jahre verfügbaren Produktes gleich 100, den Wert der Verfügung über die Quantität der bezüglichen ökonomischen Güter höherer Ordnung innerhalb eines Jahres (den Wert der Kapitalbenützung) gleich  $x$ , so ist klar, daß der Wert, welchen die Gesamtheit der komplementären, zur Hervorbringung des obigen Produktes erforderlichen Quantitäten von Gütern höherer Ordnung mit Ausschluß der in Rede stehenden Kapitalnutzung für das wirtschaftende Subjekt mit Rücksicht auf die Gegenwart hat, nicht gleich 100, sondern nur gleich  $100 - x$  ist.

Der Wert, welchen die Güter für die einzelnen wirtschaftenden Individuen haben, ist, wie bereits mehrfach erwähnt, die wichtigste Grundlage der Preisbildung. Wenn wir nun im Leben sehen, daß die Käufer von Gütern höherer Ordnung für die komplementären, zur Hervorbringung eines Gutes niederer Ordnung erforderlichen technischen Produktionsmittel niemals den ganzen voraussichtlichen Preis des ersten bezahlen, sondern stets nur solche Preise zu bewilligen in der Lage sind und ökonomischerweise tatsächlich bewilligen, welche in etwas tiefer stehen, als derselbe, also der Verkauf von Gütern höherer Ordnung eine

gewisse Ähnlichkeit mit dem Eskomptieren hat,\*) wobei der voraussichtliche Preis des Produktes die Grundlage der Berechnung bildet, so findet diese Erscheinung in dem obigen ihre volle Erklärung.\*\*)

Der Prozeß der Umgestaltung von Gütern höherer Ordnung in solche niederer Ordnung, beziehungsweise in Güter erster Ordnung, soll er anders ein ökonomischer sein, ist ferner unter allen Umständen dadurch bedingt, daß ein wirtschaftendes Subjekt denselben vorbereite und in ökonomischem Sinne leite, also die ökonomischen Berechnungen, von welchen wir oben sprachen, anstelle und die Güter höherer Ordnung, einschließlich der technischen Arbeitsleistungen, dem Prozesse tatsächlich zuführe oder zuführen lasse. Diese sogenannte U n t e r n e h m e r t ä t i g k e i t,\*\*\*) welche in den Anfängen der Kultur und auch später noch beim Kleingewerbe, beim Detailhandel, beim bäuerlichen Betriebe der Landwirtschaft usf. der Regel nach von demselben wirtschaftenden Subjekte entwickelt wird, welches auch durch seine technischen Arbeitsleistungen in den Produktionsprozeß eingreift, bei fortschreitender

---

\*) Wer über die zur Hervorbringung von Gütern niederer Ordnung erforderlichen Güter höherer Ordnung verfügt, verfügt dadurch nicht sofort und unmittelbar über die ersteren, sondern erst nach Ablauf eines durch die Natur des Produktionsprozesses bedingten bald längeren, bald kürzeren Zeitraumes. Will er nun für seine Güter höherer Ordnung sofort die entsprechenden Güter niederer Ordnung oder, was unter entwickelten Verkehrsverhältnissen dasselbe ist, die entsprechende Geldsumme austauschen, so befindet er sich allerdings in einer ähnlichen Lage wie derjenige, welcher eine Summe, die erst in einem kommenden Zeitpunkte (z. B. nach 6 Monaten) fällig ist, sofort disponibel machen will. Ist die Absicht des Besitzers von Gütern höherer Ordnung wohl darauf gerichtet, dieselben an eine dritte Person zu übertragen, begnügt er sich aber damit, daß ihm das Entgelt erst nach Beendigung des Produktionsprozesses geleistet werde, so entfällt naturgemäß dies „Eskomptieren“ und wir können denn auch in der Tat beobachten, daß der Preis von Gütern, welche auf Kredit gegeben werden (ganz abgesehen von der Gefahrprämie) um so höher ist, je ferner der vereinbarte Zahlungstermin ist.

In dem Obigen liegt aber auch zugleich die Erklärung der großen Förderung der produktiven Tätigkeit eines Volkes durch Kredit. In der weitaus größeren Mehrzahl von Fällen bestehen Kreditgeschäfte in der Hingabe von Gütern höherer Ordnung an diejenigen, welche dieselben zu den entsprechenden Gütern niederer Ordnung verarbeiten. Durch den Kredit wird die Produktion, oder doch der umfangreichere Betrieb, sehr oft erst ermöglicht und daher die verderbliche Stockung und Beschränkung der produktiven Tätigkeit eines Volkes, wenn der Kredit desselben plötzlich versiegt.

\*\*) Je länger der Zeitraum ist, welchen eine Produktion in Anspruch nimmt, um so höher ist allerdings unter sonst gleichen Umständen die Produktivität derselben, um so größer aber auch der Wert der Kapitalbenützung, so zwar, daß sich der Wert von Gütern höherer Ordnung, welche für Produktionen von sehr verschiedener Dauer in Gebrauch gezogen werden und uns je nach unserer Wahl Genußmittel von verschiedenem Wert in verschiedenen Zeiträumen sichern, mit Rücksicht auf die Gegenwart ins Gleichgewicht stellt.

\*\*\*) Es ist mehrfach die Frage aufgeworfen worden, welche Funktionen zur Unternehmertätigkeit gehören. Hier ist zunächst im Auge zu behalten, daß zu den Gütern höherer Ordnung, über welche ein Unternehmer zum Zweck einer bestimmten Produktion verfügt, nicht selten auch seine eigenen technischen Arbeitsleistungen gehören, die er in einem solchen Falle denn auch gleich jenen anderer Personen ihrer Bestimmung zuführt. Der Journaleigentümer ist demnach nicht selten zugleich Mitarbeiter seines Journals, der Gewerbeunternehmer zugleich Arbeiter. Unternehmer sind beide jedoch nicht durch ihre technische Mitwirkung beim Produktionsprozeß, sondern dadurch, daß sie Güter höherer Ordnung durch

Teilung der Arbeit und Vergrößerung der Unternehmungen jedoch nicht selten die volle Zeit des die Wirtschaft leitenden Subjektes in Anspruch nimmt, ist deshalb ein ebenso notwendiges Element der Gütererzeugung wie die technischen Arbeitsleistungen und hat den Charakter eines Gutes höherer Ordnung, und zwar, da dieselbe gleich den letzteren der Regel nach ein ökonomisches Gut ist, auch Wert. Überall dort, wo der Wert in Frage ist, welchen komplementäre Quantitäten von Gütern höherer Ordnung für uns mit Rücksicht auf die Gegenwart haben, ist demnach allerdings der voraussichtliche Wert des entsprechenden Produktes maßgebend für den Wert der Gesamtheit derselben, aber selbstverständlich doch nur unter der Voraussetzung, daß in dieser letzteren auch der Wert der Unternehmertätigkeit mit inbegriffen ist.

Fassen wir das hier Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß der Wert, welchen die Gesamtheit der zur Hervorbringung eines Gutes niederer, beziehungsweise erster Ordnung erforderlichen komplementären Quantitäten von Gütern höherer Ordnung (also die Gesamtheit von Rohstoffen, Hilfsstoffen, Arbeitsleistungen, Nutzungen von Grundstücken, Maschinen, Werkzeugen etc.) für uns mit Rücksicht auf die Gegenwart hat, sein genaues Maß in dem voraussichtlichen Wert des entsprechenden Produktes findet, die beiden eben erwähnten Größen einander indes nur dann gleichgestellt werden können, wenn zu den ersteren nicht bloß die zur technischen Produktion erforderlichen Güter höherer Ordnung, sondern auch der Wert der Kapitalnutzungen und der Unternehmertätigkeit gerechnet wird, welche zur Herstellung des in Rede stehenden Produktes erforderlich sind, und deshalb der Wert, welchen die technischen Elemente der Produktion an und für sich für den Produzenten mit Rücksicht auf die Gegenwart haben, nicht gleich dem ganzen voraussichtlichen Werte des Produktes ist, sondern sich ökonomischerweise stets derart regelt, daß zugleich eine

---

ihr wirtschaftliches Kalkül und schließlich durch einen Willensakt einem bestimmten Produktionszweck zuführen. Die Unternehmertätigkeit umfaßt a) die Information über die wirtschaftliche Sachlage, b) die sämtlichen Berechnungen, welche ein Produktionsprozeß, soll er anders ein ökonomischer sein, zu seiner Voraussetzung hat, oder mit anderen Worten das wirtschaftliche Kalkül, c) den Willensakt, durch welchen Güter höherer Ordnung (unter entwickelten Verhältnissen, wo der Regel nach jedes ökonomische Gut gegen andere umgesetzt werden kann, Güter überhaupt) einer bestimmten Produktion gewidmet werden, und endlich d) die Überwachung der möglichst ökonomischen Durchführung des Produktionsplanes. Die hier dargelegte Unternehmertätigkeit pflegt bei geringfügigen Unternehmungen nur einen sehr unbedeutenden Teil der Zeit des Unternehmers in Anspruch zu nehmen, während bei großen Unternehmungen nicht nur der Unternehmer selbst, sondern nicht selten auch noch einige Gehilfen von derselben voll auf in Anspruch genommen werden. Wie groß aber auch immer die Tätigkeit dieser letzteren sein mag, immer lassen sich in jener des Unternehmers die vier obigen Elemente beobachten, selbst dann noch, wenn dieselbe sich schließlich und endlich auf die Widmung von Vermögensteilen zu gewissen, nur der Gattung nach bestimmten Produktionszwecken, auf die Auswahl von Personen und die Kontrolle beschränkt (z. B. bei Aktiengesellschaften). Nicht einverstanden kann ich mich nach dem Gesagten mit Mangoldt erklären, welcher (Die Lehre vom Unternehmerrisiko 1855, S. 36 ff.) „die Übernahme der Gefahr“ bei einer Produktion als das Wesentliche an der Unternehmung bezeichnet, während die „Gefahr“ doch nur etwas Akzidentielles ist und der Verlust- die Gewinn-Chance gegenübersteht.



Marge für den Wert der Kapitalsbenützung und der Unternehmertätigkeit offen bleibt.

d) Über den Wert, welchen die einzelnen Güter höherer Ordnung für uns haben.

Wir haben gesehen, daß der Wert eines konkreten Gutes, beziehungsweise einer konkreten Güterquantität, für das wirtschaftende Subjekt, das darüber verfügt, gleich ist der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche das Subjekt entbehren müßte, sofern es über das betreffende Gut, beziehungsweise die betreffende Güterquantität, nicht zu verfügen vermöchte, und wir könnten ohne Schwierigkeit zu dem Schlusse gelangen, daß auch bei Gütern höherer Ordnung der Wert einer jeden Teilquantität derselben gleich der Bedeutung ist, welche jene Bedürfnisbefriedigungen für uns haben, deren Sicherstellung von unserer Verfügung über die in Rede stehende Quantität abhängt, wenn dieser Konsequenz nicht das Bedenken entgegenstände, daß ein Gut höherer Ordnung nicht für sich allein, sondern nur im Vereine mit andern (den komplementären) Gütern höherer Ordnung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse herangezogen werden kann und wir deshalb in der Befriedigung unserer Bedürfnisse in Wahrheit von der Verfügung über ein einzelnes konkretes Gut höherer Ordnung gar nicht abhängig sein können.

Wäre es nämlich richtig, wie es auf den ersten Blick allerdings den Anschein hat, daß wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse nur von komplementären Gütern höherer Ordnung abhängig sein können, so ist es klar, daß nur die Gesamtheit der zur Hervorbringung eines Gutes erster Ordnung erforderlichen (die komplementären) Güter höherer Ordnung, niemals aber ein einzelnes Gut dieser Art oder eine konkrete Quantität desselben Wert für uns erlangen könnte.

Es ist allerdings richtig, daß wir nur mittels komplementärer Quantitäten von Gütern höherer Ordnung über Quantitäten von Gütern niederer Ordnung verfügen, ebenso sicher ist es aber auch, daß nicht nur festbestimmte Quantitäten der einzelnen Güter höherer Ordnung miteinander im Produktionswege zu Gütern niederer Ordnung umgestaltet werden können, etwa in der Weise, wie dies bei chemischen Verbindungen zu beobachten ist, wo nur eine gewisse Anzahl von Gewichtseinheiten des einen Stoffes sich mit einer ebenso genau begrenzten Anzahl von Gewichtseinheiten anderer Stoffe zu einem bestimmten chemischen Produkte verbinden. Vielmehr lehrt uns die allgemeinste Erfahrung, daß quantitativ und qualitativ genau bestimmte Güter niederer Ordnung aus Gütern höherer Ordnung, welche in sehr verschiedenen Quantitätenverhältnissen zueinander stehen, hervorgebracht werden können, ja nicht selten einzelne komplementäre Güter höherer Ordnung, gänzlich entfallen können, ohne daß die übrigen komplementären Güter dadurch die Tauglichkeit zur Hervorbringung des bezüglichen Gutes niederer Ordnung einbüßen würden. Um Getreide zu erzeugen, kommen Bodennutzungen, Samenfrüchte, Arbeitsleistungen, Düngstoffe, Nutzungen von landwirtschaftlichen Geräten etc. zur Verwendung. Niemand

wird indes in Abrede stellen, daß eine bestimmte Quantität Getreide auch ohne Düngungsmittel und ohne die Anwendung eines Teiles der gebräuchlichen landwirtschaftlichen Geräte hervorgebracht werden kann, wofern man nur die übrigen zur Erzeugung des Getreides erforderlichen Güter höherer Ordnung in entsprechend größeren Quantitäten aufwendet.

Lehrt uns solcherart die Erfahrung, daß einzelne komplementäre Güter höherer Ordnung bei der Produktion von Gütern niederer Ordnung gänzlich wegfallen können, so können wir noch viel häufiger beobachten, daß nicht lediglich aus bestimmten Quantitäten der einzelnen Güter höherer Ordnung bestimmte Produkte hervorgebracht werden können, sondern vielmehr der Regel nach ein sehr weiter Spielraum besteht, innerhalb welches die Produktion sich bewegen kann und sich tatsächlich bewegt. Jedermann ist bekannt, daß selbst bei gleicher Qualität der Äcker eine bestimmte Quantität Getreide auf Grundstücken von sehr verschiedener Ausdehnung erzeugt werden kann, je nachdem man dieselben mehr oder minder intensiv bewirtschaftet, das ist, je nachdem eine größere oder geringere Quantität der übrigen komplementären Güter höherer Ordnung bei der Produktion verwendet wird. So läßt sich z. B. in der Landwirtschaft zumal eine schwächere Düngung durch Herbeiziehung einer größeren Quantität von Grundstücken, durch bessere Maschinen oder intensivere Anwendung von landwirtschaftlichen Arbeitsleistungen, so der teilweise Mangel an Arbeitskräften durch Anwendung von Düngstoffen und Maschinen und so die verminderte Quantität fast jedes einzelnen Gutes höherer Ordnung durch eine entsprechende Mehrverwendung der übrigen komplementären Güter ersetzen.

Aber selbst dort, wo die einzelnen Güter höherer Ordnung durch Quantitäten anderer komplementärer Güter nicht ersetzt werden können und durch eine Minderung der verfügbaren Quantität irgendeines einzelnen Gutes höherer Ordnung eine entsprechende Minderung des Produktes herbeigeführt wird (z. B. bei der Produktion mancher Chemikalien), werden durch den Mangel des einen Produktionsmittels die entsprechenden Quantitäten der übrigen Produktionsmittel doch nicht notwendigerweise wertlos, denn diese letzteren können der Regel nach zur Hervorbringung anderer Güter und somit in letzter Reihe zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, wenngleich auch der Regel nach minder wichtiger, verwendet werden, als dies der Fall sein würde, wenn die mangelnde Quantität des komplementären Gutes, das hier in Rede ist, verfügbar wäre.

Die zur Hervorbringung eines Gutes niederer Ordnung nötigen (komplementären) Güter höherer Ordnung werden demnach nicht dadurch sofort wertlos, daß ein einzelnes derselben unserer Verfügung entzogen wird, sondern der Rest derselben behauptet auch dann noch, wenngleich in gemindertem Maße Wert für uns oder mit anderen Worten: Von einer bestimmten Quantität eines einzelnen Gutes höherer Ordnung hängt nicht notwendig die Verfügung über eine entsprechende Quantität des Produktes ab, zu dessen Erzeugung jenes Gut dient, sondern lediglich eine Teilquantität dieses letzteren, nicht selten bloß die höhere Qualität des Produktes, und der Wert einer bestimmten Quantität eines einzelnen Gutes höherer Ordnung ist demnach auch nicht gleich

der Bedeutung der Bedürfnisbefriedigungen, welche von dem ganzen Produkte abhängen, zu dessen Hervorbringung es dient, sondern lediglich der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, für welche durch diejenige Teilquantität des Produktes vorgesorgt ist, um welche sich das letztere mindern würde, wofern wir über die in Rede stehende Quantität des Gutes höherer Ordnung nicht zu verfügen vermöchten; dort aber, wo nicht eine Minderung der Quantität, sondern lediglich eine solche der Qualität des Produktes die Folge einer Verminderung der verfügbaren Quantität eines einzelnen Gutes höherer Ordnung wäre, ist der Wert der Quantität eines einzelnen Gutes höherer Ordnung gleich der Differenz zwischen der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche mit dem höher, und jenen, welche mit dem niederen qualifizierten Produkte herbeigeführt werden können. In beiden Fällen sind nämlich nur Bedürfnisbefriedigungen von solcher Bedeutung von der Verfügung über die in Rede stehende Quantität eines einzelnen Gutes höherer Ordnung abhängig.

Aber selbst in dem Falle, daß durch die Minderung der verfügbaren Quantität eines einzelnen Gutes höherer Ordnung eine verhältnismäßige Minderung des Produktes überhaupt bedingt ist (z. B. bei manchen chemischen Produktionen), selbst in diesem Falle werden die übrigen Güter höherer Ordnung, für welche das eine komplementäre Element der Produktion nunmehr mangelt, doch nicht notwendigerweise völlig wertlos, indem dieselben zur Produktion anderer Güter niederer Ordnung und somit zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, wenngleich auch vielleicht etwas minder wichtiger, als dies sonst der Fall gewesen wäre, herangezogen werden können. Auch in diesem Falle ist demnach nicht der volle Wert des Produktes, welches durch den Mangel eines einzelnen Gutes höherer Ordnung uns entgehen würde, maßgebend für den Wert dieses letzteren, sondern lediglich die Differenz zwischen der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche sichergestellt sind, wofern wir über die Quantität des Gutes höherer Ordnung, dessen Wert in Frage ist, verfügen, und jener der Bedürfnisbefriedigungen, welche im entgegengesetzten Falle erfolgen würden.

Fassen wir die drei obigen Fälle zusammen, so ergibt sich als allgemeines Gesetz, daß der Wert eines konkreten Gutes höherer Ordnung gleich ist der Differenz zwischen der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche im Falle unserer Verfügung über dasselbe und jener, welche im entgegengesetzten Falle, bei jedesmaliger ökonomischer Verwendung der Gesamtheit der uns verfügbaren Güter höherer Ordnung, erfolgen würden.

Es entspricht aber das obige Gesetz genau dem allgemeinen Gesetze der Wertbestimmung (S. 118 ff.), denn die durch das obige Gesetz ausgedrückte Differenz kennzeichnet eben die Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche von unserer Verfügung über ein Gut höherer Ordnung im konkreten Falle abhängig sind.

Fassen wir dies Gesetz mit Rücksicht auf dasjenige ins Auge, was wir oben (S. 147 ff.) rücksichtlich des Wertes der zur Hervorbringung eines Gutes überhaupt erforderlichen komplementären Güter höherer Ordnung gesagt haben, so ergibt sich der weitere Grundsatz, daß der Wert



eines Gutes höherer Ordnung um so größer ist, je größer der voraussichtliche Wert des Produktes bei gleichem Werte der übrigen zur Hervorbringung desselben erforderlichen komplementären Güter, oder je niedriger der letztere bei gleichem voraussichtlichen Werte des Produktes ist.

e) Über das Verhältnis des Wertes zeitlich begrenzter Nutzungen von Gütern zu dem Werte dieser letzteren.

Wir haben dort, wo wir von den verschiedenen Arten der Gütersprachen, die Verbrauchsgüter von den Nutzungsgütern unterschieden und die letzteren als diejenigen Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bezeichnet, welche (im Gegensatz zu den ersten, die ihre Güterqualität überhaupt oder doch ihre spezifische Güterqualität durch die einmalige Heranziehung derselben zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse einbüßen) ihre Güterqualität trotz des einmaligen, ja der Regel nach trotz des wiederholten Gebrauches bewahren.

Bei allen Nutzungsgütern in dem eben gekennzeichneten Sinne des Wortes verdient nun ein Umstand Beachtung, welcher von geradezu maßgebender Bedeutung für die Theorie vom Werte und auch für jene vom Einkommen ist. Vom ökonomischen Standpunkte sind es, zu mindest zunächst und unmittelbar nicht die Nutzungsgüter selbst, sondern lediglich die zeitlich begrenzten Nutzungen derselben, welche wir zur Befriedigung unserer Bedürfnisse heranziehen und **v e r b r a u c h e n**. Bei der Tuchfabrikation **v e r b r a u c h e n** wir einerseits Wolle, Arbeitsleistungen und Hilfsstoffe verschiedener Art; wir **b e n ü t z e n** aber zugleich auch Gebäude, Grundstücke, Maschinen und Werkvorrichtungen innerhalb einer bestimmten Zeit. Wollten wir die sämtlichen bei der obigen Produktion verwendeten Güter unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte des **V e r b r a u c h e s** zusammenfassen, so könnte dies nur in der Weise geschehen, daß wir von dem Verbräuche der Rohstoffe, Arbeitsleistungen, Hilfsstoffe usf. selbst, aber nur von dem Verbräuche der zeitlich begrenzten Nutzungen der bezüglichen Gebäude, Grundstücke, Maschinen usf. sprechen würden.

Diese den Erscheinungen der Volkswirtschaft durchaus adäquate Betrachtungsweise ist für die tiefere Auffassung der Lehre vom Einkommen von großer Bedeutung; hier beschränken wir uns darauf, die Bedeutung des obigen Gesichtspunktes der Betrachtung, demzufolge uns die oben erwähnten zeitlich begrenzten Nutzungen als die unmittelbaren Objekte unseres Verbrauches, die Nutzungsgüter selbst dagegen lediglich als die Quelle derselben sich darstellen, für die Lehre vom Werte darzulegen.

Überall dort, wo der Wert von Gütern höherer Ordnung in Frage kommt, ist, wie wir sahen, der voraussichtliche Wert der Produkte, zu deren Hervorbringung die bezüglichen Güter bestimmt sind, das maßgebende Prinzip desselben: der Wert der zur Hervorbringung eines Gutes bestimmten Produktionselemente in ihrer Gesamtheit regelt sich nach dem voraussichtlichen Werte des Produktes. Es ist nun aber klar, daß sich das obige Gesetz wohl auf die vom Produktionsprozesse in Anspruch genommenen Verbrauchsgüter, aber zumindest zunächst und unmittel-

bar nicht auf die Nutzungsgüter selbst, sondern nur auf die Nutzungen dieser letzteren bezieht. Der voraussichtliche Wert des Tuches regelt den Wert der Roh- und Hilfsstoffe, der Arbeitsleistungen usf., welche zur Hervorbringung desselben bestimmt sind, er regelt auch den Wert der übrigen Produktionselemente, das ist der Maschinen, der Gebäude usf., welche zur Hervorbringung des Tuches nötig sind, aber zunächst und unmittelbar sind es nicht diese letzteren, sondern lediglich ihre zeitlich begrenzten Nutzungen, auf welche wir den Wert des obigen Produktes in unserem Zweckbewußtsein zu übertragen vermögen. Der voraussichtliche Wert des Tuches regelt den Wert der zu seiner Hervorbringung bestimmten Produktionselemente in ihrer Gesamtheit, wir übertragen denselben aber in unserem Zweckbewußtsein zunächst und unmittelbar auf die bei dieser Produktion konsumierten Verbrauchsgüter einschließlich der zeitlich begrenzten Nutzungen der sogenannten Nutzungsgüter, und der Wert dieser letzteren ist somit lediglich eine Konsequenz des Wertes der ersteren: der Wert der Nutzungen regelt den Wert der Nutzungsgüter, und es erlangen und behaupten diese letzteren demnach nur insofern Wert, als ihre Nutzungen einen solchen aufweisen.\*)

Wo immer wir somit nach dem Werte von Nutzungsgütern fragen, dort werden wir uns gegenwärtig halten müssen, daß derselbe lediglich in dem Werte der Nutzungen wurzelt und der Wert der Nutzungsgüter demnach in Wahrheit nichts anderes ist als der Wert der Gesamtheit ihrer Nutzungen. Der Wert eines Nutzungsgutes ist gleich dem Werte der Totalität seiner Nutzungen.

Damit ist die Frage nach dem Werte der Nutzungsgüter indes noch nicht gelöst, sondern bedarf noch einer kurzen Bemerkung. Die Nutzungen aller hier in Betracht kommenden Güter gelangen lediglich in der Zeit zur Erscheinung. Bei Nutzungsgütern, welche durch den Gebrauch in ihrer spezifischen Güterqualität nicht gemindert werden, erscheinen uns die Nutzungen als eine fortlaufende Kette von solchen, bei Nutzungsgütern, welche durch den Gebrauch abgenützt und schließlich zerstört werden, doch als eine sich über eine gewisse Zeitperiode ausdehnende Reihe von Nutzungen. In beiden Fällen sind uns demnach die bezüglichen Nutzungen, über welche wir durch den Stamm der Nutzungsgüter verfügen, weder sofort, noch gleichzeitig verfügbar. Fragt es sich nun um den Wert, welchen die bezüglichen Nutzungsgüter sofort für uns aufweisen, so ist es nötig, daß wir den voraussichtlichen Wert ihrer uns erst in kommenden, und zwar in verschiedenen Zeitperioden verfügbaren Nutzungen auf die Gegenwart zurückbeziehen, eine Operation, deren Wesen wir bereits oben in eingehender Weise dargestellt haben. Der Wert der Nutzungsgüter in einem bestimmten Zeitpunkt ist somit gleich dem auf diesen Zeitpunkt zurückbezogenen Werte der Totalität der

\*) Der Wert der Nutzungen eines Gutes ist somit nicht die Konsequenz des Wertes dieser letzteren, sondern umgekehrt die Ursache desselben, ein Grundsatz, welcher auf die Lehre vom Einkommen angewendet, dahin lautet, daß Nutzungsgüter (z. B. Grundstücke, Fabriken usf.) uns nicht deshalb Einkommen gewähren, weil sie Wert haben, sondern umgekehrt Wert haben, weil sie uns ein Einkommen gewähren, wie denn auch die Größe des Wertes aller Nutzungsgüter in der Größe des Einkommens, das sie uns gewähren, und nicht umgekehrt das letztere in der Größe des ersteren sein Maß findet.

Nutzungen, über welche wir durch jenes Gut verfügen. Je größer der Umfang der Nutzungen, welche ein Gut uns gewährt, je größer der voraussichtliche Wert der einzelnen Nutzungen, um so größer ist auch der Wert dieses Gutes selbst; wogegen der Wert eines Nutzungsgutes um so geringer ist, je höher der Wert der Kapitalnutzungen für die wirtschaftenden Menschen ist. Je höher nämlich dieser letztere, um so geringer überhaupt der Wert erst in der Zukunft verfügbarer Güter bereits in der Gegenwart, um so geringer insbesondere der auf die Gegenwart zurückbezogene Wert aller jener Nutzungen, über welche wir durch den Besitz von Nutzungsgütern doch nur in der Zukunft verfügen, oder mit anderen Worten: Je höher der Wert der Kapitalnutzungen, um so geringer unter sonst gleichen Umständen der gegenwärtige Wert der Nutzungsgüter selbst.

### § 5.

#### Über den Wert der Bodennutzungen, der Arbeitsleistungen und der Kapitalnutzungen insbesondere. \*)

Wir haben im vorangehenden die Grundsätze entwickelt, nach welchen sich der Wert der Güter überhaupt und jener der Güter erster Ordnung insbesondere regelt, und hierauf die Gesetze dargelegt, welche speziell den Wert der Güter höherer Ordnung bestimmen. Wenn wir nun an die Untersuchung jener Grundsätze schreiten, nach welchen sich der

---

\*) Der Umstand, daß der Preis der Bodennutzungen, der Arbeitsleistungen und der Kapitalnutzungen oder mit anderen Worten: Bodenrente, Arbeitslohn und Kapitalzins, wie wir in der Folge sehen werden, nicht ohne die größten Gewaltigkeiten auf Arbeitsquantitäten, beziehungsweise auf Produktionskosten zurückgeführt werden können, hat die Vertreter der diesbezüglichen Theorien in die Notwendigkeit versetzt, für die obigen drei Güterarten Prinzipien der Preisbildung aufzustellen, welche von den für die übrigen Güter geltenden Grundsätzen vollständig abweichen. Nun haben wir in dem Vorangehenden dargetan, daß alle Werterscheinungen, hinsichtlich welcher Güter sie auch immer zutage treten, derselben Natur sind, denselben Ursprung haben und der Wert auch rücksichtlich seines Maßes in allen Fällen nach den gleichen Prinzipien sich regelt. Da nun, wie wir in den beiden nächsten Kapiteln sehen werden, der Preis der Güter eine Folge ihres Wertes für die wirtschaftenden Menschen ist und auch die Größe des ersteren unter allen Umständen in jener des letzteren ihr maßgebendes Prinzip findet, so ist zugleich klar, daß auch die Bodenrente, der Arbeitslohn und der Kapitalzins sich nach den gleichen allgemeinen Grundsätzen regeln. In dem Obigen befassen wir uns indes lediglich mit dem Werte der Bodennutzungen, der Arbeitsnutzungen und der Kapitalnutzungen und können auf Grundlage der hier gewonnenen Resultate die Grundsätze aufstellen, nach welchen sich der Preis der obigen Güter regelt, wenn wir die Resultate der allgemeinen Theorie des Preises heranziehen.

Zu den seltsamsten wissenschaftlichen Streitfragen gehört jedenfalls auch die, ob die Bodenrente, beziehungsweise der Kapitalzins vom moralischen Standpunkt aus berechtigt oder „unmoralisch“ seien. Ich glaube nämlich, daß unsere Wissenschaft unter anderem wohl auch die Ursachen zu erforschen habe, warum und unter welchen Voraussetzungen die Bodennutzungen, beziehungsweise die Kapitalnutzungen für uns Güter sind, den ökonomischen Charakter aufweisen, Wert erlangen und endlich im Güterverkehr erscheinen, also für dieselben Quantitäten anderer ökonomischer Güter (Preise) erlangt werden können — die Frage nach dem rechtlichen oder moralischen Charakter dieser Tatsachen aber außerhalb der Sphäre unserer Wissenschaft liegt. Wo immer die Boden- und Kapitalnutzungen Preise haben, überall dort ist dies die Folge ihres Wertes; dieser letztere ist aber



Wert einzelner Arten von Gütern höherer Ordnung und der Kapitalnutzungen, der Bodennutzungen und der Arbeitsleistungen — soweit dieselben sich uns als Güter höherer Ordnung darstellen — insbesondere regelt, so geschieht dies nicht etwa, um nach Art unserer Vorgänger in der Bearbeitung der bezüglichen Lehren für jede einzelne Art der genannten Werterscheinungen besondere, von den allgemeinen oben dargelegten Grundsätzen und untereinander abweichende Theorien aufzustellen. Ein solches Vorgehen wäre durchaus unwissenschaftlich. Die Bodennutzungen, die Arbeitsleistungen und die Kapitalnutzungen sind je nach ihrer Bestimmung entweder Güter erster oder solche höherer Ordnung und sie fallen demnach unter die allgemeinen Wertgesetze, im letzteren Falle aber zugleich auch unter jene, welche wir rücksichtlich der Güter höherer Ordnung entwickelt haben. Ein System, welches für jede einzelne Art der obigen Erscheinungen besonderer, mit den allgemeinen Grundsätzen und untereinander nicht in Einklang zu bringender Werttheorien bedürfte, würde schon dadurch seine Unzulänglichkeit im vollsten Maße bekunden.

Die Aufstellung spezieller Theorien für den Wert der Boden- und der Kapitalnutzungen, der Arbeitsleistungen und etwaiger sonstiger Arten wirtschaftlicher Güter kann demnach nur einen demonstrativen Zweck haben, ihre Aufgabe kann nur darin bestehen, zu zeigen, daß die allgemeinen Wertgesetze auch auf die obigen speziellen Erscheinungen ihre ungetrübte Anwendung finden; nur dies und die besondere Form, welche die bezüglichen Gesetze infolge der speziellen Natur der gedachten Erscheinungen etwa gewinnen, kann der Gegenstand spezieller Werttheorien sein.

Die G r u n d s t ü c k e haben keine exzeptionelle Stellung im Kreise der übrigen Güter. Werden dieselben zu Genußzwecken verwendet (als Lustgärten, Rennbahnen etc.), so sind sie Güter erster, werden sie zur Hervorbringung anderer Güter benützt, Güter höherer Ordnung, gleich vielen anderen. Wo immer es sich deshalb um die Bestimmung ihres Wertes oder jenes der Bodennutzungen handelt, sind sie den Gesetzen der Wertbestimmung überhaupt und, wofern sie den Charakter von Gütern höherer Ordnung haben, insbesondere auch jenen unterworfen, welche wir soeben bezüglich der Güter höherer Ordnung entwickelt haben.

Eine verbreitete Schule von Volkswirten hat nun zwar ganz richtig erkannt, daß der Wert von Grund und Boden sich füglich nicht auf Arbeit

nichts Willkürliches, sondern die notwendige Konsequenz ihres ökonomischen Charakters; die Preise der obigen Güter (die Bodenrente und der Kapitalzins) sind demnach das notwendige Produkt der ökonomischen Sachlage, unter welcher sie entstehen, und dieselben werden um so sicherer entrichtet, je ausgebildeter der Rechtszustand eines Volkes und je geläuterter dessen öffentliche Moral ist. Wohl mag es für den Menschenfreund betrübend erscheinen, daß die Verfügung über ein Grundstück oder ein Kapital innerhalb eines bestimmten Zeitraumes dem Besitzer nicht selten ein höheres Einkommen gewährt als die angestrengteste Tätigkeit dem Arbeiter innerhalb desselben Zeitraumes. Der Grund hievon ist indes kein unmoralischer, sondern liegt darin, daß in den obigen Fällen eben von der Nutzung jenes Grundstückes, beziehungsweise jenes Kapitals die Befriedigung wichtigerer menschlicher Bedürfnisse abhängig ist als von den in Rede stehenden Arbeitsleistungen.

oder auf Kapitalsaufwendungen zurückführen lasse, aber daraus die Berechtigung hergeleitet, den Grundstücken eine exzeptionelle Stellung im Bereiche der Güter einzuräumen. Der methodische Mißgriff, welcher in diesem Vorgehen liegt, ist indes leicht ersichtlich. Daß eine große und wichtige Gruppe von Erscheinungen sich unter die allgemeinen Gesetze einer Wissenschaft, welche sich mit denselben befaßt, nicht einordnen läßt, ist ein deutlicher Beweis für die Reformbedürftigkeit dieser letzteren, nicht aber ein Grund, der zu dem bedenklichsten methodischen Hilfsmittel berechtigen würde, zu der Absonderung einer Gruppe von Erscheinungen von den übrigen, ihrer allgemeinen Natur nach völlig gleichartigen Objekten der Beobachtung und zur Aufstellung besonderer höchster Prinzipien für jede der beiden Gruppen.

Diese Erkenntnis hat denn auch zu mannigfachen Versuchen geführt, die Bodennutzungen und die Grundstücke, gleich allen anderen Gütern, in den Rahmen der volkswirtschaftlichen Systeme einzuordnen und den herrschenden Prinzipien gemäß ihren Wert, beziehungsweise die Preise, welche für dieselben erzielt werden können, auf menschliche Arbeit oder auf Kapitalsaufwendungen zurückzuführen.\*)

Die Gewaltsamkeiten, zu welchen dieser Versuch bei den Gütern im allgemeinen und bei den Grundstücken insbesondere führen muß, sind indes offenliegend. Ob ein Grundstück mit dem größten Aufwande menschlicher Arbeit dem Meere abgerungen oder ohne jede Arbeit angeschwemmt, ob dasselbe ursprünglich mit Urwald bewachsen und mit Steinen übersät und erst in der Folge mit großer Anstrengung und ökonomischen Opfern gerodet, gereinigt und mit fruchtbaren Erden bedeckt wurde oder aber von vorneherein waldfrei und fruchtbar war, ist für die Beurteilung seiner natürlichen Fruchtbarkeit, auch wohl für die Frage von Interesse, ob die Verwendungen von ökonomischen Gütern auf dies Grundstück (die Ameliorierungen) zweckmäßig und ökonomisch waren, nicht aber dort, wo es sich um die allgemeinen wirtschaftlichen Beziehungen desselben und insbesondere um seinen Wert, also um die Bedeutung handelt, welche Güter für uns lediglich mit Rücksicht auf die der Zukunft angehörigen Bedürfnisbefriedigungen \*\*) erlangen.

---

\*) Canard: *Principes d'écon. polit.*, 1801, S. 5 ff.; Carey: *Principles of Soc. Sc.* XLII, § 1; Bastiat: *Harmonies écon.*, Chap. 9; Max Wirth: *Grundzüge der Nationalökonomie*, 1861, S. 347 ff.; Rösler: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, 1864, § 100.

\*\*) Aus dem Obigen ergibt sich zugleich, daß wir überall dort, wo wir von Bodennutzungen sprechen, darunter die zeitlich gemessenen Nutzungen von Grundstücken verstehen, wie sie in der Wirtschaft der Menschen tatsächlich vorkommen, und nicht die Benützung „ursprünglicher Kräfte“, denn nur die ersteren sind Gegenstände der menschlichen Wirtschaft, die letzteren im konkreten Falle lediglich Gegenstand einer zumeist noch sehr aussichtslosen historischen Untersuchung und für die wirtschaftenden Menschen irrelevant. Ob der Boden, den ein Landwirt für ein Jahr oder für eine Reihe von Jahren pachtet, seine Fruchtbarkeit aus Kapitalkaufwendungen aller Art herleitet oder von vorneherein fruchtbar war, kümmert diesen wenig und hat keinen Einfluß auf den Preis, den er für die Bodenbenützung bezahlt, und auch der Käufer eines Grundstückes bringt bei seinem Kalkül wohl die „Zukunft“, nicht aber die „Vergangenheit“ des Grundstückes in Rechnung.

Sind solcherart die Versuche, den Wert der Bodennutzungen, beziehungsweise der Grundstücke selbst, auf Arbeits- oder Kapitalaufwendungen zurückzuführen, lediglich als ein Ausfluß des Bestrebens zu betrachten, die herrschende Grundrententheorie, also einen Teil unserer Wissenschaft, welcher verhältnismäßig noch am wenigsten im Widerspruche mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens steht, den gangbaren Irrtümern in den höchsten Prinzipien unserer Wissenschaft konform zu gestalten, so muß gegen dieselbe, zumal in jener Form, in welcher Ricardo \*) sie ausgesprochen hat, doch der Vorwurf erhoben werden, daß durch sie nicht das Prinzip des Wertes, welchen Bodennutzungen für die wirtschaftenden Menschen haben,\*\*) sondern lediglich ein vereinzelt Moment seiner Verschiedenheit ans Licht gebracht und dasselbe irrthümlicherweise zum Prinzip erhoben wird.

Die verschiedene Beschaffenheit und Lage der Grundstücke ist unzweifelhaft eine der wichtigsten Ursachen der Verschiedenheit des Wertes der Bodennutzungen und der Grundstücke selbst, es sind aber außer ihr noch andere Ursachen der Verschiedenheit des Wertes dieser Güter vorhanden. Sie ist demnach nicht einmal das maßgebende Prinzip dieser letzteren, noch viel weniger aber das Prinzip des Wertes der Bodennutzungen und der Grundstücke überhaupt. Wären alle Grundstücke von gleicher Beschaffenheit und gleich günstiger Lage, so würden sie nach Ricardo gar keine Rente abwerfen können, während doch nichts sicherer ist, als daß in solch einem Falle wohl ein einzelnes Moment der Verschiedenheit der Rente, welche die Grundstücke abwerfen, aber weder die Gesamtheit dieser letzteren, noch aber auch die Rente selbst entfallen müßte. Andererseits ist nicht minder klar, daß in einem Lande, wo großer Mangel an Boden besteht, auch die ungünstigst gelegenen und qualifizierten Grundstücke eine Rente abwerfen würden, ohne daß dieselbe in der Theorie Ricardos ihre Erklärung finden könnte.

Die Grundstücke und Bodennutzungen in ihrer konkreten Erscheinungsform sind Objekte unserer Wertschätzung gleich allen anderen Gütern; auch sie erlangen nur insofern Wert, als wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse von der Verfügung über dieselben abhängig sind, und die maßgebenden Faktoren ihres Wertes sind keine anderen als jene, welche wir oben (S. 118 ff. u. S. 137 ff.) rücksichtlich der Güter überhaupt kennen gelernt haben.\*\*\*) Auch das tiefere Verständnis der Verschiedenheit ihres Wertes ist deshalb nur auf dem Wege erreichbar, daß

\*) Ricardo: Principles of P. E., Chap. 2 und 33.

\*\*) Vgl. Rodbertus: Soziale Briefe an v. Kirchmann, 3. Br., 1851, S. 9 ff.

\*\*\*) Wenn Rodbertus (Soziale Briefe an v. Kirchmann, 3. Brief, S. 41 ff.) zum Schlusse gelangt, daß die Kapitalbesitzer und Grundeigentümer infolge unserer sozialen Einrichtungen in der Lage sind, den Arbeitern einen Teil des Arbeitsproduktes zu entziehen und solcherart ohne zu arbeiten „mitleben“ können, so beruht dies auf der irrigen Voraussetzung, daß das ganze Ergebnis eines Produktionsprozesses als Arbeitsprodukt zu betrachten sei. Die Arbeitsleistungen sind lediglich ein Element des obigen Prozesses und auch nicht in höherem Maße ökonomische Güter als die übrigen Elemente der Produktion und insbesondere die Boden- und Kapitalnutzungen. Die Kapital- und Grundbesitzer leben demnach auch nicht von dem, was sie den Arbeitern entziehen, sondern von ihren Kapital- und Bodennutzungen, welche für Individuum und Gesellschaft ebensoviel Wert haben als die Arbeitsleistungen.



wir die Bodennutzungen und die Grundstücke selbst unter den allgemeinen Gesichtspunkten unserer Wissenschaft und, soweit sie Güter höherer Ordnung sind, zumal auch in ihren Beziehungen zu den entsprechenden Gütern niederer Ordnung und insbesondere zu den komplementären Gütern ins Auge fassen.

Wir sind oben zu dem Resultate gelangt, daß die Gesamtheit der zur Hervorbringung eines Gutes erforderlichen Güter höherer Ordnung (die Kapitalnutzung und die Unternehmertätigkeit mit inbegriffen) das Maß ihres Wertes in dem voraussichtlichen Werte des Produktes findet. Wo immer Bodennutzungen zur Hervorbringung von Gütern niederer Ordnung herangezogen werden, finden demnach auch sie im Vereine mit den übrigen komplementären Gütern das Maß des Wertes in dem voraussichtlichen Werte des Gutes niederer, beziehungsweise erster Ordnung, zu dessen Hervorbringung sie bestimmt sind, und je nachdem dieser letztere größer oder geringer ist, bestimmt sich auch unter sonst gleichen Verhältnissen der höhere oder geringere Wert derselben. Was aber den Wert betrifft, welchen konkrete Bodennutzungen, beziehungsweise konkrete Grundstücke an und für sich für die wirtschaftenden Menschen haben, so regelt sich derselbe ebensowohl, wie jener aller anderen Güter höherer Ordnung, nach dem Grundsatz, daß der Wert eines Gutes höherer Ordnung um so größer ist, je größer der voraussichtliche Wert des Produktes und je geringer unter sonst gleichen Verhältnissen der Wert der komplementären Güter höherer Ordnung ist.\*)

Die Bodennutzungen stehen demnach rücksichtlich ihres Wertes unter keinen anderen allgemeinen Gesetzen als z. B. die Nutzungen von Maschinen, Werkzeugen, Wohnhäusern, Fabriken, ja als alle übrigen ökonomischen Güter, welcher Art sie auch immer sein mögen.

Damit sollen die besonderen Eigentümlichkeiten, welche die Bodennutzungen, beziehungsweise die Grundstücke, gleichwie viele andere Güterarten aufweisen, durchaus nicht negiert werden. Die in Rede stehenden Güter sind einem Volke der Regel nach nur in bestimmten, nicht leicht vermehrbaren Quantitäten verfügbar, dieselben sind unbeweglich und von außerordentlich verschiedener Qualität. Auf diese drei Ursachen können alle Eigentümlichkeiten der Werterscheinungen, wie wir sie bei Bodennutzungen und Grundstücken zu beobachten vermögen, zurückgeführt werden. Es sind dies aber insgesamt solche Eigentümlichkeiten, welche sich lediglich auf die den wirtschaftenden Menschen überhaupt und den Bewohnern bestimmter Territorien insbesondere verfügbaren Quantitäten und auf die Qualität derselben beziehen, demnach Momente

---

\*) Der Wert der Grundstücke richtet sich nach dem voraussichtlichen Werte der Bodennutzungen, nicht umgekehrt dieser letztere nach dem ersteren. Der Wert der Grundstücke ist nichts anderes als der voraussichtliche Wert der Gesamtheit der Bodennutzungen, zurückbezogen auf die Gegenwart. Je höher der voraussichtliche Wert der Bodennutzungen und je geringer der Wert der Kapitalnutzungen, um so höher somit der Wert der Grundstücke. Wir werden in der Folge sehen, daß der Wert der Güter die Grundlage der Preise derselben ist. Wenn in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges eines Volkes regelmäßig die Erscheinung zutage tritt, daß der Preis der Grundstücke in rascher Progression wächst, so hat dies seinen Grund einerseits in dem Steigen der Bodenrente und anderseits in dem Sinken des Zinsfußes.

der Wertbestimmung, welche nicht nur den Wert der Bodennutzungen und Grundstücke, sondern, wie wir sahen, jenen aller Güter beeinflussen, und die bezüglichen Werterscheinungen haben deshalb keinen exzeptionellen Charakter.

Der Umstand, daß auch der Preis der *Arbeitsleistungen* \*) sich, gleichwie jener der Bodennutzungen, nicht ohne die größten Gewalt-samkeiten auf den Preis der Produktionskosten derselben zurückführen läßt, hat rücksichtlich dieser Kategorie von Preiserscheinungen gleichfalls zur Aufstellung besonderer Grundsätze geführt. Die gemeinste Arbeit, wird gesagt, müsse den Arbeiter samt Familie ernähren, sonst könnte sie der Gesellschaft nicht dauernd geleistet werden; die Arbeit könnte aber dem Arbeiter auch nicht viel mehr bieten als die Subsistenzmittel, sonst würde eine Vermehrung der Arbeiter eintreten, welche den Preis ihrer Arbeitsleistungen wieder auf das obige Niveau herabdrücken würde. Das Subsistenzminimum im obigen Sinne sei deshalb das Prinzip, nach welchem sich der Preis der gemeinsten Arbeiten regle, während der höhere Preis der übrigen Arbeitsleistungen auf Kapitalsanlagen, beziehungsweise auf Talentrenten u. dgl. m. zurückgeführt werden müsse.

Nun lehrt uns aber die Erfahrung, daß es konkrete Arbeitsleistungen gibt, welche für die wirtschaftenden Menschen völlig nutzlos, ja schädlich, also keine Güter sind, andere, welche trotz ihrer Güterqualität doch keinen ökonomischen Charakter und keinen Wert aufweisen und somit gleichwie die ersteren (wie wir in der Folge sehen werden) gar keinen Preis haben können. Hiezu gehören alle Arbeitsleistungen, welche aus irgendwelchen Gründen der Gesellschaft in so großen Quantitäten ver-

---

\*) Eine besondere Eigentümlichkeit der Arbeitsleistungen, welche auch auf die bezüglichen Werterscheinungen einwirkt, besteht darin, daß ein Teil derselben für den Arbeiter mit unangenehmen Empfindungen verbunden ist und demnach nicht leicht anders als gegen ökonomische Vorteile, welche demselben aus seiner Tätigkeit entstehen, wirksam wird. Arbeiten dieser Art können deshalb für die Gesellschaft nicht leicht den nichtökonomischen Charakter erlangen. Indes wird der Wert, welchen die Untätigkeit im allgemeinen für den Arbeiter hat, der Regel nach denn doch stark überschätzt. Die Beschäftigungen der weitaus größeren Mehrzahl der Menschen gewähren ihnen Freude, sind für dieselben eine wahre Bedürfnisbefriedigung und würden, wenn auch in geringerem Maße oder in modifizierter Weise, auch dann ausgeübt werden, wenn die Menschen durch die Not zur Entfaltung ihrer Kräfte nicht gezwungen würden. Die Betätigung seiner Kraft ist für jeden wohlorganisierten Menschen Bedürfnis und wenn nichtsdestoweniger nur wenige Personen ohne Aussicht auf wirtschaftliche Vorteile arbeiten, so liegt der Grund hievon nicht so sehr in der Unannehmlichkeit der Arbeit im großen und ganzen, als vielmehr darin, daß Gelegenheit genug zu lohnenden Arbeiten vorhanden ist. — Zu den Arbeitsleistungen ist entschieden auch die *Unternehmertätigkeit* zu rechnen. Auch sie ist der Regel nach ein ökonomisches Gut und hat als solches Wert für die wirtschaftenden Menschen. Die Eigentümlichkeiten dieser Kategorie von Arbeitsleistungen sind doppelter Art: a) Dieselben sind ihrer Natur nach keine Waren (nicht zum Austausch bestimmt) und es kommt demnach keine Preisbildung bei denselben zur Erscheinung; b) dieselben haben die Verfügung über Kapitalnutzungen zur notwendigen Voraussetzung, indem sie sonst nicht wirksam werden können. Dieser letztere Umstand beschränkt die einem Volke verfügbare Unternehmertätigkeit im allgemeinen und insbesondere jene, welche nur unter der Voraussetzung wirksam werden kann, daß den bezüglichen wirtschaftenden Individuen Nutzungen großer Kapitalien verfügbar sind, auf verhältnismäßig sehr geringe Quantitäten. Der Kredit vermehrt, Rechtsunsicherheit vermindert dieselben.

füßbar sind, daß sie den nichtökonomischen Charakter erlangen, z. B. die mit manchen unbesoldeten Ämtern verbundenen Arbeitsleistungen etc. Die Arbeitsleistungen sind demnach nicht an und für sich und unter allen Umständen Güter oder gar ökonomische Güter, sie haben nicht notwendigerweise Wert und es läßt sich deshalb nicht für jede Arbeitsleistung ein Preis überhaupt, am wenigsten aber ein bestimmter Preis erzielen.

Die Erfahrung lehrt uns denn auch, daß viele Arbeitsleistungen von dem Arbeiter nicht einmal gegen die notdürftigsten Subsistenzmittel ausgetauscht werden können, während für andere Arbeitsleistungen die zehn-, zwanzig- und selbst hundertfache Quantität der zur Subsistenz eines Menschen erforderlichen Güter leicht zu erlangen ist. Wo immer jedoch die Arbeitsleistungen eines Menschen tatsächlich gegen die Subsistenzmittel desselben ausgetauscht werden, ist dies doch bloß die Folge des Umstandes, daß dieselben nach den allgemeinen Grundsätzen der Preisbildung eben nur gegen einen solchen Preis und keinen anderen ausgetauscht werden konnten. Die Subsistenzmittel des Arbeiters, beziehungsweise die Subsistenzminima können demnach weder die unmittelbare Ursache, noch auch das maßgebende Prinzip des Preises der Arbeitsleistungen sein.

In Wahrheit regelt sich denn auch der Preis konkreter Arbeitsleistungen, wie wir sehen werden, gleich jenem aller anderen Güter nach ihrem Werte. Dieser letztere aber regelt sich, wie oben dargelegt wurde, nach der Größe der Bedeutung jener Bedürfnisbefriedigungen, welche wir entbehren müßten, wofern wir über die betreffenden Arbeitsleistungen nicht zu verfügen vermöchten; wofern diese letztern aber Güter höherer Ordnung sind, zunächst und unmittelbar nach dem Grundsätze, daß Güter höherer Ordnung einen um so größeren Wert für die wirtschaftenden Menschen haben, je größer der voraussichtliche Wert des Produktes bei gleichem Werte der komplementären Güter höherer Ordnung, beziehungsweise je niedriger der Wert dieser letzteren ist.

Die Unzulänglichkeit der Theorie, wonach der Preis der Güter durch jenen der Güter höherer Ordnung erklärt wird, welche zur Hervorbringung derselben dienen, mußte sich naturgemäß auch überall dort geltend machen, wo der Preis von Kapitalnutzungen in Frage kam. Wir haben die letzten Ursachen des ökonomischen Charakters, beziehungsweise des Wertes der Güter dieser Art bereits oben eines weiteren dargelegt, und auch auf die Irrtümlichkeit jener Theorie hingewiesen, welche den Preis der Kapitalnutzungen als eine Entschädigung der Enthaltsamkeit des Kapitalbesitzers hinstellt. In Wahrheit ist der Preis, welcher für Kapitalnutzungen erlangt werden kann, wie wir sehen werden, nicht minder eine Folge ihres ökonomischen Charakters und ihres Wertes, als wie jener aller übrigen Güter, das maßgebende Prinzip ihres Wertes aber wiederum kein anderes als jenes der Güter überhaupt.\*)

\*) Eine besondere Eigentümlichkeit trifft bei der Preisbildung der Kapitalnutzungen insofern zutage, als dieselben in den meisten Fällen nicht veräußert werden können, ohne daß die betreffenden Kapitalien selbst in das Eigentum der Ersterer der Kapitalnutzungen übergeben werden, ein Umstand, welcher eine Gefahr für den Kapitalbesitzer in sich schließt, für welche derselbe durch eine Prämie entschädigt werden muß.



## Sechstes Kapitel.

### Die Lehre vom Tausche.

#### § 1.

#### Über die Grundlagen des ökonomischen Austausches von Gütern.

„Ob der Hang der Menschen, zu tauschen, zu handeln und eine Sache gegen eine andere hinzugeben, eines von den ursprünglichen Prinzipien der menschlichen Natur, oder ob derselbe — was als wahrscheinlicher angesehen werden müsse — die notwendige Folge der Vernunft und des Sprachvermögens der Menschen sei“, oder welche Ursachen sonst die Menschen zum Austausche ihrer Güter führen, diese Frage hat Adam Smith unbeantwortet gelassen. Sicher erscheint dem ausgezeichneten Denker, von dem hier die Rede ist, nur so viel, daß der Hang zum Tausche allen Menschen gemein ist und bei keiner Tiergattung sich vorfindet.\*)

Setzen wir nun, um zunächst das obige Problem vollkommen klarzustellen, den Fall, zwei benachbarte Landleute hätten nach einer günstigen Ernte einen großen Überfluß an Gerste derselben Art und es würde dem tatsächlichen Austausche von Quantitäten derselben kein Hindernis entgegenstehen. In diesem Falle könnten die beiden Landleute sich dem „Hange zum Tausche“ in unbeschränkter Weise hingeben und Quantitäten des obigen Gutes in beliebiger Weise gegen einander austauschen. Und doch ist für jeden auf den ersten Blick klar, daß die beiden in Rede stehenden Subjekte sich in dem obigen Falle vernünftigerweise des Tausches enthalten werden, falls sie einen solchen aber dennoch vornehmen würden, geradezu als unsinnig erscheinen müßten. Es würde ein solches Vorgehen eben gegen die aus der gemeinsten Erfahrung geschöpften Grundsätze der Wirtschaftlichkeit verstoßen.

Setzen wir nun aber den Fall, daß ein Jäger einen großen Überfluß an Tierfellen, also an Stoffen zur Bekleidung, aber nur einen sehr geringen Vorrat an Nahrungsmitteln besäße, so zwar, daß für sein Bedürfnis nach Bekleidung vollauf, für sein Nahrungsbedürfnis aber nur in sehr mangelhafter Weise vorgesorgt wäre, während bei einem ihm benachbarten Ackersmanne gerade das umgekehrte Verhältnis obwalten würde, und nehmen wir weiter an, daß auch dem Vollzuge eines Aus-

---

\*) Wealth of Nations B. I, Ch. 2, Basil 1801, p. 20.

tausches von Bekleidungsstoffen des Ackerbauers gegen Nahrungsmittel des Jägers keinerlei Hindernis entgegenstünde. In diesem Falle könnten die beiden hier in Rede stehenden Personen sich somit dem Hange zum Tausche in der obigen Richtung anstandslos hingeben — und doch ist auch in diesem Falle auf den ersten Blick ersichtlich, daß der besagte Austausch von Gütern vernünftigerweise nicht stattfinden wird. Würde nämlich der Jäger seinen geringen Vorrat von Nahrungsmitteln gegen den ebenso geringfügigen Vorrat des Ackerbauers an Tierfellen umtauschen, so würde der Überfluß des Jägers an Bekleidungsstoffen und zugleich der Überfluß des Ackerbauers an Nahrungsmitteln zwar noch in etwas größer werden als vor dem Tausche; für die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses des Jägers und für die Befriedigung des Bedürfnisses des Landmannes nach Kleidung dann aber gar nicht vorgesorgt sein und die wirtschaftliche Lage jedes der beiden Tauschenden sich somit entschieden verschlechtert haben. Die beiden obigen Personen würden in unserem Falle somit „ihrem Hange zu tauschen“ in der obigen Richtung nicht nur nicht Folge leisten; vielmehr ist nichts sicherer, als daß sowohl der Jäger als auch der Landwirt sich gegen solch einen Tausch, durch welchen ihre Wohlfahrt entschieden beeinträchtigt, vielleicht gar ihr Leben in Gefahr gesetzt würde, auf das entschiedenste sträuben würden und wäre er dennoch erfolgt, nichts eiligeres zu tun hätten, als denselben wieder rückgängig zu machen.

Andererseits kann für niemanden ein Zweifel darüber bestehen, daß in dem von uns eben angeführten Falle ein Austausch von Nahrungsmitteln des Landmannes gegen Pelzwerk des Jägers allerdings stattzufinden vermöchte, ohne mit den schon aus der gemeinen Erfahrung geschöpften Grundsätzen der Wirtschaftlichkeit in Widerspruch zu geraten.

Die allenthalben uns entgegentretende Erscheinung, daß die Menschen Güter gegen Güter austauschen, muß demnach in einem anderen Grunde wurzeln als in eine gewissen Neigung,\*) einem Triebe der Menschen zum Tausche; bestünde nämlich ein solcher und wäre somit der Tausch selbst als Befriedigung dieses Triebes eine Lust, ein Selbstzweck und nicht vielmehr der Regel nach eine mühselige, mit Gefahren und ökonomischen Opfern verbundene Tätigkeit, so wäre in der Tat nicht abzusehen, warum die Menschen nicht auch in den beiden erstangeführten Fällen, ja in jedem Falle, wo sich ihnen die physische Möglichkeit hiezu bietet, tauschen und den Tausch bis ins Unbegrenzte fortsetzen würden, während wir doch im Leben überall zu beobachten vermögen, daß die wirtschaftenden Menschen sich jeden Tausch vorher wohl überlegen und schließlich für jeden gegebenen Zeitpunkt eine Grenze eintritt, über welche hinaus zwei Individuen nicht weiter tauschen.

Bietet nun aber die Annahme eines gewissen in der menschlichen Natur gelegenen Triebes, eines Hanges zum Tausche keine genügende Erklärung für die Erscheinung des Güterverkehrs, so muß es unsere nächste Aufgabe sein, jenes Prinzip festzustellen, welches die Menschen zum Tausche führt, d. i. Wesen und Ursprung dieses letztern zu erforschen.

\*) Ebend. B. I, Ch. 2, Basil 1801, p. 22.

Denken wir uns, um mit dem einfachsten Falle zu beginnen, zwei Landleute A und B, von welchen jeder bisher eine isolierte Wirtschaft führte und von denen der erstere nach einer außergewöhnlich reichen Ernte soviel Getreide besäße, daß er nach einer noch so reichlichen Vorsorge für die Befriedigung aller Bedürfnisse einen gewissen Teil davon für sich und sein Hauswesen nicht mehr zu verwenden vermöchte. Der zweite Landwirt B, ein Nachbar des ersten, hätte wiederum, wie wir annehmen wollen, eine so gute Weinernte gehabt, daß er aus Mangel an Gefäßen und weil sein Keller ohnehin noch von früheren Jahrgängen her gefüllt ist, schon nahe daran wäre, einen Teil der neuen Ernte dem Verderben preiszugeben. Diesem Überflusse auf der einen Seite könnte der größte Mangel auf der andern Seite gegenüberstehen. Setzen wir den Fall, der Landmann, der einen Überfluß an Getreide hat, müßte den Genuß des Weines vollständig entbehren, weil er überhaupt keine Weinberge besitzt, und der zweite Landwirt, von dessen Überfluß an Wein wir hörten, litte Mangel an Nahrungsmitteln. Während demnach der erste Landwirt viele Metzen Korn auf seinen Äckern verderben lassen kann, ohne dadurch der Befriedigung seines Nahrungsbedürfnisses irgendwie Eintrag zu tun, würde ihm ein Eimer Wein viele Genüsse verschaffen, die er jetzt entbehren muß; während der zweite Landwirt daran ist, nicht nur einen, sondern viele Eimer Wein dem Verderben preiszugeben, könnte er doch einige Metzen Getreide in seiner Wirtschaft sehr wohl verwenden. Der erste Landmann dürstet, der zweite hungert, während doch schon durch jenes Getreide, das A auf seinen Äckern verfaulen zu lassen, und durch jenen Wein, den B dem Verderben preiszugeben entschlossen ist, beiden Teilen geholfen wäre. Der erste Landwirt könnte dann vor wie nach sein Nahrungsbedürfnis und jenes seiner Familie vollständig befriedigen, aber nebenbei sich auch noch den Genuß des Weintrinkens gewähren, während der zweite Landwirt vor wie nach Wein in Fülle genießen könnte, aber nicht zu hungern brauchte. Es ist demnach klar, daß uns hier ein Fall vorliegt, wo dadurch, daß die Verfügung über konkrete Güter des A an B und umgekehrt die über konkrete Güter des B an A übergehen würde, die Bedürfnisse beider wirtschaftenden Subjekte besser befriedigt werden könnten, als dies ohne eine solche gegenseitige Übertragung der Fall wäre.

Der eben dargelegte Fall, in welchem durch die wechselseitige Übertragung von Gütern, die für keinen der beiden Tauschenden Wert haben, also ohne jedwedes ökonomische Opfer, die Bedürfnisse der beiden besser befriedigt werden können, als dies ohne eine solche Übertragung der Fall wäre, ist allerdings geeignet, uns das Wesen jenes ökonomischen Verhältnisses auf das einleuchtendste vor das Bewußtsein zu führen, dessen Ausbeutung der Tausch ist. Wir würden jedoch das hier vorliegende Verhältnis viel zu enge auffassen, wollten wir es lediglich auf jene Fälle beschränken, wo der Verfügung einer Person Quantitäten eines Gutes unterstehen, die größer sind als selbst ihr voller Bedarf, und diese Person doch zugleich Mangel an einem andern Gute leidet, während eine zweite Person wiederum einen ebenso großen



Überfluß an diesem letzteren und Mangel an dem ersteren Gute hat; jenes Verhältnis liegt vielmehr schon überall dort unserer Beobachtung vor, wo sich in dem Besitze einer Person Güter befinden, von welchen bestimmte Quantitäten für dieselbe überhaupt einen geringeren Wert haben als Quantitäten eines anderen im Besitze einer zweiten Person befindlichen Gutes, während bei dieser letzteren Person das umgekehrte Verhältnis statthat. Nehmen wir z. B. an, daß in dem obigen Falle der erstere Landmann zwar nicht soviel Getreide und der zweite Landmann nicht so viel Wein geerntet hätte, daß dieselben einen Teil dieser Güter dem Verderben preisgeben könnten, ohne in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse geschädigt zu werden, nehmen wir vielmehr an, daß jeder der beiden Landleute die ganze seiner Verfügung unterstehende Quantität des betreffenden Gutes doch irgendwie nutzbringend für sich und sein Hauswesen verwenden könnte.

Setzen wir z. B. den Fall, daß der erstere Landwirt seinen ganzen Vorrat an Getreide dadurch nutzbringend machen könnte, daß er nach der vollständigen Vorsorge für die Befriedigung seiner wichtigeren Bedürfnisse nach diesem Gute eine gewisse Quantität hievon zur Mästung seines Viehes verwenden könnte, während der zweite Landwirt nicht einen so großen Überfluß an Wein hätte, daß er etwa einen Teil hievon wegschütten müßte, vielmehr die ihm verfügbare Quantität dieses Gutes nur eben noch ausreichen würde, um Teilquantitäten hievon an seine Sklaven zum Zwecke der Steigerung ihrer Arbeitskraft zu verabfolgen: so ist kein Zweifel, daß ein bestimmtes Quantum z. B. ein Metzen Getreide für den ersten, ein bestimmtes Quantum, z. B. ein Eimer Wein für den zweiten Landwirt zwar nur einen geringen, aber doch immerhin irgendeinen Wert hätte, weil in mittelbarer oder unmittelbarer Weise von einem solchen Quantum in beiden Fällen eine gewisse Bedürfnisbefriedigung der beiden Landleute abhängen würde. Hat nun aber in einem solchen Falle für den ersten Landwirt eine bestimmte Quantität, z. B. ein Metzen Getreide, einen gewissen Wert, so ist dadurch doch keineswegs ausgeschlossen, daß eine bestimmte Quantität, z. B. ein Eimer Wein, für ihn nicht einen höheren Wert hätte (indem die Genüsse, die er sich hiedurch zu verschaffen vermöchte, für ihn eine viel höhere Bedeutung haben würden als die mehr oder minder reichliche Mästung seines Viehes mit Getreide); während wiederum für den zweiten Landwirt ein Eimer Wein zwar gleichfalls einen gewissen Wert hat, damit aber keineswegs ausgeschlossen ist, daß ein Metzen Getreide für ihn nicht einen viel höheren Wert haben würde, indem derselbe ihm und seiner Familie eine reichlichere Ernährung, vielleicht gar die Vermeidung der Qualen des Hungers sichert.

Die allgemeinste Fassung jenes Verhältnisses, das wir hier als die wichtigste Grundlage alles menschlichen Güterverkehrs zur Darlegung bringen, ist demnach die folgende: Ein wirtschaftendes Subjekt A verfügt über konkrete Quantitäten eines Gutes, welche für dasselbe einen geringeren Wert haben als gewisse Quantitäten eines anderen Gutes, die sich in der Verfügung eines anderen wirtschaftenden Subjektes B befinden, während bei diesem letzteren in Rücksicht auf die Wertschätzung derselben Güterquantitäten das umgekehrte Verhältnis

obwaltet, so zwar, daß die gleiche Quantität des zweiten Gutes für ihn einen geringeren Wert hat als jene des ersteren in der Verfügung des A befindlichen Gutes.\*)

Tritt nun zu diesem Verhältnis noch

- a) die Erkenntnis desselben seitens beider wirtschaftenden Subjekte, die hier in Rede sind, und
- b) die Macht, jene Güterübertragung, von welcher wir oben sprachen, tatsächlich zu bewerkstelligen,

so liegt unserer Beobachtung ein Verhältnis vor, bei welchem es, wenn wir hier vorläufig von den ökonomischen Opfern, welche das Tauschgeschäft erfordert, absehen, lediglich von dem übereinstimmenden Willen zweier wirtschaftenden Subjekte abhängt, durch einen Austausch von Gütern für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse besser oder vollständiger vorzusorgen, als dies ohne einen solchen der Fall wäre.

Dasselbe Prinzip nun, welches die Menschen in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit überhaupt leitet, das Bestreben, ihre Bedürfnisse möglichst vollständig zu befriedigen, die Sorge nach Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage, führt dieselben auch dazu, die obigen Verhältnisse, wo immer sie vorliegen, zu erforschen und zum Zwecke der besseren Befriedigung ihrer Bedürfnisse auszubeuten, das ist in unserem Falle, zu bewirken, daß jene Güterübertragung, von der wir oben sprachen, auch tatsächlich erfolge. Es ist dies aber die

---

\*) Nennen wir die beiden hier in Rede stehenden Personen A und B, die in der Verfügung des A befindliche Quantität des ersten Gutes 10a, die in der Verfügung des B befindliche Quantität des zweiten Gutes 10b. Nennen wir nun den Wert, den die Quantität 1a für A hat,  $= W$ , den 1b für ihn hätte, wenn er darüber verfügen könnte  $= W + x$ ; den Wert, den 1b für B hat,  $= w$  und jenen, welchen 1a für ihn hätte,  $= w + y$ ; so ist sicher, daß durch die Übertragung von 1a aus der Verfügung des A in jene des B und umgekehrt von 1b aus der Verfügung des B in jene des A, dieser letztere an Stelle eines Gutes, welches für ihn einen Wert  $= W$  hat, ein solches erhält, dessen Wert für ihn  $= W + x$  ist, während B an Stelle eines Gutes, welches für ihn einen Wert  $= w$  hat, ein solches erhält, dessen Wert für ihn  $= w + y$  ist, oder mit anderen Worten: A wird sich nach dem Tausche in derselben Lage befinden, als ob ein Gut, dessen Wert für ihn gleich  $x$  ist, und B, als ob ein Gut, dessen Wert für ihn gleich  $y$  ist, neu zu seinem bisherigen Vermögen hinzugegetreten wäre. In dieser Tatsache liegt die letzte und tiefste Erklärung der Produktivität des Güterverkehrs überhaupt und des Handels insbesondere. Es liegt in dem obigen aber zugleich auch die Erklärung der Quelle, aus welcher alle jene Tausende von Personen, welche den Verkehr vermitteln, ihr Einkommen beziehen, obwohl sie zur physischen Vermehrung der Güter nicht unmittelbar beitragen und ihre Tätigkeit deshalb nicht selten für unproduktiv gehalten wurde. Ein ökonomischer Tausch trägt, wie wir sahen, zur besseren Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und zur Vermehrung des Vermögens der Tauschenden ebensowohl bei als die physische Vermehrung der ökonomischen Güter und alle jene Personen, die ihn vermitteln, sind deshalb — immer vorausgesetzt, daß die Tauschoperation ökonomisch ist — ebensowohl produktiv als die Ackerbauer und Fabrikanten; denn das Ziel aller Wirtschaft ist nicht die physische Vermehrung der Güter, sondern die möglichst vollständige Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, und zur Erreichung dieses Zieles tragen die Handelsteile nicht minder bei wie jene Personen, welche man bis lange, von einem höchst einseitigen Standpunkte aus, ausschließlich die produktiven nannte.

Ursache aller jener Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens, welche wir mit dem Worte „Tausch“ \*) bezeichnen.

Bevor ich diese Untersuchung über die Grundlagen des ökonomischen Tausches schließe, möchte ich noch auf einen Umstand hinweisen, dessen Berücksichtigung für die richtige Auffassung der hier dargelegten Gesetze der Wirtschaftlichkeit von nicht geringer Wichtigkeit ist und welchen ich um der geschlossenen Argumentation willen oben nur kurz angedeutet habe, ich meine die ökonomischen Opfer, welche die Tauschoperationen erfordern.

Wären die Menschen und ihr Güterbesitz (die menschlichen Wirtschaften) nicht räumlich getrennt und hätte somit die gegenseitige Übertragung der Güter aus der Verfügung eines wirtschaftenden Subjektes in jene eines anderen nicht der Regel nach eine Güterbewegung und noch viele andere ökonomische Opfer zu ihrer Voraussetzung, so würde der ganze aus dem Tauschgeschäfte resultierende ökonomische Nutzen, wie wir ihn oben dargelegt haben, den beiden Tauschenden zufallen. Dieser Fall ist aber jedenfalls nur selten vorhanden. Wir können uns nämlich wohl Fälle denken, wo die ökonomischen Opfer einer Tauschoperation auf ein Minimum herabsinken, so zwar, daß sie im praktischen Leben nicht beachtet werden, nicht leicht wird sich aber in der Wirklichkeit ein Fall finden lassen, wo sich eine Tauschoperation gänzlich ohne ökonomische Opfer, und beschränkten sich dieselben auch nur auf einen geringfügigen Zeitverlust, bewerkstelligen ließe. Frachtkosten, Primagen, Mautgebühren, Havarien, Kosten der Korrespondenz, Assururanzen, Provisionen und Kommissionsgebühren, Courtagen, Waggelder, Kosten der Emballagen, Lagergelder, ja die Ernährung der Handelsleute und ihrer Hilfsarbeiter überhaupt, die ganzen Kosten des Geldwesens usf. sind nichts anderes als die verschiedenen ökonomischen Opfer, welche die Tauschoperationen verlangen und die einen Teil des ökonomischen Nutzens absorbieren, welcher aus der Ausbeutung der vorhandenen Tauschgelegenheiten resultiert, ja nicht selten diese letztere dort unmöglich machen, wo sie, falls jene „Spesen“, im allgemeinsten Sinne des Wortes, nicht beständen, noch möglich wäre. Auch der Umstand, daß der aus der Ausbeutung des oben dargestellten Verhältnisses erzielbare ökonomische Nutzen nicht durch die ökonomischen Opfer, welche dieselbe erfordert, völlig absorbiert werde, stellt sich uns solcherart als eine der Voraussetzungen des ökonomischen Tausches dar.

Die Entwicklung der Volkswirtschaft hat die Tendenz, die ökonomischen Opfer des Verkehrs herabzumindern, und solcherart werden ökonomische Tauschoperationen nach und nach selbst zwischen den ent-

\*) Der Begriff des „Tausches“ im Sinne der Volkswirtschaft ist viel weiter als jener im juristischen Sinne des Wortes. Die Jurisprudenz beschränkt den obigen Begriff auf die Überlassung einer „Sache“ (die keine Geldsumme ist) gegen eine andere solche Sache und stellt somit sowohl den „Kauf“ als auch den Verkehr mit Gütern, die keine Sachen sind (insbesondere den Verkehr mit „Nutzungen“ und Arbeitsleistungen), die Sach- und Dienstmiete, den Pacht, das Darlehen usf. dem „Tausche“ als von diesem verschiedene Geschäfte gegenüber, während die Volkswirtschaftslehre jede Hingabe von (materiellen oder immateriellen) Gütern gegen andere Güter unter dem Begriffe des Tausches zusammenfaßt. Im Sinne dieser letztern sind der Kauf, die Miete, der Pacht, das Darlehen usf. nur besondere Erscheinungsformen des Tausches.



ferntesten Ländern und überhaupt dort möglich, wo sie bis dahin nicht statthaben konnten.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich als Resultat unserer bisherigen Untersuchung, daß das Prinzip, welches die Menschen zum Tausche führt, kein anderes ist als dasjenige, welches sie bei ihrer ökonomischen Tätigkeit überhaupt leitet, d. i. das Streben nach der möglichst vollständigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Der Tausch ist weder ein Selbstzweck, noch die Befriedigung eines der menschlichen Natur eigentümlichen besonderen Triebes. Die Lust, welche die Menschen bei dem ökonomischen Austausch von Gütern, und zwar nur bei einem solchen empfinden, ist aber jenes allgemeine Gefühl der Freude, welches wir an wirtschaftenden Menschen überhaupt zu beobachten vermögen, wofern durch irgendein Ereignis für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse besser vorgesorgt wird, als dies ohne den Eintritt desselben der Fall gewesen wäre. Dieser Fall ist jedoch an folgende Voraussetzungen gebunden:

a) Es müssen sich in der Verfügung des wirtschaftenden Subjektes Güterquantitäten befinden, welche für dasselbe einen geringeren Wert haben als andere Güter, über welche ein anderes wirtschaftendes Subjekt verfügt, während bei diesem letzteren das umgekehrte Verhältnis der Wertschätzung derselben Güter stattfindet.

b) Die beiden wirtschaftenden Subjekte müssen zur Erkenntnis dieses Verhältnisses gelangt sein,

c) dieselben müssen es in ihrer Gewalt haben, den obigen Gütertausch auch tatsächlich zu vollziehen, und

d) es darf der aus dem Tausche an sich resultierende ökonomische Nutzen durch die ökonomischen Opfer, welche die Vollziehung desselben erfordert, nicht völlig absorbiert werden.

Wo diese vier Voraussetzungen zusammentreffen, dort sind die Grundlagen zu einem ökonomischen Tausche gegeben, wo immer aber auch nur eine derselben mangelt, ist ein ökonomischer Tausch in Rücksicht auf die bezüglichen wirtschaftenden Subjekte und Güter ausgeschlossen, oder mit anderen Worten: nur wo die obigen Grundlagen vorhanden sind, vermögen die Menschen ihre wirtschaftliche Lage durch einen Austausch von Gütern zu verbessern; wo sie nicht vorhanden sind, vermag gegen die Gesetze der Wirtschaftlichkeit zwar ein faktischer Austausch von Gütern stattzufinden, jedoch nur mit dem Erfolge, entweder die ökonomische Lage der Tauschenden unberührt zu lassen oder dieselbe, zum mindesten in Rücksicht auf einen derselben, geradezu zu verschlechtern.

## § 2.

### Über die Grenzen des ökonomischen Austausches von Gütern.

Würden die einzelnen wirtschaftenden Subjekte von jeder Güterart nur über je ein einzelnes, in Hinblick auf seine Güterqualität unteilbares Gut verfügen, so böte die Erforschung der Grenze, bis zu welcher dieselben in jedem gegebenen Falle den Austausch von Gütern vorzunehmen hätten, um sich den höchsten ökonomischen Nutzen zu-

zuwenden, welcher sich aus der Ausbeutung der vorhandenen Tauschgelegenheiten erzielen ließe, keinerlei Schwierigkeit. Setzen wir den Fall, A besitze einen gläsernen Becher und B einen Schmuckgegenstand aus dem gleichen Stoffe und sowohl der erstere, als auch der letztere würde über kein weiteres Gut derselben Art verfügen, so wären nach dem, was wir im vorhergehenden Abschnitte sagten, nur zwei Eventualitäten denkbar: entweder würden in Rücksicht auf die beiden obigen Güter die Grundlagen für einen ökonomischen Tausch zwischen den beiden in Rede stehenden Subjekten vorhanden sein oder sie würden mangeln. In dem letzteren Falle würde ein Austausch jener Güter vom ökonomischen Standpunkte aus gar nicht in Frage kommen, im ersteren aber ebensowenig ein Zweifel darüber entstehen können, daß mit dem tatsächlich erfolgten Austausche der beiden obigen Güter jedem weiteren Austausche von Gütern derselben Art zwischen A und B eine natürliche Grenze gesetzt wäre.

Anders verhält es sich überall dort, wo sich Quantitäten von Gütern in der Verfügung verschiedener Personen befinden, die sich in beliebige Teilquantitäten sondern lassen oder aber aus mehreren, wenigleich auch ihrer Natur oder Bestimmung nach unteilbaren konkreten Stücken bestehen.

Setzen wir den Fall, A, ein Blockhausbesitzer, verfüge über mehrere Pferde, besäße aber keine Kuh, während B, ein Nachbar des A, eine Anzahl von Kühen, aber kein Pferd besäße. Daß in einem solchen Falle, wo A einen Bedarf an Milch und Milchprodukten und B einen solchen an Zugtieren hat, die Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen vorhanden sein können, ist naheliegend. Niemand wird aber in diesem Falle behaupten, daß schon durch den Austausch eines Pferdes des A gegen eine Kuh des B die etwa vorhandenen Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen zwischen A und B mit Rücksicht auf die in Rede stehenden Güter erschöpft sein müßten. Ebenso unzweifelhaft ist es aber auch, daß diese Grundlagen nicht notwendigerweise für die obigen Güterquantitäten in ihrer Gesamtheit vorhanden sein müssen. A, der z. B. sechs Pferde besitzt, würde seine Bedürfnisse besser befriedigen können, falls er einen Teil seiner Pferde gegen Kühe des B umtauschen würde; daraus folgt aber keineswegs, daß er notwendigerweise auch dann einen ökonomischen Nutzen aus dem Tauschgeschäfte ziehen würde, falls er seine sämtlichen Pferde gegen sämtliche Kühe des B im Tausche hingeben würde. In diesem Falle könnte es nämlich geschehen, daß, obzwar der ökonomischen Sachlage nach die Grundlagen für ökonomische Tauschoperationen zwischen A und B vorlagen, doch wegen des zu weit getriebenen Tausches für die Bedürfnisse beider Kontrahenten nach Vollzug desselben nicht besser, sondern sogar schlechter vorgesorgt wäre als vor demselben.

Das obige Verhältnis, wonach nicht lediglich einzelne konkrete Güter, sondern Quantitäten von solchen der Verfügung der Menschen unterstehen, ist nun aber in der Wirtschaft der Menschen regelmäßig zu beobachten und es liegt demnach unserer Beobachtung eine Unzahl von Fällen vor, in welchen zwei wirtschaftende Individuen über Quantitäten

verschiedener Güter verfügen, auch die Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen vorhanden sind, aber der Nutzen, der sich aus der Ausbeutung derselben ziehen läßt, einerseits nur unvollständig erzielt werden würde, falls die beiden wirtschaftenden Subjekte zu geringe Teilquantitäten der betreffenden Güter gegeneinander austauschten, andererseits aber dieser Nutzen wieder gemindert, ja völlig aufgehoben und sogar in sein Gegenteil verwandelt werden würde, falls dieselben ihre Tauschoperationen zu weit trieben, das ist, zu große Teilquantitäten der ihrer Verfügung unterstehenden Güter gegeneinander austauschten.

Liegen nun aber unserer Beobachtung Fälle vor, wo ein „zu wenig“ des Tausches nicht den vollen ökonomischen Nutzen gewähren würde, welcher sich aus der Ausbeutung eines vorliegenden Verhältnisses erzielen läßt, ein „zuviel“ desselben aber die gleiche Wirkung, ja nicht selten sogar eine Verschlechterung der ökonomischen Lage der beiden Tauschenden zur Folge hat, so muß es eine Grenze geben, wo der volle ökonomische Nutzen, der sich aus der Ausbeutung eines gegebenen Verhältnisses erzielen läßt, bereits erreicht ist und jeder weitere Austausch von Teilquantitäten unökonomisch zu werden beginnt. Die Bestimmung dieser Grenze ist nun der Gegenstand der nachfolgenden Untersuchung.

Zu diesem Zwecke wollen wir einen einfachen Fall zur Darstellung bringen, an welchem wir das hier obwaltende Verhältnis ungestört durch nebensächliche Einflüsse beobachten können.

Setzen wir den Fall, in einem Urwalde wohnten fern von den übrigen wirtschaftenden Individuen zwei Blockhausbesitzer, die miteinander in friedlichem Verkehre stünden und deren Bedürfnisse ihrem Umfange und ihrer Intensität nach vollständig gleich wären. Jeder derselben hätte zur Bearbeitung seiner Grundstücke mehrere Pferde nötig, eines davon ganz unumgänglich, falls er für sich und die Seinen den zur Erhaltung des Lebens nötigen Bedarf an Nahrungsmitteln hervorbringen will, das andere, um einen Überschuß über diesen letzteren, das ist solche Nahrungsmittel zu erzeugen, die ihm zur ausreichenden Ernährung seiner Person und seiner Familie erforderlich sind. Um das ihm nötige Bau- und Brennholz mit geringerer Anstrengung, als dies sonst der Fall wäre, bis zum Blockhause zu schaffen, Steine, Sand u. dgl. m. zu führen und endlich durch Bearbeitung weiterer Grundstücke einige Genußmittel für sich und seine Familie hervorzubringen, könnte jeder der beiden Landwirte ein drittes Pferd, ein viertes noch zu Vergnügungszwecken verwenden, ein fünftes Pferd hätte für jeden der Beiden nur noch die Bedeutung, daß es ihnen als Reserve für den Fall diene, daß eines der übrigen Pferde leistungsunfähig würde, ein sechstes Pferd aber wüßte keiner der beiden Blockhausbesitzer in seiner Wirtschaft zu verwenden. Ferner bedarf ein jeder der beiden Blockhausbesitzer, um seinen Bedarf an Milch und Milchprodukten zu decken, fünf Kühe, und zwar — wie wir annehmen wollen — mit der gleichen Abstufung der Wichtigkeit der diesbezüglichen Bedürfnisse.

Bringen wir nun, um der größeren Anschaulichkeit willen, das obige Verhältnis zum ziffernmäßigen Ausdruck, so können wir uns die sich abstufende Bedeutung der obigen Bedürfnisbefriedigungen für die



beiden Blockhausbesitzer durch eine Reihe von Ziffern \*) veranschaulichen, welche im arithmetischen Verhältnisse abnehmen, z. B. durch die Reihe: 50, 40, 30, 20, 10, 0.

Setzen wir nun den Fall, A, der erste der beiden Blockhausbesitzer, besäße sechs Pferde, aber nur eine Kuh, während bei B, dem zweiten Blockhausbesitzer, das umgekehrte Verhältniß obwalten würde, so können wir uns die sich abstufoende Bedeutung der Bedürfnisbefriedigungen, für welche durch den Güterbesitz der beiden obigen Personen vorgesorgt ist, durch die nachfolgende Tabelle versinnbildlichen:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| 50  | 50 | 50  | 50 |
| 40  | —  | —   | 40 |
| 30  | —  | —   | 30 |
| 20  | —  | —   | 20 |
| 10  | —  | —   | 10 |
| 0   | —  | —   | 0  |

Die Bedeutung, welche bei der obigen ökonomischen Sachlage ein Pferd für A hat, ist gleich 0, die Bedeutung, welche für ihn eine zweite Kuh haben würde, gleich 40, während umgekehrt für B eine Kuh einen Wert hat, der gleich 0, ein zweites Pferd aber einen solchen haben würde, der gleich 40 ist.

Nehmen wir nun an, daß in dem obigen Falle beide hier in Rede stehenden wirtschaftenden Subjekte sich der obigen Sachlage bewußt sind und auch die physische Möglichkeit zu einem Tausche vorliege, so sind damit die Grundlagen zu einem ökonomischen Tausche zwischen A und B rücksichtlich der beiden obigen Güter gegeben. (S. 171.) Es können demnach sowohl A als auch B für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse beträchtlich besser vorsorgen, wenn A dem B ein Pferd und B dem A eine Kuh im Austausch hingibt, und es ist kein Zweifel, daß dieselben, wofern sie wirtschaftende Subjekte sind, diesen Tausch auch tatsächlich vornehmen werden.

Nach diesem ersten Tausche wird sich aber die Bedeutung der Bedürfnisbefriedigungen, für welche durch den Güterbesitz der beiden obigen Personen vorgesorgt ist, in der nachfolgenden Weise darstellen:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| 50  | 50 | 50  | 50 |
| 40  | 40 | 40  | 40 |
| 30  | —  | —   | 30 |
| 20  | —  | —   | 20 |
| 10  | —  | —   | 10 |

\*) Diese Ziffern haben, wie wir wohl nicht besonders hervorzuheben brauchen, nicht den Zweck, die absolute, sondern lediglich den, die relative Größe der Bedeutung der bezüglichen Bedürfnisbefriedigungen zum ziffernmäßigen Ausdruck zu bringen. Wenn wir demnach die Bedeutung zweier verschiedener Bedürfnisbefriedigungen z. B. mit 40 und 20 bezeichnen, so drücken wir damit lediglich aus, daß die erstere für das betreffende wirtschaftende Subjekt die doppelte Bedeutung der letztern habe.

und es ist somit leicht ersichtlich, daß durch den obigen Tausch jedem der beiden Tauschenden ein ebenso großer ökonomischer Vorteil zu-  
gewachsen ist, als wenn sich dessen Vermögen um ein Gut, dessen Wert  
für jede der beiden hier in Rede stehenden Personen gleich 40 ist, ver-  
mehrt hätte. Ebenso sicher ist aber auch, daß mit diesem ersten Tausche  
die Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen keineswegs erschöpft  
sind, vielmehr ist bei der obigen ökonomischen Sachlage für A ein Pferd  
immer noch viel weniger wert, als eine neu in seinen Güterbesitz tretende  
Kuh für ihn wert sein würde (nach dem allgemeinen Gesetze des Wert-  
maßes: 10 das erste, 30 die zweite), während für B umgekehrt eine Kuh  
nur 10, ein neu in seine Wirtschaft tretendes Pferd aber 30 (also dreimal  
soviel) wert wäre. Es liegt demnach in dem ökonomischen Interesse der  
beiden wirtschaftenden Individuen, noch eine zweite Tauschoperation  
vorzunehmen.

Die Sachlage nach dem zweiten Tausche läßt sich wie folgt darstellen:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| 50  | 50 | 50  | 50 |
| 40  | 40 | 40  | 40 |
| 30  | 30 | 30  | 30 |
| 20  | —  | —   | 20 |

und ist demnach ersichtlich, daß auch durch diesen Tausch jeder der  
beiden obigen Personen ein ökonomischer Nutzen, und zwar kein gerin-  
gerer zugewachsen ist, als wenn ihr Vermögen sich um ein Gut von einem  
Werte gleich 20 vermehrt hätte.

Untersuchen wir nun, ob auch bei der obigen Sachlage noch die  
Grundlagen zu weiteren ökonomischen Tauschoperationen vorliegen.  
Ein Pferd hat für A bereits die Bedeutung von 20, eine neu hinzutretende  
Kuh würde für ihn gleichfalls die Bedeutung von 20 haben und was B  
betrifft, so liegt für diesen genau dasselbe Verhältnis vor. Es würde  
somit der weitere Austausch eines Pferdes des A gegen eine Kuh des B  
unter solchen Verhältnissen gänzlich müßig, das ist ohne allen ökonomi-  
schen Nutzen sein.

Setzen wir nun aber den Fall, A und B würden nichtsdestoweniger  
einen dritten Tausch eingehen, so ist klar, daß, falls die Effektuierung  
desselben keine nennenswerten ökonomischen Opfer erfordern würde  
(Transportkosten, Zeitverlust etc.), durch einen solchen Tausch die ökonomi-  
sche Lage der beiden Kontrahenten zwar nicht verschlechtert, aber  
auch nicht verbessert werden würde.\*) Ihre Lage nach diesem Tausche  
wäre nämlich die folgende:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| 50  | 50 | 50  | 50 |
| 40  | 40 | 40  | 40 |
| 30  | 30 | 30  | 30 |
| —   | 20 | 20  | —  |

\*) Solche indifferente Tauschoperationen sind entschieden zu den unökono-  
mischen zu rechnen, denn es wird hier die vorsorgliche Tätigkeit der Menschen,  
abgesehen von allen ökonomischen Opfern, die ein solcher Tausch etwa fordern  
könnte, zwecklos in Bewegung gesetzt.

Fragen wir nun nach dem ökonomischen Erfolge eines noch weiter gehenden Austausches von Pferden des A gegen Kühe des B. Die Sachlage nach einem vierten Tausche wäre die folgende:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| 50  | 50 | 50  | 50 |
| 40  | 40 | 40  | 40 |
| —   | 30 | 30  | —  |
| —   | 20 | 20  | —  |
| —   | 10 | 10  | —  |

Wie man sieht, ist die ökonomische Sachlage nach dem vierten Tausche sowohl für A als auch für B eine ungünstigere als vor demselben. A hat wohl eine fünfte Kuh erlangt und sich dadurch die Befriedigung eines Bedürfnisses gesichert, welche für ihn eine Bedeutung gleich 10 hat, aber dafür ein Pferd hingegeben, das für ihn die Bedeutung von Bedürfnisbefriedigungen hatte, die wir gleich 30 schätzten, und seine ökonomische Lage nach diesem Tausche ist demnach keine andere, als wäre ein Gut von einem Werte gleich 20 ohne jede Gegenleistung seinem Vermögen entzogen worden. Ganz dasselbe ist aber auch bei B der Fall und somit der ökonomische Nachteil aus der vierten Tauschoperation ein beiderseitiger. Anstatt demnach durch diesen Austausch zu gewinnen, würden A und B infolge desselben einen ökonomischen Verlust erleiden.

Würden nun die beiden Personen A und B den Austausch von Pferden gegen Kühe auch noch über diese vierte Tauschoperation hinaus fortsetzen, so würde sich die Sachlage nach dem fünften Tausche folgendermaßen darstellen:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| 50  | 50 | 50  | 50 |
| —   | 40 | 40  | —  |
| —   | 30 | 30  | —  |
| —   | 20 | 20  | —  |
| —   | 10 | 10  | —  |
| —   | 0  | 0   | —  |

nach dem sechsten Tausche aber in folgender Weise:

| A   |    | B   |    |
|-----|----|-----|----|
| Pf. | K. | Pf. | K. |
| —   | 50 | 50  | —  |
| —   | 40 | 40  | —  |
| —   | 30 | 30  | —  |
| —   | 20 | 20  | —  |
| —   | 10 | 10  | —  |
| —   | 0  | 0   | —  |
| —   | 0  | 0   | —  |

und es ist leicht ersichtlich, daß die beiden tauschenden Subjekte nach dem fünften Tausche eines Pferdes gegen eine Kuh, rücksichtlich der Vollständigkeit, mit welcher für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse vorgesorgt wäre, dorthin gelangen würden, wo sie beim Anfange des Tauschgeschäftes standen, während sie nach dem sechsten Tausche ihre



ökonomische Lage noch darüber hinaus beträchtlich verschlechtert hätten und besser daran täten, ihre unökonomischen Tauschoperationen überhaupt wieder rückgängig zu machen.

Was wir nun hier an einem einzelnen konkreten Falle dargelegt haben, das läßt sich überall dort beobachten, wo sich Quantitäten verschiedener Güter in dem Besitze verschiedener Personen befinden und die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen vorliegen, und wir würden bei der Wahl anderer Fälle wohl Verschiedenheiten in Rücksicht auf nebensächliche Umstände, nicht aber in Rücksicht auf das Wesen des obigen Verhältnisses vorfinden.

Überall würden wir zunächst für jeden gegebenen Zeitpunkt eine Grenze wahrnehmen, bis zu welcher zwei Personen ihre Güter zu ihrem beiderseitigen ökonomischen Nutzen gegeneinander austauschen können.\*) eine Grenze, welche sie aber auch nicht überschreiten dürfen, ohne sich hiedurch von da ab in eine ungünstigere ökonomische Lage zu versetzen, kurz, wir würden überall einen Punkt beobachten können, wo der ökonomische Gesamtnutzen, welcher sich aus der Ausbeutung einer die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen in sich schließenden Sachlage erzielen läßt, erschöpft ist, um von da ab sich durch fortgesetzten Austausch wieder zu mindern, also eine Grenze, über welche hinaus jeder weitere Austausch der bezüglichen Güter als unökonomisch erscheint. Diese Grenze ist aber dann erreicht, wenn durch den fortgesetzten Austausch bestimmter Güter die ursprünglich die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen in sich schließende wirtschaftliche Sachlage derart verändert wird, daß solche Grundlagen für die beiden Tauschenden rücksichtlich der in Rede stehenden Güter nicht weiter vorhanden sind, insbesondere also, wenn infolge fortgesetzter Tauschoperationen der eine Kontrahent nicht mehr über konkrete Güter oder Quantitäten von solchen verfügt, die für denselben einen geringeren Wert haben als andere Güter, welche sich in der Verfügung des zweiten Kontrahenten, und zwar unter Umständen befinden, in welchen bei diesem letzteren das umgekehrte Verhältniß der Wertschätzung stattfindet, oder wenn eine der beiden anderen Voraussetzungen des ökonomischen Tausches entfällt.

Daß eine solche Grenze schon aus dem erstgedachten Grunde in jedem gegebenen Falle notwendig eintreten muß, kann übrigens niemandem, welcher ein Verständnis für die durch den Gütertausch hervorgerufenen Änderungen der ökonomischen Sachlage hat, irgendwie zweifelhaft erscheinen. Durch die fortgesetzte Hingabe von Gütern seitens des ersten Kontrahenten an den zweiten Kontrahenten wird der Wert konkreter Quantitäten der letzteren für den ersten Kontrahenten notwendig

\*) Der Prozeß des Austausches von Güterquantitäten erfolgt in der Praxis der Wirtschaft selbstverständlich nicht notwendig in jener allmählichen Weise, in welcher wir denselben eben dargestellt haben. In der Praxis werden vielmehr die Güterquantitäten, für deren Austausch die ökonomischen Grundlagen vorhanden sind, der Regel nach zwischen zwei Kontrahenten durch ein Tauschgeschäft übertragen. Die maßgebenden Momente sind indes stets die nämlichen wie in dem obigen Falle, den wir zum Zwecke der Darlegung jener Veränderungen, welche größere, beziehungsweise geringere zum Tausch gelangte Güterquantitäten in der wirtschaftlichen Lage der Kontrahenten hervorrufen, wählten.

mehr und mehr gesteigert während durch das fortgesetzte Hinzutreten von Quantitäten des eingetauschten Gutes zugleich der Wert konkreter Güter letzteren Art sich für den ersten Kontrahenten stufenweise mindert; da nun in der ökonomischen Lage des zweiten Kontrahenten die nämliche Änderung rücksichtlich der in Rede stehenden Güter nur in umgekehrter Weise erfolgt, so muß notwendig ein Moment eintreten, wo für beide Kontrahenten ein weiterer Austausch der obigen Güter nicht mehr vorteilhaft ist.

Und so sehen wir denn auch in der Tat, daß die Menschen im praktischen Leben nicht ins Unbestimmte und Unbegrenzte hinein tauschen, sondern bestimmte Personen für jeden gegebenen Zeitpunkt und mit Rücksicht auf bestimmte Güterarten und jede gegebene ökonomische Sachlage zu einer gewissen Grenze gelangen, bei der sie mit jedem weiteren Tausche einhalten.\*)

In dem Verkehre der Einzelnen, noch mehr aber in dem Verkehre ganzer Völker miteinander, macht sich allerdings der Regel nach der Umstand bemerkbar, daß der Wert, welchen die konkreten Güter für die Menschen haben, einem steten Wechsel unterliegt, hauptsächlich deshalb, weil durch den Produktionsprozeß immer neue Güterquantitäten in die Verfügung der einzelnen wirtschaftenden Individuen treten und hiedurch die Grundlagen für ökonomische Tauschoperationen fortdauernd erneuert werden, und es bietet sich deshalb unserem Auge die Erscheinung einer fortlaufenden Reihe von solchen dar. Aber auch in dieser Kette von Transaktionen können wir bei genauerer Beobachtung für gegebene Zeitpunkte, Personen und Güterarten stets Ruhepunkte finden, in welchen ein Austausch von Gütern nicht stattfindet, weil die ökonomischen Grundlagen eines solchen vorläufig erschöpft sind.

Eine weitere Beobachtung, die wir oben machten, betraf den sich stufenweise mindernden ökonomischen Nutzen, der sich aus der Ausbeutung einer gegebenen Tauschgelegenheit für bestimmte wirtschaftende Individuen ergibt. Die erste Berührung der wirtschaftenden Subjekte im Tauschverkehr pflegt für dieselben stets die ökonomisch vorteilhafteste zu sein und erst später pflegen auch jene Tauschgelegenheiten ausgebeutet zu werden, welche minderen ökonomischen Vorteil versprechen. Dies gilt nicht nur von dem Verkehre der Individuen, sondern ebensowohl von dem ganzen Nationen. Wenn zwei Völker, deren Häfen oder Grenzen für den gegenseitigen Verkehr bisher überhaupt oder doch durch längere Zeit verschlossen waren, dieselben plötzlich dem Verkehre öffnen oder auch nur einige der bisherigen Hindernisse fortgeräumt werden, so

\*) Die Volkswirtschaft setzt sich aus den Wirtschaften der Individuen zusammen und das oben Gesagte gilt deshalb ebensowohl für den Verkehr ganzer Völker, als für jenen einzelner wirtschaftender Subjekte. Zwei Nationen, von welchen die eine hauptsächlich Ackerbau, die andere vorwiegend Industrie betreibt, werden ihre Bedürfnisse zumindestens zunächst und unmittelbar vollständiger zu befriedigen in der Lage sein, wenn dieselben einen Teil ihrer Produkte (die erstere einen Teil ihrer Bodenerzeugnisse, die letztere einen Teil ihrer Industrieprodukte) austauschen. Sie werden indes den Tausch nicht in das Unbestimmte und Unbegrenzte vornehmen, sondern mit Rücksicht auf jeden gegebenen Zeitpunkt zu einer Grenze gelangen, über welche hinaus jeder weitere Austausch von Bodenerzeugnissen gegen Industrieprodukte für beide Völker unökonomisch sein würde.

entwickelt sich sofort ein sehr reger Güterverkehr, denn die Zahl der auszubeutenden Tauschgelegenheiten und der hier zu erzielende ökonomische Vorteil sind groß. Später tritt ein solcher Verkehr in das Geleise gewöhnlichernutzbringender Geschäfte. Wenn aber der volle Nutzen eines solchen jungen Verkehrs bisweilen nicht sofort an den Tag tritt, so hat dies seinen Grund darin, daß die zwei anderen Voraussetzungen des ökonomischen Tausches, die Erkenntnis der Tauschgelegenheiten und die Macht, die als ökonomisch erkannten Tauschoperationen auszuführen, der Regel nach erst nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes für die tauschenden Individuen vorhanden sind. Es ist denn auch eine der eifrigsten Bemühungen Handel treibender Nationen, in diesen beiden Richtungen alle dem Verkehre entgegenstehenden Hindernisse (durch genaues Studium der kommerziellen Verhältnisse, durch Errichtung von Faktoreien und Konsulaten, durch Bau guter Straßen und sonstiger Verkehrswege etc.) zu überwinden.



## Siebentes Kapitel.

### Die Lehre vom Preise.

#### Einleitung.

Die Preise, d. i. die im Tausche gegeneinander hingegebenen Güterquantitäten, so sehr sie sich auch unseren Sinnen aufdrängen und deshalb den gewöhnlichsten Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchungen bilden, sind doch nichts weniger als das Wesentliche der ökonomischen Erscheinung des Tausches. Dieses liegt vielmehr in der durch den Tausch herbeigeführten besseren Vorsorge für die Befriedigung der Bedürfnisse der beiden Tauschenden. Die wirtschaftenden Menschen haben das Bestreben, ihre ökonomische Lage nach Möglichkeit zu verbessern. In dieser Absicht setzen sie ihre wirtschaftliche Tätigkeit überhaupt in Bewegung, nur in dieser Absicht tauschen sie auch Güter aus und nur die Erreichung dieses Zweckes hat bei dem Tauschgeschäfte für sie unmittelbare Bedeutung. Die Preise sind hiebei aber lediglich accidentielle Erscheinungen, Symptome des ökonomischen Ausgleiches zwischen den menschlichen Wirtschaften und für die wirtschaftenden Subjekte somit von sekundärem Interesse.

Wenn man die Schleußen zwischen zwei ruhig stehenden Gewässern, deren Niveau ein verschiedenes ist, entfernt, so werfen diese letzteren Wellen so lange, bis der Spiegel sich schließlich wieder glättet. Diese Wellen sind indes nicht das Wesentliche der obigen Erscheinung, sondern ein Symptom der Einwirkung jener Kräfte, die wir die Schwere und die Trägheit nennen. Solchen Wellen gleichen auch die Güterpreise, diese Symptome des ökonomischen Ausgleiches des Güterbesitzes zwischen den Wirtschaften. Die Kraft, die sie aber an die Oberfläche der Erscheinung treibt, ist die letzte und generellste Ursache aller wirtschaftlichen Bewegung, das Bestreben der Menschen, ihre Bedürfnisse möglichst vollständig zu befriedigen, ihre ökonomische Lage zu verbessern. Weil aber die Preise die einzigen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des ganzen Prozesses sind, ihre Höhe sich genau messen läßt und das tägliche Leben uns dieselben ohne Unterlaß sinnlich vor die Augen führt, so war bei der Scheu, welche unsere Wissenschaft bisher vor jeder Vertiefung in die psychologischen Grundlagen der wirtschaftlichen Erscheinungen empfand, der Irrtum naheliegend, die Preise, ihre Höhe und ihren Wechsel als das Wesentliche an der Erscheinung des Tausches und in weiterer Konsequenz dieses Irrtumes die im Austausch erscheinenden Güterquantitäten

als Äquivalente zu betrachten, ja diesen Irrtum zum Ausgangspunkte der wissenschaftlichen Untersuchung über die Erscheinung des Preises überhaupt zu nehmen. Hiedurch wurde aber der unberechenbare Nachteil für unsere Wissenschaft herbeigeführt, daß sich die Forscher auf dem Gebiete der Preiserscheinungen auf die Lösung des Problems verlegten, die angebliche Gleichheit\*) zwischen den im Tausche zur Erscheinung gelangenden zwei Güterquantitäten auf ihre Ursachen zurückzuführen, und die einen dieselben in gleichen auf diese Güter verwandten Arbeitsquantitäten, die anderen in gleichen Produktionskosten, noch andere in gleichen Reproduktionskosten usf. suchten, ja sogar darüber Streit entstehen konnte, ob Güter gegeneinander hingegeben werden, weil sie Äquivalente\*\*) sind, oder ob Güter Äquivalente sind, weil

\*) Schon Aristoteles (Eth. Nicom. V, 7) verfällt in diesen Irrtum: „Wenn jemand mehr erhält, als er ursprünglich hatte, so sagt man, er sei im Vorteil, wenn er weniger erhält, so ist er im Nachteil; so beim Kaufen und Verkaufen. Wenn aber der ursprüngliche Besitz weder größer noch kleiner geworden, sondern im Verkehre gleichgeblieben, so heißt es, man habe das Seinige und sei weder im Vorteil noch im Nachteil.“ Derselbe sagt (ibid. V, 8.): „Wenn zuerst die ziffermäßige Gleichheit bestimmt ist und demgemäß die Vergeltung oder Ausgleichung stattfindet, so ist dies das, was wir meinen. . . . Denn ein Austausch ist unmöglich ohne Gleichheit.“ Ähnlich Montanari. (Della moneta, ed. Custodi; p. a. III, S. 119.) Quesnay (Dialogue sur les travaux etc., S. 196, Daire) sagt: „Le commerce n'est qu'un échange de valeur pour valeur égale.“ Vgl. auch Turgot: Sur la formation et la distribution des richesses, § 35 ff.; Le Trosne: De l'intérêt social, Chap. I, S. 903 (Daire); Smith: W. o. N. I, Chap. V; Ricardo: Principes, Chap. I, Sect. I; J. B. Say: Cours d'écon. pol. II, Chap. 13, II, S. 204, 1828. — Gegen die obige Ansicht schon Condillac (Le commerce et le gouvernement 1776, I, Chap. VI, S. 267, Daire), obzwar mit einseitigen Gründen. Was Say a. a. O. gegen Condillac vorbringt, beruht auf einer Verwechslung des Gebrauchswertes, den Condillac (vgl. a. a. O., S. 250 ff.), und des Tauschwertes im Sinne eines Güteräquivalentes, welchen Say im Auge hat, eine Verwechslung, zu welcher allerdings der unsichere Gebrauch des Wortes „valeur“ seitens Condillacs Veranlassung gegeben hat. Eine tiefgehende Kritik der englischen Preistheorien hat Bernhards (Versuch einer Kritik der Gründe etc. 1849, S. 67—236) geboten. Eine eingehende Kritik der obigen Preistheorien findet sich bei Rösler („Theorie der Preise“ in Hildebrands Jahrbüchern, B. 12, 1869, S. 81 ff.) und Komorzynski (Tübinger Zeitschrift, 1869, S. 189 ff.). Vgl. auch Knies: Tübinger Zeitschrift 1855, S. 467.

\*\*) Über das Wesen der Erscheinung des Äquivalentes, beziehungsweise über den Begriff dieses letzteren herrscht in unserer Wissenschaft die größte Unklarheit. Daß zwei verschiedene konkrete Güter für eine bestimmte Person in einem gegebenen Zeitpunkte gleiche Bedeutung, gleichen Wert aufweisen können und demnach Äquivalente in diesem durchaus subjektiven Sinne möglich seien, haben wir bereits oben eines weiteren ausgeführt. Nichts steht z. B. dem entgegen, daß bei einer bestimmten ökonomischen Sachlage die zwei Güter a und b für das wirtschaftende Subjekt A gleichen Wert haben, also Äquivalente in dem eben gedachten Sinne seien. Ebenso wenig ist es durch die Natur des Wertes ausgeschlossen, daß zwei Güter für mehrere wirtschaftende Personen zugleich Äquivalente im obigen Sinne seien, z. B. könnten die Güter a und b nicht nur für A, sondern unter Umständen immerhin zugleich auch für andere wirtschaftende Subjekte: B, C, D usf., oder um noch deutlicher zu sprechen, für jedes einzelne dieser letzteren Äquivalente im obigen subjektiven Sinne sein. Die Idee des Äquivalentes ist demnach eine an sich durchaus berechtigte und es liegt in ihr, sofern sie nur richtig verstanden wird, auch keinerlei Verkennung des subjektiven Wesens des Güterwertes.

Eine solche läge dagegen allerdings in der Annahme, daß es Güter gebe, welche für ein bestimmtes wirtschaftendes Subjekt, für eine Anzahl solcher oder gar für alle Mitglieder einer Gesellschaft unter allen Umständen und in

sie im Austausch gegeneinander hingegeben werden, während eine solche „Gleichheit des Wertes“ zweier Güterquantitäten (eine Gleichheit im objektiven Sinne) in Wahrheit überhaupt nicht besteht. Die Lösung eines der wichtigsten Probleme unserer Wissenschaft wurde soleherart von vorneherein auf eine gänzlich falsche Grundlage gestellt.

Der Irrtum, welcher den obigen Theorien zugrunde liegt, wird sofort ersichtlich, wenn wir uns von der Einseitigkeit freimachen, welche bisher in der Beobachtung der Preiserscheinungen zutage getreten ist. Preis-Äquivalente könnten nur solche Güterquantitäten genannt werden, welche sich in einem gegebenen Momente in beliebiger Weise umsetzen ließen, so zwar, daß, falls die eine angeboten würde, die andere dafür zu erwerben wäre, und so umgekehrt. Solche Äquivalente sind nun aber im wirtschaftlichen Leben der Menschen nirgends vorhanden. Gäbe es nämlich Äquivalente in diesem Sinne, so wäre nicht abzusehen, warum

allen Perioden ihrer Wirtschaft Äquivalente seien (also z. B. in der Annahme, daß die Güter a und b für A oder für A, B, C, D usf. oder aber endlich sogar für jedermann in einem Volke unwandelbar gleichen Wert hätten. Das Maß des Wertes, welchen ein Gut für ein bestimmtes Subjekt hat, richtet sich nach der Besonderheit der den Güterwert in jeder einzelnen Wirtschaft bestimmenden Momente und folgt jedem Wechsel dieser letzteren. Fixe Werte und somit auch fixe Wertrelationen sind soleherart schon in Rücksicht auf eine einzelne Wirtschaft, geschweige denn in Rücksicht auf eine Mehrheit von solchen, ausgeschlossen und der Irrtum in der oben gedachten Auffassung vom Begriffe der Äquivalente ist somit auf den ersten Blick erkennbar.

Äquivalente in dem obigen Sinne sind es jedoch nicht, deren stillschweigende Voraussetzung die Grundlage und deren Erklärung das Ziel der herrschenden Preistheorien bildet. Bei den Äquivalenten im obigen Sinne, ob sie nun in der erstgedachten Weise richtig oder in der letztgedachten Weise fälschlich aufgefaßt werden, handelt es sich doch immer nur um die gleiche Bedeutung, welche Güter für bestimmte Personen haben, und es wird demnach hiebei der Begriff des Wertes und selbst bei den falschen Auffassungen der Äquivalentenerscheinung der subjektive Charakter des Wertes festgehalten. Anders bei jenen „Äquivalenten“, von welchen die herrschenden Preistheorien ausgehen. Diese letzteren wurzeln durchaus in der Annahme, daß es bestimmte Güter, beziehungsweise Güterquantitäten gebe, welche zum mindesten in Rücksicht auf einen bestimmten Markt und einen bestimmten Zeitpunkt beliebig gegeneinander ausgetauscht werden können, so zwar, daß, falls eine bestimmte Quantität des einen Gutes angeboten wird, eine bestimmte Quantität des anderen dafür zu erwerben sei und so umgekehrt. Äquivalente in diesem Sinne sind, wie kaum hervorgehoben zu werden braucht, etwas wesentlich anderes als jene Äquivalente, von denen wir oben gesprochen haben. Diese letzteren besagen, daß zwei Güter für eine bestimmte Person oder für jede einzelne von mehreren Personen gleiche subjektive Bedeutung, gleichen Wert im eigentlichen Verstande des Wortes haben, während Äquivalente der ersteren Art Güter bezeichnen, welche mit Rücksicht auf Zeit und Ort in bestimmten Quantitäten gegeneinander beliebig umgesetzt werden können. Die Verschiedenheit ist in die Augen springend und es ist klar, daß die beiden obigen Begriffe und die ihnen zugrunde liegenden Lebenserscheinungen trotz des für dieselben gebräuchlichen gemeinsamen Ausdruckes miteinander nicht verwechselt werden dürfen. Um den aus dem Doppelsinne des Wortes „Äquivalent“ hervorgehenden Unklarheiten der Darstellung auszuweichen, wäre es nicht ohne Nutzen, falls jeder der beiden obigen Begriffe in unserer Wissenschaft auch durch einen besonderen technischen Ausdruck bezeichnet würde, und es dürften sich für den obigen Zweck die Ausdrücke „Wertäquivalent“ (oder Äquivalent schlechthin) und „Preisäquivalent“, obzwar etymologisch keineswegs durchaus korrekt, wegen ihrer Gemeinverständlichkeit vielleicht am besten eignen. Daß der Doppelsinn des Wortes „Äquivalent“ übrigens nur ein Korollar jenes des Wortes „Wert“ ist, bedarf hier wohl kaum einer besonderen Bemerkung.



nicht jeder Tausch, insolange die Konjunktur noch unverändert ist, rückgängig gemacht werden könnte. Man setze den Fall, A habe sein Haus dem B gegen dessen Landgut oder gegen eine Summe von 20.000 Talern hingegeben. Wären nun die obigen Güter durch das Tauschgeschäft Äquivalente im objektiven Sinne des Wortes geworden oder vor dem Tausche schon solche gewesen, so wäre nicht abzusehen, warum die beiden Tauschenden nicht bereit sein sollten, den obigen Tausch sofort wieder rückgängig zu machen, während doch die Erfahrung lehrt, daß in einem solchen Falle der Regel nach keiner von beiden Kontrahenten der Stornierung des Geschäftes seine Zustimmung geben würde. Die gleiche Beobachtung kann ebensowohl in jedem anderen Falle, und zwar selbst rücksichtlich der absatzfähigsten Waren gemacht werden. Man versuche auf einem Getreidemarkte oder auf einer Effektenbörse Getreide, beziehungsweise Effekten zu kaufen und, ehe die Konjunktur eine Veränderung erfahren, dieselben wieder zu veräußern, oder im selben Momente Waren zu verkaufen und eine gleiche Quantität zu kaufen und man wird leicht zu der Überzeugung gelangen, daß die Differenz, welche zwischen den Preisen beim Anbote und jenen bei der Nachfrage besteht, keine bloße Zufälligkeit, sondern eine allgemeine Erscheinung der Volkswirtschaft ist.\*)

Waren, welche gegeneinander in bestimmten Quantitäten ausgetauscht werden können, also z. B. eine Geldsumme und eine Quantität eines anderen ökonomischen Gutes, welche ebensowohl im Kaufe als im Verkaufe beliebig gegeneinander umgesetzt werden könnten, kurz Preis-Äquivalente existieren — selbst mit Rücksicht auf einen bestimmten Markt und einen bestimmten Zeitpunkt — nicht, ja, was viel wichtiger ist, das tiefere Verständnis der Ursachen, welche zum Gütertausche und zum menschlichen Verkehre überhaupt führen, lehrt uns, daß solche Äquivalente durch die Natur des Verhältnisses selbst völlig ausgeschlossen sind und in Wirklichkeit gar nicht bestehen können.

Eine richtige Theorie der Preise kann demnach nicht die Aufgabe haben, jene angebliche, in Wahrheit aber nirgends bestehende objektive „Äquivalenz“ zwischen zwei Güterquantitäten zu erklären, sondern muß darauf gerichtet sein, zu zeigen, wie die konkreten Güter für jedes wirtschaftende Subjekt einen bestimmten (subjektiven) Wert haben, wie das Verhältnis, in welchem die einzelnen Güter in dieser subjektiven Wertschätzung stehen, je nach der Verschiedenheit der ökonomischen Lage der einzelnen wirtschaftenden Individuen ein sehr verschiedenes ist, wie ferner infolge dieses Umstandes die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen zwischen verschiedenen Personen entstehen und wie endlich die wirtschaftenden Menschen bei ihrem auf die möglichst vollständige Befriedigung ihrer Bedürfnisse gerichteten Streben dazu geführt werden, Güter, und zwar bestimmte Quantitäten derselben, tatsächlich gegeneinander hinzugeben. Nur eine solche Theorie entspricht den realen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens und geht auf die das Maß der Preise in Wahrheit be-

---

\*) Wir werden die obige Bemerkung, nachdem wir noch einige wissenschaftliche Voraussetzungen gewonnen haben, in dem Abschnitte: „Das Geld als Maßstab der Preise“ eines näheren ausführen.

stimmenden Ursachen zurück, während die herrschenden Preistheorien durchaus von willkürlichen und irrtümlichen Voraussetzungen ausgehen und das Wesen und den Wechsel der Preise nur scheinbar erklären. Wir werden aber bei den hier einschlägigen Untersuchungen nach der in diesem Werke überhaupt befolgten Methode mit der Beobachtung der einfachsten Erscheinungsform der Preisbildung beginnen und allmählich zu den komplizierteren Erscheinungsformen derselben übergehen.

## § 1.

### Die Preisbildung beim isolierten Tausche.

Wir haben in dem vorigen Kapitel gesehen, daß die Möglichkeit eines ökonomischen Austausches von Gütern an die Bedingung geknüpft ist, daß sich in der Verfügung eines wirtschaftenden Subjektes Güter befinden, welche für dasselbe einen geringeren Wert haben als andere in der Verfügung eines anderen wirtschaftenden Subjektes befindliche Güter, während bei diesem letztern das umgekehrte Verhältnis der Wertschätzung stattfinden muß. In dieser subjektiven Wertrelation liegt nun aber bereits eine streng gezogene Grenze, innerhalb welcher nach den Gesetzen der Wirtschaftlichkeit die Preisbildung in jedem gegebenen Falle erfolgen muß.

Setzen wir z. B. den Fall, es wäre die ökonomische Sachlage für den Landwirt A eine solche, daß 100 Maß seines Getreides für ihn einen ebenso großen Wert hätten als 40 Maß Wein, welche neu in seine Verfügung treten würden, so ist zunächst sicher, daß A unter keinen Umständen mehr als 100 Maß Getreide für jene Quantität Wein im Austausch hinzugeben bereit sein wird, da nach einem solchen Tausche für seine Bedürfnisse schlechter vorgesorgt sein würde als vor demselben; ja er wird sich sogar nur dann zu dem Austausch verstehen, wenn er durch denselben für seine Bedürfnisse besser vorzusorgen vermag, als dies ohne den Austausch der Fall sein würde. Er wird deshalb nur dann bereit sein, Wein gegen sein Getreide einzutauschen, wenn er für 40 Maß Wein weniger als 100 Maß Getreide hinzugeben hätte. Wie immer sich demnach der Preis von 40 Maß Wein bei einem allfälligen Austausch des Getreides des A gegen den Wein irgendeines anderen wirtschaftenden Subjektes stellen wird, soviel ist sicher, daß er in unserem Falle, schon um der ökonomischen Lage des A willen, 100 Maß Getreide nicht wird erreichen dürfen.

Findet nun A kein anderes wirtschaftendes Subjekt, für welches eine geringere Quantität von Getreide als 100 Maß eine höhere Bedeutung hat als 40 Maß Wein, so wird er überhaupt nicht in die Lage kommen, sein Getreide gegen Wein auszutauschen, indem dann die Grundlagen für einen ökonomischen Tausch rücksichtlich der in Rede stehenden Güter für ihn nicht vorhanden sind. Findet aber A ein zweites wirtschaftendes Subjekt B, für welches z. B. schon 80 Maß Getreide einen ebenso hohen Wert haben als 40 Maß Wein, so ist, sofern die beiden hier in Rede stehenden Subjekte dies Verhältnis erkennen und dem Vollzuge des Tausches keine Hindernisse entgegenstellen, für A und B allerdings

die Voraussetzung eines ökonomischen Tausches vorhanden. \*) damit aber zugleich eine zweite Grenze für die Preisbildung gegeben. Folgt nämlich aus der ökonomischen Lage des A, daß der Preis für 40 Maß Wein sich unter 100 Maß Getreide stellen müssen (indem A sonst keinen ökonomischen Nutzen aus dem Tauschgeschäfte ziehen würde), so folgt in gleicher Weise aus jener des B, daß ihm für seine 40 Maß Wein eine größere Quantität Getreide als 80 Maß geboten werden muß. Wie immer demnach in unserem Falle der in Getreide zu entrichtende Preis von 40 Maß Wein zwischen den beiden in Rede stehenden Subjekten sich stellen wird, soviel ist sicher, daß er sich zwischen den Grenzen von 80 und 100 Maß Getreide, und zwar jedenfalls über 80 und unter 100 Maß Getreide bilden müssen.

Nun ist es unschwer zu erkennen, daß A in dem obigen Falle auch dann noch für die Befriedigung seiner Bedürfnisse besser vorzusorgen vermag, falls er sogar 99 Maß Getreide für jene 40 Maß Wein hingeben würde, sowie anderseits B gleichfalls ökonomisch handelt, falls er auch nur 81 Maß Getreide für seine 40 Maß Wein im Austausch annehmen würde. Selbst bei diesen Preisen würde nämlich A im ersten, B im letzteren Falle noch immer einen, wenngleich auch nur geringfügigen, ökonomischen Nutzen erzielen. Da nun aber in dem vorliegenden Falle die Gelegenheit zur Ausbeutung eines weit größeren ökonomischen Vorteiles vorhanden ist, so wird das Bestreben der beiden hier in Rede stehenden wirtschaftenden Personen darauf gerichtet sein, soviel als möglich von jenem ökonomischen Nutzen sich zuzuwenden. Es wird aber dadurch jene Erscheinung hervorgerufen werden, die wir im praktischen Leben das *Feilbieten* nennen. Jeder der beiden Tauschenden wird bestrebt sein, einen möglichst großen Anteil an dem bei Ausbeutung dieser Tauschgelegenheit sich ergebenden ökonomischen Nutzen zu erlangen, und selbst beim Bestreben, sich auch nur einen billigen Anteil an dem in Rede stehenden Gewinne zuzueignen, zu um so höheren Preisforderungen geneigt sein, je weniger er die ökonomische Lage des andern Tauschenden und die äußerste Grenze kennt, bis zu welcher derselbe ökonomischerweise zu gehen vermag.

Welches wird nun aber das ziffernmäßige Resultat des Preiskampfes im obigen Falle sein? Sicher ist, wie wir sahen, daß der Preis von 40 Maß Wein höher als 80 und niedriger als 100 Maß Getreide sein wird. Ebenso gewiß scheint mir aber auch, daß je nach der verschiedenen Individualität der Tauschenden, ihrer größeren oder geringeren Kenntnis des Geschäftslebens und der Lage des anderen Kontrahenten, das Resultat des Tausches — innerhalb der eben gekennzeichneten Grenzen — bald mehr zugunsten des einen, bald mehr zugunsten des anderen ausfallen wird. Da indes bei der Aufstellung allgemeiner Prinzipien kein Grund zur Annahme vorhanden ist, daß der eine oder der andere der beiden Kontrahenten eine überwiegende ökonomische Tüchtigkeit besitze, oder die sonstigen Umstände einem derselben günstiger seien als dem anderen, so werden wir, unter der Annahme ökonomisch gleich tüchtiger Individuen

\*) Man bemerke, daß hier nur die Grundlagen für einen ökonomischen Austausch des Getreides des A gegen den Wein des B und nicht umgekehrt von etwa im Besitze des B befindlichem Getreide gegen Weizen des A vorhanden sind.



und gleicher sonstiger Verhältnisse, als allgemeine Regel aufstellen dürfen, daß das Bestreben beider Kontrahenten, einen möglichst großen ökonomischen Vorteil zu erzielen, sich gegenseitig paralisieren wird und demnach auch die Preise von den beiden Extremen, innerhalb welcher sie sich ökonomischerweise bilden können, gleich weit entfernt bleiben werden.

In unserem Falle wird demnach der Preis einer Quantität Wein von 40 Maß, über welchen sich die beiden Tauschenden schließlich einigen werden, jedenfalls innerhalb der Grenzen von 80 und 100 Maß Getreide liegen, und zwar mit der weiteren Beschränkung, daß er unter allen Umständen höher als 80 und niedriger als 100 Maß sein wird; jeder andere Preis ist ökonomisch ausgeschlossen. Was aber dessen Fixierung innerhalb dieser Grenzen anbelangt, so wird er sich unter sonst gleichen Verhältnissen der beiden Kontrahenten auf 90 Maß Getreide stellen, ohne daß, falls die oben erwähnte Voraussetzung nicht eintrifft, ein Austausch zu anderen, aber innerhalb der obigen Grenzen liegenden Preisen ökonomisch ausgeschlossen wäre.\*)

Was nun oben von der Preisbildung in dem einen Falle des isolierten Tausches gesagt wurde, das gilt in gleicher Weise von der Preisbildung in jedem anderen Falle und es ergeben sich demnach für jene typische Sachlage, bei welcher die Grundlagen eines ökonomischen Tausches rücksichtlich zweier Güterquantitäten zwischen zwei im übrigen isolierten wirtschaftenden Subjekten vorhanden sind, die nachfolgenden Gesetze der Wirtschaftlichkeit:

1. Die Grenzen, innerhalb welcher die Preisbildung in dem obigen Falle ökonomischerweise erfolgen kann, sind durch die ökonomische Sachlage genau determiniert.

2. Diese Grenzen werden durch die verschiedenen Quantitäten des einen Gutes gegeben, welche für die beiden Kontrahenten Äquivalente (im subjektiven Sinne) einer bestimmten Quantität des anderen Gutes sind. (In dem obigen speziellen Falle sind z. B. 100 und 80 Maß Getreide für A, respektive für B die Äquivalente für 40 Maß Wein.)

3. Innerhalb der obigen Grenzen tendiert die Preisbildung gegen den Durchschnitt der beiden Äquivalente. (In dem obigen Falle z. B. gegen 90 Maß Getreide.)

4. Von diesem Durchschnitte können die Preise (immer selbstverständlich innerhalb der mehrerwähnten Grenzen der ökonomischen Preisbildung) abweichen, ohne daß die bezüglichen Tauschoperationen deshalb ihren ökonomischen Charakter einbüßen würden. Die bezüglichen Abweichungen fallen unter kein Gesetz der Wirtschaftlichkeit.

\*) Aus der Betrachtung des obigen konkreten Falles und der folgenden Beispiele ist deutlicher als aus irgendwelchen allgemeinen Erörterungen zu entnehmen, wie die durch den Tausch bezweckte, vollständigere Befriedigung der Bedürfnisse beider Kontrahenten das Wesentliche des Tauschgeschäftes, die Höhe der hierbei zur Erscheinung gelangenden Preise aber etwas durchaus Sekundäres ist. Die Höhe der Preise bei einem Tauschgeschäft als das Wesentliche an diesem letzteren anzusehen, schließt keinen geringeren Irrtum in sich als die Meinung, die Fingerbewegungen eines Dichters oder eines Schachspielers seien das Wesentliche der Tätigkeit des Schriftstellers, beziehungsweise der des Schachspielers, etwa, weil sie der einzige sinnlich wahrnehmbare Ausdruck derselben sind.

## § 2.

**Die Preisbildung unter dem Einflusse der Konkurrenz.**

Wir haben in dem vorigen Abschnitte auf die Gesetzmäßigkeit der Preisbildung und Güterverteilung hingewiesen, indem wir vorerst jenen einfachsten Fall unserer Betrachtung unterzogen, in welchem ein Austausch von Gütern zwischen zwei wirtschaftenden Subjekten ohne die Einflußnahme der ökonomischen Tätigkeit anderer Personen stattfindet. Dieser Fall, den wir den isolierten Tausch genannt haben, ist in den Anfängen der Kulturentwicklung die gewöhnlichste Form des menschlichen Verkehrs, behält seine Bedeutung auch späterhin in dünn bevölkerten Landstrichen, bei schwach entwickelter Kultur und ist selbst unter fortgeschrittenen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht völlig ausgeschlossen, denn wir können ihn auch bei hoch entwickelter Volkswirtschaft überall dort beobachten, wo ein Austausch von Gütern stattfindet, welche einen auf zwei wirtschaftende Individuen beschränkten Wert haben, oder aber sonstige eigentümliche Verhältnisse die beiden Tauschenden ökonomisch isolieren.

Je höher nun aber die Kultur eines Volkes sich entwickelt, um so seltener wir der Fall, daß die Grundlagen eines ökonomischen Austausches von Gütern lediglich für zwei wirtschaftende Subjekte vorhanden sind. A besitzt z. B. ein Pferd, das für ihn einen Wert hat, welcher dem von 10 Metzen Getreide gleichkommt, die neu in seine Verfügung treten würden, so zwar, daß er für die Befriedigung seiner Bedürfnisse besser vorsorgen würde, falls er dies Tier auch nur gegen 11 Metzen Getreide austauschte. Für den Landwirt  $B_1$  dagegen, der über einen großen Vorrat von Getreide verfügt, aber Mangel an Pferden hat, wäre ein neu in seinen Besitz tretendes Pferd ein Äquivalent für 20, für den Landwirt  $B_2$ , der einen noch größeren Überfluß an Getreide hat, wäre ein solches das Äquivalent für 30, für  $B_3$  von 40 Metzen seines Getreides usf., so zwar, daß  $B_1$  für die Befriedigung seiner Bedürfnisse bessere Vorsorge treffen könnte, er für das Pferd des A selbst 19, der Landwirt  $B_2$  auch dann, wenn er dafür 29, und der Landwirt  $B_3$  selbst dann, wenn er dafür 39 Metzen Getreide im Austausch hingegeben würde usf. In diesem Falle sind, nach dem, was wir oben sagten, rücksichtlich der in Rede stehenden Güter die Grundlagen des ökonomischen Tausches offenbar nicht nur für A und einen einzelnen der obigen Landwirte vorhanden, sondern A kann sein Pferd jedem derselben im ökonomischen Austausch hingeben und jeder dieser letzteren dasselbe im ökonomischen Austausch übernehmen.

Anschaulicher noch wird das Gesagte, wenn wir den Fall in Betracht ziehen, daß nicht nur für A, sondern auch noch für mehrere andere Pferdebesitzer  $A_2$ ,  $A_3$  usf. die Grundlagen für ökonomische Tauschoperationen mit den obigen Landwirten bestehen. Setzen wir z. B. den Fall, daß für  $A_2$  schon 8, für  $A_3$  gar schon 6 neu in ihre Verfügung tretende Metzen Getreide einen ebenso großen Wert haben würden wie eines ihrer Pferde, so besteht kein Zweifel darüber, daß hier sogar die Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen zwischen jedem einzelnen der obigen Viehzüchter und jedem einzelnen der obigen Landwirte vorhanden wären.

In diesen beiden Fällen, also sowohl in dem ersten, wo die Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen zwischen einem Monopolisten im weitesten Sinne dieses Wortes und jedem einzelnen von mehreren andern wirtschaftenden Subjekten bestehen und diese letzteren in ihrem Bestreben, dies Verhältnis auszubeuten, um den Erwerb der Monopolgüter miteinander in Konkurrenz treten, als auch in dem zweiten Falle, wo auf der einen Seite für jeden einzelnen von mehreren Besitzern irgend eines bestimmten Gutes und auf der anderen Seite für jeden einzelnen von mehreren Besitzern irgendeines anderen Gutes gleichzeitig die Grundlagen zu gegenseitigen ökonomischen Tauschoperationen vorhanden sind und diese Personen demnach beiderseitig miteinander konkurrieren, in beiden Fällen haben wir es mit viel komplizierteren Verhältnissen zu tun, als dasjenige es war, welches wir im ersten Abschnitte dieses Kapitels zur Darstellung gebracht und für welches wir daselbst die Gesetze der Wirtschaftlichkeit festgestellt haben.

Wir werden aber mit dem einfacheren der beiden in der menschlichen Wirtschaft typischen Fälle der Mitbewerbung mehrerer wirtschaftenden Personen um Monopolgüter beginnen und hierauf zu dem verwickelteren Falle der Preisbildung bei der Mitbewerbung auf beiden Seiten übergehen.

#### **A) Preisbildung und Güterverteilung bei der Konkurrenz mehrerer Personen um ein einzelnes unteilbares Monopolgut.**

Wir haben bei Darlegung der Grundsätze der Preisbildung beim isolierten Tausche gesehen, daß, je nach den vorliegenden Grundlagen desselben, ein bald größerer, bald geringerer Spielraum vorhanden ist, innerhalb welches in jedem einzelnen Falle die Preisbildung erfolgen kann, ohne daß dadurch der Tausch seinen ökonomischen Charakter einbüßen würde. Zwar haben wir bemerkt, daß die Preisbildung die Tendenz hat, den ökonomischen Nutzen, welcher sich durch die Ausbeutung des vorliegenden Verhältnisses erzielen läßt, nach beiden Seiten hin gleich zu verteilen, und daß die Preise demnach gegen einen gewissen Durchschnitt tendieren, indes haben wir hiebei betont, daß keinerlei ökonomische Einwirkungen den Punkt fixieren, auf welchem innerhalb des oben bezeichneten Spielraumes die Preisbildung notwendigerweise erfolgen müßte. Wenn demnach z. B. in einem gegebenen Falle für ein wirtschaftendes Individuum A ein Pferd, das sich in seiner Verfügung befindet, keinen größeren Wert hat als 10 Metzen Getreide, die neu in seine Verfügung treten würden, während für B, der eine reiche Getreideerde hatte, erst 80 Metzen Getreide einen gleichen Wert haben wie ein neu in seinen Güterbesitz tretendes Pferd, so ist zunächst klar, daß, wofern A und B dieses Verhältnis erkennen und auch die Macht haben, den Austausch der bezüglichen Güter tatsächlich zu bewerkstelligen, die Grundlage eines ökonomischen Tausches des Pferdes des A gegen das Getreide des B vorhanden sind. Es ist aber auch ebenso sicher, daß sich der Preis des Pferdes zwischen den weiten Grenzen von 10 und 80 Metzen Getreide bilden können, ohne daß dadurch, daß der Preis sich mehr dem einen oder dem anderen der beiden Extreme nähern würde, der ökonomische Charakter des Tausches verloren ginge. Allerdings mag es höchst un-



wahrscheinlich sein, daß in dem obigen Falle sich der Preis jenes Pferdes etwa auf 11 oder 12 oder aber wiederum auf 78 oder 79 Metzen Getreide stellen wird, sicher ist jedoch, daß aus spezifisch-ökonomischen Ursachen selbst eine solche Preisbildung nicht völlig ausgeschlossen erscheint. Zugleich ist aber auch selbstverständlich, daß ins solange  $B_1$  in seinem Bestreben, das Pferd des A einzutauschen, keinen Konkurrenten findet, das Tauschgeschäft naturgemäß nur zwischen A und  $B_1$  stattfinden kann.

Setzen wir nun aber den Fall,  $B_1$  erhalte einen Konkurrenten  $B_2$ , der, ohne einen so großen Überfluß an Getreide zu besitzen wie  $B_1$ , oder aber einen so dringenden Bedarf an einem Pferde zu haben wie dieser letztere, ein Pferd doch immer noch so hoch wie 30 Metzen Getreide schätzen würde, so zwar, daß er für die Befriedigung seiner Bedürfnisse schon besser vorsorgen könnte, wofern er selbst 29 Metzen Getreide für das Pferd des A hingeben würde, so ist klar, daß sowohl zwischen  $B_1$  und A als auch zwischen  $B_2$  und A die Grundlagen für einen ökonomischen Austausch hinsichtlich des Pferdes und einer Quantität Getreide vorhanden sind. Da nun aber doch nur einer von den beiden Konkurrenten um das Pferd des A dasselbe tatsächlich erstehen kann, so treten an uns zwei Fragen heran:

a) Mit welchem der beiden Konkurrenten wird der Monopolist A das Tauschgeschäft ökonomischerweise abschließen? und

b) innerhalb welcher Grenzen wird die Preisbildung in diesem Falle erfolgen?

Die Beantwortung der ersten Frage ergibt sich aus der nachfolgenden Betrachtung. Für  $B_2$  hat das Pferd des A einen Wert, der 30 Metzen seines Getreides gleichkommt. Er würde demnach auch dann noch für die Befriedigung seiner Bedürfnisse besser vorsorgen, wenn er dem A selbst 29 Metzen seines Getreides für dessen Pferd hingeben würde. Nun ist damit keineswegs gesagt, daß  $B_2$  dem A sofort 29 Metzen für sein Pferd bieten wird, soviel ist aber sicher, daß er, um der Konkurrenz des  $B_1$  nach Möglichkeit zu begegnen, selbst zu diesem Anbote sich entschließen wird, da er unökonomisch handeln würde, wofern er im äußersten Falle sich nicht selbst mit einem so geringen Tauschnutzen begnüge, als bei einem Austausch von 29 Metzen Getreide gegen das Pferd des A sich für ihn ergeben würde.  $B_1$  würde dagegen offenbar unökonomisch handeln, wenn er bei dem Wettbewerb um das Pferd des A zuließe, daß  $B_2$  dies letztere selbst um den Preis von 29 Metzen Getreide erstehen würde, denn sein ökonomischer Nutzen ist ja noch immer ein beträchtlicher, selbst dann, wenn er 30 Metzen Getreide und mehr für jenes Pferd hingibt, das ist  $B_2$  von jenem Tauschgeschäfte ökonomisch ausschließend.\*)

\*) Wir sagen oben, daß  $B_1$  den  $B_2$  ökonomisch ausschließen, um den Gegensatz zur Anwendung von physischer Gewalt oder aber zur rechtlichen Ausschließung des  $B_2$  vom Tauschgeschäfte zu bezeichnen. Dieser Unterschied ist aber insofern wichtig, als  $B_2$  sich leicht im Besitze einer genügenden Menge Getreide befinden und ihm demnach physisch und rechtlich die Möglichkeit offenstehen kann, das Pferd des A einzutauschen, der einzige Grund aber, warum er dies nicht tut, unter solchen Umständen darin liegt, daß er durch Hingabe einer größeren Quantität Getreide als 29 Metzen für die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht besser vorsorgen würde, als dies ohne den Tausch der Fall wäre.

Der Umstand also, daß das Tauschgeschäft innerhalb eines Spielraumes der Preisbildung, wo dasselbe für  $B_2$  bereits unökonomisch wäre, für  $B_1$  noch immer seinen ökonomischen Charakter beibehält, ermöglicht es diesem letzteren, sich des aus dem Tausche resultierenden Nutzens zu bemächtigen, indem er das Geschäft zugleich für seinen Konkurrenten ökonomisch unmöglich macht. Da nun aber A jedenfalls unökonomisch handeln würde, falls er sein Monopolgut nicht demjenigen Konkurrenten überließe, welcher ihm dafür den größeren Preis zu bieten vermag, so ist nichts klarer, als daß bei der oben gegebenen ökonomischen Sachlage das Tauschgeschäft ökonomischerweise zwischen A und  $B_1$  stattfinden wird.

Was nun aber die zweite Frage, jene nach den Grenzen betrifft, innerhalb welcher die Preisbildung in diesem Falle erfolgen wird, so steht zunächst fest, daß der Preis, den  $B_1$  dem A gewähren wird, 80 Metzen Getreide nicht erreichen darf, indem sonst das Tauschgeschäft für  $B_1$  den ökonomischen Charakter einbüßen würde. Es wird der Preis aber jedenfalls auch nicht unter 30 Metzen Getreide sinken können, denn sonst würde die Preisbildung innerhalb jener Grenzen fallen, wo das Tauschgeschäft auch für  $B_2$  noch vorteilhaft wäre und dieser demnach ein ökonomisches Interesse hätte, so lange mitzubieten, bis der Preis jene Grenze erreichen würde. Es wird sich demnach der Preis in unserem Falle ökonomischerweise innerhalb der Grenzen von 30 und 80 Metzen Getreide bilden müssen.\*)

Die Konkurrenz des  $B_2$  bewirkt demnach, daß die Preisbildung beim Gütertausche zwischen A und  $B_1$  nicht mehr, wie dies sonst der Fall gewesen wäre, innerhalb der weiten Grenzen von 10 und 80, sondern in den engeren Grenzen von 30 und 80 Metzen Getreide erfolgen wird, denn nur bei einer, innerhalb dieser Grenzen erfolgenden Preisbildung erwächst den beiden Tauschenden ein ökonomischer Nutzen aus dem Tauschgeschäfte, während doch zugleich die Konkurrenz des  $B_2$  ökonomisch ausgeschlossen ist.\*\*\*) Damit ist aber im übrigen das einfache Verhältnis des isolierten Tausches wieder hergestellt und die Preisbildung wird innerhalb der oben gekennzeichneten Grenzen nach jenen Gesetzen der Wirtschaftlichkeit erfolgen, welche wir oben hinsichtlich des isolierten

\*) Es könnte die Meinung entstehen, daß die Preisbildung in dem obigen Falle nicht so sehr zwischen 30 und 80, als vielmehr genau mit 30 Metzen erfolgen werde. Dies wäre nun auch vollkommen richtig, falls es sich um einen Gantverkauf ohne fixierten Minimalpreis handeln würde, oder der Ausrufspreis bei einem solchen unter 30 Metzen Getreide festgestellt wäre. In diesem Falle müßte sich nämlich A nach dem natürlichen Sinne des Gantgeschäftes allerdings mit dem Preise von 30 Metzen begnügen und in analogen Verhältnissen sind die Ursachen der eigentümlichen Preisbildung bei Auktionen zu suchen. Wofern indes das wirtschaftende Subjekt A sich durch einen Gantvertrag nicht von vorneherein bindet und seine Interessen völlig frei wahrnehmen kann, liegt in den Obigen kein Hindernis vor, daß der Preis sich auch mit 79 fixiere, wie andererseits allerdings auch die Eventualität ökonomisch nicht ausgeschlossen ist, daß zwischen A und  $B_1$  der Preis des Pferdes mit 30 Metzen fixiert werde.

\*\*) Aus dem Obigen ist ersichtlich, daß auch solche Konkurrenten um ein Gut, beziehungsweise solche Bevölkerungsschichten, welche tatsächlich nicht zum Konsum des betreffenden Gutes gelangen, doch, wofern sie einen Bedarf an demselben haben, nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Preisbildung rücksichtlich des in Rede stehenden Gutes sind.

Tausches dargelegt haben, wie denn auch im übrigen die oben hinsichtlich des isolierten Tausches dargelegten Grundsätze hier volle Anwendung finden.

Setzen wir nun weiter den Fall, daß zu den beiden bisherigen Konkurrenten um das Pferd des A, nämlich zu  $B_1$  und  $B_2$ , noch ein dritter Konkurrent  $B_3$  hinzutreten würde, für welchen jenes Pferd einen Wert von 50 Metzen Getreide hätte, so ist nach dem, was wir oben sagten, klar, daß das Tauschgeschäft zwar gleichfalls zwischen A und  $B_1$  stattfindet, die Preisbildung hiebei indes innerhalb der Grenzen von 50 und 80 Metzen, bei einem vierten Konkurrenten,  $B_4$ , für welchen das Pferd des A einen Wert von 70 Metzen Getreide hätte, das Tauschgeschäft nicht minder zwischen A und  $B_1$  stattfände, aber die Preisbildung innerhalb der Grenzen von 70 und 80 Metzen erfolgen müßte.

Erst wenn ein Konkurrent, z. B. das wirtschaftende Subjekt  $B_5$  aufzutreten würde, für welchen das in Rede stehende Monopolgut gar einen Wert von 90 Metzen Getreide hätte, würde das Tauschgeschäft zwischen A und diesem letztern stattfinden, der Preis des Pferdes sich hiebei aber zwischen 80 und 90 Metzen Getreide fixieren. Es ist nämlich klar, daß der in Rede stehende Konkurrent bei einem sich innerhalb der obigen Grenzen bildenden Preise die vorhandene Tauschgelegenheit noch immer zu seinem ökonomischen Nutzen auszubeuten und doch sämtliche übrige Konkurrenten (einschließlich  $B_1$ ) von demselben ökonomisch auszuschließen in der Lage wäre. Die Preisbildung zwischen 80 und 90 Metzen Getreide fände aber darin ihre Begründung, daß einerseits der Konkurrent  $B_1$  nur durch einen Preis von mindestens 80 Metzen Getreide von dem Tauschgeschäfte ökonomisch ausgeschlossen werden könnte; also der Preis nicht unter diese Höhe sinken, anderseits aber auch nicht 90 Metzen Getreide erreichen oder gar übersteigen dürfte, indem sonst das Tauschgeschäft für  $B_5$  den ökonomischen Charakter einbüßen würde.

Fassen wir das Gesagte, das ebensowohl für jeden anderen Fall gilt, in welchem zwischen einem Monopolisten rücksichtlich eines unteilbaren Gutes und jedem einzelnen von mehreren anderen wirtschaftenden Subjekten rücksichtlich eines anderen Gutes die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen vorliegen, zusammen, so erhalten wir für den hier behandelten typischen Fall die nachfolgenden Gesetze der Wirtschaftlichkeit:

1. Ein unteilbares Monopolgut fällt bei der Konkurrenz mehrerer wirtschaftender Subjekte um dasselbe ökonomischerweise demjenigen Konkurrenten zu, für welchen dasselbe das Äquivalent der größten Quantität des im Austausch dagegen zu bietenden Gutes ist.

2. Die Preisbildung erfolgt in diesem Falle innerhalb der Grenzen, welche durch die Äquivalente des in Rede stehenden Monopolgutes für die beiden tauchlustigsten, beziehungsweise tauchkräftigsten Konkurrenten gegeben sind. \*)

\*) Der Preis, zu welchem das tauchkräftigste Subjekt in dem obigen Falle seine Konkurrenten um ein Gut ökonomisch ausschließt, ist somit keineswegs notwendigerweise der höchste, den es zu leisten vermag oder faktisch zu leisten in die Lage kommt.



3. Die Fixierung des Preises innerhalb der obigen Grenzen der Preisbildung erfolgt aber nach den beim isolierten Tausche dargelegten Grundsätzen.

### B) Preisbildung und Güterverteilung bei der Konkurrenz um Quantitäten eines Monopolgutes.

#### a) Einfluß der vom Monopolisten in den Verkehr gebrachten Quantitäten des Monopolgutes auf die Preisbildung.

Wir haben in dem Vorangehenden jenen einfachsten Fall des Monopolhandels zum Gegenstande unserer Untersuchung gemacht, in welchem ein Monopolist ein einzelnes, unteilbares Gut zum Markte bringt und die Preisbildung unter dem Einflusse der Konkurrenz mehrerer wirtschaftenden Subjekte um dasselbe erfolgt.

Der kompliziertere Fall, den wir nunmehr zu behandeln gedenken, ist derjenige, in welchem zwischen einem Monopolisten, welcher über Quantitäten eines Monopolgutes verfügt, einerseits und mehreren wirtschaftenden Subjekten, welche über Quantitäten eines anderen Gutes verfügen, andererseits, gleichzeitig rücksichtlich der eben erwähnten Güter die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen bestehen.

Setzen wir den Fall, daß für den Landwirt  $B_1$ , der über eine große Quantität Getreide, aber über keine Pferde verfügt, ein neu in seinen Besitz tretendes Pferd einen so hohen Wert haben würde wie 80 Metzen seines Getreides, für einen zweiten Landwirt  $B_2$  ein neu in seinen Besitz tretendes Pferd 70, für  $B_3$  60, für  $B_4$  50, für  $B_5$  40, für  $B_6$  30, für  $B_7$  20, für  $B_8$  gar nur 10 Metzen Getreide wert wäre, ein zweites Pferd aber für jeden dieser Landwirte, soweit sie eines solchen überhaupt bedürfen, um 10 Metzen weniger wert als das erste, ein drittes um 10 Metzen weniger als das zweite usf. jedes weitere um 10 Metzen weniger als das vorangehende, so läßt sich die eben dargelegte ökonomische Sachlage in ihren wesentlichen Momenten durch die nachfolgende Tabelle veranschaulichen:

|           |  | I. | II. | III. | IV. | V. | VI. | VII. | VIII. |             |
|-----------|--|----|-----|------|-----|----|-----|------|-------|-------------|
| Für $B_1$ | $\left. \begin{array}{l} \text{ist der Wert} \\ \text{eines neu in} \\ \text{seinen Besitz} \\ \text{tretenden 1.,} \\ \text{2. etc. Pferdes} \\ \text{gleich} \end{array} \right\}$ | 80 | 70  | 60   | 50  | 40 | 30  | 20   | 10    | Metz. Getr. |
| " $B_2$   |  | 70 | 60  | 50   | 40  | 30 | 20  | 10   |       |             |
| " $B_3$   |  | 60 | 50  | 40   | 30  | 20 | 10  |      |       |             |
| " $B_4$   |  | 50 | 40  | 30   | 20  | 10 |     |      |       |             |
| " $B_5$   |  | 40 | 30  | 20   | 10  |    |     |      |       |             |
| " $B_6$   |  | 30 | 20  | 10   |     |    |     |      |       |             |
| " $B_7$   |  | 20 | 10  |      |     |    |     |      |       |             |
| " $B_8$   |  | 10 |     |      |     |    |     |      |       |             |

Wenn nun in diesem Falle der Monopolist A nur ein Pferd zum Markte brächte, so wäre nach dem, was wir im vorigen Abschnitte sagten, sicher, daß  $B_1$  dasselbe erstehen würde, und zwar zu einem Preise, der sich zwischen 70 und 80 Metzen Getreide fixieren müßte.

Setzen wir nun aber den Fall, der Monopolist A bringe nicht nur ein einzelnes Pferd, sondern drei Pferde zum Markte, so sind wir bei jenem Falle angelangt, der hier den Gegenstand unserer speziellen Untersuchung bildet, und es fragt sich nun: welcher von den obigen acht Landleuten, beziehungsweise welche von diesen letzteren werden die vom Monopolisten zur Veräußerung gebrachten Pferde erstehen und welche Preise werden hierbei zur Erscheinung gelangen?

Fassen wir zu diesem Zwecke die obige Tabelle ins Auge, so ist zunächst ersichtlich, daß ein erstes in den Besitz des  $B_1$  tretendes Pferd für denselben einen Wert von 80, ein zweites nur noch einen solchen von 70, ein drittes von 60 Metzen Getreide haben würde. Bei dieser Sachlage könnte  $B_1$  zwar ein Pferd in ökonomischer Weise zu einem Preise von 70 bis 80 Metzen Getreide erstehen und dadurch seine sämtlichen Konkurrenten vom Tausche ökonomisch ausschließen, in Rücksicht auf das zweite Pferd würde er indes bereits unökonomisch handeln, falls er dafür 70 Metzen Getreide oder mehr bieten würde, da durch einen solchen Tausch für die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht besser vorgesorgt wäre als vorher. Beim dritten Pferde wäre aber, bei einem Preise, welcher  $B_2$  noch vom Tausche ausschließen sollte, also jedenfalls zu mindesten 70 Metzen Getreide betragen müßte, der ökonomische Nachteil für  $B_1$  und somit der nichtökonomische Charakter des bezüglichen Tauschgeschäftes noch viel einleuchtender.

Die ökonomische Sachlage ist demnach in dem obigen Falle eine solche, daß  $B_1$  rücksichtlich aller drei zu Markte gebrachten Pferde seine sämtlichen Mitkonkurrenten um dieselben einerseits nur dann auszuschließen in der Lage wäre, wenn er für jedes derselben einen Preis von 70 Metzen Getreide oder mehr bewilligen würde, andererseits aber bei diesem Preise nur ein Pferd in ökonomischer Weise erstehen, den Eintausch der beiden anderen Pferde zu dem obigen Preise jedoch nicht ohne seinen ökonomischen Nachteil bewirken könnte.

Da es sich nun aber hier um die Feststellung der Gesetze der Wirtschaftlichkeit in dem obigen typischen Falle handelt und wir uns demnach unter  $B_1$  ein ökonomisch handelndes Subjekt denken, das seine Konkurrenten nicht zwecklos oder gar zum eigenen Schaden, sondern lediglich in der Absicht und insoweit von dem Erwerbe von Quantitäten des Monopolgutes ausschließt, als es sich hiedurch selbst eines ökonomischen Vorteiles bemächtigen kann, der ihm entgehen würde, falls es die übrigen Konkurrenten zum Austausch von Quantitäten des Monopolgutes zuließe, so besteht auch kein Zweifel darüber, daß  $B_1$  in unserem Falle, wo ein Ausschluß sämtlicher Konkurrenten um das Monopolgut nach der Sachlage für ihn ökonomisch unmöglich ist, zunächst den Konkurrenten  $B_2$  an dem Eintausche von Quantitäten des Monopolgutes partizipieren zu lassen sich genötigt sehen und sogar das gemeinschaftliche Interesse mit diesem letzteren haben wird, daß der Preis der einzelnen Teilquantitäten des Monopolgutes, hier eines Pferdes, sich so niedrig stelle, als unter den gegebenen Verhältnissen nur immer möglich ist. Fern davon also, den Preis eines Pferdes auf 70 Metzen Getreide und darüber zu treiben, wird demnach  $B_1$  sowohl als  $B_2$  das gemeinschaftliche Interesse haben, zu bewirken, daß dieser Preis so tief unter 70 Metzen

Getreide sich fixiere, als der ökonomischen Sachlage nach nur immer zulässig ist.

In diesem Bestreben werden  $B_1$  und  $B_2$  jedoch in der Mitbewerbung der übrigen Konkurrenten, also zunächst in jener des  $B_3$  eine Grenze finden und demnach doch zu solchen Preisen sich verstehen müssen, bei welchen die übrigen Konkurrenten um das Monopolgut (einschließlich des  $B_3$ ) vom Tauschgeschäfte ökonomisch ausgeschlossen werden. Der Preis wird in unserem Falle sich demnach zwischen 60 und 70 Metzen Getreide bilden müssen. Zu einem innerhalb dieser Grenzen gelegenen Preise kann sich nämlich  $B_1$  mit zwei,  $B_2$  mit einem Pferde, und zwar in allen einzelnen Fällen in ökonomischer Weise versorgen, während doch gleichzeitig sämtliche übrigen Konkurrenten um das Monopolgut von dem Erwerbe von Quantitäten desselben ausgeschlossen sind.

Die Preisbildung innerhalb dieser Grenzen ist aber auch die einzig mögliche. Würde nämlich dieselbe unter der Grenze von 60 Metzen erfolgen, so würde  $B_3$  vom Tauschgeschäfte nicht ausgeschlossen sein und demnach den aus der Ausbeutung des vorliegenden Verhältnisses resultierenden Nutzen sich zuzueignen bemüht sein, was  $B_1$  und  $B_2$ , die bei einem Tausche zu höheren Preisen immer noch einen beträchtlichen ökonomischen Nutzen sich zuzuwenden in der Lage sind, als wirtschaftende Subjekte nicht zulassen können; würde der Preis die Grenze von 70 Metzen Getreide erreichen oder gar übersteigen, so würde  $B_2$  gar kein,  $B_1$  aber nur ein Pferd in ökonomischer Weise austauschen können und demnach nur eines der drei zur Veräußerung gebrachten Pferde tatsächlich in die Hände eines Käufers gelangen. Die Preisbildung innerhalb der Grenzen von 60 und 70 Metzen Getreide ist demnach in unserem Falle ökonomisch die einzig mögliche, jede andere ökonomisch ausgeschlossen.

Würde nun A bei einer sonst gleichen ökonomischen Sachlage anstatt 3 Pferden 6 Pferde zu Markte bringen, so könnten wir in ähnlicher Weise dartun, daß  $B_1$  3,  $B_2$  2 Pferde,  $B_3$  aber 1 Pferd erstehen, der Preis für ein solches aber zwischen 50 und 60 Metzen Getreide sich bilden müßte; würde aber A 10 Pferde zu Markte bringen, so würde  $B_1$  4 Pferde,  $B_2$  3 Pferde,  $B_3$  2 Pferde,  $B_4$  endlich 1 Pferd erstehen, der Preis sich aber zwischen 40 und 50 Metzen Getreide fixieren und es ist kein Zweifel, daß, wofern der Monopolist A noch größere Quantitäten des Monopolgutes zur Veräußerung brächte, einerseits eine immer geringere Anzahl der obigen Landwirte durch ihre Konkurrenten von dem Eintausche von Quantitäten des Monopolgutes ökonomisch ausgeschlossen werden könnte, andererseits aber auch der Preis einer bestimmten Quantität dieses letzteren immer mehr und mehr herabgedrückt werden würde.

Denken wir uns unter  $B_1$  und  $B_2$  usf. nicht einzelne Individuen, sondern Repräsentanten von Gruppen der Bevölkerung eines Landes, so zwar, daß wir unter  $B_1$  jene Gruppe von wirtschaftenden Individuen verstehen, welche rücksichtlich der beiden oben in Rede stehenden Güter (des Monopolgutes und des Getreides) die tauschkräftigsten und tauschlustigsten,  $B_2$  jene Gruppe von wirtschaftenden Individuen, welche in dieser Rücksicht der ersteren folgen usf., so steht vor uns das Bild des Monopolhandels, wie uns derselbe im praktischen Leben (z. B. beim



Handel mit kostbaren Weinen, mit Antiquitäten, mit besonders hervorragenden Dienstleistungen usf.) tatsächlich vor die Augen tritt.

Wir sehen Bevölkerungsschichten von sehr verschiedener Tauschkraft um die zu Markte gelangenden Quantitäten der Monopolgüter konkurrieren, sehen, gleichwie dies oben an einzelnen Individuen gezeigt wurde, die tauschkräftigeren die mindertauschkraftigen von dem Austausch der betreffenden Güter ökonomisch ausschließen, sehen die Bevölkerungsschichten, welche den Genuß von Monopolgütern entbehren müssen, desto zahlreicher werden, je geringer die zu Markte gebrachte Quantität des Monopolgutes und umgekehrt die Monopolgüter in um so minder tauschkräftige Bevölkerungsschichten eindringen, je größer diese Quantität ist und parallellaufend mit den obigen Erscheinungen die Preise der Monopolgüter steigen und fallen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergeben sich für den in diesem Abschnitte behandelten typischen Fall (für den Fall der Konkurrenz mehrerer wirtschaftender Personen um Quantitäten eines Monopolgutes, oder was das nämliche ist, für den Fall, in welchem zwischen einem Monopolisten, der über Quantitäten eines Monopolgutes verfügt, einerseits und mehreren wirtschaftenden Subjekten, welche über Quantitäten eines anderen Gutes verfügen, andererseits, gleichzeitig rücksichtlich der eben erwähnten Güter die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen bestehen) die nachfolgenden Gesetze der Wirtschaftlichkeit:

1. Die einzelnen Teilquantitäten der von dem Monopolisten in dem obigen typischen Falle zur Veräußerung gebrachten Gesamtquantität des Monopolgutes gelangen ökonomischerweise in die Hände jener Konsumenten, für welche dieselben das (subjektive) Äquivalent der relativ größten Quantität des dagegen im Austausch zu bietenden Gutes sind und soweit sie dies sind, während die minder tauschkräftigen Konkurrenten überhaupt und selbst die ersteren rücksichtlich ihres minder dringenden Bedarfes von dem Erwerbe dieser Güter ökonomisch ausgeschlossen sind.

2. Die Verteilung der Gesamtquantität des Monopolgutes unter die tauschkräftigsten Konkurrenten erfolgt in der Weise, daß für jeden Erwerber von Teilquantitäten des Monopolgutes eine Maßeinheit desselben nach erfolgtem Tausche das Äquivalent einer gleichen Quantität des dagegen im Austausch zu bietenden Gutes wird (z. B. ein Pferd gleich 50 Metzen Getreide).

3. Die Preisbildung erfolgt innerhalb der Grenzen, welche durch die Äquivalente einer Maßeinheit des Monopolgutes für den am mindesten tauschkräftigen Konkurrenten, welcher noch zum Austausch gelangt, und für den Tauschkräftigsten unter jenen Konkurrenten, die vom Austausch ökonomisch ausgeschlossen sind, bezeichnet werden.

4. Je größer die von dem Monopolisten zur Veräußerung gebrachte Quantität des Monopolgutes ist, um so weniger Konkurrenten um das Monopolgut werden von der Erwerbung von Teilquantitäten desselben ökonomisch ausgeschlossen, um so vollständiger wird aber auch die Versorgung jener wirtschaftenden Subjekte, welche auch bei geringeren zur Veräußerung gebrachten Quantitäten des Monopolgutes Teilquantitäten desselben auszutauschen in der Lage sein würden.

5. Je größer die von dem Monopolisten zur Veräußerung gebrachte Quantität des Monopolgutes ist, in um so weniger tauschkräftige Schichten der Konkurrenten um diesselbe muß er herabsteigen, um die ganze Quantität abzusetzen, um so niedriger stellt sich demnach auch der Preis einer Maßeinheit des Monopolgutes.

b) Einfluß der von dem Monopolisten fixierten Preise auf den Absatz des Monopolgutes und auf die Verteilung der abgesetzten Quantitäten unter die Konkurrenten.

Der Regel nach pflegt der Monopolist nicht bestimmte Quantitäten des Monopolgutes mit der Absicht zu Markte zu bringen, dieselben unter allen Umständen zu veräußern, um, gleichwie bei einer Auktion, den Erfolg der Mitbewerbung rücksichtlich der Preisbildung oder doch die Preisangebote der Konkurrenten um den Erwerb des Monopolgutes abzuwarten. Der gewöhnliche Weg ist vielmehr der, daß er Quantitäten des Monopolgutes zur Veräußerung bereit hält, aber für die einzelnen Maßeinheiten derselben von vorneherein bestimmte Preisforderungen stellt. Der Grund hievon ist der Regel nach wohl in praktischen Rücksichten zu suchen, zumal in dem Umstande, daß die oben dargestellte Methode der Veräußerung von Gütern, sollen anders die Preise unter Einflußnahme aller in diesem Falle wirksamen ökonomischen Faktoren erfolgen, den gleichzeitigen Zusammentritt einer möglichst großen Anzahl von Konkurrenten um das Monopolgut und zugleich die Beobachtung mannigfacher Förmlichkeiten erfordert, während der Monopolist die Preise, falls er sie selbst bestimmt, auch ohne die gedachten Umstände mit Rücksicht auf alle den Preis beeinflussenden Momente, soweit diese letzteren ihm bekannt sind, zu fixieren vermag.

Der Monopolist wird demnach in jenen Fällen, in welchen er auf einen Zusammentritt der sämtlichen oder doch einer ausreichenden Anzahl von Konkurrenten rechnen kann und die berührten Förmlichkeiten ohne verhältnismäßige ökonomische Opfer erfüllt werden können, wie dies z. B. bei längere Zeit vorher angekündigten Auktionen der Fall ist, allerdings den oben dargelegten Weg als den sichersten einschlagen, um die gesamte ihm verfügbare Menge des Monopolgutes in ökonomischer Weise, d. i. zu den höchsten erreichbaren Preisen an den Mann zu bringen und auch sonst überall dort, wo es ihm um einen vollständigen Ausverkauf größerer Quantitäten des Monopolgutes innerhalb einer bestimmten Zeitfrist zu tun ist, mit Vorliebe zur Auktion schreiten. Der gewöhnliche Weg, auf welchem der Monopolist seine Ware in den Verkehr bringt, wird indes, wie gesagt, der sein, daß er die ihm verfügbaren Quantitäten des Monopolgutes zwar zur Veräußerung bereit halten, aber Teilquantitäten derselben gegen einen von ihm selbst bestimmten Preis den Konkurrenten um dieselben anbieten wird.

Unter solchen Umständen, das ist überall dort, wo ein Monopolist den Preis der Maßeinheit des Monopolgutes fixiert und den Konkurrenten um dasselbe freistellt, ihren Bedarf an diesem Gute zu diesem Preise zu decken, haben wir zu untersuchen:

1. Welchen Einfluß hat die Höhe des vom Monopolisten fixierten Preises auf die größere oder geringere Anzahl von Personen (beziehungsweise von Bevölkerungsschichten), welche ihren Bedarf an dem Monopolgute zu decken vermögen?

2. Welchen Einfluß hat dieselbe auf die zur Veräußerung gelangenden Quantitäten des Monopolgutes?

3. In welcher Weise verteilt sich der einem bestimmten Preise entsprechende Absatz des Monopolgutes unter die einzelnen Konkurrenten um den Erwerb von Quantitäten desselben?

Hier ist nun zunächst sicher, daß, wofern der Monopolist den Preis einer Maßeinheit des Monopolgutes so hoch fixieren würde, daß eine solche selbst für den Tauschkräftigsten, beziehungsweise Tauschlustigsten der vorhandenen Konkurrenten nicht einen höheren Wert hätte als der von dem Monopolisten beanspruchte Preis, sämtliche Konkurrenten um das Monopolgut von der Erwerbung irgendwelcher Teilquantitäten desselben ökonomisch ausgeschlossen wären. Dies würde bei der durch das mehrerwähnte Schema dargestellten Sachlage dann eintreten, wenn der Monopolist A den Preis eines Pferdes z. B. auf 100 oder selbst auch nur auf volle 80 Metzen Getreide fixieren würde, denn es ist klar, daß bei einem solchen Preise die Möglichkeit eines ökonomischen Tausches für keinen der in unserem Falle in Betracht kommenden acht Konkurrenten um das Monopolgut vorhanden wäre.

Setzen wir nun aber den Fall, der Monopolist fixiere den Preis eines Pferdes nicht so hoch, daß sämtliche Konkurrenten um das Monopolgut vom Austausche von Quantitäten desselben ökonomisch ausgeschlossen sein würden, so treten uns sofort die drei obigen Fragen entgegen.

Die erste derselben beantwortet sich leicht nach dem, was wir oben über den Ausschluß von Konkurrenten um den Erwerb von Monopolgütern durch ihre tauschkräftigeren Mitbewerber gesagt haben. Jeder bestimmte Preis eines Gutes schließt alle jene von dem Erwerbe des letzteren ökonomisch aus, für welche derselbe nach der vorhandenen Sachlage den nämlichen oder gar einen höheren (subjektiven) Wert hat als das Gut, dessen Preis in Rede steht. Dadurch, daß der Monopolist für eine Maßeinheit seines Gutes einen bestimmten Preis fixiert, schließt er demnach alle jene Personen von dem Erwerbe des letzteren aus, für welche nach ihrer ökonomischen Lage der fixierte Preis das volle (subjektive) Äquivalent einer Maßeinheit des Monopolgutes ist, beziehungsweise einen höheren Wert hat als diese letztere. Je höher der Preis, um so zahlreicher die Personen, beziehungsweise die Schichten der Bevölkerung, welche hiedurch von dem Erwerbe des Monopolgutes ökonomisch ausgeschlossen sind, während umgekehrt die Personen, beziehungsweise die Schichten der Bevölkerung, welche ihren Bedarf an dem Monopolgute ökonomischerweise zu decken vermögen, um so zahlreicher werden, je niedriger der obige Preis seitens des Monopolisten fixiert wird.

In ähnlicher Weise wie die Zahl der Konsumenten ist der Absatz des Monopolgutes durch die Höhe des vom Monopolisten festgesetzten Preises bedingt. Setzen wir in dem obigen Beispiele den Fall, daß der Monopolist den Preis eines Pferdes z. B. auf 100 Metzen Getreide fixiert, so ist es klar, daß derselbe, so groß sein Vorrat an Pferden auch immer sein



mag, bei der durch das Schema (S. 194) dargestellten ökonomischen Sachlage auch nicht ein einziges seiner Tiere an die Konkurrenten um den Erwerb dieser letzteren abzusetzen in die Lage kommen wird. Würde er aber den Preis eines Pferdes beispielsweise auf 75 Metzen Getreide fixieren, so ist nicht minder ersichtlich, daß  $B_1$  ökonomischerweise bereits in der Lage wäre, ein solches einzutauschen, alle übrigen Konkurrenten jedoch und  $B_1$  selbst rücksichtlich seines weiteren Bedarfes von dem Erwerbe von Pferden des A für ihr Getreide ökonomisch ausgeschlossen sein würden; bei einem Preise von beispielsweise 62 Metzen Getreide würde  $B_1$  2 Pferde,  $B_2$  aber 1 Pferd; bei einem Preise von 54 Metzen Getreide  $B_1$  3,  $B_2$  2,  $B_3$  1 Pferd; bei einem Preise von 36 Metzen Getreide  $B_1$  5,  $B_2$  4,  $B_3$  3,  $B_4$  2 Pferde,  $B_5$  1 Pferd zu erstehen in die Lage kommen, in jedem einzelnen der obigen Fälle würden aber alle übrigen Konkurrenten, welche einen Teil ihres Bedarfes bei den in Rede stehenden Preisen ökonomisch zu decken in die Lage kommen, doch rücksichtlich ihres sonstigen Bedarfes am Monopolgute von dem Eintausche von Quantitäten des letzteren gegen Getreide ökonomisch ausgeschlossen sein. Je höher der Preis des Monopolgutes, um so zahlreicher somit die Individuen, beziehungsweise die Bevölkerungsschichten, welche vom Genuß des Monopolgutes vollständig ausgeschlossen sind, um so kärglicher aber auch die Versorgung der übrigen Individuen, beziehungsweise Bevölkerungsschichten mit dem Monopolgute, um so geringer endlich die Quantitäten des Monopolgutes, welche der Monopolist absetzt, während eine jede Ermäßigung des Preises selbstverständlich die entgegengesetzten Wirkungen äußert. Die Verteilung der tatsächlich veräußerten Quantitäten des Monopolgutes unter die tauschkräftigsten, beziehungsweise tauschlustigsten Konkurrenten um dasselbe wird in der Weise erfolgen, daß eine Maßeinheit des Monopolgutes für jeden Erwerber von solchen nach erfolgtem Tausche das Äquivalent der gleichen Quantität des dagegen im Austausch zu bietenden Gutes wird.

### C) Die Grundsätze des Monopolhandels. (Monopolistenpolitik.)

Wir haben in den beiden vorhergehenden Abschnitten dargelegt, welchen Einfluß die größere oder geringere zur Veräußerung gebrachte Quantität des Monopolgutes, beziehungsweise die von Seite des Monopolisten höher oder niedriger gestellten Preise, im ersten Falle auf die Preisbildung, im letzteren auf die in den Verkehr tretenden Quantitäten, in beiden Fällen aber zugleich auch auf den Umfang des Konsumentenkreises und die Verteilung der Monopolgüter unter die einzelnen Konkurrenten um den Erwerb derselben ausüben.

Die Frage, deren Beantwortung uns nunmehr noch erübrigt, ist die folgende: Welche Quantitäten der Monopolgüter soll der Monopolist ökonomischerweise in den Verkehr bringen, beziehungsweise welche Preise soll derselbe mit Rücksicht auf die jeweilige wirtschaftliche Sachlage ökonomischerweise fixieren?

Wir haben in dem Vorangehenden gesehen, daß der Monopolist rücksichtlich der beim Monopolhandel zutage tretenden ökonomischen Erscheinungen keineswegs die allein bestimmende und maßgebende Per-

sönlichkeit ist. Nicht nur, daß das allgemeine Gesetz alles ökonomischen Gütertausches, wonach bei jedem Tausche beiden Teilen ein wirtschaftlicher Vorteil erwachsen muß, auch beim Monopolhandel seine ungeschmälerte Geltung behält, ist der Monopolist auch innerhalb dieses so begrenzten Spielraumes seiner Beeinflussung der ökonomischen Erscheinungen durchaus nicht völlig unbeschränkt. Der Monopolist kann, wie wir sahen, wofern er bestimmte Quantitäten des Monopolgutes zur Veräußerung bringen will, nicht zugleich die Preise willkürlich fixieren; der Monopolist kann ferner, wenn er die Preise fixiert, nicht zugleich die Quantitäten bestimmen, welche bei diesen Preisen zur Veräußerung gelangen werden. Er kann demnach z. B. nicht große Quantitäten des Monopolgutes absetzen und zugleich bewirken, daß sich die Preise so hoch bilden, als dies der Fall wäre, wenn er geringere Quantitäten zur Veräußerung gebracht hätte, und er kann nicht die Preise in bestimmter Höhe fixieren und zugleich den Erfolg herbeiführen, daß er einen so großen Absatz erziele, als dies bei niedrigen Preisen der Fall sein würde. Was ihm aber seine exzeptionelle Stellung im wirtschaftlichen Leben gibt, das ist der Umstand, daß er in jedem gegebenen Falle die Wahl hat, ungestört durch fremde Konkurrenz im Angebote entweder die in den Verkehr überhaupt gelangenden Quantitäten des Monopolgutes oder aber die Preise dieses letzteren, je nachdem dies die Rücksichtnahme auf seinen ökonomischen Vorteil erfordert, zu bestimmen, und es demnach in seiner Hand hat, entweder dadurch, daß er geringere oder größere Quantitäten des Monopolgutes in den Verkehr bringt, die Preise, oder dadurch, daß er die Preise höher oder niedriger stellt, die in den Verkehr gelangenden Quantitäten des Monopolgutes je nach seinem ökonomischen Interesse zu regeln.

Worin besteht nun dieses ökonomische Interesse und welches sind die Quantitäten des Monopolgutes, welche er in Rücksicht auf jede gegebene Sachlage ökonomischerweise zur Veräußerung zu bringen, beziehungsweise die Preise, welche er bei jeder gegebenen Sachlage ökonomischerweise zu fixieren hat? \*)

Der Monopolist hat rücksichtlich der ihm verfügbaren Quantitäten des Monopolgutes zunächst und vor allem das Interesse am höchsten Erlöse und wird somit die ihm verfügbaren Monopolgüter in solcher Quantität zur Veräußerung bringen, daß er bei diesem Absatze entsprechenden voraussichtlichen Preisen, beziehungsweise er wird die Preise so hoch stellen, daß er bei dem diesen Preisen entsprechenden voraussichtlichen Absatz den höchsten Erlös erzielt. Er wird zu die-

---

\*) Das Streben des Monopolisten, nur solche Quantitäten des Monopolgutes in den Verkehr zu bringen, welche seinen ökonomischen Interessen am besten entsprechen, beziehungsweise das Streben, die Preise des Monopolgutes in ökonomischer Weise zu regulieren, sind nur zwei verschiedene Seiten eines dem Wesen nach identischen Strebens. Werden seitens des Monopolisten die zum Austausch gebrachten Quantitäten des Monopolgutes in ökonomischer Weise reguliert, so bilden sich die Preise des Monopolgutes von selbst in ökonomischer Weise und umgekehrt. Indem der Monopolist irgendeine der beiden obigen Größen in ökonomischer Weise reguliert, reguliert er eben so zugleich die andere, wie denn auch die Regulierung der einen Größe ohne Bedachtnahme auf die andere gar nicht zu erfolgen vermag. Die beiden obigen Fragen sind in Wahrheit gar nicht zu trennen und die Lösung der einen schließt zugleich jene der anderen in sich.

sem Zwecke (selbstverständlich innerhalb der durch den ökonomischen Charakter der Tauschoperationen gezogenen Grenzen) die Preise erhöhen, wenn er sich davon, daß er geringere Quantitäten des Monopolgutes bei höheren Preisen zur Veräußerung bringt, einen größeren Erlös verspricht, und er wird mit seinen Preisen herabgehen, falls es ihm vorteilhafter erscheint, größere Quantitäten des Monopolgutes zu geringeren Preisen in den Verkehr zu bringen. Er wird die Preise anfangs möglichst hoch stellen und solcherart nur geringe Quantitäten des Monopolgutes in den Verkehr bringen und später die Preise allmählich bei wachsendem Absatze ermäßigen, um solcherart zunächst die tauschkräftigeren Schichten der Gesellschaft und nach und nach alle übrigen möglichst vollständig auszubenten, falls er auf diese Weise den höchsten Erlös zu erzielen vermag.<sup>\*)</sup> Er wird umgekehrt sofort größere Quantitäten des Monopolgutes bei niedrigen Preisen in den Verkehr bringen, wenn sein ökonomischer Vorteil ihm dies gebietet. Ja, er wird unter Umständen Veranlassung finden, einen Teil der ihm verfügbaren Quantität des Monopolgutes, anstatt denselben in den Verkehr zu bringen, der Vernichtung preiszugeben, falls er dadurch, daß er die ganze ihm verfügbare Quantität des Monopolgutes in den Verkehr brächte, zu Schichten der Bevölkerung hinabsteigen müßte, die so wenig tauschkräftig oder tauschlustig sind, daß er bei den hiedurch bedingten niederen Preisen trotz der in den Verkehr gebrachten größeren Quantitäten des Monopolgutes doch einen geringeren Erlös erzielen würde als dadurch, daß er einen Teil der ihm verfügbaren Quantität des Monopolgutes vernichtet und den Rest zu höheren Preisen an die tauschkräftigeren Schichten der Bevölkerung veräußert.<sup>\*\*)</sup>

\*) Verleger von solchen Werken der vervielfältigenden Kunst und der Literatur, welche für mehr und minder tauschkräftige Schichten der Gesellschaft Interesse haben, befolgen nicht selten die obige Politik. Namentlich werden privilegierte Waren von den Privilegiumsinhabern häufig in der obigen Weise in das Publikum gebracht.

\*\*) Es wäre sehr irrig, würde man annehmen, daß die Preise des Monopolgutes unter allen Umständen oder selbst auch nur der Regel nach genau in dem umgekehrten Verhältnisse zu den vom Monopolisten zur Veräußerung gebrachten Quantitäten des Monopolgutes steigen oder fallen oder aber daß zwischen den vom Monopolisten fixierten Preisen und den zur Veräußerung gelangenden Quantitäten des Monopolgutes eine solche Verhältnismäßigkeit besteht. Dadurch, daß vom Monopolisten z. B. statt 1000 Maßeinheiten des Monopolgutes 2000 Maßeinheiten desselben zur Veräußerung gebracht werden, wird der Preis einer Maßeinheit des Monopolgutes nicht notwendigerweise z. B. von 6 fl. auf 3 fl. sinken, sondern, je nach der ökonomischen Sachlage, in dem einen Falle beispielsweise nur auf 5 fl., in dem andern sogar auf 2 fl. Der Gesamterlös, welchen der Monopolist aus einer größeren zur Veräußerung gebrachten Quantität des Monopolgutes erzielt, kann demnach unter Umständen genau derselbe sein wie jener aus einer geringeren Quantität, er kann aber je nach den vorliegenden Verhältnissen auch größer oder geringer sein. Könnte z. B. der Monopolist in dem obigen Falle für je 1000 Maßeinheiten des Monopolgutes, falls er sie zur Veräußerung bringen würde, 6000 fl. erzielen, so wird er für 2000 Maßeinheiten nicht notwendigerweise gleichfalls 6000 fl. erhalten, sondern je nach Umständen auch 10.000 fl. oder nur 4000 fl. Die Ursache hievon liegt in letzter Reihe darin, daß die Äquivalentreihen für die einzelnen Individuen rücksichtlich verschiedener Güter eine sehr große Mannigfaltigkeit aufweisen. Für B kann z. B. die erste Maßeinheit eines in seinen Besitz tretenden Gutes das Äquivalent von 10, die zweite von 9, die dritte von 4 und die vierte nur noch von einer Maßeinheit des Gegengutes sein, während die obige Reihe mit Rücksicht auf ein anderes Gut sich z. B. in der nachfolgenden Weise darstellt: 8, 7, 6, 5. — Denken wir uns unter dem ersten Gute Getreide, unter



Unökonomisch vom Standpunkte des Monopolisten wäre jedenfalls seine Politik, wenn, obwohl er für geringere in den Verkehr gelangende Quantitäten des Monopolgutes einen höheren Erlös erzielen könnte, er doch eine größere Quantität zur Veräußerung brächte, oder, was das Nämliche ist, falls er die Preise so niedrig stellen würde, daß er zwar größere Quantitäten umsetzen, aber dafür einen geringeren Erlös erzielen würde, als wofern er höhere Preise festgesetzt hätte; unrichtig vor allem wäre es, wenn er die Preise des Monopolgutes so tief stellen würde, daß er nicht sämtliche Konkurrenten um das Monopolgut, für welche bei diesen Preisen oder selbst bei höheren Preisen die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen vorliegen, mit der ihm verfügbaren Quantität des Monopolgutes versorgen könnte und eine Anzahl von solchen leer ausgehen würde, denn es wäre dies ein deutlicher Beweis dafür, daß er die Preise zu tief gestellt habe.

Diese ausschließliche Rücksichtnahme auf den höchsten erreichbaren Erlös erfährt überall dort eine Modifikation, wo nicht lediglich nur die möglichst ökonomische Veräußerung bereits vorrätiger Quantitäten von Monopolgütern, sondern zugleich auch die fortgesetzte Produktion derselben in Frage kommt.

Solange es sich nur darum handelt, einen Vorrat von Monopolgütern in vorteilhaftester Weise an den Mann zu bringen, reichen die obigen Grundsätze vollkommen aus. Komplizierter wird das Problem jedoch überall dort, wo die ökonomischste Gebarung mit den auf dem Wege der Produktion, das ist nicht ohne ökonomische Opfer in die Verfügung des Monopolisten tretenden Monopolgütern in Frage kommt. Hier hat der Monopolist nicht nur die ökonomische Richtung des Absatzes allein, sondern auch die ökonomischen Opfer im Auge zu behalten, welche die Produktion bestimmter Quantitäten des Monopolgutes erfordert.

Daß der Monopolist unökonomisch handeln würde, falls er, anstatt sich in der Produktion des Monopolgutes auf jene Quantitäten zu beschränken, deren Veräußerung ihm den höchsten Erlös verspricht, mit Aufwendung ökonomischer Güter, also mit seinerseits zu bringenden Opfern darüber hinausgehende Quantitäten erzeugen würde, bedarf wohl kaum einer Bemerkung. Es ist nämlich auf den ersten Blick einleuchtend, daß der Monopolist in dem obigen Falle geradezu ökonomische Opfer bringen würde, um hiedurch seine wirtschaftliche Lage zu verschlechtern. Wer jährlich 100 Maßeinheiten eines Monopolgutes zu dem Preise von 15 Metzen Getreide absetzen kann und jährlich 50 Maßeinheiten über diese Quantität (also im ganzen 150 Maßeinheiten) mit erhöhten ökonomischen Opfern produziert, handelt offenbar im hohen Grade unökonomisch, falls er mit Rücksicht auf das gesteigerte Angebot seiner Monopolware nur 8 Metzen Getreide für die Maßeinheit, somit trotz der gesteigerten ökonomischen Opfer einen geringeren Erlös als in dem ersten Falle (1400 statt 1500 Metzen) erzielt. Hierüber kann kein Zweifel bestehen.

dem letzteren irgendeine Luxusware, so wäre klar, daß die Vermehrung der zur Veräußerung gebrachten Quantitäten des ersteren über einen gewissen Punkt hinaus ein viel rapideres Sinken (die Verminderung der zur Veräußerung gebrachten Quantitäten aber auch ein viel rapideres Steigen) der Getreidepreise zur Folge haben würde als jene der Luxusware.

Aber auch dort, wo die mit ökonomischen Opfern herbeigeführte gesteigerte Produktion dem Monopolisten einen höhern Erlös verschafft, wird er die Produktion ökonomischerweise doch nicht schlechthin bis zu jenem Punkt treiben, wo sich für ihn der höchste Erlös ergibt, sondern den Mehrerlös, welcher aus dem gesteigerten Absatze resultieren würde, mit den Opfern bilanzieren müssen, welche die bezügliche Mehrproduktion beanspruchen würde.

Ein Monopolist, welcher jährlich 100 Maßeinheiten des Monopolgutes abzusetzen vermag, würde nicht unter allen Umständen ökonomisch handeln, falls er 150 Maßeinheiten in den Verkehr brächte, selbst dann nicht, wenn der Erlös in dem letzteren Falle größer wäre als in dem ersteren. Setzen wir beispielsweise den Fall, der Monopolist, welcher bisher jährlich 100 Pferde in den Verkehr brachte, erziele bei diesem Absatze einen Preis von je 10 Metzen Getreide für 1 Pferd, somit einen Gesamterlös von 1000 Metzen jährlich; setzen wir weiter den Fall, es stünde nach der ökonomischen Sachlage in seiner Macht, 150 Pferde zu dem Preise von je 8 Metzen Getreide abzusetzen und somit einen Gesamterlös von 1200 Metzen Getreide jährlich zu erzielen, so ist es klar, daß sein Gesamterlös im letzteren Falle um 200 Metzen größer als im ersteren wäre. Nichtsdestoweniger könnte es indes für den Monopolisten unter Umständen trotz des höheren Gesamterlöses von Nachteil sein, die größere Quantität in den Verkehr zu bringen. Würden z. B. die ökonomischen Opfer, welche die Produktion eines Pferdes dem Monopolisten auferlegt, für ihn das (subjektive) Äquivalent von 7 Metzen Getreide sein, so würde derselbe, wie eine einfache Berechnung lehrt, im ersteren Falle 300, im letzteren jedoch nur 150 Metzen Getreide Reingewinn erzielen und somit in dem ersten Falle trotz der geringeren in Verkehr gebrachten Quantität des Monopolgutes, ja selbst trotz des geringeren Gesamterlöses für die abgesetzte Monopolware sein ökonomisches Interesse besser wahrnehmen als in dem letzteren Falle.

Das ökonomische Ziel des Monopolisten ist demnach dort, wo es sich um den Absatz bereits unmittelbar verfügbarer Quantitäten des Monopolgutes handelt, allerdings der höchste Erlös, dort, wo es sich um erst zu produzierende Güter handelt, jedoch der höchste erreichbare Reingewinn im obigen Sinne, das ist im Sinne einer Differenz zwischen dem Erlöse und den ökonomischen Opfern, die zur Erzielung desselben gebracht werden müßten. Die Politik aller Monopolisten, wenn anders dieselben wirtschaftende Individuen sind, die ihren Vorteil wahrzunehmen verstehen, geht denn auch dahin, das obige Ziel zu erreichen.

Bekräftigt wird das hier Gesagte durch Erfahrung und Geschichte. Die Politik aller Monopolisten hat sich innerhalb der obigen, ihrer ökonomischen Tätigkeit klar vorgezeichneten Grenzen bewegt. Wenn die holländisch-ostindische Kompagnie im 17. Jahrhundert einen Teil der Gewürzpflanzen auf den Molukken ausrotten ließ und auch sonst häufig große Mengen von Gewürzen in Ostindien und von Tabak in Nordamerika verbrannt wurden, wenn die Zünfte durch allerhand Mittel die Zahl der Gewerbetreibenden möglichst zu beschränken suchten (lange Lehrzeit, Verbot, mehr als eine bestimmte Anzahl von Lehrjungen zu halten), so waren dies insgesamt, vom monopolistischen Standpunkte aus betrachtet,

richtige Maßregeln, um die in den Verkehr gelangenden Quantitäten der bezüglichen Monopolwaren in einer für die Interessen der Monopolisten oder der Korporationen von solchen günstigen Weise zu regeln. Als durch die freiere Gestaltung des Verkehrs, durch den Fabriksbetrieb und andere hier einflußnehmende Umstände den Zünften die selbständige Regulierung der in den Verkehr gelangenden Güterquantitäten unmöglich gemacht worden war, wurde deshalb auch die ganze Zunftorganisation, soweit sie einen monopolistischen Charakter hatte, wirkungslos. Die monopolistischen Taxen und dergleichen die Preisbildung direkt beeinflussende Momente mußten der Gewalt der größeren in den Verkehr tretenden Güterquantitäten sofort weichen. Ursprünglich zunächst darauf berechnet, einzelne das Interesse der ganzen Zunft, beziehungsweise das Interesse der Gesamtheit der Monopolisten verkennende Individuen (Preisverderber!) in die der monopolistischen Gruppe nützlichen Schranken zurückzuweisen, wurden dieselben, sobald die Regulierung der zu Märkte gebrachten Quantitäten den Zünften aus der Hand genommen war, in sich unhaltbar. Die ihren Interessen entsprechende Regulierung der in den Verkehr gelangenden Quantitäten von Gewerbserzeugnissen war deshalb stets die eifrigste Sorge aller Zunftgenossen, diejenigen, welche sie in dieser Regulierung störten, galten ihnen stets als ihre gefährlichsten Gegner, gegen welche sie unaufhörlich den Schutz der Regierungen anriefen, und der Durchbruch dieser ihrer regulierenden Tätigkeit durch die von der Großindustrie in den Verkehr geworfenen Quantitäten von Gewerbserzeugnissen bedeutete den Untergang der monopolistischen Seite des Zunftwesens.

Fassen wir das in diesem Abschnitte Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß bei jeder seitens des Monopolisten zur Veräußerung gebrachten Quantität des Monopolgutes sich die Preisbildung und bei jeder von den Monopolisten fixierten Preishöhe der Maßeinheit des Monopolgutes die in den Verkehr gelangende Quantität desselben, in beiden Fällen aber auch die Güterverteilung nach bestimmten Gesetzen regelt und die hiebei zutage tretenden ökonomischen Erscheinungen demnach durchaus keinen zufälligen, sondern einen streng gesetzmäßigen Charakter haben.

Aber auch der Umstand, daß der Monopolist es in seiner Hand hat, je nach seiner Wahl entweder die Preise oder die zur Veräußerung gelangenden Quantitäten des Monopolgutes zu regulieren, schließt, wie wir sahen, doch durchaus keine Unbestimmtheit bezüglich der hieraus resultierenden ökonomischen Erscheinungen in sich. Der Monopolist hat es allerdings in seiner Hand, höhere oder niedrigere Preise zu fixieren, größere oder geringere Quantitäten des Monopolgutes zur Veräußerung zu bringen, aber nur eine bestimmte Preisfixierung, nur eine bestimmte zu Markt gebrachte Quantität des Monopolgutes entspricht seinen ökonomischen Interessen am vollständigsten. Der Monopolist geht deshalb, wenn anders er ein wirtschaftendes Subjekt ist, auch in bezug auf die Preisforderung, beziehungsweise rücksichtlich der zur Veräußerung gelangenden Quantitäten des Monopolgutes, durchaus nicht willkürlich, sondern nach bestimmten Grundsätzen vor. Jede gegebene ökonomische Sachlage fördert eine innerhalb bestimmter Grenzen sich bewegende Preisbildung und Güterverteilung zutage, jede andere Preis-



bildung und Güterverteilung ist ökonomisch ausgeschlossen und es bieten uns somit die Erscheinungen des Monopolhandels in jeder Beziehung das Bild strenger Gesetzmäßigkeit. Irrtum und mangelhafte Erkenntnis können wohl auch hier Abweichungen zutage fördern, es sind dies indes dann pathologische Erscheinungen der Volkswirtschaft, welche ebenso wenig gegen die Gesetze der Volkswirtschaftslehre beweisen als die Erscheinungen am kranken Körper gegen die Gesetze der Physiologie.

### § 3.

## Preisbildung und Güterverteilung bei beiderseitiger Konkurrenz.

### a) Die Entstehung der Konkurrenz.

Man würde den Begriff des Monopolisten viel zu enge auffassen, wollte man denselben auf jene Personen beschränken, welche gegen die Konkurrenz anderer wirtschaftender Subjekte durch die Staatsgewalt oder sonst in gesellschaftlicher Weise geschützt sind. Es gibt Personen, welche durch ihren Besitz oder infolge eigentümlicher Fähigkeiten Güter zu Märkte bringen, rücksichtlich welcher andere wirtschaftende Personen von der Konkurrenz im Anbote auch ohne die Intervention der Staatsgewalt ausgeschlossen sind. Aber auch dort, wo solche eigentümliche Verhältnisse nicht vorhanden sind, können ohne jede gesellschaftliche Beschränkung Monopolisten entstehen. Jeder Handwerksmann, der sich in einem Orte, wo seinesgleichen noch nicht bestehen, etabliert, jeder Kaufmann, Arzt oder Rechtsanwalt, der sich in einem Orte niederläßt, wo bisher noch niemand sein Gewerbe oder seine Kunst ausübt, ist in einem gewissen Sinne Monopolist, denn die von ihm der Gesellschaft zum Austausch angebotenen Güter können, zu mindesten in einer Anzahl von Fällen, eben nur bei ihm erstanden werden. In diesem letzteren Verstande, im Sinne eines faktischen Zustandes, ist das Monopol sogar der natürliche Vorläufer der Konkurrenz, die ursprünglichere minder entwickelte Erscheinung im Gegenhalte zur Konkurrenz, dem entwickelteren Phänomene der Volkswirtschaft, und der Darsteller der komplizierten Erscheinungen des Tauschhandels unter dem Vorherrschen der Konkurrenz wird demnach schon aus methodischen Gründen mit Vorteil an die Darstellung der einfacheren Erscheinungen des Monopolhandels anknüpfen.

Die Art und Weise, in welcher sich die Konkurrenz aus dem Monopol entwickelt, hängt innig mit dem Fortschritte der wirtschaftlichen Kultur zusammen. Das Anwachsen der Bevölkerung, die gesteigerten Bedürfnisse der einzelnen wirtschaftenden Individuen, ihr steigender Wohlstand zwingen den Monopolisten in zahlreichen Fällen, selbst bei gesteigerter Produktion, immer mehr Schichten der Bevölkerung von dem Genusse des Monopolgutes auszuschließen; alle diese Verhältnisse gestatten ihm, gleichzeitig seine Preise immer mehr und mehr emporzuschrauben, und die Gesellschaft wird solcherart zu einem immer günstigeren Objekte für seine monopolistische Ausbeutungspolitik. Ein erster Handwerker

irgendeiner bestimmten Art, ein erster Arzt, ein erster Rechtsanwalt ist in jedem Orte ein willkommenener Mann. Wenn derselbe indes keiner Konkurrenz begegnet, während gleichzeitig der Ort aufblüht, wird er fast ohne Ausnahme nach einiger Zeit bei den minder wohlhabenden Schichten der Bevölkerung in den Ruf eines harten und selbstsüchtigen Mannes kommen und selbst bei den wohlhabenderen Bewohnern des Ortes für eigennützig gelten. Dem wachsenden Bedarfe der Gesellschaft nach seinen Waren (beziehungsweise nach seinen Dienstleistungen) kann der Monopolist nicht immer entsprechen und wenn er es vermag, liegt eine entsprechende Vermehrung seines Absatzes, wie wir sahen, nicht immer in seinem ökonomischen Interesse. Er wird demnach fast ausnahmslos dazu geführt werden, eine Auswahl zwischen seinen Kunden zu treffen und der minder tauschkräftige Teil der Konkurrenten um sein Monopolgut wird entweder ganz leer ausgehen oder damit doch nur widerwillig und schlecht versorgt werden, während auch der tauschkräftigere Teil seiner Kunden oft genug über Vernachlässigungen aller Art und über hohe Preise zu klagen haben wird.

Die eben dargelegte wirtschaftliche Sachlage pflegt nun zugleich auch diejenige zu sein, welche, mit dem Bedürfnisse nach der Konkurrenz, wo immer gesellschaftliche oder sonstige Hindernisse dem nicht entgegenstehen, die Konkurrenz selbst hervorruft und es wird unsere Aufgabe sein, die Wirkungen zu untersuchen, welche das Auftreten derselben auf die Güterverteilung, den Umsatz und den Preis einer Ware, im Vergleiche zu den analogen beim Monopolhandel beobachteten Erscheinungen ausübt.

**b) Wirkung der von den Konkurrenten im Anbote zur Veräußerung gebrachten Quantitäten einer Ware auf die Preisbildung und bestimmter von ihnen fixierten Preise auf den Absatz und in beiden Fällen auf den Umfang des Konsumentenkreises und die Verteilung der Ware unter die Konkurrenten um dieselbe.**

Wir haben oben dargelegt, welchen Einfluß die größere oder geringere von einem Monopolisten zur Veräußerung gebrachte Quantität eines Gutes, beziehungsweise die von Seite des Monopolisten höher oder niedriger gestellten Preise, in dem ersteren Falle auf die Preisbildung, im letzteren auf den Absatz, in beiden Fällen aber zugleich auch auf den Umfang des Konsumentenkreises und die Verteilung der Monopolgüter ausüben. Die Frage, die uns nunmehr beschäftigen wird, ist mit Rücksicht auf die Verschiedenheit des typischen Falles, den wir hier behandeln, die folgende: Welchen Einfluß haben die größeren oder geringeren von mehreren Konkurrenten im Anbote zur Veräußerung gebrachten Quantitäten eines Gutes, beziehungsweise die von diesen letzteren höher oder niedriger gestellten Preise auf die vorhin genannten Verhältnisse oder mit anderen Worten: Welche sind die Gesetze der Wirtschaftlichkeit, nach welchen unter Umständen, wo eine Anzahl von Konkurrenten um den Erwerb eines Gutes einer Anzahl von Konkurrenten im Anbote derselben gegenübersteht, die zur Veräußerung gelangenden Quantitäten des betreffenden Gutes die Preise, beziehungsweise die Preise den Absatz, zugleich aber auch den Umfang des Kon-

sumentenkreises und die Verteilung der abgesetzten Ware unter die Konkurrenten um den Erwerb der letzteren, regeln?

Nehmen wir, um der leichteren Übersichtlichkeit willen, den bei der Darlegung der Gesetze des Monopolhandels, beispielsweise angeführten Fall, soweit er lediglich die ökonomische Sachlage der Konkurrenten in der Nachfrage betrifft, auch hier zur Grundlage unserer Darstellung, so ergibt sich das nachfolgende Schema:

|                | I.              | II. | III. | IV. | V. | VI. | VII. | VIII. |
|----------------|-----------------|-----|------|-----|----|-----|------|-------|
|                | Metzen Getreide |     |      |     |    |     |      |       |
| B <sub>1</sub> | 80              | 70  | 60   | 50  | 40 | 30  | 20   | 10    |
| B <sub>2</sub> | 70              | 60  | 50   | 40  | 30 | 20  | 10   |       |
| B <sub>3</sub> | 60              | 50  | 40   | 30  | 20 | 10  |      |       |
| B <sub>4</sub> | 50              | 40  | 30   | 20  | 10 |     |      |       |
| B <sub>5</sub> | 40              | 30  | 20   | 10  |    |     |      |       |
| B <sub>6</sub> | 30              | 20  | 10   |     |    |     |      |       |
| B <sub>7</sub> | 20              | 10  |      |     |    |     |      |       |
| B <sub>8</sub> | 10              |     |      |     |    |     |      |       |

in welchen B<sub>1</sub>, B<sub>2</sub> und B<sub>3</sub> etc. einzelne Landleute oder Gruppen von solchen darstellen, für welche ein jedes erste in ihre Verfügung tretende Pferd ein Äquivalent der daneben gestellten Quantität von Getreide, jedes weitere Pferde das Äquivalent einer um zehn Metzen Getreide geringeren Quantität ist, und es fragt sich nunmehr, welchen Einfluß die größeren oder geringeren von mehreren Konkurrenten im Anbote zur Veräußerung gebrachten Quantitäten einer Ware auf die Preisbildung, beziehungsweise auf die Verteilung der bezüglichen Ware unter die Konkurrenten um dieselbe haben werden. Hier steht nun nach dem, was wir oben anlässlich der analogen Erscheinung beim Monopolhandel gesagt haben, zunächst fest, daß die größere oder geringere von den Konkurrenten im Anbote zu Markte gebrachte Quantität einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Preisbildung ausüben wird; der Umstand aber, ob eine bestimmte Quantität von einer größeren oder geringeren Anzahl von Konkurrenten im Anbote oder gar nur von einem einzigen wirtschaftenden Subjekte (einem Monopolisten) in den Verkehr gebracht wird, dieser Umstand vermag, wie eine kurze Untersuchung lehren wird, die Grenzen,\*) innerhalb welcher die Preise des betreffenden Gutes sich bilden, in keiner Weise zu verschieben.

Nehmen wir an, es würden in dem durch das obige Schema versinnbildlichten Falle von den Konkurrenten im Angebote im ganzen 3 Pferde zur Veräußerung gebracht, so ist nach dem, was wir oben sagten, klar, daß auch in diesem Falle (gleichwie, wenn ein Monopolist 3 Pferde zu Markte gebracht hätte), der Landwirt B<sub>1</sub> 2 Pferde, der Landwirt B<sub>2</sub> aber

\*) Die Preisbildung vermöchte durch die Konkurrenz im Angebote nur insofern beeinflusst zu werden, als die Preise der Ware innerhalb der obigen Grenzen der Preisbildung infolge der Mitbewerbung mehrerer Anbietenden leicht sich tiefer stellen würden als dort, wo alle Konkurrenten in der Nachfrage einem Monopolisten gegenüberstehen. Dieser Einfluß konnte sich somit nur auf die Preisbildung innerhalb jenes Spielraumes beschränken, welcher dieser letzteren nach dem Gesetze der Wirtschaftlichkeit überhaupt offensteht. Indes wäre es ein Irrtum, selbst eine Preisermäßigung in dem obigen beschränkten Sinne als die notwendige Konsequenz der Mitbewerbung im Angebote anzunehmen.



1 Pferd, und zwar zu Preisen erstehen wird, welche zwischen 70 und 60 Metzen Getreide sich bilden werden, indem ein höherer Preis durch das ökonomische Interesse der beiden Landleute  $B_1$  und  $B_2$ , ein niedriger Preis durch die Konkurrenz des  $B_3$ , eine andere Verteilung der obigen Güter unter die Konkurrenten um den Erwerb derselben aber durch die ökonomische Lage derselben ausgeschlossen ist. Nehmen wir weiter an, daß die Konkurrenten im Angebote zusammengekommen 6 Pferde zur Veräußerung bringen, so ist nicht minder sicher als in dem obigen Falle, daß  $B_1$  hiervon 3,  $B_2$  und  $B_3$  1 Stück erstehen, der Preis aber sich zwischen 60 und 50 Metzen Getreide stellen wird usf., alles genau so, wie wir dies beim Monopolhandel kennen gelernt haben. \*) Die größere oder geringere von den Konkurrenten im Angebote zur Veräußerung gebrachte Gesamtquantität von Pferden hat demnach einen sehr entscheidenden Einfluß auf die Preisbildung, auf den Konsumentenkreis und die Verteilung der betreffenden Güter unter die Konkurrenten um den Erwerb der Monopolgüter. Der Umstand jedoch, wie die betreffenden Güter unter die Konkurrenten im Anbote verteilt sind und ob dieselben überhaupt von einem einzelnen wirtschaftenden Subjekte oder einer größeren Anzahl von solchen angeboten werden (ob demnach in unserem Beispiele die in Rede stehenden 3, beziehungsweise 6 Pferde von A allein oder von  $A_1$ ,  $A_2$  und  $A_3$  zusammengekommen zu Markte gebracht werden und welches die Verteilung der Pferde unter den Konkurrenten im Anbote vor der Veräußerung ihrer Waren auch immer sei), all dies hat, sofern die zur Veräußerung gelangende Quantität bestimmt ist, keinerlei Einfluß auf die Grenzen, innerhalb welcher die Preisbildung stattfindet, beziehungsweise auf den Umfang des Konsumentenkreises, oder aber endlich auf die Verteilung der abgesetzten Quantitäten unter die einzelnen Konkurrenten um die betreffende Ware.

Das nämliche gilt rücksichtlich des Einflusses der Preise auf die Größe des Absatzes, den Konsumentenkreis und die Verteilung der abgesetzten Ware unter die Konsumenten. Allerdings, die größere oder geringere Höhe der Preise hat, wie wir beim Monopolhandel sehen, einen sehr bestimmenden Einfluß auf die obigen Größen. Bei einer bestimmten Höhe des Preises jedoch finden an einen gegebenen Kreis von Konkurrenten um eine Ware stets die nämlichen Quantitäten Absatz, ob die Ware zu jenem Preise von einem einzelnen oder von mehreren wirtschaftenden Subjekten angeboten wird und welches immer die Verteilung derselben unter den letzteren sein mag. Auch der Umfang des Kreises von Personen, welcher zum Konsum der betreffenden Ware gelangt, und die Quantitäten, welche jedem einzelnen dieser letzteren zufallen, sind unabhängig von der Verteilung des betreffenden Gutes unter die Konkurrenten im Anbote, ja von der Konkurrenz selbst. Ob ein Mono-

\*) Aus dem Obigen ist zugleich ersichtlich, von welcher hohen Wichtigkeit Märkte, Messen, Börsen und überhaupt alle Konzentrationspunkte des Verkehrs für die Wirtschaft sind, indem bei komplizierteren Verkehrsverhältnissen eine ökonomische Preisbildung ohne die obigen Einrichtungen geradezu unmöglich ist. Die Spekulation, welche sich daselbst entwickelt, hat die Wirkung, die unökonomische Preisbildung — aus welchen Ursachen dieselbe auch immer erfolgen mag — zu verhindern oder doch in ihrem schädlichen Einfluß auf die menschliche Wirtschaft abzuschwächen.

polist oder aber mehrere Konkurrenten im Anbote eine bestimmte Quantität einer Ware zur Veräußerung bringen und in welcher Weise diese Quantität auch immer unter die einzelnen Konkurrenten im Anbote verteilt ist, die Wirkung auf die Preisbildung, ob ein Monopolist oder aber mehrere Konkurrenten im Anbote Waren zu bestimmten Preisen zu Markte bringen, die Wirkung auf den Absatz, in beiden Fällen aber zugleich die Wirkung auf den Umfang des Konsumentenkreises und die Verteilung der abgesetzten Ware unter die Konkurrenten in der Nachfrage ist die nämliche.

Die Grundsätze, welche wir bezüglich der Einwirkung bestimmter zur Veräußerung gebrachter Quantitäten einer Monopolware auf die Preisbildung, und jene, welche wir bezüglich bestimmter Preise auf den Absatz derselben, in beiden Fällen aber auch auf den Konsumentenkreis der Monopolware und ihre Verteilung unter die einzelnen Konkurrenten um dieselbe entwickelt haben, sind demnach ihrem vollen Inhalte nach auch für alle jene Fälle anwendbar, wo eine Anzahl von wirtschaftenden Subjekten (Konkurrenten in der Nachfrage) um die ihnen von mehreren anderen wirtschaftenden Subjekten (Konkurrenten im Anbote) zum Austausch angebotenen Quantitäten einer Ware in Mitbewerbung treten.

c) **Wirkung der Konkurrenz im Angebote eines Gutes auf die Größe des Absatzes, beziehungsweise auf die Preise desselben. (Konkurrenzpolitik.)**

Daß auch in allen jenen Fällen, in welchen eine Mitbewerbung sowohl im Angebote eines Gutes als auch in der Nachfrage stattfindet, bestimmte Quantitäten desselben nur zu bestimmten Preisen abgesetzt werden können und zu bestimmten Preisen nur bestimmte Quantitäten, in beiden Fällen aber zugleich der Konsumentenkreis und die Verteilung der abgesetzten Güter unter die Konkurrenten um dieselben jenen Gesetzen der Wirtschaftlichkeit folgen, die wir oben bereits rücksichtlich des Monopolhandels festgestellt haben, wurde soeben dargelegt.

Ob beispielsweise 1000 Maßeinheiten eines Gutes von einem Monopolisten oder von mehreren Konkurrenten im Anbote zur Veräußerung gebracht werden, die Preisbildung und Güterverteilung werden in beiden Fällen unter sonst gleichen Verhältnissen gleich sein; ob eine Ware von einem Monopolisten oder von mehreren Konkurrenten zu einem bestimmten Preise ausgebaut wird, der Absatz wird in beiden Fällen ein gleich großer, die Verteilung der abgesetzten Quantitäten unter die einzelnen Konkurrenten um das in Rede stehende Gut die nämliche sein.

Wenn demnach die Konkurrenz im Anbote überhaupt irgendwelche Wirkungen auf die Preisbildung, den Gesamtabsatz, den Konsumentenkreis und die Verteilung eines Gutes unter die Konkurrenten um dasselbe äußert, so kann dies nur in der Weise erfolgen, daß unter der Herrschaft der Konkurrenz im Anbote ökonomischerweise entweder andere Quantitäten des betreffenden Gutes zur Veräußerung gelangen, oder

aber die Konkurrenten im Anbote der Gesellschaft andere Preise zu stellen sich ökonomischerweise genötigt sehen, als dies beim Monopolhandel der Fall ist. Der Einfluß der Konkurrenz im Anbote einer Ware auf die zur Veräußerung gelangenden Quantitäten, auf den Konsumentenkreis und die Verteilung derselben, beziehungsweise auf die Ausbotespreise, ist nun der Gegenstand, der uns in dem Nachfolgenden beschäftigen wird.

Fassen wir zur vollständigen Klarstellung der hier hervortretenden ökonomischen Erscheinungen den einfachen Fall ins Auge, daß die einem Monopolisten verfügbare Quantität des Monopolgutes plötzlich in die Hände zweier Konkurrenten gelangen würde. Ein Monopolist ist gestorben und hat seine Monopolgüter und Produktionsmittel zwei Erben zu gleichen Teilen hinterlassen — dies wäre ein solcher Fall, wie wir ihn eben hingestellt haben. Welchen Einfluß wird diese Tatsache auf die Quantitäten des bisherigen Monopolgutes äußern, welche die beiden Erben nunmehr in Verkehr bringen, beziehungsweise auf die Preise, die sie nunmehr stellen werden? Nun ist es nicht unmöglich, daß die beiden Erben des Monopolisten, anstatt gegenseitig zu konkurrieren, die Monopolpolitik des Erblassers gemeinschaftlich fortsetzen oder aber zur Ausbeutung der Konsumenten in ein gegenseitiges Einverständnis treten und dann gemeinsam die Quantitäten der zur Veräußerung gelangenden Güter, beziehungsweise die Preise derselben in monopolistischem Sinne regulieren werden. In diesem Falle, den wir in der wirtschaftlichen Entwicklung der Menschen oft genug beobachten können,\*) würden dann allerdings die nämlichen Erscheinungen zutage treten, welche wir oben beim Monopolhandel beobachtet haben; die bezüglichen wirtschaftenden Subjekte wären aber dann eben keine Konkurrenten im Anbote, sondern Monopolisten und von diesen ist hier nicht weiter die Rede. Setzen wir aber den Fall, jeder der beiden Erben des Monopolisten sei entschlossen, in selbständiger Weise die Produktion und den Vertrieb des bisherigen Monopolgutes fortzusetzen, so haben wir einen Fall der wirklichen Konkurrenz vor uns und es fragt sich dahin, welche Quantitäten des bisherigen Monopolgutes werden nunmehr im Gegensatze zu der früheren Sachlage zur Veräußerung gelangen, beziehungsweise welche Preise im Anbote von den beiden Konkurrenten im Angebote ökonomischerweise fixiert werden?

Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, daß es beispielsweise im ökonomischen Interesse des Monopolisten liegt, Teilquantitäten der ihm verfügbaren Menge des Monopolgutes nicht in den Verkehr zu bringen, das ist, dieselben zu zerstören oder sonst dem Verderben preiszugeben,

\*) Keine Erscheinung ist gewöhnlicher, als daß ein Monopolist sich gegen das Auftreten eines Konkurrenten auf das eifrigste wehrt, sich mit dem bereits etablierten Konkurrenten indes verständigt. Sein Interesse geht dahin, den Konkurrenten nicht aufkommen zu lassen. Hat sich dieser aber nichtsdestoweniger festgesetzt, so geht dann sein ökonomisches Interesse dahin, gemeinschaftlich mit ihm eine gemilderte Monopolpolitik weiterzutreiben überall dort, wo ein Spielraum für Monopolistenpolitik auch nach dem Auftreten eines Konkurrenten vorhanden ist. Die scharfe Konkurrenz pflegt in solchen Fällen beiden wirtschaftenden Subjekten nachteilig zu sein und daher die der Regel nach rasch erfolgende Verständigung der anfangs sich feindlich gegenüberstehenden Konkurrenten.



weil er für eine geringere Quantität desselben am Markte nicht selten einen größeren Erlös erzielen kann, als wenn er die ganze ihm verfügbare Quantität bei niedrigeren Preisen zur Veräußerung bringen würde. Ein Monopolist verfügt über 1000 Pfund einer Monopolware. Derselbe kann nach der gegebenen ökonomischen Sachlage 800 Pfund zum Preise von je 9 Lot Silber absetzen, während er die ganze ihm verfügbare Quantität der Monopolware nur zu je 6 Lot Silber an den Mann bringen könnte. Er hat demnach die Wahl, 6000 Lot Silber für die ganze ihm verfügbare Quantität der Monopolware oder 7200 Lot Silber für 800 Pfund derselben zu lösen. Die Entscheidung, die der Monopolist hier ökonomischerweise treffen wird, kann nicht zweifelhaft sein. Er wird 200 Pfund seiner Monopolware vernichten, dem Verderben preisgeben oder aber in sonstiger Weise dem Verkehre entziehen und nur die erübrigenden 800 Pfund zur Veräußerung bringen oder, was dasselbe ist, solche Preise stellen, bei welchen der eben bezeichnete Erfolg eintritt.

Sind nun aber die in Rede stehenden 1000 Pfund der bisherigen Monopolware zwischen zwei Konkurrenten verteilt, so wird die obige Politik für jeden einzelnen dieser letzteren, der sich nunmehr z. B. im Besitze von 500 Pfund befindet, sofort ökonomisch unmöglich sein. Würde nämlich der eine von beiden einen Teil der ihm verfügbaren Quantität vernichten oder sonst dem Verkehre entziehen, so würde er dadurch allerdings eine gewisse Preissteigerung einer Maßeinheit seiner Ware hervorrufen, was er aber nicht oder doch nur in sehr seltenen Fällen zu bewirken vermöchte, ist die Erzielung eines höheren Erlöses auf diesem Wege. Setzen wir den Fall,  $A_1$ , der erste der beiden Konkurrenten, würde von den ihm verfügbaren 500 Pfund des bisherigen Monopolgutes 200 Pfund vernichten oder sonst dem Verkehre entziehen, so würde er hiedurch allerdings bewirken können, daß der Preis einer Maßeinheit des in Rede stehenden Gutes z. B. von 6 auf 9 Lot Silber steigen, nicht aber, daß ihm ein größerer Gesamterlös zufallen würde: der Erfolg seiner Maßregel wäre nämlich, daß  $A_2$  für seine 500 Pfund, statt 3000 Lot Silber, 4500 Lot Silber, er selbst aber für die ihm erübrigenden 300 Maßeinheiten (statt 3000) nur 2700 Lot Silber im Austausch erlangen, also der beabsichtigte Nutzen lediglich seinem Konkurrenten zufallen, ihm selbst aber ein beträchtlicher Schaden erwachsen würde. Wäre der Preis eines Pfundes des obigen Gutes aber infolge der obigen Verminderung des Angebotes gar nur von 6 auf 7 Lot Silber gestiegen, so würde sein Schaden ein noch viel beträchtlicherer sein.

Die erste Folge des Auftretens der wahren Konkurrenz im Anbote ist demnach, daß, von seltenen Fällen abgesehen,\*) keiner der Konkurrenten im Anbot dadurch, daß er einen Teil der ihm verfügbaren Quantität einer Ware der Vernichtung preisgibt oder sonst dem Verkehre entzieht, einen höheren Erlös zu erzielen vermag, als wenn er die gesamte ihm verfügbare Quantität in den Konsum brächte, da jeder einzelne Konkurrent im Anbote im Gegenteile das ökonomische Interesse hat, die

\*) Solche Fälle können eintreten, wenn der eine der Konkurrenten im Anbote mit seiner Ware den Markt in so hohem Grade beherrscht, daß er trotz seiner schwächeren Konkurrenten eine Monopolpolitik zu treiben vermag.

ganze ihm verfügbare Quantität seiner Waren (sei es auch nur allmählich) zu Markte zu bringen.

Was hier von der Politik gesagt wurde, welche Konkurrenten im Anbote (im Gegensatze zum Monopolisten) rücksichtlich der von ihnen zu Markte gebrachten Güterquantitäten befolgen, gilt auch vom Korrolar dieser Politik, der Fixierung der Preise, zu welchen sie jene Güter den Konkurrenten um den Erwerb der letzteren ausbieten. \*) Während der Monopolist um des höheren Erlöses willen oft genug das Interesse hat, die Preise so hoch zu fixieren, daß nur ein Teil der ihm verfügbaren Güter Absatz findet, liegt es in dem ökonomischen Interesse der Konkurrenten im Anbote, die Preise so hoch, aber auch nur so hoch zu fixieren, daß die ganze ihnen verfügbare Quantität ihrer Güter (sei es auch nur allmählich) in den Konsum gelangt.

Aus den gleichen Gründen wird auch jene dem Monopol eigentümliche Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens, welche wir oben als die sukzessive Ausbeutung der verschiedenen Gesellschaftsschichten bezeichnet haben, durch jede wahre Konkurrenz beseitigt. Haben wir nämlich gesehen, daß es für den Monopolisten nicht selten vorteilhaft sein kann, im Anfange bloß geringe Quantitäten des Monopolgutes bei hohen Preisen in den Verkehr zu bringen und nur nach und nach minder tauschkräftige Schichten der Bevölkerung zum Tausche hinzuzulassen, um so alle Schichten der Bevölkerung allmählich auszubeuten, so ist ein solches Vorgehen durch die Konkurrenz sofort unmöglich gemacht. Würde nämlich irgend ein Konkurrent im Anbote eine solche stufenweise Ausbeutung der Gesellschaftsschichten versuchen und im Anfange nur geringe Quantitäten des bezüglichen Gutes in den Verkehr bringen, um die tauschkräftigsten Schichten der Gesellschaft zunächst möglichst vollständig auszubeuten, so würde er nur den Erfolg herbeiführen, daß seine Konkurrenten die von ihm im Angebote geschaffenen Lücken ausfüllen und der allfällig hieraus sich ergebende ökonomische Nutzen diesen letzteren zufallen würde.

Was immer demnach die Wirkungen der wahren Konkurrenz auf die Güterverteilung und Preisbildung sind, so viel steht zunächst fest,

---

\*) Wir haben weiter oben (S. 198) auf die Ursachen hingewiesen, welche bewirken, daß der Monopolist der Regel nach nicht bestimmte Quantitäten seiner Ware schlechthin zur Veräußerung bringt und die Preisbildung, gleichwie bei einer Auktion, abwartet, sondern in den meisten Fällen von vornherein gewisse Preise für eine Ware fixiert und der Wirkung derselben auf den Absatz entgegenseht. Ein Gleiches gilt nun auch dort, wo mehrere Konkurrenten im Anbote einer Ware auftreten. Auch hier pflegt der Einzelne seine Ware zu einem bestimmten Preise auszubieten und denselben so zu kalkulieren, daß ihm voraussichtlich ein möglichst hoher Erlös zufalle. Was aber seine diesbezügliche Tätigkeit von jener des Monopolisten unterscheidet, ist, daß dieser Letztere, wie wir sahen, es oft in seinem Interesse gelegen finden kann, die Preise so hoch zu stellen, daß nur ein Teil der ihm verfügbaren Quantität in den Konsum gelangt, beziehungsweise nur ein Teil seiner Produktionsmittel in Anspruch genommen wird, während der Erstere durch die Konkurrenz gezwungen ist, die Preise mit Rücksicht auf die gesamte in seinen und seiner Konkurrenten Händen befindlichen Quantitäten festzustellen und sich mit dem geringsten Nutzen zu begnügen und die Preise demnach — von Irrtum und Unkenntnis der wirtschaftlichen Subjekte abgesehen — sich unter der Einwirkung der gesamten Konkurrenten im Anbote (unmittelbar und mittelbar, d. i. durch die entsprechenden Produktionsmittel) verfügbaren Quantitäten bilden.

daß durch dieselbe jene zwei für die Gesellschaft verderblichsten Auswüchse des Monpolhandels, von denen wir oben sprachen, jedenfalls beseitigt werden. Weder die Vernichtung eines Teiles der verfügbaren Quantität der Ware, noch auch die allmähliche Ausbeutung der verschiedenen Gesellschaftsschichten liegt im ökonomischen Interesse, beziehungsweise in der Macht derjenigen, welche unter der Herrschaft der Konkurrenz Waren zu Märkte bringen.

Aber nicht nur dort, wo es sich um die ökonomische Veräußerung bereits vorrätiger Güter, sondern auch überall dort, wo es sich um die Bestimmung des Umfanges der Produktion von Gütern zum Zwecke des Absatzes handelt, hat das Auftreten der Konkurrenz einen bestimmenden Einfluß. Zwar werden die Konkurrenten im Anbote gleichwie der Monopolist ökonomischerweise nicht größere Quantitäten von Gütern mit gesteigerten ökonomischen Opfern produzieren, wenn der Erlös aus kleineren, mit geringeren ökonomischen Opfern hergestellten Quantitäten der Ware einen größeren Erfolg verspricht. Auch überall dort, wo durch Vermehrung der seitens der einzelnen Konkurrenten zu Märkte gebrachten Waren ihr Reingewinn trotz des höheren Erlöses sich zu mindern droht, werden für dieselben eine geringere Produktion und ein geringerer Erlös bei höherem Reingewinne sich als ökonomisch herausstellen. In beiden obigen Beziehungen wird die Politik jedes einzelnen Konkurrenten im Anbote sich von jener des Monopolisten (S. 204) prinzipiell nicht unterscheiden.

Nur ein wichtiger Unterschied wird sich in letzterer Beziehung allerdings herausstellen. Der Monopolist und die Konkurrenten im Anbote haben das gleiche Streben nach dem höchsten Reingewinn und regulieren danach die Quantitäten der von ihnen zu Märkte gebrachten Ware. Beide steigern ins solange ihre Produktion, als die Steigerung derselben ihnen einen höheren Reingewinn in Aussicht stellt, beide ~~schränken~~ dieselbe ein, wenn sie hievon den obigen Erfolg erwarten. Was aber einen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden eben genannten Kategorien von wirtschaftenden Subjekten begründet, ist der Umstand, daß der Monopolist, unbehindert durch Konkurrenz, schon dann seine Produktion, beziehungsweise sein Angebot einzuschränken in der Lage ist und, wo sein ökonomisches Interesse dies erfordert, tatsächlich einzuschränken beginnt, wenn sein Gesamt-Reingewinn infolge des geringeren Nutzens, den er bei größerem Angebote am einzelnen Stücke seiner Monopolware hat, sich niedriger zu stellen beginnt, als sein Gesamt-Reingewinn bei geringerem Absatze, aber höherem Nutzen am einzelnen Stücke wäre, während jeder Konkurrent im Anbote seine Produktion so lange steigert, als überhaupt noch das einzelne Stück einen, wenn auch geringfügigen Nutzen bietet. Ein Monopolist, welcher z. B. eine Ware erzeugt, deren Produktionskosten 10 Taler per Stück betragen, und welcher jährlich 1000 Stück derselben zu 15 Taler, also mit je 5 Taler Reingewinn zu veräußern vermag, wird seine Produktion nicht über diesen Punkt hinaus ausdehnen, falls infolge dieses Umstandes sein Reingewinn trotz des höheren Absatzes und trotz des Umstandes, daß er auch dann noch am einzelnen Stücke einen Gewinn hätte, sich unter 5000 Taler stellen würde. Er wird beispielsweise nicht 1200 Stück seiner Ware produzieren, falls er



das Stück bei diesem Angebote nur mit 13 Taler, also mit 3 Taler Nutzen zu veräußern vermöchte und solcherart einen Gesamt-Reingewinn von 3600 Talern erzielen würde. Die Konkurrenz im Angebote nun beseitigt auch diese monopolistische Tendenz der Güterproduktion in dem Maße, als sie an Umfang gewinnt, immer vollständiger.

Dem Monopolisten ist naturgemäß das Bestreben eigen, seine Monopolgüter nur den höheren Gesellschaftsschichten zugänglich zu machen und alle minder tauschkräftigen Schichten der Gesellschaft vom Genusse auszuschließen, weil es für ihn der Regel nach viel vorteilhafter und immer bequemer ist, große Gewinne an geringeren als geringe Gewinne an größeren Quantitäten zu erzielen; die Konkurrenz, welche selbst den geringsten ökonomischen Gewinn, wo immer es möglich ist, auszubeuten bemüht ist, hat dagegen die Tendenz, mit den Gütern in so tiefe Gesellschaftskreise herabzusteigen, als die jeweilige ökonomische Sachlage dies nur immer gestattet. Der Monopolist hat die Regelung der Preise, beziehungsweise der in den Verkehr gelangenden Quantitäten des Monopolgutes innerhalb gewisser Grenzen in der Hand und verzichtet gerne auf den kleinen Gewinn, der sich an Gütern machen läßt, die für den Konsum minder tauschkräftiger Volksschichten berechnet sind, um die tauschkräftigeren um so besser ausbeuten zu können. Bei der Konkurrenz dagegen, wo kein einzelner Produzent die Regelung der Preise, beziehungsweise der in den Verkehr gelangenden Quantitäten eines Gutes selbständig in der Hand hat, ist dem einzelnen Konkurrenten selbst der geringste Gewinn erwünscht und die Ausbeutung der vorhandenen Möglichkeit, solche Gewinne zu machen, wird nicht ferner versäumt. Die Konkurrenz führt denn auch zu der Produktion im großen mit ihrer auf viele kleine Gewinne gerichteten Tendenz und ihrem hohen Grade von Wirtschaftlichkeit, denn je geringer der Gewinn bei dem einzelnen Gute, um so gefährlicher wird jeder unökonomische Schlendrian, und je heftiger die Konkurrenz, um so weniger möglich der gedankenlose Fortbetrieb der Geschäfte nach altgewohnten Methoden.

Noch eine andere wichtige Folge für das wirtschaftliche Leben der Menschen hat das Auftreten der Konkurrenz. Ich meine die Vermehrung der den wirtschaftenden Menschen verfügbaren Quantitäten der bis dahin monopolisierten Ware. Das Monopol hat zur Folge, daß zumeist nur ein Teil der dem Monopolisten verfügbaren Quantität der Monopolgüter zur Veräußerung gelangt, beziehungsweise nur ein Teil der ihm verfügbaren Produktivmittel in Tätigkeit versetzt wird; diesen Übelstand beseitigt sofort jede wahre Konkurrenz, indem jeder Konkurrent im Anbote das ökonomische Interesse hat, die ganze ihm verfügbare Quantität (wenn auch nur allmählich) zu Markte zu bringen. Aber sie hat den weiteren Erfolg, daß sie die verfügbare Quantität der bis dahin monopolisierten Ware überhaupt steigert. Es ist jedenfalls eine sehr seltene Erscheinung, daß die mehreren Konkurrenten im Anbote zusammengekommen verfügbaren Produktionsmittel so eng begrenzt sind als diejenigen, über welche ein Monopolist verfügt und die Quantität einer Ware, über welche mehrere Konkurrenten zusammengekommen verfügen können, ist demnach der Regel nach bedeutend größer als diejenige, welche ein Monopolist zu Markte zu bringen vermag. Das Auftreten einer jeden wahren Konkurrenz

hat demnach zur Folge, daß nicht nur die gesamten für den Zweck der Veräußerung verfügbaren Güterquantitäten tatsächlich zur Veräußerung gelangen, sondern auch den weiteren Erfolg, daß sie diese letzteren noch überdies bedeutend steigert. solcherart, wenn anders nicht eine natürliche Beschränkung der Produktionsmittel vorliegt, immer mehr Gesellschaftskreise bei sinkenden Preisen zur Konsumtion der betreffenden Güter gelangen und die Versorgung der Gesellschaft mit diesen letzteren demnach eine immer vollständigere wird.

---

## Achtes Kapitel.

### Die Lehre von der Ware.

#### § 1.

#### Über den Begriff der Ware im populären und wissenschaftlichen Sinne.

In der isolierten Wirtschaft ist die produktive Tätigkeit jeder einzelnen wirtschaftenden Person lediglich auf die Herstellung der zum Eigenverbrauche nötigen Güter gerichtet und somit die Produktion von Gütern zum Zwecke des Austausches derselben durch die eigentümliche Natur dieser Wirtschaft von selbst ausgeschlossen. Dabei mögen die zur Deckung des Eigenbedarfes erforderlichen Arbeitsleistungen von dem Haupte der Familie immerhin den einzelnen Gliedern derselben und dem etwa vorhandenen Gesinde mit entsprechender Rücksichtnahme auf ihre besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten zugeteilt werden. Was die isolierte Wirtschaft charakterisiert, ist demnach nicht der Mangel an jeder Arbeitsteilung, sondern ihre Selbstgenügsamkeit, die ausschließliche Richtung der Produktion auf die Hervorbringung von Gütern für den Eigenbedarf und der vollständige Mangel an jenen in späteren Epochen der wirtschaftlichen Entwicklung für die Wirtschaft jedes Einzelnen so wichtigen Gütern, welche zum Austausche gegen andere bestimmt, ja für den obigen Zweck geradezu produziert sind.

Daß die Arbeitsteilung im Bereiche der isolierten Wirtschaft eine sehr eng begrenzte bleibt, versteht sich dagegen von selbst. Der Bedarf einer Familie an einem einzelnen Gute ist zumeist viel zu gering, als daß ein ausschließlich mit der Hervorbringung desselben oder gar mit einer einzelnen Handlung sich beschäftigendes Individuum im Bereiche derselben einen ausreichenden Wirkungskreis fände, und die verfügbaren Mittel sind zur Ernährung zahlreicher Arbeiter meist viel zu klein. Alle niederen Kulturentwicklungen bieten uns das Bild komplizierterer Arbeitsteilung denn auch nur in den Wirtschaften einzelner Großen oder vielgliedriger Körperschaften dar, während die übrigen wirtschaftenden Subjekte bei eng begrenzter Produktion und geringer Arbeitsteilung verharren.

In diesem Stadium der Entwicklung eines Volkes spielen die seitens der Einzelnen für den Austausch gegen andere Objekte des Bedarfes bestimmten Güter in der menschlichen Wirtschaft selbstverständlich eine höchst untergeordnete Rolle. Nur zufälliger Überfluß und Mangel bewirken unter solchen Verhältnissen einen Verkehr unter den wirtschaften-



den Menschen, welcher sich überdies nur selten gleich anfangs in den strengen Formen des Tausches bewegt. Der vorübergehende Überfluß und Mangel finden ihre Ausgleichung zumeist auf dem Wege der Gastfreundschaft, des Geschenkes, dessen Wiederersatz der Geschenkgeber vom Beschenkten erwartet, sobald für diesen letzteren die Zeit des Überflusses, für ihn selbst jene des Mangels gekommen — wohl die älteste Form des Tausches.

Mit den Fortschritten der wirtschaftlichen Kultur nimmt der Tausch indes immer mehr die strenger Formen des entgeltlichen Geschäftes an, während zugleich die sich steigernden Lebensgewohnheiten einen Bedarf an Gütern hervorrufen, welche die Einzelwirtschaft sich regelmäßig nicht selbst zu schaffen vermag. Namentlich sind es die Metalle und Metallprodukte, deren Bedeutung mit der steigenden Kultur sowohl für die Zwecke des Krieges, als für jene der Wirtschaft steigt und deren Erwerb von dem Einzelnen doch zumeist kaum anders als auf dem Wege des Tausches zu erfolgen vermag. Diese Güter einerseits und der zufällige Überfluß an Produkten der einzelnen Wirtschaften andererseits sind, wenn wir von der Berührung unzivilisierter Völker mit solchen fortgeschrittener Kultur wie gebührend absehen, wohl die ältesten Objekte des menschlichen Verkehrs. Nur allmählich gelangen mit der fortschreitenden Arbeitsteilung und dem Wachstum der Gewerbe immer mehr Güter in den Verkehr der wirtschaftenden Menschen. Auch die gewerbliche Entwicklung ist in den Anfängen der Kultur nur eine sehr allmähliche und steht im engen Zusammenhange mit dem Wachstum des Verkehrs. Als erster Schritt hiezu ist es zu betrachten, wenn Personen, welche sich gewisse Kunstfertigkeiten angeeignet haben, ihre Dienste der Gesellschaft anbieten und den ihnen von den Konsumenten dargereichten Rohstoff gegen eine Entschädigung verarbeiten. Die Thetes der Griechen z. B. scheinen in den älteren Zeiten Handwerker dieser Art gewesen zu sein. In vielen Gegenden Osteuropas gibt es selbst heute noch keine anderen Handwerker. Die im Hause des Konsumenten selbst gewonnenen Tierhäute werden von dem Gerber zu Leder, das selbst erzeugte Getreide vom Müller zu Mehl, das aus selbst gebautem Flachse im eigenen Haushalte gewonnene Garn vom Weber zu künstlicheren Stoffen verarbeitet und selbst der Zimmermann und Schmied erhalten den Rohstoff für das verlangte Produkt zugemessen. Unter solchen Verhältnissen liefern die Gewerbe noch keine für den Verkehr bestimmten Güter.

Es ist ein weiterer Schritt auf dem Wege wirtschaftlicher Kultur-entwicklung, wenn die Handwerker das Rohmaterial für ihre Produkte selbst beizustellen beginnen, wenngleich sie diese letzteren noch immer nur über Bestellung seitens der Konsumenten verfertigen. Es ist dies die Sachlage, wie wir sie selbst heute noch vielfach in Dörfern und Märkten und zum Teil selbst in größeren Ortschaften bei manchen Gewerben beobachten können. Der Gewerbsmann verfertigt allerdings noch kein Produkt auf ungewissen Verkauf, er übt indes seine besondere Kunstfertigkeit, indem er seine Kunden zugleich der Mühe des ihrerseits meist in höchst unökonomischer Weise erfolgenden Einkaufes, beziehungsweise der Produktion des Rohmaterials für einen Teil der ihnen nötigen Güter enthebt.

Diese Methode der Versorgung der Gesellschaft mit Gütern bedeutet für die Konsumenten sowohl, als auch für die Produzenten bereits einen erheblichen Fortschritt in bezug auf Wirtschaftlichkeit und Bequemlichkeit, ist aber nichtsdestoweniger für beide noch mit manchen Nachteilen verbunden. Der Konsument muß noch immer einige Zeit auf das bestellte Produkt warten und ist der Beschaffenheit desselben von vorneherein nie ganz sicher, der Produzent ist bisweilen ganz unbeschäftigt, bisweilen wiederum mit Aufträgen überhäuft, so zwar, daß er bald feiern muß, bald dem auftretenden Bedarfe nicht ganz entsprechen kann. Diese Übelstände haben zur Produktion von Gütern auf ungewissen Verkauf geführt, also zur Erzeugung von Gütern, welche der Produzent am Lager hält, um dem auftretenden Bedarfe sofort entsprechen zu können. Es ist dies jene Methode der Versorgung der Gesellschaft, welche bei fortschreitender Entwicklung der Volkswirtschaft einerseits zur Fabriksindustrie (zur Massenproduktion) und andererseits zum Einkaufe von fertiger (Konfektions-)Ware seitens der Konsumenten führt, also rücksichtlich der Produzenten wegen der Möglichkeit der vollständigen Ausnützung der Arbeitskraft, der gesteigerten Arbeitsteilung und der Anwendung von Maschinen die höchste Wirtschaftlichkeit, rücksichtlich der Konsumenten die höchste Sicherheit (Augenschein vor dem Ankaufe) und Bequemlichkeit mit sich bringt. Erst mit dem Eintritt eines Volkes in diese Epoche gewerblicher Entwicklung gewinnt jene Kategorie von Gütern, welche für den Austausch bestimmt, ja geradezu produziert sind, eine hervorragende Bedeutung.

Je weiter die Kultur eines Volkes fortschreitet und je einseitiger die Produktion der einzelnen wirtschaftenden Individuen wird, um so umfangreicher werden die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen, um so größer die absolute und relative Menge derjenigen Güter, welche jeweilig für den Austausch bestimmt sind, und es ist der ökonomische Nutzen, welcher sich aus der Ausbeutung der obigen Verhältnisse ziehen läßt, schließlich groß genug, um eine besondere Klasse von wirtschaftenden Individuen hervorzurufen, welche den Gütertausch vermittelt und sich dafür mit einem Teile des Tauschnutzens belohnen läßt. Die ökonomischen Güter nehmen dann ihren Weg zumeist nicht unmittelbar von den Produzenten zu den Konsumenten, sondern gehen einen oft sehr komplizierten Weg durch die Hände von mehr oder minder zahlreichen Mittelspersonen.

Die von gewerbsmäßigen Produzenten oder Zwischenhändlern für den Austausch bereit gehaltenen Güter nennt nun der gemeine Sprachgebrauch mit Beschränkung des Begriffes auf bewegliche Sachgüter, die nicht Geld sind, **Waren**.\*)

\*) Da der Umstand, daß ein Gut von dem Besitzer für den Austausch bereitgehalten wird, für dritte Personen nicht in allen Fällen erkennbar ist, so ist es begreiflich, daß der Begriff der Ware im gemeinen Leben sehr häufig noch weiter verengert wurde und im Volksmunde nicht selten nur jene Güter „Waren“ genannt werden, bei welchen die Absicht des Besitzers, sie zu veräußern, auch für dritte Personen bemerkbar ist. Diese Absicht kann auf sehr verschiedene Weise ersichtlich werden. Am gewöhnlichsten erfolgt dies jedoch durch Aufstellung der betreffenden Güter an Orten, wo Käufer derselben sich zu versammeln pflegen, wie z. B. auf Märkten, Messen, Börsen oder aber in besonderen Lokalen, welche durch die äußere Bezeich-

In der wissenschaftlichen Darstellung machte sich indes das Bedürfnis nach einer Bezeichnung aller für den Austausch bestimmten ökonomischen Güter, ohne Rücksicht auf ihre Körperlichkeit, Beweglichkeit, ihren Charakter als Geld oder als Arbeitsprodukte oder endlich auf die Person, welche dieselben feilbietet, geltend, und so versteht man denn in diesem (dem technischen) Sinne des Wortes unter Waren: zum Austausch bestimmte (ökonomische) Güter jeder Art.

Der Begriff der Ware im populären Sinne des Wortes ist aber nicht nur deshalb von Wichtigkeit, weil die Gesetzgebungen \*) und ein nicht geringer Teil der Bearbeiter unserer Wissenschaft den Begriff der Ware im populären Sinne gebrauchen, sondern auch um dessentwillen, weil selbst ein Teil derjenigen, welche den Begriff der Ware in dem weiteren wissenschaftlichen Sinne des Wortes auffassen, doch bald dies, bald jenes Element der engeren populären Begriffsbestimmung in ihre Definition aufnimmt.\*\*)

nung und andere in die Augen fallende Merkmale den Zweck, zur Aufnahme von Waren zu dienen, dokumentieren oder doch bekanntermaßen zur Aufnahme solcher Güter bestimmt sind, z. B. Verkaufsläden, Magazine, Lagerhäuser etc. Der Begriff der Ware verengert sich demnach im Volksmunde naturgemäß zu einer Bezeichnung jener ökonomischen Güter, welche sich unter solchen äußeren Verhältnissen befinden, daß ein Rückschluß auf die Absicht ihrer Besitzer, dieselben zu veräußern, dem Beurteiler möglich ist. Sobald mit den Fortschritten der wirtschaftlichen Kultur ein eigener Stand von Handelsleuten entsteht, welche schon durch ihren Beruf bestimmte ökonomische Güter als Waren zu behandeln gewöhnt sind und eigene Lokalitäten zum Zwecke des Austausches dieser Güter für das Publikum offenhalten, sind es namentlich die von den letzteren feilgebotenen Güter, bei welchen diese ihre Bestimmung deutlich zutage tritt. Auf die betreffenden, in den Händen dieser Personen und solcher Produzenten befindlichen Güter, welche dieselben zum offenkundigen Zwecke der Veräußerung hervorbringen, hat nun der Volksmund insbesondere den Begriff der Ware beschränkt, und zwar unzweifelhaft aus dem Grunde, weil die Absicht der Besitzer, jene Güter zu veräußern, in diesen Fällen für jedermann insbesondere leicht ersichtlich ist (Kaufmannsgüter, marchandises, merchandises, mercanzie etc.).

\*) Auch das deutsche Handelsgesetzbuch gebraucht das Wort „Ware“ im populären und nicht im technischen Sinne. Anstatt des Ausdruckes „Ware“ findet sich bisweilen „Gut“ (Art. 365, 366, 367), „Gegenstand“ (Art. 349, 359) oder „bewegliche Sache“ (Art. 272, 301, 342); Art. 271 heißt es: „Waren oder andere bewegliche Sachen oder für den Handelsverkehr bestimmte Wertpapiere.“ Immobilien und Arbeitsleistungen werden im deutschen Handelsgesetzbuche niemals zu den Waren gerechnet, desgleichen Firmen als solche, welche, nebenbei gesagt, abgesondert von dem Geschäft, für welches sie geführt werden, im rechtlichen Sinne gar nicht Waren sein können (Art. 23), gleichwie alle übrigen „res extra commercium“. Schiffe werden im deutschen Handelsrecht den Waren entgegengestellt (Art. 67), doch gelten dieselben in manchen anderen Kodifikationen für „bewegliche Sachen“ und können den Warencharakter erlangen (s. Goldschmidt, Handelsrecht, I, 2. Abt., § 60, pag. 527, Anm. 7, 1868). Die juristische Literatur über den Begriff Ware: *ibid.* pag. 525; doch bestimmt Goldschmidt selbst (I, 1. Abt., 298) den Begriff „Ware“ auch vom juristischen Standpunkte aus zu eng, wenn er die vom Produzenten für den Austausch bereitgehaltenen Güter nicht zu den Waren rechnet. In den römischen Rechtsquellen werden „merx, res promercialis, mercatura“ etc. bald in dem engeren Sinne des Handelsobjektes, bald in dem weiteren der feilgebotenen Sache gebraucht. [I. 73, § 4, D. de legat. (32, 3): I. 32, § 4, D. de aur. arg. 34, 2: I. 1, pr. § 1, D. de cont. emt. (18, 1); I. 42, D. de fide jus (46, 1).] Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch stellt (§ 991) die Waren den Schuldforderungen gegenüber.

\*\*) Die Lehre von der Ware hat bei den Engländern, Franzosen und Italienern mit einzelnen Ausnahmen überhaupt keine selbständige Bearbeitung gefunden. Die



Aus dem oben dargelegten Begriff der Ware ist zugleich ersichtlich, daß der Warencharakter nichts den Gütern Anhaftendes, keine Eigen-

Ausdrücke: goods, marchandises, merci etc. werden fast durchwegs in dem populären Sinne von „Handelsgütern“, „Kaufobjekten“ und auch da nicht im technischen Sinne, sondern in höchst schwankender Weise gebraucht. Häufig werden die Waren den Arbeitsleistungen und dem Gelde (Necker: *Législation et commerce des grains*, I, Chap. 12; Genovesi: *Lezioni*, II, 2, § 4), regelmäßig den unbeweglichen Gütern (Guillaumin et Cocquelin: *Dictionnaire*, II, 131. Art. „marchandise“ v. Hor. Say), bisweilen als Manufakturprodukte den Rohstoffen (Quesnay: *Maximes générales* XVII), oder den Unterhaltungsmitteln: denrées (Dutot: *Sur le commerce* etc., Chap. I, 10) entgegengesetzt, während Montesquieu (*Esprit des lois*, XXII, 7) „marchandises“ eben im Sinne von „denrées“ gebraucht. Roberts, ein Zeitgenosse Muns, definiert (Merchants map, 4th ed, S. 6 ff.): the things wherewith the merchants negotiate and traffick are termed „merchandises“, und teilt die letzteren in „wares“ und „moneys“. Der *Dictionnaire de l'Académie française* nennt Waren: „ce qui se vend, se débite dans les boutiques, magasins, foires, marchés“. — Wo gelegentlich Waren in dem weiteren wissenschaftlichen Sinne bezeichnet werden sollen, geschieht dies durch Umschreibungen, z. B.: Quantité à vendre (Necker); superflu autant qu'il peut être échangé (Forbonnais); things who have not reached the hands of those, who are finally to use them (A. Smith); ciò che soprabbonda in alcuni per sussistere essi stessi, e ch'essi passano ad altri (Ortes); doch nennt schon Condilliac (*Le commerce et le gouvernement*, Part. I, 5) „marchandises“: „Ces choses, qu'on offre à échanger“, und wird damit der Vorläufer Storchs, welcher (*Cours* I, S. 82, 1815): „Les choses destinées à l'échange se nomment marchandises“ definiert. — Unter den Deutschen gebrauchen Justi, Büsch, Sonnenfels, Jacob das Wort „Ware“ noch im populären Sinne. Soden nennt „allen Produktstoff“ „Ware“ (*Nationalökonomie*, I, S. 285, 1815), wobei er unter „Produktstoff“ alle Roh- und Industrialprodukte versteht (ibid. S. 54), während Hufeland (*N. Grundleg.* II, § 96) gleichfalls zu weit: „Ware ist alles, was weggegeben, besonders für etwas anderes weggegeben werden kann“, definiert. Rau folgt (*Volkswirtschaftslehre*, I, § 407) der Definition Storchs: auch ihm sind „alle Vorräte von Gütern, welche zum Tausche bestimmt sind, „Waren“; auch Grundstücke können Waren werden: das Geld ist seinem Stoffe nach, nicht aber als solches, Ware (ibid. I, § 258): daß übrigens Rau nur Sachgüter als Waren anerkennt, geht schon aus seiner allgemeinen Auffassung des Begriffes „Gut“ hervor. Fast parallel mit den Ansichten Raus gehen jene Murhardts (*Theorie des Handels*, I, S. 22, 1831). Zachariae (40 Bücher v. St., V. Band, 1. Abt., S. 2, 1832) dehnt den Begriff der Ware gleichfalls auf Grundstücke aus, wogegen Baumstark (*Cameral-Enzyklopädie*, S. 449, 1835) ihn wieder auf bewegliche Sachgüter beschränkt und außerdem eine gewisse Handelswürdigkeit der Güter, welche Waren werden sollen, verlangt. Hiemit kommt er der populären Auffassung nahe, welche in den Schriften von Fulda, Lotz, Schön und Herrmann wieder die herrschende wird. Riedel (*Nationalökon.* I, S. 336, 1838) und Roscher (*Syst.* I, 95, stellen den wissenschaftlichen Begriff der Ware wieder her. Der erstere nennt sie „die zum Tausch oder Verkauf bereit liegenden Güter“, der letztere „jedes zum Austausch bestimmte Gut“, wobei ökonomische Güter gemeint werden (ibid. I, § 2). Diesen folgen Mangoldt (*Grundriß*, S. 27); Knies (*Tübinger Zeitschrift*, 1856, S. 266: „Für den Verkehr überschüssige Güter“); Rentsch (*Handwörterbuch d. V. Art.* „Ware“: „Tauschwerte und zum Tausch bestimmte Güter“) und der Hauptsache nach auch Hasner (*System*, I, S. 288 und 302: abstrakter Tauschwert mit den beiden Hauptformen: Warenvorrat und Barfond). Die Eigenschaft des Produktes halten von späteren Forschern beim Begriff der Ware fest: Glaser (*Allgem. Wirtschaftsl.*, S. 115, 1858), welcher „jedes Produkt, welches in den Handel kommt“, Rösler (*Volkswirtsch.*, S. 217, 1864), welcher „die für den Umlauf bestimmten oder im Umlauf befindlichen Produkte“, Scheel (*Hildebrandts Jahrbücher*, VI, S. 15), welcher „die einzelnen zum Austausch bestimmten Produkte“ Waren nennt. Auch Stein bezeichnet (*Lehrb. d. Volksw.*, S. 152, 1858) die Ware als „einzelnes, selbständiges Produkt der Unternehmung.“

schaft, sondern lediglich eine besondere Beziehung derselben zu denjenigen Personen ist, welche darüber verfügen, eine Beziehung, mit deren Verschwinden auch der Warencharakter der Güter selbst entfallen muß. Ein Gut hört demnach auf, Ware zu sein, sobald dasjenige wirtschaftende Subjekt, welches darüber verfügt, seine Absicht, dasselbe zu veräußern, aufgibt, oder das betreffende Gut in die Hände derjenigen Person gelangt, welche dasselbe nicht weiter auszutauschen, sondern zu konsumieren beabsichtigt. Der Hut, den ein Hutmacher, der Seidenstoff, den ein Seidenwarenhändler in seinem Laden zum Zwecke der Veräußerung bereit hält, sind z. B. Waren, sie verlieren aber sofort ihren Charakter als solche, wenn der erstere den Hut zum eigenen Gebrauche, der letztere den Seidenstoff etwa zum Gebrauche für seine Frau bestimmt, und Zuckerhüte oder Orangen sind in den Händen des Produzenten, des Grossisten, des Agenten und endlich in jenen des Krämers Waren, sie büßen ihren Warencharakter aber ein, sobald dieselben in die Hände der Konsumenten übergegangen sind. Auch das gemünzte Metall hört auf, „Ware“ zu sein, wenn dasselbe von seinem Besitzer nicht weiter zum Austausche, sondern zu irgendeinem Gebrauchszwecke bestimmt wird, z. B. wenn Taler dem Silberarbeiter zu dem Zwecke übergeben werden, um daraus Silbergeschirre zu verfertigen.

Der Warencharakter ist demnach nicht nur keine Eigenschaft der Güter, sondern der Regel nach nur eine *v o r ü b e r g e h e n d e* Beziehung derselben zu den wirtschaftenden Subjekten. Gewisse Güter sind von ihren Besitzern für den Austausch gegen Güter anderer wirtschaftenden Subjekte bestimmt. In der Zwischenzeit des bisweilen durch mehrere Hände vermittelten Überganges aus dem Besitze der ersteren in den der letzteren nennen wir dieselben „Waren“, haben sie aber ihr ökonomisches Ziel erreicht, d. i., befinden sie sich in den Händen der Konsumenten, so hören sie selbstverständlich auf, Waren zu sein und werden „Gebrauchsgüter“ im engeren, dem der „Ware“ entgegengesetzten Sinne des Wortes. Wo dies indes nicht der Fall ist, z. B. sehr häufig bei Gold, Silber etc., zumal im gemünzten Zustande, bleiben sie naturgemäß insolange „Waren“, als sie sich eben in dem den Warencharakter begründenden Verhältnisse befinden. \*)

In der Folge ist wieder eine Anzahl zum Teil namhafter Gelehrten zum Gebrauche des Wortes „Ware“ im populären Sinne zurückgekehrt. So unter anderen B. Hildebrandt, welcher in seinen Jahrbüchern (II, S. 14), Schäffle, welcher in seinem „Gesellschaftlichen System d. m. W.“ (S. 456 und 465) die Waren den Dienstleistungen gegenüberstellt. Der wissenschaftliche Begriff der Ware geht indes hiebei nicht verloren. Schäffle trennt im Gebrauche sogar sehr scharf die Waren im populären und im wissenschaftlichen Sinne und nennt diese letzteren „Tauschgüter“ (ibid., S. 50, 51 usf.). Höchst eigentümlich, wie in manchen andern Lehren, ist Schmalz, welcher (Staatsw. in Briefen, 1818, I, S. 63) infolge einer irrigen Auffassung des Verhältnisses zwischen Geld und Ware den Begriff dieser letzteren mit dem der Gebrauchsgüter in engerem Sinne des Wortes verwechselt, also gerade zu dem Gegenteil der obigen wissenschaftlichen Definition der Ware gelangt.

\*) Aus dem Obigen ist ein Doppeltes ersichtlich: einerseits, daß mit dem allgemeinen Hinweise darauf, daß das Geld eine „Ware“ sei, nichts für die Erklärung der eigentümlichen Stellung des Geldes im Kreise der Waren gewonnen ist; andererseits, daß die Ansicht derjenigen, welche den Warencharakter des Geldes bestreiten, „weil dasselbe als solches, zumal als Münze keinem Gebrauchszwecke diene“, (abgesehen von der Verkennung der wichtigen Gebrauchs-

## § 2.

**Über die Absatzfähigkeit der Waren.**

Das Problem, die Ursachen des verschiedenen und wechselnden Verhältnisses zwischen den im Austausch erscheinenden Güterquantitäten, d. i. der Preise darzulegen, ist von den Forschern auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre stets einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt worden; der Versuche, dies Problem zu lösen, gibt es so viele als selbständige Bearbeitungen unserer Wissenschaft, ja, diese letztere ist bei manchen Bearbeitern in eine Theorie der Preise geradezu aufgegangen. Der Umstand dagegen, daß die verschiedenen Güter nicht mit gleicher Leichtigkeit gegeneinander umgesetzt werden können, ist bisher nur wenig beachtet worden, ja das Problem der verschiedenen Absatzfähigkeit der Waren in unserer Wissenschaft noch nicht einmal klargestellt worden. Und doch ist die in die Augen fallende Verschiedenheit der Absatzfähigkeit der Waren eine Erscheinung von so weitgehender praktischer Bedeutung, von der richtigen Erkenntnis der hier wirkenden Einflüsse hängt so sehr der Erfolg der wirtschaftlichen Tätigkeit des Produzenten sowohl als des Handelsmannes ab, daß die Wissenschaft sich einer genauen Untersuchung der Natur und der Ursachen dieser Erscheinung nicht wohl ent schlagen kann. Man vergleiche nur im Geiste die verschiedene wirtschaftliche Lage desjenigen, welcher über eine Quantität von Getreide oder Roheisen, und einer anderen Person, welche über Quantitäten von optischen Instrumenten, Sanskritwerken u. dgl. Waren mehr von ungefähr gleichem Werte verfügt, um die Bedeutung der verschiedenen Absatzfähigkeit der Waren für das wirtschaftliche Leben der Menschen und somit auch für unsere Wissenschaft ganz zu ermessen. Auch ist es ja klar, daß die bisher noch immer kontroverse Lehre über den Ursprung des Geldes, der absatzfähigsten aller Waren, in den hier einschlägigen Untersuchungen allein ihre volle und befriedigende Begründung finden kann.

Die verschiedene Absatzfähigkeit (Gangbarkeit, Marktgängigkeit) der Waren macht sich in einer doppelten Richtung bemerkbar. Einerseits vermögen wir zu beobachten, daß die Quantitäten von Waren, welche, und die Kreise von Personen, an welche dieselben Absatz zu finden vermögen, nicht minder aber auch die räumlichen und zeitlichen Grenzen, innerhalb welcher dieser Absatz stattfinden kann, je nach der Verschiedenheit der Waren und der hier Einfluß nehmenden Umstände große Verschiedenheiten aufweisen; anderer-

funktion des Geldes, welche in dieser letzteren Annahme liegt), schon um dessentwillen unhaltbar ist, weil der nämliche Einwurf auch gegen die Warenqualität aller anderen Güter erhoben werden kann. Keine „Ware“ als solche dient nämlich einem Gebrauchszwecke, am wenigsten in ihrer Verkehrsform (in Barren, Ballen, Gebinden, im verpackten Zustande etc.). Jedes Gut muß, um in Gebrauch gezogen zu werden, aufhören, „Ware“ zu sein, und seiner allfälligen Verkehrsform entledigt (eingeschmolzen, zerlegt, ausgepackt) werden. Die Münze und der Barren sind nun aber solche Verkehrsformen der edlen Metalle und der Umstand, daß dieselben, bevor sie in Gebrauch gezogen werden, dieser ihrer Verkehrsform entledigt werden müssen, ist demnach nichts, was zu einem Zweifel an ihrem Warencharakter berechtigt.



seits können wir aber auch beobachten, daß innerhalb der obigen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren der Absatz derselben zu den der ökonomischen Sachlage entsprechenden (den ökonomischen) Preisen bald leichter, bald schwieriger ist. Unsere Untersuchung wird denn auch demgemäß eine doppelte sein. Wir werden zunächst die Ursachen der verschiedenen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren darlegen und hierauf untersuchen, welche Momente die größere oder geringere Leichtigkeit und Sicherheit bestimmen, mit welchen verschiedene Waren zu den ökonomischen Preisen Absatz zu finden vermögen.

**a) Über die verschiedenen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren.**

Soviel wir beobachten konnten, ist die Absatzfähigkeit der Waren in vier Richtungen begrenzt:

Erstens in Rücksicht auf die Personen, an welche dieselben abgesetzt werden können.

Der Besitzer von Waren hat nicht die Aussicht, dieselben an irgendwelche beliebige Personen abzusetzen; es ist vielmehr stets nur ein bestimmter Kreis von wirtschaftenden Individuen vorhanden, an welche ein Absatz bestimmter Waren stattfinden kann.

Er hat vor allem lediglich die Aussicht, seine Waren an solche Personen abzusetzen, die einen Bedarf an denselben haben, ein Umstand, welcher an sich schon einen außerordentlichen Unterschied in Rücksicht auf den Umfang jenes Kreises von Personen begründet, an welche Waren bestimmter Art abgesetzt werden können. Man vergleiche nur den Kreis von Personen, an welchen Brot und Fleisch, und jenen, an welchen astronomische Instrumente; den Kreis von Personen, an welchen Bier und Tabak, und jenen, an welchen Sanskritwerke Absatz zu finden vermögen. Die gleiche Wahrnehmung kann in fast noch auffälligerer Weise bei den verschiedenen Sorten von Waren derselben Art gemacht werden. Unsere Optiker halten Brillen für alle Grade der Weitsichtigkeit und Kurzsichtigkeit zum Austausch bereit und unsere Hut- und Handschuhhändler und unsere Schuhmacher Handschuhe, Hüte und Schuhe von verschiedener Größe und Qualität. Wie groß ist aber die Verschiedenheit des Kreises von Personen, auf welche sich die Absatzfähigkeit von Brillen vom schärfsten vorhandenen Schliffe beschränkt und jene von Brillen mittlerer Schärfe? Wie groß die Verschiedenheit des Kreises von Personen, auf welche sich die Absatzfähigkeit von Handschuhen, Hüten und Schuhen von mittlerer und solcher von außergewöhnlicher Größe erstreckt? Aber selbst innerhalb des Kreises von wirtschaftenden Individuen, welche Bedarf an bestimmten Waren haben, hat der Besitzer von solchen nicht die Aussicht, sie an jede beliebige Person abzusetzen. Es können vielmehr verschiedenartige Umstände bewirken, daß diese Personen überhaupt oder doch zum Teil nicht in die Lage kommen, die betreffenden Waren zu erstehen. Hier ist vor allem der Beschränkungen zu gedenken, welche durch Luxus- und Sicherheitspolizeigesetze, durch religiöse Satzungen, namentlich aber auch durch herrschende Sitten und Vorurteile für die Absatzfähigkeit der Waren entstehen. Im Mittelalter war beispielsweise in vielen Ländern die Absatzfähigkeit von Sammet auf die dem Ritterstande

und dem Klerus angehörigen Personen und die Absatzfähigkeit von Waffen und manchen Druckwerken ist in gewissen Ländern noch heutzutage auf solche Personen beschränkt, welche die behördliche Bewilligung zum Besitze derselben haben.

Einen noch viel intensiveren Einfluß übt in der obigen Beziehung der Preis der Waren. Selbst unter denjenigen Personen, welche Bedarf an einer Ware haben, ist nämlich stets nur ein Teil ökonomisch in der Lage, den Preis für dieselbe bezahlen zu können. Jeder Preis, so hoch oder so niedrig derselbe auch sein mag, beschränkt demnach die Absatzfähigkeit einer Ware noch weiter, als dies durch die vorher erwähnten Umstände ohnehin schon der Fall ist, und es ist nach dem, was wir an anderer Stelle (S. 194 ff.) ausführten, klar, daß der Kreis von Personen, an welche eine Ware Absatz zu finden Aussicht hat, um so enger wird, je höher der Preis ist, für welchen dieselbe seitens ihrer Besitzer in den Verkehr gebracht wird.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß die Kreise von Personen, an welche bestimmte Waren Absatz zu finden Aussicht haben, oder mit anderen Worten die persönlichen Grenzen der Absatzfähigkeit von Waren um so enger sind, je geringer die Zahl jener ist, welche einen Bedarf an den betreffenden Waren haben, und ein je größerer Teil dieser letzteren durch Gesetz, Sitte oder Vorurteil von dem Konsum derselben abgehalten oder aber durch den Preis der Ware von der Versorgung mit derselben ökonomisch ausgeschlossen wird.

Alles, was den Bedarf an einer Ware erweitert, die künstlichen Schranken ihres Konsums beseitigt oder aber endlich den Preis derselben ermäßigt,\*) beziehungsweise die Kaufkraft derjenigen steigert, welche Bedarf an derselben haben, erweitert somit die persönlichen Grenzen ihrer Absatzfähigkeit, während die entgegengesetzten Einflüsse, wie selbstverständlich, den Kreis von Personen verengern, an welche dieselbe Absatz zu finden Aussicht hat.

Hierin ist der Grund zu suchen, warum mit der Vermehrung der Bevölkerung und der allmählichen Steigerung der Lebensgewohnheiten auch die persönlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der einzelnen Waren sich allmählich erweitern, warum das Bekanntwerden der Nützlichkei t eines Artikels\*\*) und nicht minder die Beseitigung der künstlichen Schranken seines Verbrauches die gleiche Wirkung ausüben; hierin liegt endlich auch der Grund, warum der steigende Wohlstand der Bevöl-

\*) In ähnlicher und häufig sogar in intensiverer Weise wie die Preisermäßigung wirkt auf den Konsumentenkreis die Teilbarkeit einer Ware, beziehungsweise die Einführung des Detailhandels in derselben. Der Kreis von Personen, an welche Rindfleisch, Tuche, die Benützung von Mietwagen usf. abgesetzt werden könnten, wäre ein relativ sehr geringer, wenn diese Waren nicht ökonomisch teilbar wären oder insbesondere kein Detailhandel in denselben bestünde.

\*\*) Waren, welche wenig gekannt sind („unbekannte Artikel“) haben schon aus diesem Grunde einen sehr engen Kreis von Abnehmern. Die Produzenten pflegen daher ihre Waren nicht selten mit großen ökonomischen Opfern „bekannt“ zu machen, um den Kreis von Personen, auf welche sich die Absatzfähigkeit derselben erstreckt, zu erweitern. Hierin liegt auch die volkswirtschaftliche Bedeutung der öffentlichen Ankündigungen, Inserate, Reklamen etc. Allerdings kann durch diese Mittel auch die Absatzfähigkeit einer Ware weit über das gebührende Maß gesteigert werden.

kerung, beziehungsweise die Ermäßigung des Preises einer Ware einen so wichtigen Einfluß auf den Kreis von Personen hat, an welche dieselbe abgesetzt werden kann.\*)

Die Absatzfähigkeit einer Ware ist zweitens in Rücksicht auf das Gebiet begrenzt, innerhalb welches dieselbe Absatz finden kann.

Damit eine Ware nach irgendeinem Orte Absatz findet, ist vor allem erforderlich, daß daselbst ein Bedarf an derselben bestehe, und die räumlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren sind demnach um so größer, je universeller und je weniger an örtliche Grenzen gebunden der Bedarf an denselben ist. Die eigentümlichen Kleidungsstücke, wie sie in manchen Tälern Tirols von der Landbevölkerung getragen werden, sind durchaus nur in einem bestimmten Tale, die Hüte der schwäbischen Bauern oder der ungarischen Landleute nicht leicht wo anders als in Schwaben oder Ungarn abzusetzen, während Kleidungsstücken und Hüten der neuesten französischen Mode die Märkte der ganzen zivilisierten Welt offen stehen. Schwere Pelzwaren sind aus demselben Grunde in ihrer Absatzfähigkeit lediglich auf nördliche Gegenden, schwere Woll-

\*) Die Steigerung, beziehungsweise die Ermäßigung des Preises hat, wie wir nach unseren diesbezüglichen Bemerkungen an systematischer Stelle (S. 202) wohl nicht eines weiteren auszuführen brauchen, nicht die gleiche Wirkung auf die persönlichen Grenzen der Absatzfähigkeit verschiedener Waren und noch viel weniger pflegt der Konsumentenkreis einer Ware sich im genauen Verhältnisse zu der Ermäßigung oder der Steigerung ihres Preises auszudehnen oder einzuschränken. Die Wirkung, welche Preisänderungen auf den Konsumentenkreis einer Ware haben, sind vielmehr rücksichtlich jeder einzelnen Ware von besonderer Art und werden durch die Grundsätze geregelt, welche wir an der oben erwähnten Stelle bereits dargelegt haben. Die Ermäßigung, beziehungsweise die Verteuerung des Preises einer Ware um ein Drittel, wird demnach z. B. nicht notwendig den Konsumentenkreis derselben gleichfalls um ein Drittel erweitern, beziehungsweise einschränken, sondern leicht eine größere oder geringere diesbezügliche Wirkung auf denselben ausüben, und eine Preisänderung von gleicher Intensität wird den Konsumentenkreis zweier verschiedener Waren nicht notwendig in gleicher Weise beeinflussen, sondern es wird die diesbezügliche Wirkung bei der einen Ware leicht eine intensivere als bei der anderen sein. Die hier berührte Frage gewinnt in zahlreichen Fällen des wirtschaftlichen Lebens eine hohe praktische Bedeutung. Der Produzent oder der Handelsmann beispielsweise hat in vielen Fällen ein großes Interesse daran, zu wissen, welchen Einfluß eine geplante Ermäßigung oder Erhöhung der Preise seiner Ware auf den Konsumentenkreis üben wird, weil hievon der Kalkül seines voraussichtlichen Reingewinnes abhängig ist, und eine Regierung, welche auf einen Konsumartikel eine Verbrauchsabgabe legen, beziehungsweise eine solche erhöhen oder ermäßigen will, wird notwendigerweise über den Einfluß, welchen die mit dieser Maßregel im Zusammenhang stehende Preisänderung auf den Konsumentenkreis der bezüglichen Waren übt, ein Urteil sich bilden müssen, um die Rückwirkung der geplanten Maßregel auf das Ertragnis der bezüglichen Verbrauchsabgabe ermessen zu können. Im allgemeinen haben Preisänderungen einen um so geringeren Einfluß auf den Umfang des Konsumentenkreises einer Ware, je dringender der Bedarf an derselben ist, während umgekehrt Preisänderungen bei Waren, welche lediglich dem Genusse, insbesondere aber dem Luxus dienen, leicht eine sehr beträchtliche Ausdehnung, beziehungsweise Einschränkung des Konsumentenkreises zur Folge haben können. Man vergleiche in dieser Rücksicht z. B. die Wirkungen auf die Konsumentenkreise, welche eine Preissteigerung der Kartoffeln, des Brotes, des Salzes, des Fleisches, des Bieres, des Obstes, der Fische, des ordinären Tabaks, der feinen Tabaksorten, der Austern, des Champagners und der Diamanten im Gefolge haben würde.



waren, Schlitten und Schlittschuhe auf die Landstriche der nördlichen und der gemäßigten Zone beschränkt, während leichte Kottonwaren fast auf der ganzen Erde Absatz finden können. Schriften in einer der hauptsächlichsten Kultursprachen haben aus dem nämlichen Grunde ein viel weiteres Absatzgebiet als solche, welche in der Sprache eines wenig zahlreichen Volksstammes verfaßt sind usf.

Aber selbst innerhalb jener räumlichen Grenzen, innerhalb welcher das Bedürfnis nach einer Ware sich geltend macht, vermag dieselbe der Regel nach nicht überall Absatz zu finden; das Absatzgebiet derselben wird vielmehr zumeist noch weiter durch Umstände mancherlei Art eingeschränkt. Zu diesen gehören vor allem *physische* Hindernisse des Transportes einer Ware \*) nach einem bestimmten Gebiete, ferner *Einfuhr-, Konsum-, Verkaufsverbote* und sonstige *künstliche* Hindernisse ihres Absatzes aller Art.

Die wichtigsten Ursachen der Beschränkung des Absatzgebietes einer Ware sind indes *ökonomischer* Natur. Waren können nicht ohne Kosten von einem Orte zum anderen bewegt und auf fremden Märkten zur Veräußerung gebracht werden. Diese ökonomischen Opfer müssen durch die Differenz des Preises der Waren am Orte, wo sie sich befinden, und an ihrem Bestimmungsorte gedeckt werden und der Absatz einer Ware nach einem Gebiete ist somit ökonomisch ausgeschlossen, sobald die in Rede stehende Differenz von den Kosten des Transportes und den sonstigen hier in Betracht kommenden Spesen verschlungen wird oder auch nur den in dem bezüglichen Verkehre engagierten Kapitalien nicht der übliche Gewinn in Aussicht steht. Bei Waren von geringer Kostbarkeit kann die Differenz zwischen dem Preise am Orte, wo sie lagern, und an dem Orte, wohin ihre Versendung in Betracht kommt, an und für sich nie bedeutend sein. Das Brennholz in den Urwäldern Brasiliens und selbst in manchen Gegenden Osteuropas ist um verschwindende Preise zu erstehen, in vielen Fällen in großen Quantitäten geradezu kostenlos zu haben, der Preis eines Zentners Brennholz ist aber nirgends ein so großer, daß die Differenz zwischen demselben und dem Preise am Erzeugungsorte die Kosten eines weiten Landtransportes decken könnte, während bei Waren von großer Kostbarkeit, z. B. bei Taschenuhren, die Differenz zwischen dem Preise eines Zentners dieser Ware am Erzeugungsorte und auf den entferntesten Märkten trotz des an und für sich beträchtlichen Preises derselben auf den ersteren Märkten leicht groß genug sein kann, um die Kosten und Spesen des Transportes der Ware zu ersetzen. Je kostbarer eine Ware und mit je geringeren Kosten und Spesen ihr Transport nach fremden Märkten und ihr Absatz daselbst verbunden ist, desto größer ist demnach unter sonst gleichen Umständen ihr Absatzgebiet.

Der Umfang des Absatzgebietes der einzelnen Waren, insoweit er aus dem obigen Umstande resultiert, weist denn auch tatsächlich sehr beträchtliche Verschiedenheiten auf. Das Absatzgebiet der aus einem Steinbruche, welcher nicht an einer Wasserstraße liegt, gewonnenen ge-

\*) Diese Hindernisse können in der Natur der Ware, in der Mangelhaftigkeit der Transport- und Kommunikationsmittel, der sonstigen Verkehrsanstalten usf. liegen.

meinen Bausteine, das Absatzgebiet gewöhnlichen Sandes, Tones oder Stalldüngers, reicht dort, wo keine Eisenbahnen vorhanden sind, nicht leicht weiter als 2 bis 3 Meilen im Umkreise und selbst dort, wo Eisenbahnen bestehen, nur in den seltensten Fällen über 15 bis 20 Meilen. Das Absatzgebiet von Steinkohlen, Torf und Brennholz ist unter gleichen Verhältnissen ein ausgedehnteres, aber immerhin noch enge begrenztes. Beträchtlich weiter ist das Absatzgebiet von Roheisen und Weizen, noch weiter das von Stahl und Weizenmehl oder gar von Tuchen und Lederwaren und das Absatzgebiet von edlen Metallen, Edelsteinen und Perlen umfaßt so ziemlich alle Teile der Erde, wo Bedarf an diesen Gütern besteht und die übrigen Bedingungen des Absatzes derselben vorhanden sind.

Endlich vermögen Regierungen auch den Absatz von Waren nach bestimmten Gebieten in künstlicher Weise ökonomisch zu erschweren oder wohl gar zu verhindern: wir meinen durch Schutz- und durch Prohibitivzölle, wie denn durch Exportprämien und sonstige Bonifikationen auch umgekehrt das Absatzgebiet einer Ware leicht über die der ökonomischen Sachlage entsprechenden Grenzen hinaus künstlich erweitert werden kann.

Alle diese Umstände begründen in ihrem Zusammenwirken eine außerordentliche Verschiedenheit in den räumlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren und es erklärt sich hieraus leicht die Tatsache, daß der Markt der einen ein enges Gebirgstal, der Markt der anderen die ganze bewohnte Erde ist.

Aus dem Gesagten geht aber zugleich hervor, welche Momente auf die Beschränkung, beziehungsweise auf die Ausdehnung des Absatzgebietes einer Ware einwirken. Alles, was den Geschmack der Menschen nivelliert, die Sitten derselben einander näher bringt und den Bedarf an Gütern bestimmter Art verallgemeinert, alles, was die natürlichen und künstlichen Hindernisse des menschlichen Verkehrs aufhebt oder doch mindert, alles, was endlich die ökonomischen Opfer des Transportes der Waren und der Spesen ihres Absatzes auf fremden Märkten ermäßigt, alles dies erweitert die räumlichen Grenzen ihrer Absatzfähigkeit, während die entgegengesetzten Einflüsse selbstverständlich den umgekehrten Erfolg herbeiführen.

Die Absatzfähigkeit der Waren ist drittens in quantitativer Rücksicht begrenzt.

Waren können, wie wir sahen, jeweilig nur innerhalb bestimmter Personenkreise und räumlicher Grenzen Absatz finden. Aber auch innerhalb dieser Schranken ist ihr Absatz noch überdies in quantitativer Rücksicht begrenzt.

Die Absatzfähigkeit einer Ware ist auf den noch ungedeckten Bedarf an derselben und weiter noch auf jene Quantitäten beschränkt, rücksichtlich welcher für die Beteiligten die Grundlagen zu ökonomischen Tauschoperationen vorhanden sind. Der Bedarf eines einzelnen Individuums an einer Ware mag noch so weite Grenzen haben, über diese Grenzen hinaus ist auf eine weitere Aufnahme von Quantitäten derselben innerhalb jedes gegebenen Zeitraumes nicht zu rechnen und selbst innerhalb dieser Grenzen wird dies Individuum nur solche Quantitäten der Ware

einzutauschen bereit sein, rücksichtlich welcher die Grundlagen ökonomischer Tauschoperationen für dasselbe vorhanden sind. Aus der Nachfrage der einzelnen wirtschaftenden Individuen nach einer Ware setzt sich die Nachfrage nach derselben überhaupt zusammen und die Quantität einer Ware, welche im großen und ganzen an die Mitglieder einer Gesellschaft abgesetzt werden kann, ist demnach bei jeder gegebenen ökonomischen Sachlage eine streng begrenzte, ein Absatz über diese Grenzen hinaus ausgeschlossen.

Was nun den Umfang dieser Grenzen betrifft, so weist auch dieser in Rücksicht auf die einzelnen Güter eine sehr bemerkenswerte Verschiedenheit auf. Es gibt solche Waren, von welchen des enge begrenzten Bedarfes wegen unter allen Umständen nur eng begrenzte Quantitäten jeweilig Absatz finden können, andere, bei welchen nahezu jede praktisch in Betracht kommende Quantität Absatz finden kann.

Was immer der Preis der Spiralfedern für Taschenuhren oder der Druckmesser von Dampfmaschinen sein mag, der Bedarf derselben wird sich ziemlich nach der Quantität der zu verfertigenden Uhren und Dampfmaschinen richten und eine beträchtlich größere Quantität der obigen Waren wäre zu keinem Preise anbringlich. Gold und Silber dagegen und so manche andere Güter, bei welchen einer eng begrenzten verfügbaren Quantität ein fast ungemessener Bedarf entgegensteht, sind in ihrer Absatzfähigkeit in quantitativer Beziehung nahezu unbegrenzt. Es ist kein Zweifel, daß auch die tausendfache Quantität des jetzt vorhandenen Goldes und die hundertfache des jetzt vorhandenen Silbers noch immer Käufer fänden, wenn sie zu Markte gebracht würden. Die eben genannten Güter würden tief im Preise sinken und dann ohne Zweifel auch von minder begüterten Personen zu Gerät und gewöhnlichem Geschirr und selbst von den ärmeren Klassen zu Schmuck aller Art verwendet werden, aber selbst bei der obigen enormen Vermehrung würden sie nicht aussichtslos zu Markte gebracht werden, sondern vor wie nach Absatz finden, während eine gleiche Vermehrung des besten Gelehrtenwerkes, der vorzüglichsten optischen Instrumente, ja selbst so wichtiger Waren wie Brot und Fleisch, dieselben geradezu unverkäuflich machen müßte. Aus dem Obigen folgt für den Besitzer von Gold und Silber die große Leichtigkeit, für jeden Teil der jeweilig vorhandenen Quantität dieser Güter, im schlimmsten Falle mit einem geringen Preisverluste, Absatz zu finden, während bei den meisten anderen Gütern bei plötzlichen Warenanhäufungen die Preisverluste viel größer sind, noch andere Güter unter solchen Umständen gar nicht veräußert werden können.

Der Verleger eines Werkes, welches z. B. über eine syntaktische Eigentümlichkeit in der Sprache der Tupi-Indianer handelt, kann bei einem mäßigen Preise des Werkes auf einen Absatz von etwa 300, aber selbst bei dem geringsten Preis wohl kaum auf einen höheren Absatz als auf einen solchen von 600 Exemplaren rechnen. Ein Werk, das einen Gegenstand behandelt, an welchen sich ein allgemeineres Interesse knüpft, mag dagegen trotz seines gelehrten Charakters doch immerhin einen Absatz von mehreren tausend, populärwissenschaftliche Schriften einen solchen von 20.000 bis 30.000 und mehr, bedeutende Dichterwerke unter günstigen Umständen einen Absatz von vielen hunderttausend Exemplaren



finden. Man erwäge aber auch nur den Unterschied der quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit eines Werkes über ein antiquiertes Institut des römischen Rechtes und der Gedichte Friedrich Schillers oder einer Sanskritgrammatik und der Dramen Shakespeares! Viel größer erscheint noch die Verschiedenheit in den quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren, wenn wir etwa einerseits Brot und Fleisch und andererseits Chinarinde und Bibergeil, oder aber einerseits Baumwollstoffe und Schafwollwaren und andererseits astronomische Instrumente und anatomische Präparate in Betracht ziehen.

Wir möchten unsere Untersuchung über die quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren nicht schließen, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen, deren Zweck die Verhinderung eines naheliegenden Mißverständnisses ist. Es könnte nämlich leicht die Meinung entstehen, die persönlichen und die quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit einer Ware seien, wenn auch nicht dem Begriffe, so doch dem Wesen der Sache nach identisch, in dem Sinne nämlich, daß eine Erweiterung der einen mit einer solchen der anderen zusammenfiele. Dem ist nun aber keineswegs so. Der Konsumentenkreis einer Ware kann der nämliche bleiben und die Quantität der konsumierten Waren doch (z. B. infolge der gesteigerten Wohlhabenheit der Bevölkerung) beträchtlich steigen und der Fall, wo die Quantität der konsumierten Ware in einem ganz anderen Verhältnisse als der Umfang des Konsumentenkreises zunimmt, beziehungsweise abnimmt, bildet sogar im wirtschaftlichen Leben der Menschen die Regel, eine vollständige Proportionalität dagegen die seltene Ausnahme. Die Umstände, welche die persönlichen Grenzen der Absatzfähigkeit einer Ware erweitern oder einschränken, mögen demnach immerhin der Regel nach eine ähnliche Wirkung auch auf die quantitativen Grenzen ihrer Absatzfähigkeit äußern; ausnahmslos ist diese Regel indes keineswegs und noch viel weniger die Wirkung bestimmter Umstände auf die letzteren identisch mit jener auf die ersteren. Was wir demnach oben über die Einwirkung gewisser Tatsachen auf den Umfang des Konsumentenkreises einer Ware gesagt haben, das gilt seiner allgemeinen Tendenz nach im großen und ganzen auch rücksichtlich der quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren und bedarf deshalb hier nicht weiter der Wiederholung; die Gesetze jedoch, welche in den beiden Fällen das Maß der Erscheinungen regeln, sind, wie aus unserer Darstellung hervorgeht, verschieden.

Endlich sind viertens die Waren in ihrer Absatzfähigkeit auch rücksichtlich der Zeitgrenzen beschränkt, innerhalb welcher sie Absatz finden können.

Eine Ware kann nur innerhalb jener zeitlichen Grenzen Absatz finden, innerhalb welcher Bedarf an derselben besteht, sie die ihre spezifische Güterqualität begründenden nützlichen Eigenschaften behauptet und demjenigen verfügbar ist, welcher dieselbe zu veräußern beabsichtigt. Nun gibt es Waren, nach welchen nur in einzelnen Jahreszeiten oder bestimmten Epochen (im Winter, im Sommer, im Fasching, während der Fasten) oder gar nur innerhalb kurzer, nicht wiederkehrender Zeitperioden Bedarf vorhanden ist, während die Nachfrage nach anderen

Waren eine dauernde ist. Programme für bevorstehende Festlichkeiten oder Kunstvorstellungen und in gewissem Sinne selbst Journale und Modeartikel sind beispielsweise Güter der ersteren, Zucker, Kaffee, Roh-eisen, die edlen Metalle usf. Güter der letzteren Art. Es gibt ferner Güter, welche ihre nützlichen Eigenschaften nur während weniger Tage oder Stunden konservieren, während andere dieselben fast unversehrt durch Jahrhunderte behaupten. Man beachte nur den Unterschied, welcher in dieser Beziehung zwischen frischen Erdbeeren, Austern, frischem Fleische, frischen Blumen einerseits und Zwieback, Pökelfleisch, Büchern oder gar Metallen und Grundstücken anderseits besteht.

Es gibt endlich Waren, welche ihren Besitzern überhaupt nur innerhalb bestimmter, rasch vorübergehender Zeitperioden, andere, welche ihnen dauernd verfügbar sind. Zu den ersteren gehören die eigenen Arbeitsleistungen, über welche der Arbeiter, die Kapitalnutzungen, die Wohnungsmieten, über welche Kapital- und Hausbesitzer verfügen usf., während die Sachgüter zumeist der letzteren Kategorie von Waren angehören.

Alle diese Umstände begründen tiefgehende Verschiedenheiten rücksichtlich der Zeiträume, innerhalb welcher die einzelnen Waren abgesetzt werden können oder mit anderen Worten rücksichtlich der zeitlichen Grenzen ihrer Absatzfähigkeit. Es gibt Waren, deren Absatzfähigkeit sich schon aus den oben dargelegten Ursachen auf wenige Stunden, andere, deren Absatzfähigkeit sich auf wenige Tage, Wochen, Monate erstreckt, noch andere endlich, deren Absatzfähigkeit in Rücksicht auf die obigen natürlichen Bedingungen derselben eine geradezu unbegrenzte ist. Diese der Absatzfähigkeit der Waren gezogenen natürlichen Grenzen können durch künstliche Einflüsse verschiedener Art, namentlich aber auch durch ökonomische Rücksichten noch weiter eingeschränkt werden. Zu den ersteren gehören alle staatlichen Maßregeln, alle religiösen Satzungen, alle Sitten und Gewohnheiten, welche den Absatz der Waren überhaupt oder doch bestimmter Arten derselben auf gewisse Zeitperioden einschränken oder innerhalb solcher verhindern; zu den letzteren sind aber alle ökonomischen Opfer zu rechnen, welche die Lagerung einer Ware innerhalb eines bestimmten Zeitraumes für den Besitzer im Gefolge hat. Was für die Absatzfähigkeit der Waren in räumlicher Beziehung die Frachtkosten und sonstigen Spesen, das sind für die zeitlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren die Kosten der Aufbewahrung, der Konservierung und die Zinsverluste. Ein Viehhändler, welcher unter unseren Kulturverhältnissen eine Herde Schlachtthier feilhält, wird wegen ihrer beschränkten Konservierungsfähigkeit, wegen der Zinsverluste, hauptsächlich aber um der sonstigen ökonomischen Opfer willen, welche mit dem Besitze dieser Tiere als „Waren“ verbunden sind, für den Absatz derselben innerhalb gewisser zeitlicher Grenzen ökonomischerweise Sorge tragen müssen und auch die Waren der Wollhändler und der Eisenhändler sind solche, deren Absatzfähigkeit zum Teile aus physischen, zum Teile aus ökonomischen Gründen (Lagerungskosten, Zinsverluste) auf gewisse Zeitgrenzen beschränkt ist.

Alle diese Umstände haben zur Folge, daß die durch die erst-erwähnten Umstände bewirkten zeitlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der

Waren noch eine weitere Einschränkung erfahren und andererseits ein neues Moment der Verschiedenheit dieser Grenzen rücksichtlich der einzelnen Waren hinzutritt. Die mit der Lagerung der Waren verbundenen ökonomischen Opfer sind je nach der Natur der letzteren, dem herrschenden Zinsfuß, den vorhandenen Lagerungsvorkehrungen usf. außerordentlich verschieden.

Alles, was bewirkt, daß der Bedarf an einer Ware sich gleichmäßig über die verschiedenen Zeitperioden verteilt, alles, was die Konservierungsfähigkeit der Güter steigert, ferner alles, was die auf die Zeit des Absatzes der Waren bezüglichen künstlichen Einschränkungen beseitigt, alles endlich, wodurch die Kosten der Lagerung der Waren überhaupt und einzelner Waren insbesondere gemindert werden, namentlich auch die Ermäßigung des Zinsfußes, erweitert die zeitlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren.

#### b) Über den verschiedenen Grad der Absatzfähigkeit der Waren.

Wir haben in dem Vorangehenden gesehen, daß die Absatzfähigkeit der Waren bald auf einen engeren, bald auf einen weiteren Kreis von Personen, bald auf engere, bald auf weitere räumliche, zeitliche und quantitative Grenzen beschränkt ist. Mit alldem haben wir indes allerdings nur die äußeren Grenzen gekennzeichnet, innerhalb welcher bei jeder gegebenen ökonomischen Sachlage der Absatz der Waren stattfinden kann, und es erübrigt uns nunmehr, noch zu untersuchen, von welchen Ursachen die größere oder geringere Leichtigkeit, mit welcher Waren innerhalb der obigen, ihrer Absatzfähigkeit gezogenen Grenzen umgesetzt werden können, abhängig ist.

In gewisser Beziehung haben wir der Lösung dieses Problems im Vorangehenden jedoch bereits vorgearbeitet. Es ist nämlich klar, daß unter sonst gleichen Verhältnissen der Absatz einer Ware um so leichter vonstatten gehen wird, je weiter die Grenzen ihrer Absatzfähigkeit sind. Je geringer die Zahl der Personen, je enger die räumlichen, die quantitativen und die zeitlichen Grenzen, innerhalb welcher eine Ware abgesetzt zu werden vermag, um so schwieriger selbstverständlich der Absatz derselben. Was uns hier zu untersuchen übrig bleibt, sind demnach die besonderen Gründe, welche den schon durch die weiteren oder engeren Grenzen der Absatzfähigkeit der Waren begründeten verschiedenen Grad ihrer Absatzfähigkeit noch weiter steigern oder verringern.

Zu diesem Zwecke ist es notwendig, daß wir einige Worte über die Natur und Bestimmung der Ware vorausschicken. Die Ware ist ein für den Austausch bestimmtes ökonomisches Gut; sie ist indes nicht schlecht hin für den Austausch bestimmt. Der Eigner der Ware hat die Absicht, dieselbe abzusetzen, aber durchaus nicht für jeden Preis. Wer ein Lager von goldenen Taschenuhren besitzt, kann dasselbe fast unter allen denkbaren Umständen räumen, falls er die Taschenuhren um einen Taler das Stück, und ein Lederhändler das seine, falls er das Leder zu ähnlichen Schleuderpreisen veräußern wollte. Nichtsdestoweniger werden sich dieselben eventuell für berechtigt halten, über mangelnden Absatz zu klagen, denn ihre Waren sind, wie gesagt, zwar zur Veräußerung



bestimmt, aber nicht zu jedem, sondern zu den ökonomischen, d. i. der allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen.

Die effektiven Preise sind nun aber das Produkt der jeweiligen Konkurrenzverhältnisse und dieselben entsprechen um so mehr der allgemeinen wirtschaftlichen Sachlage, je vollständiger die Konkurrenz auf beiden Seiten stattfindet, je ausschließlicher sich die hiebei beteiligten Personen von ökonomischen Rücksichten leiten lassen und je vollständiger sie endlich ihre ökonomischen Interessen erkennen.

Wird durch irgendwelche Umstände ein Teil derjenigen, welche Bedarf an einer Ware haben, von der Konkurrenz zurückgehalten, so sinkt der Preis unter das der allgemeinen wirtschaftlichen Sachlage entsprechende Niveau. Erfolgt dies bei der Konkurrenz in dem Anbote, so steigt der Preis der Ware über dasselbe und es ist klar, daß die Verfolgung anderer als wirtschaftlicher Zwecke im Verkehre seitens der Beteiligten und nicht minder Unkenntnis oder Irrtum über die ökonomische Sachlage gleichfalls zu bewirken vermögen, daß die Preisbildung in einer Weise erfolgt, welche der ökonomischen Sachlage nicht entspricht.

Ist nun der Verkehr in einer Ware ein unregelter, so zwar, daß die Gefahr besteht, daß die Eigner dieselbe bei der Veräußerung zu den ökonomischen Preisen nicht werden absetzen können, während diese Gefahr für die Eigner anderer Waren nicht oder doch nicht in gleichem Maße besteht, so ist es klar, daß dieser Umstand einen sehr wichtigen Unterschied in der Absatzfähigkeit der in Rede stehenden Waren begründet, denn die letzteren Waren können leicht und sicher, die ersteren oft nur mit mehr oder minder beträchtlichem Verluste, unter Umständen wohl auch gar nicht abgesetzt werden.

Von den drei oben erwähnten Ursachen der nichtökonomischen Preisbildung ist jene, welche aus der Verfolgung nichtökonomischer Zwecke im Verkehre entsteht, die am wenigsten wichtige. Die Menschen verfolgen bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit und somit auch im Güterverkehre bisweilen nicht ausschließlich ökonomische Zwecke. Wohlwollen gegen andere, Rücksichten auf das Gemeinwohl, soziale Vorurteile, religiöse Meinungen und ähnliche Momente beeinflussen vielmehr oft genug auch die Preisbildung der Güter. Im allgemeinen pflegen indes die Menschen im Güterverkehre ihre ökonomischen Interessen in so hervortretender Weise walten zu lassen, daß im großen und ganzen die Preisbildung durch das wohlverstandene Interesse der am Güterverkehre Beteiligten geregelt und durch die obigen Momente nur wenig modifiziert wird. Wo immer jedoch Einflüsse der obigen Art im Verkehre einer Ware tatsächlich in größerem Umfange zu besorgen sind, dort wird der Grad der Absatzfähigkeit einer Ware hiedurch auch in der Tat in ungünstiger Weise beeinflusst. Waren, welche nicht lediglich von gewerbsmäßigen Produzenten und Handelsleuten, sondern auch von Regierungen und Personen, welche in hohem Grade Rücksichten nichtökonomischer Natur zu beobachten haben, zu Märkte gebracht werden, werden schon um dessentwillen auch seitens der gewerbsmäßigen Produzenten bisweilen nicht zu den der allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen abgesetzt werden können und in Waren, deren Produzenten sogar hauptsächlich ideale Zwecke verfolgen (z. B. in

literarischen und künstlerischen Erzeugnissen), ist der Absatz der bezüglichen Güter zu den ökonomischen Preisen der Regel nach sogar in noch höherem Maße gefährdet.

Einen viel tiefergehenden Einfluß als das Wohlwollen gegen Dritte und die Rücksichtnahme auf öffentliche Interessen üben Irrtum und Unkenntnis auf das wirtschaftliche Leben der Menschen überhaupt und den Güterverkehr insbesondere. Wenn die Produzenten und die Handelsleute sich über die den Preis einer Ware beeinflussenden Momente nach der vorhandenen Sachlage nicht oder doch nicht genügend zu informieren vermögen, so wird schon aus diesem Grunde der Verkehr in der betreffenden Ware Unregelmäßigkeiten aufweisen und der Absatz derselben zu den ökonomischen Preisen kein gesicherter sein. Alles, was dazu beiträgt, die Geschäftswelt über die den Preis der Waren beeinflussenden Momente zu unterrichten und darüber im laufenden zu erhalten, alles, was sie vor diesbezüglichen Irrtümern zu bewahren geeignet ist, alles endlich, was ihr Urteil über die Rückwirkung der obigen tatsächlichen Grundlagen der Preisbildung auf diese letztere vervollkommenet, trägt zur ökonomischen Preisbildung und mittelbar hiedurch dazu bei, die Absatzfähigkeit der Waren in dem obigen Sinne zu steigern. Eine Ware, welche von wohlinformierten, sachkundigen Geschäftsleuten produziert und zu Markte gebracht wird, wird unter sonst gleichen Umständen mit viel größerer Sicherheit zu den der allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen veräußert werden können als eine solche, rücksichtlich welcher es der Geschäftswelt an den nötigen Informationen mangelt. Daher die Bedeutung von sachkundig verfaßten Berichten über die jeweiligen Produktionsverhältnisse der Waren, den Stand der Stocks, den Bedarf und die Konsumtionsverhältnisse usf., daher auch der ungünstige Einfluß, welchen die Beteiligung unkundiger Personen an der Produktion und dem Güterverkehre auf die Preisbildung und somit auch auf die Absatzfähigkeit der Waren im ökonomischen Sinne dieses Wortes üben.

Wenn der Güterverkehr in einem Volke mit der Entwicklung seiner Wirtschaft an Umfang und Bedeutung gewinnt, pflegt eine eigene Klasse von wirtschaftenden Individuen zu entstehen, welche den ökonomischen Nutzen, der sich aus der Ausbeutung der vorhandenen Tauschgelegenheiten erzielen läßt oder doch einen Teil desselben auf dem Wege der Vermittlung zwischen Produktion und Konsumtion für sich zu gewinnen strebt, der Handelsstand.

Die wichtige Funktion dieses Standes in der Wirtschaft eines Volkes besteht darin, daß derselbe alle jene Tauschgelegenheiten, welche der ökonomischen Sachlage nach bestehen, aber von den zunächst beteiligten wirtschaftenden Personen nicht erkannt oder wegen mangelhafter Erfahrung in dem Verkehrsgeschäfte nicht ausgebeutet werden würden, zu erkennen und nach Maßgabe der ihm disponiblen Mittel für sich auszunützen strebt, ein Nutzen, an welchem naturgemäß die Konsumenten sowohl als auch die Produzenten partizipieren. Sobald in einem Volke ein besonderer Handelsstand sich bildet, wird der Güterverkehr und all der ökonomische Nutzen, welcher sich aus demselben für die Volkswirtschaft ergibt, infolge der höheren Sachkunde, mit welcher die

ökonomische Sachlage nunmehr ausgebeutet wird, beträchtlich gesteigert. zugleich aber auch die technische Seite des Verkehrsgeschäftes infolge der geteilten Arbeit in viel sachkundigerer und infolge dieses Umstandes auch in ökonomischerer Weise, als dies sonst der Fall wäre, ausgeführt. Wenn das Entstehen eines besonderen Handelsstandes die Absatzfähigkeit der Waren in so hohem Maße steigert, wie dies die allgemeine Erfahrung lehrt, so ist dies nicht zum geringsten Teile auf die Sachkunde in der Beurteilung der jeweiligen ökonomischen Situation und in der Technik des Verkehrs zurückzuführen.

Den wichtigsten Einfluß auf den Grad der Absatzfähigkeit einer Ware übt indes die Organisation des Verkehrs, insofern sie nämlich die Beteiligung aller an der Preisbildung einer Ware interessierten Faktoren bei der Konkurrenz im Angebote sowohl als in der Nachfrage und dadurch die ökonomische Preisbildung rücksichtlich einer Ware sichert.

Märkte, Messen, Börsen, periodisch wiederkehrende öffentliche Auktionen, wie sie z. B. in großen Seestädten stattfinden und dergleichen öffentliche Einrichtungen mehr, haben den Zweck, die sämtlichen maßgebenden Interessenten bei der Preisbildung einer Ware dauernd oder doch periodisch an gewissen Punkten zu versammeln und dadurch die Preisbildung zu einer ökonomischen zu machen. Waren, für welche ein geregelter Markt besteht, können deshalb von ihrem Besitzer leicht zu den der jeweiligen allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen abgesetzt werden, während andere, deren Umsatz ein unregelter ist, oft genug zu unregelmäßigen Preisen die Hände wechseln, bisweilen gar nicht an den Mann zu bringen sind. Die Errichtung eines Marktes für einen Artikel hat den Erfolg, den Produzenten desselben, beziehungsweise denjenigen wirtschaftenden Subjekten, welche damit Handel treiben, die Aussicht zu eröffnen, ihre Waren jeweilig zu ökonomischen Preisen absetzen können, und es ist klar, daß z. B. die Errichtung eines Woll- oder Getreidemarktes in einer Stadt die Absatzfähigkeit der Wolle, beziehungsweise des Getreides, in dem umliegenden Produktionsgebiete dieses Artikels bedeutend steigert, wie denn z. B. auch die Zulassung eines Effektes zum Handel auf der Börse, die sogenannte Kotierung, zur ökonomischen Preisbildung beim Umsatze desselben und wegen der Garantie, welche dieser Umstand den Besitzern des bezüglichen Effektes für einen Absatz zu ökonomischen Preisen gewährt, auch zur Vermehrung der Absatzfähigkeit desselben in eminenter Weise beiträgt.

Schon der Umstand, daß jeder Konsument die Besitzer einer Ware aufzufinden weiß, — was beim Großhandel wohl am besten dadurch geschieht, daß die Eigner der Ware mit ihren Lagern möglichst nahe zusammenrücken, um durch ihre Konzentrierung eine ähnliche Konzentrierung der Konsumenten hervorzurufen, — steigert in hohem Maße die Wahrscheinlichkeit, daß die betreffenden Waren jeweilig zu ökonomischen Preisen zur Veräußerung gelangen werden, und der Mangel einer solchen beim Großhandel ganz allgemein zu beobachtenden Konzentrierung im Detailhandel, so naturgemäß er sich auch aus der Rücksichtnahme auf die Bequemlichkeit der Konsumenten ergibt, bildet doch den Haupt-



grund der minder ökonomischen Preisbildung in diesem letzteren Zweige des Verkehres.

Der Umstand, daß für eine Ware gewisse Konzentrationspunkte des Verkehres und der ökonomischen Preisbildung bestehen, hat indes nur den Erfolg, daß ihr Umsatz daselbst zu ökonomischen Preisen erfolgt. Die Preise, die sich in diesen Zentren des Verkehres bilden, gelangen fortlaufend zur Kenntnis des Publikums und die bezüglichen Veröffentlichungen bieten auch den außerhalb jener Verkehrszentren befindlichen Interessenten die Möglichkeit, Geschäfte zu den der jeweiligen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen abzuschließen. Allerdings wird dies nur sehr selten bei den großen Käufern oder Verkäufern einer Ware der Fall sein, welche durch ihre Transaktionen einen maßgebenden Einfluß auf die Preisbildung auf den Märkten selbst ausüben, aber die „kleinen Leute“, deren Geschäfte zu unbedeutend sind, um nennenswerte Preisschwankungen hervorzurufen, sind durch jene Veröffentlichungen in den Stand gesetzt, auch außerhalb des Verkehrsmittelpunktes ihre Umsätze in ökonomischer Weise zu bewerkstelligen, und partizipieren somit an den Vorteilen des Marktes, den sie nicht einmal besuchen. In der Nachbarschaft von London mag es vorkommen, daß ein Pächter nach der Notierung der „Times“ über das Getreidegeschäft in Marklane mit einem Müller abschließt, und in Wien geschehen geringfügige Spiritusverkäufe nicht selten nach der Notiz der „Neuen Freien Presse“ oder eines anderen bewährten Blattes und so haben Konzentrationspunkte des Verkehres in einer Ware ganz allgemein den Erfolg, daß die Eigner von Waren dieselben an jedes wirtschaftende Subjekt, das nach denselben Begehr hat, zu ökonomischen Preisen abzusetzen in der Lage sind.

Steht es solcherart fest, daß Konzentrationspunkte des Verkehres (Märkte, Börsen, Messen etc.) die Leichtigkeit, die Waren zu den der allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen abzusetzen, wesentlich steigern, so ist es von selbst klar, daß dieser Erfolg in um so höherem Maße zutage treten muß, je umfassender die diesbezügliche Organisation des Verkehres rücksichtlich einer Ware ist.

Es gibt Waren (z. B. Tee, Indigo, Rohwaren), für welche nur wenige, durch weite Gebiete getrennte Märkte bestehen, andere Waren, für welche doch in allen Hauptorten sich Märkte finden (Webwaren, Kurzwaren u. s. f.), während noch andere Waren innerhalb der ihrer Absatzfähigkeit gezogenen räumlichen Grenzen fast überall Märkte finden. Nutzvieh, Getreide, Metalle und ähnliche Güter des allgemeinsten Gebrauches sind beispielsweise Güter dieser letzteren Art, denn sie haben ihren Markt fast überall, wo überhaupt ein Verkehr besteht, so zwar, daß jedes Städtchen und selbst der kleinste Marktflecken in gewissen Zeiten zum Markte für diese Güter wird. Diese Märkte sind rücksichtlich der Preisbildung voneinander nicht unabhängig, sondern stehen in innigem Zusammenhange. Die Berichte über die auf einem Markte vorfallenden Transaktionen werden, wofern der Markt von maßgebender Wichtigkeit ist, nach allen übrigen Hauptmärkten gemeldet und eine eigene Klasse von wirtschaftenden Individuen, die der Arbitrageurs, sorgt dafür, daß die Preisdifferenzen zwischen den einzelnen Märkten, zumindest für die Dauer, nicht die Kosten und Spesen des Transportes in

nennenswerter Weise übersteigen. Der Unterschied in dem Grade der Absatzfähigkeit, welcher durch die obigen Umstände begründet wird, ist in die Augen springend. Die Waren der ersteren Art können innerhalb der ihrer Absatzfähigkeit überhaupt gezogenen räumlichen Grenzen nur an wenigen, die anderen dagegen an mehr oder minder zahlreichen Verkehrspunkten zu ökonomischen Preisen Absatz finden und die Eigner sind deshalb in dem ersten Falle genötigt, an einem der wenigen vorhandenen Märkte, so unbequem und kostspielig die Erreichung desselben für sie auch sein mag, für ihre Waren Absatz zu suchen, während sie in den letzteren Fällen um so leichter eine ihnen bequeme und vorteilhafte Wahl des zu befahrenden Marktes treffen können, je zahlreicher und besser organisiert dieselben sind.

Von ähnlichem Einflusse wie die größere oder geringere Zahl der Märkte ist auch die seltener e oder häufigere Wiederkehr derselben auf die Absatzfähigkeit einer Ware. Es gibt Güter, welche nur auf einmal im Jahre stattfindenden Auktionen, auf Jahres- und Vierteljahrmessen und dergleichen erst nach längeren Perioden wiederkehrenden Märkten gehandelt werden (z. B. Indigo, Tee, Tuche, Stoffe aller Art), während die Märkte anderer Waren in kürzeren Zwischenräumen aufeinanderfolgen (Monatsmärkte, Wochenmärkte), noch andere Waren endlich in jedem Hauptorte an mehreren Tagen der Woche und sogar täglich gehandelt werden (z. B. Effekten, Getreide an Getreidebörsen usw.). Die Eigner der Waren, für welche Märkte von kürzerer Periodizität bestehen, sind demnach in der Lage, sich ihres Besitzes je nach ihrer Wahl zu verschiedenen Zeitpunkten, ja bei einzelnen Waren sogar fast täglich zu ökonomischen Preisen entäußern zu können, während Waren, für welche nur selten wiederkehrende Märkte bestehen, diesen Vorteil nicht aufweisen, ihre Absatzfähigkeit ist in dieser Rücksicht eine geringere.

Auch der Umstand, ob auf den Märkten, auf welchen eine Ware gehandelt wird, sich eine mehr oder weniger lebhafte und sachkundige *Spekulation* herausgebildet hat, ist von nicht zu unterschätzendem Einflusse auf die Absatzfähigkeit der bezüglichen Ware. Selbst auf sonst wohlorganisierten Konzentrationspunkten des Verkehrs ist eine nicht-ökonomische, d. i. eine der allgemeinen ökonomischen Sachlage nicht entsprechende Preisbildung keineswegs völlig ausgeschlossen. Sobald eine Ware in einer den laufenden Bedarf übersteigenden Quantität zu Märkte gelangt, werden die effektiven Preise derselben leicht unter den der allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden, den ökonomischen Preis sinken, ja die zugeführten Waren bisweilen geradezu unveräußerlich sein, während im umgekehrten Falle die Preise eine der allgemeinen ökonomischen Sachlage nicht entsprechende Höhe erreichen und die Konsumenten ihren Bedarf überhaupt nicht zu decken in der Lage sein werden. Der gleiche Erfolg wird leicht auch dann eintreten, wenn auf einem Markte aus irgendwelchen Gründen bei unverändertem Angebote der Bedarf in anormaler Weise zurückbleibt oder steigt. Die Spekulation übt nun, allerdings indem sie ihre eigenen Interessen verfolgt, die wirtschaftliche Mission, die überfüllten Märkte zu erleichtern, den knappen Märkten hingegen Ware zuzuführen und dadurch Preise, die sich von den ökonomischen allzuweit entfernen, zugleich aber auch die Eventualität zu

verhindern, daß zu Markte gebrachte Waren vorübergehend überhaupt keinen Absatz finden oder der Bedarf an einer Ware teilweise gänzlich ungedeckt bleibe. Der Umstand nun, daß auf den Märkten für gewisse Waren infolge einer regen und sachkundigen Spekulation fast jede zum Angebote gelangende Quantität leicht zu ökonomischen Preisen oder doch mit geringer Einbuße an denselben Abnehmer zu finden vermag, während das Gleiche bei anderen Waren nicht oder doch nicht in gleichem Maße der Fall ist, begründet einen weiteren wichtigen Unterschied in der Absatzfähigkeit der Waren.

Wenn wir nun einen Blick auf das wirtschaftliche Leben der Menschen werfen und uns als eine der bemerkenswertesten Erscheinungen die Verschiedenheit der Absatzfähigkeit der Waren entgegentritt, so kann es uns nicht mehr schwer fallen, dieselbe auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Wer eine Quantität Getreide besitzt, hat eine Ware in Händen, deren er sich dort, wo Fruchtbörsen bestehen, sozusagen jeden Augenblick, dort, wo lediglich Wochenmärkte bestehen, doch jede Woche zu den der ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen entledigen kann, eine Ware, welche, um einen kaufmännischen und sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, gleichsam „bar Geld“ ist. Die Ursache hievon liegt in dem weiten Kreise von Personen, welche Bedarf an diesem Gute haben, in den weiten räumlichen, zeitlichen und quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit desselben, in der meist tüchtigen Organisation des Marktwesens und der lebhaften Spekulation in dieser Ware.\*)

Wer Hopfen oder Wein am Lager hat, wird in mehrfacher Beziehung etwas ungünstiger gestellt sein. Die quantitativen Grenzen der Absatzfähigkeit dieser Artikel sind enger, das Marktwesen nicht so wohl geregelt als beim Getreide, die Märkte für diese Ware zeitlich und räumlich meist ziemlich entfernt voneinander und die Spekulation in diesen Artikeln eine minder lebhafte als beim Getreide. Wer Weizen besitzt, wird sich unter entwickelten Verkehrsverhältnissen regelmäßig seiner Ware entledigen können, falls er dieselbe auch nur um einige wenige Kreuzer unter der laufenden Notierung abzugeben sich entschließt. Bei Hopfen, Wein oder gar bei Rohwaren wird dies nicht in gleicher Weise der Fall sein und es wird bei diesen Artikeln leichter der Fall eintreten, daß der Eigner seine Ware nur mit verhältnismäßig größeren Verlusten oder aber in einem gegebenen Momente wohl auch gar nicht umzusetzen in der Lage und eine längere Zeit zuzuwarten gezwungen sein wird.

Und nun vergleiche man die Absatzfähigkeit des Getreides gar mit jener von solchen Artikeln, wie Fernrohre, Meerschamwaren, Topfgewächse oder gar mit jener der minder gangbaren Sorten dieser Waren!

\*) Wo die obigen Voraussetzungen nicht eintreffen, wo beispielsweise die räumlichen Grenzen der Absatzfähigkeit einer Ware durch mangelhafte Kommunikationsmittel, die zeitlichen Grenzen derselben durch Kapitalmangel oder einen sehr hohen Zinsfuß beschränkt sind, wo das Marktwesen nicht oder doch nur in mangelhafter Weise organisiert ist, wo insbesondere in weiten Produktionsgebieten nur wenige und selten wiederkehrende Märkte bestehen, wo es endlich an einer kapitalkräftigen und sachkundigen Spekulation fehlt, dort können selbst Getreide und andere Waren, welche regelmäßig einen hohen Grad von Absatzfähigkeit aufweisen, oft nur zu Preisen abgesetzt und erstanden werden, welche von den der allgemeinen ökonomischen Sachlage entsprechenden Preisen sehr beträchtlich abweichen, ja bisweilen überhaupt nicht verkäuflich oder erhältlich sein.



### c) Über die Zirkulationsfähigkeit der Waren.

Wir haben in dem Obigen die allgemeinen und besonderen Ursachen der verschiedenen Absatzfähigkeit der Waren dargelegt oder, mit anderen Worten, die Ursachen der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit welcher ein Eigner seine Waren zu ökonomischen Preisen zu veräußern Aussicht hat. Damit wäre auch die Frage der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit welcher die verschiedenen Waren durch mehrere Hände zirkulieren können, gelöst, indem jede Zirkulation einer Ware durch mehrere Hände sich doch lediglich aus den einzelnen Transaktionen zusammensetzt und eine Ware, die leicht aus der Hand ihres Eigners in die eines anderen wirtschaftenden Subjektes gebracht werden kann, auf den ersten Blick eben so leicht ihren Weg aus der zweiten in die dritte Hand usf. finden sollte. Diese Voraussetzung trifft jedoch erfahrungsgemäß nicht bei allen Waren zu und es wird in dem Nachfolgenden unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, welche besonderen Gründe bewirken, daß ein Teil der Waren leicht von Hand zu Hand zirkuliert, während das Gleiche bei den übrigen und unter anderen selbst bei Waren von großer Absatzfähigkeit nicht beobachtet werden kann.

Es gibt Waren, welche in der Hand eines jeden wirtschaftenden Individuums nahezu die gleiche Absatzfähigkeit haben. Die Goldkörner, welche ein schmutziger Siebenbürger Zigeuner in dem Sande des Aranyos gewonnen hat, sind in seinen Händen eben so absatzfähig als in jenen des Besitzers eines Goldbergwerkes, wofern er nur den richtigen Markt für seine Waren aufzufinden weiß, und die Goldkörner können durch eine beliebige Anzahl von Händen gehen, ohne hiedurch an ihrer Absatzfähigkeit etwas einzubüßen. Kleidungsstücke, Bettstücke, zubereitete Speisen etc. wären dagegen in den Händen der obigen Person, falls sie dieselben auch nicht in Gebrauch gezogen und selbst dann, wenn sie dieselben von vorneherein lediglich zum Zwecke der Weiterbegebung im Austausch übernommen hätte, verdächtig, fast unanbringlich und jedenfalls sehr entwertet. Waren dieser Art mögen in den Händen der betreffenden Produzenten oder gewisser Handelsleute noch so absatzfähig sein, sie büßen ihre Absatzfähigkeit ganz oder doch zum Teile ein, wenn auch nur der Verdacht entsteht, daß sie sich bereits im Gebrauche oder auch bloß in unsauberen Händen befunden haben, und sie sind deshalb nicht wohl geeignet, im ökonomischen Austausch von Hand zu Hand zu zirkulieren.

Andere Waren erfordern zu ihrem Vertriebe besondere Kenntnisse, Fertigkeiten, Verbindungen oder behördliche Bewilligungen, Privilegien u. dgl. m. und sind in den Händen eines wirtschaftenden Subjektes, bei welchem diese Voraussetzungen nicht zutreffen, nicht oder doch schwer veräußerlich und jedenfalls entwertet. Waren, die für den indischen oder südamerikanischen Verkehr bestimmt sind, Apothekerwaren, Monopolartikel u. dgl. m. mögen in den Händen gewisser Personen sehr absatzfähig sein, in den Händen anderer Personen büßen sie dagegen einen großen Teil ihrer Absatzfähigkeit ein und sind deshalb eben so wenig wie die oben genannten Waren geeignet, von Hand zu Hand zu zirkulieren.

Selbst Güter, welche, um überhaupt verwendbar zu sein, dem Bedürfnisse des Konsumenten erst noch besonders angepaßt werden müssen, sind nicht in der Hand eines jeden Eigners in gleichem Maße absatzfähig. Schuhe, Hüte u. dgl. Artikel mehr, von welcher Größe sie auch immer sein mögen, sind in den Händen eines Schuhwarenhändlers, beziehungsweise eines Hutmakers, in dessen Werkstätte oder Kaufladen sich ein großer Konsumentenkreis versammelt, immer von einer gewissen Absatzfähigkeit, insbesondere da die obigen Geschäftsleute der Regel nach die Mittel in Händen haben, um die Waren den speziellen Bedürfnissen ihrer Kunden anzupassen. In den Händen einer anderen Person sind diese Waren schwer und fast immer nur mit bedeutendem Verluste abzusetzen. Auch solche Waren sind nicht dazu geeignet, von Hand zu Hand zu zirkulieren.

Auch Güter, deren Preis nicht wohl bekannt oder bedeutenden Schwankungen ausgesetzt ist, sind nicht leicht von Hand zu Hand übertragbar. Dem Unternehmer dieser Güter droht die Gefahr, dieselben zu „überzahlen“ oder, bevor er sie weiter gegeben hat, durch eine Minderung ihres Preises zu Schaden zu kommen. Eine „Partie Getreide“ pflügt auf Fruchtbörsen und ein Posten gangbarer Effekten auf Geldbörsen leicht zehnmal während weniger Stunden die „Hände“ zu wechseln, während Landgüter oder gar Fabriken, deren Wert sich erst nach einer genauen Untersuchung aller Umstände feststellen läßt, zu einer so raschen Zirkulation ganz und gar untauglich sind. Selbst Personen, welche außerhalb der Börse stehen, nehmen leicht Effekten, deren Preis keinen beträchtlichen Schwankungen unterliegt, an Zahlungsstatt, während Waren, die heftigen Preisschwankungen unterliegen, nicht leicht anders als „unter dem Preise“ zirkulieren können, da alle jene Personen, welche der Spekulation ferne stehen, sich gegen Verluste sicherstellen wollen. Auch Waren, deren Preis ein unbestimmter, beziehungsweise ein stark schwankender ist, sind demnach nicht wohl geeignet, von Hand zu Hand zu zirkulieren.

Klar ist endlich, daß die einzelnen die Absatzfähigkeit der Waren beschränkenden Momente überall dort, wo es sich um die Übertragung derselben von Hand zu Hand, von Ort zu Ort und aus einem Zeitraume in den anderen handelt, in potenziierter Weise ins Gewicht fallen. Waren, deren Absatzfähigkeit auf einen engen Kreis von Personen beschränkt, deren Absatzgebiet ein enges, deren Konservierungsdauer eine kurze, oder aber Waren, deren Konservierung mit beträchtlichen ökonomischen Opfern verbunden ist, Waren, welche jeweilig nur in eng begrenzten Quantitäten zu Markte gelangen können, deren Preise nicht wohl reguliert sind usf., mögen in gewissen, wenn auch noch so engen Grenzen ein gewisses Maß der Absatzfähigkeit behaupten — zirkulationsfähig können sie aber nicht werden.

\* So stellt sich uns die Zirkulationsfähigkeit der Waren als eine auf jedes wirtschaftende Subjekt, in dessen Händen sie sich befinden, erstreckende Absatzfähigkeit, im weitesten Sinne dieses Wortes, zugleich aber auch als eine solche dar, bei welcher nicht nur ein einzelnes Moment, sondern die sämtlichen oben erwähnten vier Momente der höheren Absatzfähigkeit einer Ware zusammentreffen.

## Neuntes Kapitel.

### Die Lehre vom Gelde.

#### § 1.

#### Über das Wesen und den Ursprung des Geldes.

##### Einleitung.

Die Erscheinung, daß, je nach der Verschiedenheit örtlicher und zeitlicher Verhältnisse, verschiedene Güter, bei fortgeschrittener wirtschaftlicher Kultur Gold und Silber, anfänglich als zugewogene Rohstoffe, in der Folge im gemünzten Zustande, endlich auch Banknoten und Staatskassenscheine, zu allgemein gebräuchlichen Tauschmedien (zu Zirkulationsmitteln) werden, hat die Aufmerksamkeit der Sozialphilosophen und der Praktiker auf dem Gebiete der Volkswirtschaft seit jeher in besonderem Maße auf sich gezogen. Daß ein Vermögensstück von seinem Besitzer gegen ein anderes, ihm nützlicheres, im Austausch gegeben wird, ist ein Vorgang, dessen Zweckmäßigkeit auch dem gemeinsten Verstande einleuchtet. Daß wir aber bei allen zivilisierten Völkern jederzeit tausende wirtschaftende Subjekte bereit, ja eifrig darauf bedacht sehen, selbst die nützlichsten Waren gegen kleine, an sich nutzlose Metallscheiben oder gar gegen gleich dem Münzgelde kursierende Papierstreifen (Banknoten und Staatskassenscheine) auszutauschen: Dies scheint ein dem gemeinen Laufe der Dinge so widersprechender Vorgang zu sein, daß es uns nicht wundernehmen darf, wenn er so zahlreichen Darstellern des Geldwesens als eine seltsame Anomalie des Wirtschaftslebens und selbst einem so ausgezeichneten Denker wie Savigny\*) geradezu geheimnisvoll erscheint.

\*) Savigny, Obligationsrecht I, § 40. — Es ist mit Rücksicht auf die genaue Formulierung des hier zu behandelnden Problems zu beachten, daß das „Rätselhafte“ der obigen Erscheinung nicht in der Münz- oder in der Urkundenform der bei allen Kulturvölkern gegenwärtig gebräuchlichen Zirkulationsmittel liegt. Die eigenartigen Formen der letzteren bilden nur augenfällige Komplikationen des Problems. Wenn wir nämlich von der Münz- und Urkundenform der bei uns gebräuchlichen Zirkulationsmittel selbst absehen und auf jene Stufen volkswirtschaftlicher Entwicklung zurückgreifen, wo, wie noch heute bei einzelnen Völkern, Edelmetalle in ungemünztem Zustande, ja bestimmte andere Waren (Tierfelle, Teeziegel, Salztafeln, Kaurischnecken usw.) als Tauschmedien funktionieren, tritt uns im wesentlichen die nämliche, der Erklärung bedürftige Erscheinung entgegen: die Erscheinung, daß die wirtschaftenden Menschen bereit sind, gewisse Güter, auch wenn sie ihrer nicht bedürfen oder ihr Bedürfnis an denselben bereits gedeckt ist, im Austausch gegen die von ihnen zu Markte gebrachten Güter anzunehmen, während sie rücksichtlich derjenigen Güter, die sie sonst im Verkehre oder überhaupt mit ökonomischen Opfern erwerben, zunächst doch ihr Bedürfnis befragen.



Von den ersten Anfängen wissenschaftlicher Betrachtung der Gesellschafterscheinungen bis auf unsere Tage zieht sich denn auch eine ununterbrochene Kette von Erörterungen über die Natur des Geldes und seine Eigenart im Kreise der übrigen Objekte des Verkehres. Volkswirte, Staatsmänner, Philosophen, Theologen, Juristen, selbst Naturforscher, Ärzte und Mathematiker haben sich mit dem merkwürdigen Probleme beschäftigt und alle Kulturvölker ihren Beitrag zu seiner Lösung geboten. Was ist die Natur dieser kleinen Metallscheiben und „Papierstreifen“, welche an sich keinem Gebrauchszwecke zu dienen scheinen und doch im Widerspruche mit aller sonstigen Erfahrung ihrem Besitzer eine nahezu unbegrenzte Herrschaft auf allen Märkten, zum Teile auch sonst im Menschenleben, verschaffen? Wie gelangen wir zum Verständnisse dieser eigenartigen Objekte des Verkehres? Sind sie, wie viele annehmen, uralte Gebilde menschlicher Konvenienz und gesetzlicher Willkür, deren geschichtlicher Ursprung der Erinnerung der Menschen entschwunden ist? oder sind sie nicht doch Produkte einer natürlichen Entwicklung der Volkswirtschaft und des Güterverkehrs insbesondere, die nur infolge der Komplikationen, von denen ihr geschichtlicher Werdeprozeß begleitet war und deren Spuren ihnen anhaften, unserem unmittelbaren Verständnisse entrückt sind?

#### a) Die Schwierigkeiten des naturalen Tauschverkehrs.

Die theoretische Untersuchung über den Ursprung des Geldes hat auf derjenigen Entwicklungsstufe der menschlichen Gesellschaften einzusetzen, auf welcher die selbstgenügsame Naturalwirtschaft bereits zur Naturalwirtschaft mit unvermitteltem Tauschverkehre (zum naturalen Tauschhandel) übergegangen ist. Bevor diese Entwicklung sich vollzogen hatte, konnte die Entstehung von Tauschmedien.\*) ebenso diejenige von Maßstäben eines objektiven Tauschwertes vernünftigerweise gar nicht in Frage kommen; ja es ist klar, daß allgemein gebräuchliche Tauschmedien und Maßstäbe eines „objektiven Tauschwertes der Güter“ zumal als ständige Institutionen der Volkswirtschaft nicht zur

\*) Der Ausdruck Tauschmedien („Tauschvermittler“) ist dort, wo die vermittelnde Funktion des Geldes beim Güterausstausche bezeichnet werden soll, ungleich genauer als der gebräuchlichere Ausdruck Tauschmittel, mit welchem in der deutschen Sprache ja jedes zum Austausch gegen andere Güter bestimmte Vermögensobjekt, jede Ware, bezeichnet werden kann. Wo die genauere Unterscheidung der obigen Begriffe in Frage kommt, ist deshalb der Ausdruck Tauschmedium (Tauschvermittler) vorzuziehen.

Auch die Begriffe Tauschmedium und Zirkulationsmittel dürfen miteinander nicht verwechselt werden. Selbst in weiten Kreisen der Bevölkerung eines bestimmten Territoriums gebräuchliche Tauschmedien (z. B. die in manchen Ländern von einem Teile der Bevölkerung — insbesondere auch von Reisenden — zum Zwecke der Tauschvermittlung erworbenen Salzsteine, Teeziegel, Glasperlen u. dgl. m.) sind, wenn sie nur vorübergehend dem Zwecke der Tauschvermittlung dienen, von den Empfängern aber gewohnheitsmäßig konsumiert oder in Gebrauch gezogen werden, noch keine Zirkulationsmittel. Zu solchen werden sie erst dadurch, daß sie auch vom Empfänger aller Regel nach wieder dem Zwecke der Tauschvermittlung gewidmet werden und somit auf dem Markte verbleiben und zirkulieren.

Erscheinung gelangen können, bevor der Tauschhandel durch seinen Umfang und seine Bedeutung für die Bevölkerung oder doch für ansehnliche Bevölkerungskreise bereits zum Bedürfnisse geworden, eine dauernde Abhängigkeit der Wirtschaften vom Markte in Rücksicht auf ihre Güterversorgung entstanden ist.)\*

Auf den Märkten des Tauschhandels mußten sich indes der Entwicklung des Verkehrs und somit auch dem Fortschritte in der Entwicklung der beruflichen Arbeitsteilung einige wesentlich aus der Natur des Tauschhandels hervorgehende Hemmnisse entgegenstellen, die innerhalb der Verkehrsformen der letzteren nur schwer, zum Teile überhaupt nicht überwunden werden konnten.

\*) Es ist ein augenfälliger Irrtum, wenn zahlreiche Bearbeiter der Wirtschaftsgeschichte und der Geldtheorie Güter, in denen vor Entwicklung des Tauschverkehrs verschiedene einseitige Leistungen (Vermögenszubeußen, Abgaben, Wergelder, Entschädigungen usw.) usuell festgesetzt werden, schon aus diesem Grunde als Geld auffassen. Sie übersehen, daß es sich in den hier in Betracht kommenden Fällen nicht um geldwirtschaftliche Erscheinungen, sondern um Erscheinungen der Naturalwirtschaft, um naturale Abgaben, um naturale Vermögenszubeußen u. dgl., also um naturalwirtschaftliche Solutionsmittel, nicht um Tauschmittel, geschweige denn um Tauschmedien, handelt und der Umstand, daß Leistungen der obigen Art in der Folge (in der geldwirtschaftlichen Periode) zumeist in Geldleistungen übergehen, nicht zu dem Schlusse berechtigt, die Objekte dieser Leistungen seien auf der naturalwirtschaftlichen Entwicklungsstufe der betreffenden Völker, also in einer Zeit, wo bei diesen Völkern noch kein Geld entstanden war, bereits „Geld“ gewesen.

In einen ähnlichen, unter den Historikern, Juristen und Geldtheoretikern gleichfalls sehr verbreiteten Irrtum verfallen diejenigen, welche aus dem Grunde, daß auf der naturalwirtschaftlichen Stufe der Entwicklung gewisse rohe Bewertungen der Güter, selbstverständlich nach dem (subjektiven) Gebrauchswerte, stattfinden, annehmen, daß die Güter, in denen diese naturalwirtschaftlichen Bewertungen stattfanden, bereits als Geld aufzufassen seien. Keine Form der Wirtschaft, so unentwickelt dieselbe auch sein mag, selbst die tauschlose Naturalwirtschaft, ist ohne gewisse Bewertungen denkbar. Selbst der Buschmann, der kaum bis fünf zählen kann, macht zweifellos einen Unterschied zwischen den Ergebnissen seiner täglichen Beute, zwischen Nahrungsmitteln, die ihm mehr oder minder angenehm, seltener oder häufiger sind, und zwischen größeren oder kleineren Stücken. Er bewertet in einer seiner Intelligenz entsprechenden Weise. Daß es sich hier noch nicht um geldwirtschaftliche Bewertungen, also um Erscheinungen der Geldwirtschaft handelt, ist von selbst klar. Indes auch bei denjenigen Völkern, die bereits eine höhere Kulturstufe erreicht haben und deren Werturteile auch minder unvollkommen sind, kann, solange die betreffenden Völkern noch nicht zum naturalen (dem unvermittelten) Tauschhandel, geschweige denn zu allgemein gebräuchlichen Tauschmedien, zu Zirkulationsmitteln, fortgeschritten sind, von geldwirtschaftlichen Erscheinungen nicht die Rede sein. Selbst wenn, wie dies der fortgeschritteneren Naturalwirtschaft entspricht, Bewertungen von Gütern in anderen Gütern vorkommen (z. B. 10 Schafe gleich einem Rinde), können diese subjektiven Bewertungen nach dem Gebrauchswerte der betreffenden Güter nur mißverständlicherweise schon als geldwirtschaftliche aufgefaßt werden. Die Schafe, in denen unter Verhältnissen der obigen Art irgendein Wirtschaftssubjekt im konkreten Falle sein Rind bewertet, sind aus diesem Grunde noch keine allgemein gebräuchlichen Tauschmedien, resp. Zirkulationsmittel und keine Maßstäbe des Tauschwertes der Güter. Es handelt sich hier um naturalwirtschaftliche, subjektive Bewertungen nach dem Gebrauchswerte der betreffenden Güter, die unter Umständen, nur infolge der Gleichartigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Volksglieder einen allgemeineren (universelleren) Charakter gewinnen.

Zwar, der oft hervorgehobenen Schwierigkeit, daß unter der Herrschaft des Tauschhandels derjenige, der eine Ware feilbietet, wenig Aussicht habe, diejenigen Personen zu begegnen, deren Ware er bedarf, und umgekehrt von den Personen aufgefunden zu werden, die seine Ware begehren, ist erfahrungsgemäß überall dort, wo dem Güterausstausche die nötige Rechtssicherheit geboten werden konnte, im wesentlichen schon durch die Entstehung von Märkten Abhilfe gebracht worden. Das Bedürfnis des Verkehrs hat allenthalben dazu geführt, daß die Märkte des Tauschhandels gemeiniglich an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeitpunkten, zumeist mit einer gewissen Periodizität, auftreten und die daselbst feilgebotenen Waren regelmäßig in solcher Weise angeordnet werden, daß jeder Marktbesucher ebenso leicht diejenigen Marktgenossen findet, welche die von ihm gewünschten Waren feilbieten, als er umgekehrt von denjenigen, die der von ihm feilgebotenen Waren bedürfen, leicht aufgesucht und gefunden werden kann.

Auch die Schwierigkeit, welche auf den Märkten des naturalen Tauschhandels infolge der Unteilbarkeit zahlreicher Güter der quantitativen Anpassung von Angebot und Nachfrage der einzelnen Kontrahenten sich entgegenstellt, scheint mir in der Theorie stark übertrieben zu werden. Allerdings wird jeder der Bemerkung Roschers\*) zustimmen, es werde auf den Märkten des Tauschhandels „sehr selten vorkommen, daß z. B. der Nagelschmied, welcher eine Kuh eintauschen will, einen Viehhändler antreffe, der genau so viel Nägel brauche, wie eine Kuh wert sei“. Es ist indes zu beachten, daß auf den obigen Märkten Großgüter (z. B. Sklaven, Rinder, Elefantenzähne usw.) gegen Kleingüter gemeiniglich überhaupt nicht ausgetauscht, ja Kleingüter (dort, wo Kauris bereits als Tauschmedien gebräuchlich sind, zum Teile selbst diese!) als Gegenleistung für Großgüter häufig nicht angenommen werden und umgekehrt derjenige, der ein Gericht Hirse oder eine Handvoll Bananen oder Datteln eintauschen will, den Markt nicht mit Sklaven oder Rindern bezieht.

Selbst in denjenigen Fällen, in denen das Bedürfnis nach einem Austausch von Kleingütern gegen Großgüter sich auf den Märkten des Tauschhandels geltend macht, pflegt dieser schon innerhalb der diesem letzteren eigentümlichen Verkehrsformen die hier in Betracht kommende Schwierigkeit vielfach und zwar in verschiedener Weise zu überwinden. Am zweckmäßigsten wohl in der Weise, daß Kleingüter verschiedener Art (auf zahlreichen Märkten des Tauschhandels z. B. usuelle, von vorneherein für den gedachten Zweck zusammengestellte, indes je nach den speziellen Bedürfnissen und Wünschen der Feilbieter des Großgutes modifizierbare Pakete \*\*) von Kleingütern verschiedener

\*) Grundlagen § 116.

\*\*) „Das im Tauschhandel der Guineaküste gebräuchliche sogenannte ‚Paket‘ (auch wohl Fazenda genannt) begreift eine herkömmliche Menge oft sehr verschiedener (zumeist europäischer) Waren; natürlich wechselt deren Bedeutung mit den Preisverhältnissen der Einfuhr- und Ausfuhrartikel. Je nach den Landschaften ist überdies das ‚Paket‘, wogegen insbesondere 100 Pfund Elfenbein ausgetauscht werden, verschiedenartig zusammengesetzt. Es kommt dasselbe namentlich im



Art) für das Großgut ausgetauscht werden, Warenpakete, die zumeist bestimmte Quantitäten von allen Herrlichkeiten enthalten (in Angai z. B. 16 verschiedene Warenarten), die den Gegenstand der Wünsche und des Begehrs eines Negers oder eines sonstigen Kunden des betreffenden Marktes bilden.

Die Schwierigkeit liegt endlich auch nur in geringem Maße in der Preisbildung auf den Märkten des Tauschhandels. Die Meinung, daß dieselbe ohne einen Maßstab des Wertes der Güter (ohne daß das Geld vorher als Wert- und Preismesser funktioniert) eine völlig willkürliche sei und sein müsse, beruht nämlich auf einem Mißverständnis. Die bei dem ökonomischen Güterausstausche sich ergebende Preisbildung ist entfernt nicht eine durchaus willkürliche, es sind ihr vielmehr durch die Rücksicht auf den beiderseitigen ökonomischen Vorteil der Kontrahenten strenge Grenzen gezogen (vgl. S. 186 ff.), innerhalb welcher sie sich bewegen muß, soll ein ökonomischer (für beide Kontrahenten vorteilhafter) Tausch überhaupt zustande kommen.

Die der Entwicklung des naturalen Güterausstausches entgegenstehende Schwierigkeit liegt in Wahrheit anderswo. Sie besteht darin, daß auf den Märkten des Tauschhandels, selbst in denjenigen Fällen, wo eine Ware von einem Teile der Marktbesucher feilgeboten und der Eintausch der nämlichen Ware von anderen Marktgenossen begehrt wird, Kontrahentenpaare, die ihrer Waren wechselseitig bedürfen, nicht oder doch nur in einer verhältnismäßig geringen Anzahl vorhanden sind und ein Umsatz der betreffenden Waren, trotzdem sie reichlich angeboten werden und nach ihnen lebhaft Nachfrage tauschkräftiger Marktbesucher besteht, doch — mangels der Voraussetzungen eines ökonomischen Austausch dieser Güter — nicht oder doch nur in einer relativ geringen Anzahl von Fällen stattfinden kann.\*) Es ist dies aber eine

nordwestlichen Liberia, auf der Zahnküste und in Nieder-Guinea in Anwendung. Auf der Gabunküste tauscht ein besonders zusammengesetztes Paket 100 Pfund Elfenbein, ein anders komponiertes 100 Blöcke Sandelholz, ein diesen ähnliches 100 Blöcke Ebenholz ein.“

\*) Eine anschauliche Schilderung dieser Schwierigkeiten bieten uns in ihren Reiseberichten Cameron und Barth. „Boote zu erhalten“ (um den See Tanganjika zu befahren), schreibt V. L. Cameron (*Across Africa*, 1877, I, p. 246 ff.), „war mein nächster Gedanke. Da die Besitzer von zwei mir zugesicherten Booten abwesend waren, suchte ich ein dem Syde ibn Habib gehöriges von seinem Agenten zu mieten. Sydes Agent wollte aber in Elfenbein bezahlt sein, das ich nicht besaß; ich erfuhr indes, daß Mohamed ben Salib Elfenbein habe und Baumwollzeug brauche. Da ich aber auch kein Baumwollzeug hatte, so nützte mir dies wenig, bis ich erfuhr, daß Mohamed ibn Gharib Baumwollzeug habe und Draht brauche. Glücklicherweise besaß ich diesen. So gab ich denn dem Mohamed ibn Gharib die entsprechende Menge Draht, worauf er dem Mohamed ben Salib Baumwollzeug gab, der seinerseits Syde ibn Habibs Agenten das gewünschte Elfenbein gab. Hierauf gestattete mir dieser, das Boot zu nehmen.“

H. Barth (Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika 1849—1855, II, 1857, S. 396) berichtet: „Ein kleiner Landmann, der sein Korn zum Montagsmarkt nach Kukaua (im Sudan) bringt, will durchaus keine Bezahlung in Muscheln annehmen und begnügt sich selten mit dem Taler. Der Käufer, der Korn zu haben wünscht, muß demnach, wenn er nur Taler hat, diese erst gegen Muscheln vertauschen, oder vielmehr, er kauft Muscheln und mit diesen kauft er ein Hemd —

Schwierigkeit, die mit der Entwicklung der Arbeitsteilung und mit der Vermehrung der zu Markte gebrachten Güterarten sich unablässig steigert.\*)

Erwägt man, in wievielen Fällen auf den Märkten des Tauschhandels auch der zur Überwindung der obigen Schwierigkeit gebräuchliche, sog. Zirkulartausch\*\*) schon aus dem Grunde versagt, daß die Voraussetzungen eines solchen überhaupt nicht vorhanden sind, und mit welcher Mühe und Anstrengung auch in denjenigen Fällen, in denen er sich als gangbar erweist, die Aufsuchung der Kontrahentenreihen und die Durchführung dieser Form des Tauschgeschäftes verbunden sind, so wird klar, daß der Zirkulartausch in der hier in Betracht kommenden Rücksicht in zahlreichen Fällen überhaupt nicht, in den übrigen Fällen aber regelmäßig nur unter Anwendung großer Mühe, resp. ökonomischer Opfer, welche die Entlohnung der Markthelfer, die hiebei sich ergebenden Transporte usf. erfordern, Abhilfe bringt. Die Schwierigkeiten, zu denen der naturale Tauschhandel bei fortschreitender Arbeitsteilung und wachsender Abhängigkeit des einzelnen vom Markte führt, sind durch die

„Kulgu“ — und erst nach vielfachem Tausch ist er imstande, sein Korn . . . zu erhandeln. Die Mühseligkeit, der sich ein Marktbesucher zu unterziehen hat, ist in der Tat so groß, daß ich meine Diener oft im Zustande äußerster Erschöpfung von dort zurückkommen sah.“

\*) So lange z. B. zwischen zwei Gruppen von Marktbesuchern (etwa auf einem Grenzmarkte, zwischen Angehörigen zweier verschiedener Völkerschaften) nur je eine Ware, z. B. einerseits nur Salz und andererseits nur Hirse zum Austausch gelangt, wird innerhalb der Grenzen von Angebot und Nachfrage einem Austausche der obigen Güter in der hier entscheidenden Rücksicht sicherlich kein Hindernis entgegenstehen. Wenn dagegen die Zahl der zu Markte gebrachten Güter sich vervielfältigt, wird auf den Märkten des naturalen Tauschhandels keine Erscheinung gewöhnlicher, als daß derjenige, der eine Ware zu Markte bringt, auch wenn nach derselben Nachfrage besteht und die von ihm gesuchten Waren sich auf dem Markte befinden, doch seinen Zweck nicht erreicht, weil diejenigen, die seine Ware begehren, nicht die von ihm gesuchte Ware feilbieten.

Es ist auch zu beachten, daß im Tauschhandel, zumal in den Anfängen der Entwicklung desselben, der Austausch gelegentlichen Überflusses des einen Marktbesuchers gegen ebensolchen eines anderen eine ungleich größere Rolle spielt als in den fortgeschritteneren Stadien des Tauschhandels oder gar in der Geldwirtschaft bei fortgeschrittener Arbeitsteilung und überwiegender Produktion für den Markt. Die Kontrahenten beanspruchen in den Anfängen des Tauschhandels aller Regel nach nicht so strenge nach Quantität und Qualität von vorneherein bestimmte Waren wie auf den fortgeschritteneren Märkten des Tauschhandels oder gar auf denen der Geldwirtschaft; die Besucher der ersteren werden in ihrem Streben nach Verbesserung der Wirtschaftslage nämlich schon dadurch wesentlich gefördert, daß sie im Austausche gegen ihre zu Markte gebrachten, ihnen überflüssigen Güter überhaupt nützliche Güter erhalten.

\*\*) Beim Zirkulartausche erhält A die Ware des B, B die des C, C die Ware des A. Das Geschäft vollzieht sich in der Weise, daß z. B. zunächst A seine Ware gegen die Ware des C, die er nicht benötigt, austauscht und diese hierauf gegen die Ware des B, die er benötigt, umsetzt. Sind mit Rücksicht auf die konkrete Sachlage vier oder mehr vermittelnde Tauschgeschäfte nötig, um den Zweck des Zirkulartausches zu erreichen, so wird der letztere entsprechend komplizierter, zugleich aber auch das Aufsuchen der Kette von Kontrahenten und die Durchführung der Tauschgeschäfte entsprechend mühevoller, resp. kostspieliger. Eine Schilderung der Schwierigkeiten bieten die angeführten Stellen von Cameron und Barth.

Hilfsmittel des naturalen Tauschhandels nur zum geringen Teile zu überwinden.\*)

### b) Die Entstehung von Tauschmedien.

Diese Schwierigkeiten des naturalen Tauschhandels würden trotz der bereits erwähnten und mancherlei anderer Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs, die bereits der Naturalwirtschaft eigentümlich sind und bei Völkern zurückgebliebener wirtschaftlicher Kultur noch heute vielfach beobachtet werden können,\*\*) dem Fortschritte des Güterverkehrs und der beruflichen Arbeitsteilung, insbesondere aber dem Fortschritte der Produktion von Gütern für den ungewissen Verkauf große, zum Teil geradezu unübersteigliche Hindernisse entgegen gestellt haben, hätte nicht schon in der Natur der Dinge selbst der Keim eines diese Hindernisse beseitigenden Hilfsmittels gelegen: die verschiedene Marktgängigkeit (Absatzfähigkeit, Gangbarkeit) der Güter.

Auf den Märkten des Tauschhandels (wo, infolge der Schwierigkeiten des naturalen Tauschverkehrs, auf die oben hingewiesen worden ist, selbst derjenige, welcher mit Gütern reichlich versehen zu Markte geht, doch keineswegs sicher ist, hiefür gerade die seinem speziellen Bedürfnisse entsprechenden Güter eintauschen zu können, auch dann nicht, wenn nach den von ihm feilgebotenen Gütern Nachfrage besteht, und die von ihm begehrten Güter sich tatsächlich auf dem Markte befinden!) muß jedermann die gerade auf dieser Entwicklungsstufe des Verkehrs naheliegende und praktisch bedeutsame Beobachtung machen, daß derjenige, welcher gewisse Güter zu Markte bringt, um dagegen Güter seines speziellen Bedarfes einzutauschen, aller Regel nach größere Aussicht hat, diesen Zweck zu erreichen, oder hiefür doch geringere Mühe und ökonomische Opfer aufwenden muß als derjenige, welcher mit Gütern anderer Art zu Markte geht.

Umfassendere Erfahrung, unter Umständen Nachahmung und Gewohnheit werden ihn lehren, daß im gleichen Zeitpunkte auf verschiedenen Märkten und zu verschiedenen Zeitpunkten auf dem nämlichen Markte nicht selten verschiedene Güter den obigen Vorzug, beziehungsweise Mangel aufweisen.

Wir brauchen, um uns die obige Tatsache zu versinnbildlichen, nicht erst nach entlegenen Beispielen zu suchen. Jeder Forschungsreisende, der sich nach Ländern begibt, in denen noch der naturale Tauschhandel besteht, geht von den nämlichen Erwägungen aus, wenn er für seinen Tauschmittelvorrat nicht beliebige Waren wählt, sondern die größte Sorgfalt darauf verwendet, sich mit solchen Waren zu versorgen, deren besondere Marktgängigkeit in den zu durchquerenden Territorien ihm aus eigener Erfahrung bekannt oder von seinen Vorgängern erprobt worden ist, wobei er auch die Veränderungen in der

\*) Dies gilt auch von den Handelsleuten, die auf den Märkten des Tauschhandels eine vermittelnde Tätigkeit ausüben, und von den Faktoreien.

\*\*) Hierher gehört die vermittelnde Tätigkeit der Markthelfer, einheimischer und fremder Kaufleute usf.



Marktgängigkeit der von ihm als Tauschmittel für bestimmte Territorien ins Auge gefaßten Güter, soweit als möglich, sorgfältig berücksichtigt. All dies, um den ihm bekannten Schwierigkeiten des naturalen Güteraus-tausches, deren ich eben gedacht habe, soweit dies in seiner Macht steht, von vorneherein vorzubeugen und seine Güterversorgung auf den für ihn in Betracht kommenden Märkten des Tauschhandels vorsorglich zu sichern.

Bei dieser Sachlage liegt für j e d e n E i n z e l n e n, welcher Güter zu Märkte bringt, um sie gegen Güter seines speziellen Bedarfes umzu-setzen, der Gedanke nahe, dieselben, wenn sein Zweck wegen der geringen Marktgängigkeit seiner Güter u n m i t t e l b a r nicht erreichbar ist, auch gegen solche Güter auszutauschen, die er selbst zwar nicht unmittelbar benötigt, die indes zunächst bei denjenigen, welche die von ihm feilgebotene Ware suchen, zu haben sind, in der Folge gegen Waren, die ü b e r h a u p t beträchtlich marktgängiger sind als die seinen. Er er-reicht hiedurch allerdings das Endziel des von ihm beabsichtigten Tausch-geschäftes, die Erwerbung der ihm speziell nötigen Güter, nicht sofort und unmittelbar. Er n ä h e r t sich indes doch diesem Ziele. Er gewinnt auf dem Umwege eines v e r m i t t e l n d e n T a u s c h e s, durch Hingabe seiner minder marktgängigen Waren gegen marktgängigere, die Aussicht, seinen Endzweck sicherer und ökonomischer als bei Beschränkung auf den direkten Eintauch zu erreichen. Diese Erkenntnis ist sicherlich nirgends bei allen Gliedern eines Volkes gleichzeitig entstanden; es dürfte viel-mehr, wie bei allen Kulturfortschritten, zunächst nur eine Anzahl von wirtschaftenden Subjekten den aus dem obigen Vorgange für ihre Wirtschaft sich ergebenden Vorteil erkannt haben, einen Vorteil, der an und für sich unabhängig ist von der allgemeinen Anerkennung einer Ware als Tauschmittel, weil immer und unter allen Umständen ein solcher Austausch d a s e i n z e l n e wirtschaftende Individuum seinem Endziele, der Erwerbung der ihm nötigen Gebrauchsgüter, um ein beträchtliches näher bringt und solcherart in seiner Güterversorgung fördert. Da es nun aber bekanntlich kein besseres Mittel gibt, jemanden über seine ökonomischen Interessen aufzuklären, als die Wahrnehmung der öko-nomischen Erfolge derjenigen, welche, die richtigen Mittel zur Erreichung derselben zu gebrauchen, die Einsicht und die Tatkraft haben, so ist auch klar, daß nichts so sehr die Verbreitung und Verallgemeinerung dieser Einsicht begünstigt haben mag als die seitens der einsichts-vollsten und tüchtigsten wirtschaftenden Subjekte zum eigenen öko-nomischen Nutzen durch längere Zeit geübte Annahme eminent markt-gängiger Waren gegen alle anderen. Dieser Fortschritt der ökonomischen Einsichten ist nun als Ergebnis allgemeinen Kulturfortschrittes, wo nicht äußere Verhältnisse dem hinderlich waren, wohl allenthalben tatsächlich zutage getreten. Das Interesse der einzelnen Wirtschaftssubjekte an ihrer Güterversorgung hat dieselben mit fortschreitender Erkenntnis dieses ihres Interesses — ohne Übereinkunft, ohne legislativen Zwang, j a o h n e j e d e Rücksichtnahme auf d a s g e-m e i n e Interesse — dazu geführt, in Verfolgung ihrer indivi-duellen wirtschaftlichen Zwecke vermittelnde Tauschakte mehr und

mehr, schließlich als eine normale Form des Güterumsatzes vorzunehmen, d. i. ihre zu Markte gebrachten, schwer oder im gegebenen Falle gegen die von ihnen gesuchten Bedarfsgegenstände überhaupt nicht abzusetzenden Güter zunächst gegen Marktgüter auszutauschen, deren sie zwar nicht unmittelbar bedurften, deren Besitz ihnen aber wegen der großen Marktgängigkeit dieser Güter die Aussicht bot, sich mittels derselben die unmittelbar begehrten Güter auf dem Markte leicht eintauschen zu können.

Als Waren von besonderer Marktgängigkeit haben sich allerorten erfahrungsgemäß in begrenzter Menge verfügbare Güter allgemeinen Bedarfes und Begehrs erwiesen, für welche ein verhältnismäßig großer offener (ungedeckter) Bedarf tauschkräftiger Marktgenossen dauernd vorhanden zu sein pflegt, also:

1. dauernd in beschränkter Quantität verfügbare Güter, in deren reichlichem Besitz sich das Ansehen und die Macht, insbesondere die soziale Rangstufe der Besitzer äußert, Güter, nach denen somit eine dauernde und, praktisch genommen, nahezu unbegrenzte Nachfrage der tauschkräftigsten Marktgenossen (ein dauernder offener Bedarf) vorhanden ist; also (nach Maßgabe der Verschiedenheit der Verhältnisse und der die Bevölkerung eines Territoriums beherrschenden Vorstellungen) Vieh, oder Vieh bestimmter Art, Sklaven, auszeichnender Schmuck (Ringe, Spangen, Muscheln und Muschelschmuck), Edelmetalle, zu denen auf der hier in Betracht kommenden Entwicklungsstufe vielfach auch Kupfer und Kupferlegierungen, Zinn usf. gerechnet werden;

2. für den heimischen Konsum bestimmte *Landesprodukte*, insofern sie Gegenstand des allgemeinsten Wunsches und Bedarfes sind, indes in den Hauswirtschaften zahlreicher tauschkräftiger Marktgenossen nicht oder nicht in ausreichender Menge erzeugt werden, nach denen somit eine umfangreiche und konstante oder sich immer wieder erneuernde ungedeckte Nachfrage besteht, z. B. Waffen, Schmuck, Baumwollzeuge, Matten, Decken, Getreide, Kakaobohnen;

3. Güter eines verbreiteten und konstanten Bedarfes und Gebrauches, insofern sie in einem Territorium nicht oder nicht in ausreichender Menge erzeugt werden und infolge dieses Umstandes Gegenstand des *Einfuhrhandels* werden, nach denen somit auf den Märkten des betreffenden Territoriums eine umfangreiche und konstante Nachfrage besteht, z. B. in vielen Ländern Salztafeln, Teeziegel, Edelmetalle, die gebräuchlichsten Nutzmatalle (Kupfer, Messing, Eisen, Blei und insbesondere Stangen und Drähte aus diesen Metallen), Woldecken, Muschelschmuck, Farbstoffe für Zwecke der Tätowierung, unter Umständen Getreide, Reis, getrocknete Fische, Baumwollzeug usf.; \*)

\*) In einseitiger Weise von Bücher (Entstehung d. Volksw., 1901, S. 81) hervorgehoben: „Wie einfach erklärt sich doch“, meint B., „die Entstehung der verschiedenen Geldarten. Geld ist für jeden Stamm diejenige Tauschware, die er nicht selbst hervorbringt, wohl aber von Stammfremden regelmäßig eintauscht, denn sie wird ihm naturgemäß (!) zum allgemeinen Tauschmittel, gegen das er seine Produkte hingibt; sie ist für ihn das Wertmaß, nach dem er den eigenen Besitz schätzt, der in anderer Weise gar nicht liquidierbar ist, in ihr erblickt er seinen Reichtum, denn er kann sie nicht willkürlich vermehren usf.“

4. Güter, in welchen infolge sozialer Gewohnheiten oder bestehender Marktverhältnisse gewisse, sich oft wiederholende einseitige Leistungen geboten werden, resp. geboten werden müssen, (gewohnheitsmäßig oder infolge von Zwangsverhältnissen in bestimmten Gütern an Häuptlinge, Priester, Medizinmänner usf. zu leistende Geschenke und Abgaben, in bestimmten Gütern festgesetzte Vermögenszinsen, Wergelder, bei Brautkäufen usuell zu leistende Güter bestimmter Art usf.), indem gerade nach diesen von den tauschkräftigsten Gesellschaftsgliedern meist ohnehin eifrig begehrten Gütern noch der spezielle, sich stets erneuernde Bedarf für die oben erwähnten Zwecke hinzutritt;

5. Gegenstände der *Ausfuhr*, welche auf den Märkten des natürlichen Tauschhandels in den Faktoreien der die Ausfuhr vermittelnden Kaufleute jeweilig gegen verschiedenartige, von diesen bereitgehaltene Güter des allgemeinen Bedarfes oder Wunsches der einheimischen Bevölkerung ausgetauscht werden können und hiedurch für die letztere eine nahezu unbegrenzte (künstlich geschaffene) Absatzfähigkeit, der Regel nach zu fix tarifierten Preisen, erlangen und aus diesem Grunde auch unter der einheimischen Bevölkerung allgemein leichten Absatz bei Tauschgeschäften finden, z. B. Tierfelle, Kabeljau, Benzoëkuchen und andere Stapelartikel.

Güter dieser und ähnlicher Art gewähren in der Periode des Tauschhandels demjenigen, der sie zu dem Zwecke zu Markte bringt, um sie gegen Güter seines speziellen Bedarfes auszutauschen, nicht nur den Vorteil, daß die Aussicht desselben, seinen Zweck zu erreichen, überhaupt eine ungleich größere ist, als wenn er mit Gütern zu Markte geht, welche den Vorzug der Marktgängigkeit nicht oder nur in geringem Maße aufweisen; er kann — da die Nachfrage nach den von ihm zu Markte gebrachten Gütern eine umfangreichere, konstantere und wirksamere als nach Gütern anderer Art ist — zugleich mit größerer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, dieselben, wo nicht etwa usuelle oder von den Gewalthabern angeordnete Preisverhältnisse bestehen, zu verhältnismäßig günstigen naturalen Preisen austauschen zu können.

Mit der wachsenden Erkenntnis des obigen wirtschaftlichen Interesses, insbesondere infolge überlieferter Einsicht und der mechanisierenden Gewohnheit ökonomischen Handelns, sind denn auch aller Regel nach auf allen Märkten die nach Maßgabe der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse marktgängigsten Waren zu solchen geworden, welche im Austausch gegen seine eigenen minder marktgängigen Tauschgüter anzunehmen jedermann nicht nur ein ökonomisches Interesse hat, sondern tatsächlich, ja gewohnheitsmäßig, bereitwillig annimmt; die marktgängigsten aber deshalb, weil nur diese im Verhältnisse zu allen übrigen Waren die absatzfähigeren sind und somit aller Regel nach nur sie zu *allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln* werden können.\*)

\*) Solange nur ein Teil, der Regel nach der wirtschaftlich fortgeschrittenere Teil der Bevölkerung eines Territoriums und etwa fremde Kaufleute, Reisende usf., sich bestimmen, in diesem Territorium besonders marktgängiger Güter als Tauschmedien bedienen, um Stapelartikel des betreffenden Landes oder Gegenstände ihres speziellen Bedarfes vom andern, zumeist dem zahlreicheren und wirt-



Die Geschichte der Tauschmittel aller Zeiten und Völker und die noch in der Gegenwart in Ländern primitiver Kultur zu beobachtenden Verkehrserscheinungen bestätigen das obige, durch die ökonomische Natur der Menschen und die Sachlage, in die sie gestellt sind, begründete soziale Entwicklungsgesetz. Wir sehen aller Regel nach allenthalben von den nach Maßgabe örtlicher und zeitlicher Verhältnisse marktgängigsten Gütern, neben der Verwendung eines Teiles derselben für Nutzzwecke, einen anderen Teil die Funktion von allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln übernehmen. \*)

schaftlich zurückgebliebenen Teile der Bewohnerschaft einzutauschen, der letztere aber die zur Vermittlung der Güterumsätze benützten Tauschmittel lediglich als besonders beliebte Konsum- oder Gebrauchsgüter verwendet, sind die Tauschmedien des betreffenden Landes noch so unentwickelt, daß sie wohl als eine Übergangsform von den Tauschgütern zu den Tauschmedien, als eine Vorstufe des Geldes, nicht aber schon als allgemein gebräuchliche Tauschmedien, geschweige denn als Geld im eigentlichen Wortsinne bezeichnet werden können. Wer auf dem Markte gegen seine Waren zunächst Glasperlen, Teeziegel, Salzsteine usf. eintauscht, um durch deren Vermittlung die ihm unmittelbar nötigen Güter müheloser, ökonomischer und in gesicherterer Weise zu erwerben, als dies beim direkten Austausch seiner Waren gegen die letzteren der Fall wäre, mag die obigen, seine Umsätze vermittelnden Waren immerhin schon als Tauschmedien oder wohl gar als Geld bezeichnen. Solange indes ein großer, beziehungsweise der größere Teil der Bevölkerung diese Waren gegen seine zu Markte gebrachten Güter zwar bereitwillig annimmt, dieselben indes nur für seine Gebrauchszwecke verwendet (sich mit den erworbenen Glasperlen schmückt, den Tee, das Salz usf. konsumiert), sind dieselben in Rücksicht auf diesen Teil der Bevölkerung wohl besonders beliebte und bevorzugte Güter, indes noch kein Geld. Die Erscheinung des Geldes im Sinne eines allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers ist in diesen Fällen noch nicht gegeben. Erst dann, wenn die Bevölkerung eines Landes im allgemeinen eine Ware als Tauschvermittler benützen lernt, d. i. sie als Entgelt für ihre Waren und Leistungen auch in denjenigen Fällen bereitwillig annimmt, in denen sie dieser Güter nicht bedarf oder damit bereits ausreichend versorgt ist, und infolge dieses Umstandes die Tauschmedien aller Regel nach nicht in den Konsum übergehen, sondern zirkulieren, auf dem Markte verbleiben, kann vom Gelde im Sinne eines allgemein gebräuchlichen Tauschmediums, eines Zirkulationsmittels, die Rede sein.

Äußerlich tritt diese Tatsache häufig dadurch hervor, daß der der Tauschvermittlung dienende Teil der betreffenden Waren sich schon durch seine zumeist auch der Erleichterung der Zirkulation dienende Form von demjenigen Teile der Waren unterscheidet, der auch fernerhin dem Konsum oder Gebrauchszwecken dient.

Bezeichnend für die große Macht, welche Nachahmung und Gewohnheit, zumal in den in Rücksicht auf wirtschaftliche Fortschritte wesentlich passiven Bevölkerungskreisen ausübt, ist der Umstand, daß die hier in Rede stehenden Tauschmedien, sobald sie den Charakter von Zirkulationsmitteln gewonnen haben, nicht selten auch dann noch als Geld funktionieren, wenn sie durch die Zirkulation oder dadurch, daß sie aus anderen Gründen verderben, ihre Nützlichkeit als Waren bereits zum Teile oder wohl auch gänzlich eingebüßt haben.

\*) Über das Geld bei Völkern primitiver Kultur und die ältesten Formen des Geldes vgl. insbesondere Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, 1860 (Einleitung und S. 169 ff.); v. Carnap, Zur Geschichte der Münzwissenschaft und der Wertzeichen (Tüb. Zeitschrift, 1860, S. 348 ff.); Kenner, Die Anfänge des Geldwesens im Altertum (Wiener Akad. Schriften, Phil.-hist. Kl., 1863, S. 385 f); Soetbeer, Forschungen zur deutschen Geschichte (I, 207 f.); W. Roscher, System (I, § 118 f.); Brandes, Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien (S. 72 f.); Fr. Denormand, La monnaie dans l'antiquité, 1778, passim; A. Delmar, History of monetary systems, 1894. — Auf wesentlich ethnographi-

Wie groß die Bedeutung gerade der Gewohnheit für die Entstehung allgemein gebräuchlicher Tauschmittel gewesen sein mußte, ist unschwer zu erkennen. Der Austausch von minder absatzfähigen Waren gegen solche von höherer Absatzfähigkeit liegt in den hier in Betracht kommenden Fällen allerdings im ökonomischen Interesse jedes einzelnen wirtschaftenden Individuums; die allgemeine bereitwillige Annahme des Tauschmittels und das Streben, einen Vorrat davon zum Zwecke der Sicherstellung der Bedürfnisse und der Feilbietung anzulegen, setzt indes einerseits die Erkenntnis dieses Interesses und andererseits die Gewöhnung der wirtschaftenden Subjekte an ein Vorgehen voraus, bei welchem sie für ihnen an sich vielleicht gänzlich unnütze Güter ihre Waren im Austausch hingeben sollen.

Sicherlich haben Übung, Nachahmung, Erziehung und Gewohnheit in ihrer mechanisierenden Wirkung auf die Handlungen der meisten Menschen auch in diesem Falle nicht wenig dazu beigetragen, daß allenthalben ein Teil der nach Maßgabe örtlicher und zeitlicher Verhältnisse marktgängigsten Waren zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln, d. i. zu Waren wurden, welche nicht nur von vielen, sondern schließlich von allen wirtschaftenden Individuen im Austausch gegen die zu Märkte gebrachten, minder marktgängigen Güter, und zwar von vorneherein in der Absicht angenommen und gesucht wurden, dieselben je nach Gelegenheit und Bedarf weiter zu vertauschen. Erst hiermit war die Erscheinung des Geldes (im Sinne eines allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers) gegeben.

Auch die weitere Ausgestaltung der Tauschmedien und ihrer Funktionen erfolgte in ihren Anfängen wesentlich in automatischer Weise. Mit der örtlichen Ausbreitung des Güterverkehrs und mit der auf immer weitere Zeiträume sich ausdehnenden Vorsorge der Wirtschaften für die Deckung des Güterbedarfes mußte das eigene ökonomische Interesse jedes Einzelnen dazu führen, auch darauf zu achten, für seine minder gangbaren Güter insbesondere solche Tauschmittel einzutauschen, welche neben dem Vorzuge einer hohen lokalen Marktgängigkeit zugleich weite örtliche und zeitliche Grenzen der Absatzfähigkeit aufwiesen, also Waren, deren Kostbarkeit, leichte Transportabilität und Konservierungsfähigkeit dem Besitzer nicht nur eine lokale und augenblickliche, sondern zugleich eine räumlich und zeitlich möglichst uneingeschränkte Macht über alle übrigen Marktgüter sicherten.

Ebenso mußte die große Wichtigkeit, welche die Teilbarkeit der den Tausch vermittelnden, zumal der kostbareren Güter dieser Art für ihren Besitzer hat, indem hiedurch der Kreis von Personen, an die diese Güter abgesetzt werden können, in hohem Maße erweitert wird,

---

scher Grundlage: Rich. Andree, Ethnographische Parallelen, 1878 und 1889, Fr. Ilwof, Tauschhandel und Geldsurrogate, 1882; Oskar Lenz, Über Geld bei Naturvölkern (Virchow-Wattenbachsche Sammlung g. Vort., 1893, Heft 226); W. Ridgeway, The origin of metallic currency and weight standards, 1892 (vorwiegend metrologischen Inhalts); H. Schurtz, Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes, 1898.

zur Bevorzugung gerade derjenigen Tauschmittel führen, die neben den bereits hervorgehobenen, sie auszeichnenden Eigenschaften, auch ohne wesentliche Minderung des Wertes des Ganzen, je nach dem Bedarfe des einzelnen Falles gestückelt werden konnten.

Endlich pflegt auch die *Vertretbarkeit* (die Fungibilität) der Waren von großer Bedeutung für deren leichte Übergabe und Übernahme beim Tauschakte und deshalb für die Gangbarkeit derselben zu sein und wesentlich dazu beizutragen, daß gerade in hohem Maße vertretbare Güter zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln werden. Wird im Auge behalten, daß bei jedem Tauschakte die lästige und zeitraubende, auch eine gewisse Sachkunde erfordernde Prüfung von Quantität und Qualität der beiderseitigen Tauschgüter durch beide Kontrahenten nötig ist, so wird man leicht ermessen, wie wichtig die die Übernahme wesentlich erleichternde Vertretbarkeit gerade für jene Waren ist, die zu Tauschmedien werden sollen, da ihre Funktion als solche ja wesentlich mit ihrer Übergabe und Übernahme von einer Hand zur anderen verbunden ist. In der Tat sehen wir denn auch überall hauptsächlich vertretbare Güter zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln werden, ursprünglich solche, die schon infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit sich als Stücktypen darstellen (Rinder, Schafe, Kaurischnecken, Kakaobohnen usw.), oder Güter, die infolge ihrer Produktionsweise sich als Stücktypen darstellen (Teeziegel, Salzsteine usw.). Die immerhin nur unvollkommene Vertretbarkeit gerade der wichtigsten der obigen Güter (der Haustiere, Tierfelle, Sklaven usw.) hat mit fortschreitender Entwicklung des Güterverkehrs wesentlich dazu beigetragen, daß hauptsächlich qualitativ gleichartige, nach Zahl, Maß und Gewicht gehandelte Waren, besonders auch *res quae numero, pondere, mensura valent*, insbesondere aber die *Metalle* allgemein gebräuchliche Tauschmedien wurden, wobei überall zugleich die Tendenz hervortrat, auch diese Güter in möglichst vollständige den Bedürfnissen des Verkehrs sich anpassende Stücktypen umzugestalten, welche die lästigen, zum Teile mit ökonomischen Opfern verbundenen Akte des Teilens, Messens und Wägens, insbesondere aber auch die sorgfältige zeitraubende, zum Teile mit ökonomischen Opfern verbundene und Sachkunde erfordernde Inspektion und Prüfung der Qualität der Tauschvermittelnden Waren ersparen.

Zu allgemein (wenngleich auch nur innerhalb bestimmter örtlicher Grenzen, unter Umständen sogar innerhalb bestimmter Bevölkerungskreise eines Territoriums) gebräuchlichen Tauschvermittlern gewordene Waren werden im wissenschaftlichen Sprachgebrauche (nicht schlechthin im gemeinen Leben!) als *Geld* (*Viehgeld*, *Muschelgeld*, *Salzgeld* usw.) bezeichnet.\*)

\*) Die Untersuchung über die für die Begriffsentwicklung des Geldes wichtige Frage nach dem Ursprunge und dem wechselnden Gebrauche des Wortes „Geld“ ist bisher sehr zurückgeblieben. Die bei den Völkern von fortgeschrittener Kultur, beziehungsweise heute gebräuchlichsten Bezeichnungen des Geldes sind bei den meisten Völkern erst der Münzform des Geldes entlehnt worden, so das (dem nachklassischen und poetischen Wortschatz angehörige) lateinische und das italienische *moneta*, das französische *monnaie*, das englische *money*,



Die Institution der Tauschvermittler, nicht nur den Interessen der einzelnen Wirtschaften, sondern im eminentesten Sinne des Wortes auch dem Gemeinwohle dienend, kann, wie ich später ausführen werde, gleich anderen sozialen Institutionen, auch durch autoritative (durch staatliche, religiöse u. a.) Einflüsse, insbesondere auch auf legislativem Wege entstehen oder in ihrer automatischen Entwicklung gefördert, allerdings auch behindert werden. Diese Entstehungsweise der Tauschmittel ist indes weder die einzige noch auch die ursprünglichste. Es liegt hier vielmehr ein ähnliches Verhältnis vor wie das des Gesetzrechtes zum Gewohnheitsrechte: Die Tauschmittel sind ursprünglich nicht durch Gesetz oder einen sozialen Vertrag, sondern durch „Gewohnheit“, das ist

das spanische moneda, das portugiesische moeda, das russische dengy (denga = Bunze, ursprünglich wohl das Gestempelte, Geprägte), das arabische fulus (Münzen) usf. In vielen Sprachen hat sogar erst die zumeist pluralische Bezeichnung der gebräuchlichsten Münzsorten (Denare, Pfennige usf.) die Bedeutung von „Geld“ gewonnen; z. B. das italienische danaro, das spanische dinero(s), das portugiesische dinheiro, das slowenische dnar und penegi, das polnische pienadze, das böhmische penize, das dänisch-norwegische penge, das schwedische penningar, das magyrische penz, das neugriechische ἀσπρά (Asper: kleine türkische Münze). Beim Worte Pfennig ist es indes nicht sicher, ob die Bedeutung „Münze“, Münze im allgemeinen, nicht die ältere ist. Vgl. Kluges Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache, Artikel „Pfennig“ und dazu J. H. Müllers Deutsche Münzgeschichte I, S. 259 f. — Manche Völker haben dagegen die Bezeichnung des „Geldes“ schon dem Namen des Geldstoffes, beziehungsweise demjenigen der zum Tauschmittel gewordenen Ware entlehnt; das hebräische Keseph (Silber), die altgriechischen ἀργύριον, (Deminutiv von ἄργυρος = kleines Silber) und χρυσολον (Deminutiv von χρυσός), die lateinischen aes, argentum, aurum und das französische argent gehören hieher („etiam aureos nummos aes dicimus“ bei Ulpian L. 159, Dig. 50, 16; in der Verbindung „aes alienum“ = Geldschuld auch in klassischer Zeit gebräuchlich. Bei den Griechen und Römern wurde „Geld“ gemeiniglich ἀργύριον und argentum, ohne Rücksicht auf das Metall, genannt.) Das deutsche und holländische Wort „Geld“ (Verbalsubstantiv von „gelten“, zahlen, eine Gegengabe oder einen Ersatz leisten) bedeutet ursprünglich: Leistung, Vergeltung jeder Art. (Gotisch: gild = Steuer, Zins, Abgabe; altenglisch: gilt = Ersatz, Opfer; altnordisch: gjald = Zahlung, Abgabe usf.). Vgl. hierzu J. Grimm, Rechtsaltertümer, 3. Aufl., S. 601 und 649; Einschränkung des Begriffes des Geldes auf fahrende (bewegliche) Habe im Gegensatz zum Grundeigentum siehe Grimm a. a. O., S. 565; Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte 1898, S. 270; Einschränkung auf vertretbare Sachen (fahrende vertretbare Habe = Geld, Zahlungsmittel) ebenda, S. 277. — Im heutigen Sinne erst im Mittelhochdeutschen und entsprechend in einzelnen anderen germanischen Mundarten. (Nach Arnolds: Zur Geschichte des Eigentums in den deutschen Städten, S. 89. — Schon in einer Urkunde von 1327.) Dieser Sprachgebrauch hat insbesondere seit dem 16. Jahrhundert mit dem Durchbruche der Geldwirtschaft im Deutschen die Oberhand gewonnen und den älteren allmählich nahezu vollständig verdrängt. Die ursprüngliche naturalwirtschaftliche Bedeutung des Wortes (= Leistung, selbst die Leistung eines Gebetes, Entgelt überhaupt) ist in die neuere geldwirtschaftliche („die in Geld — im heutigen Sinne — bestehende Leistung“, beziehungsweise das „Geld“ schlechthin) übergegangen. — Die Meinung Roschers (System I, § 116, N. 4), daß „Geld“ von „gelten“ stamme (weil es überall gilt), ist anfechtbar. (Vgl. schon meine Grunds. d. VL., 1871, S. 253 f.). — Interessant ist die Bemerkung Tileman Friesens (Münzspiegel, 1592, in „Acta publica monetaria“, 1692, p. 3): „Daher auch die Muntze wird Geld genannt, ab effectu, daß man damit geldet und kauft. An etlichen Orten wird die Muntze auch Hellerchen, species pro genere, genannt, desgleichen das Wort Pfennige vor Geld gebraucht.“

durch ein gleichartiges, weil gleichartigen subjektiven Antrieben und Intelligenzfortschritten entsprechendes Streben, Denken und Handeln gesellschaftlich zusammenlebender Individuen (als das unreflektierte Ergebnis individueller Bestrebungen der Gesellschaftsglieder) entstanden und durch sich ausbreitende Nachahmung und durch Intelligenzfortschritte allgemein gebräuchlich geworden,\*) ein Umstand, welcher in der

\*) Vgl. meine Grunds. d. Volkswirtschaftslehre, 1871, S. 250 f. — W. Roscher: „Die klügeren Wirte geraten allmählich von selbst darauf, sich in der jeweilig umlauffähigsten Ware bezahlen zu lassen“ (System, I, § 116; seit d. 10. Auflage 1873) und Knies, Geld und Kredit, I. Abteilung: Das Geld, 1873, S. 107 ff. — Ähnlich bei einer Reihe von Autoren in neuerer Zeit. „Man kam über die Hauptschwierigkeit (des naturalen Güter austausches) nur hinweg, wenn der das Stück Vieh, den Sklaven, das Schwert des andern Begehrende bereit und fähig war, ein Gegengut zu geben, das all- und marktgängig war. . . . So entstanden sehr früh gewisse Gruppen von vorzugsweise begehrten Gütern als allgemeine Zahl- und Tauschmittel.“ (Schmoller, Grundriß d. allg. VL., 1904, S. 65.) — „Aus zwingender Notwendigkeit sieht sich die Bevölkerung veranlaßt, bei Entwicklung des Tauschverkehrs nach einem Gegenstande zu suchen, den man zur Vermittlung des Tausches gebrauchen kann, d. h. man wählt dazu einen Gegenstand, der tatsächlich überall gebraucht wird, den deshalb jeder gerne annimmt und der dadurch die größte Absatzfähigkeit besitzt.“ (J. Conrad, Grundriß d. Pol. Ök., I, 4. Aufl., § 25.) — „Die Schwierigkeiten“ (welche schon in den einfachsten Verhältnissen dem direkten Austausch entgegenstehen) „waren nur zu überwinden, wenn diejenigen, welche bestimmte Waren überflüssig hatten, gegen diese zunächst solche Waren eintauschten, von denen sie erwarten durften, daß sie für dieselben jederzeit die von ihnen wirklich benötigten Dinge erhalten könnten.“ (K. Helfferich, Geld und Banken, I. „Das Geld“, 1903, S. 15.) — „Indem jeder einzelne tat, was ihm für seine persönlichen Verhältnisse zweckmäßig erschien, kam die Gesamtheit immer mehr zur ausschließlichen Benützung der Edelmetalle zur Tauschvermittlung.“ (Ebenda S. 27.) — Der naheliegende, seit Platon und Aristoteles herrschend gewordene Irrtum, daß das Geld das Produkt einer allgemeinen Übereinkunft oder positiver Gesetzgebung (also das Ergebnis von vorneherein des Zieles und der Mittel bewußter staatlicher und gesellschaftlicher Maßregeln, und nicht vielmehr ein solches allmählichen ökonomischen Fortschrittes) sei, kann als überwunden bezeichnet werden (vgl. meine Grundsätze, 1871, S. 253 ff., K. Helfferich, Geld und Banken, 1903, I, S. 6 f., und Wagner, Sozialökonom. Theorie des Geldes, 1909, S. 116.) — Auch die neueren auf ethnographischer Grundlage unternommenen Versuche einer Lösung des obigen Problems gelangen zu diesem Ergebnisse: . . . „it is apparent, that the doctrine of a primal convention with regard to the use of any one particular article as a medium of exchange is just as false as the old belief in an original convention at the first beginning of Language or Law“. (W. Ridgeway, The Origin of metallic Currency etc., 1892, p. 47.) — Ähnlich H. Schurtz, Grundriß einer Entstehung des Geldes, 1898, S. 175. — Diejenigen Autoren, welche noch an der geschichtswidrigen Meinung festhalten, daß der Ursprung des Geldes auf positive Gesetzgebung oder einen sozialen Vertrag zurückweise, verwechseln zumeist das Problem der Entstehung des Geldes und dasjenige der rechtlichen Ordnung der Solution von Geldschulden. Sie übersehen, daß die letztere allerdings vielfach das Ergebnis positiver Gesetzgebung ist, indes die Existenz und die Funktion des Geldes bereits zur Voraussetzung hat. — A. Wagner wird in seiner vortrefflichen „Sozialökonom. Theorie des Geldes“ (1909, S. 110 f.) bei der Untersuchung der Tauschmittelfunktion des Geldes, gleich zahlreichen älteren Geldtheoretikern, von dem Gedanken geleitet, daß das Geldgut nur im Vertrauen darauf als Gegenwert angenommen werde, daß dasselbe infolge des nämlichen Vertrauens auch von den übrigen Gliedern der Verkehrsgemeinschaft im Austausch gegen deren Güter angenommen werden werde. Dies individualpsychologische und infolge eingebürgerter Sitte massenpsychologische Vertrauensmoment sei wesentlich und entscheidend für das Verständnis der Tauschmittelfunktion des Geldes. —

Folge gleich wie bei anderen auf ähnliche Art entstandenen Institutionen (Recht, Religion) die Entstehung oder die Beeinflussung derselben durch den Staat, wie selbstverständlich, nicht ausschließt.

Diese Auffassung beruht auf dem die Geldtheoretiker auch heute noch vielfach beherrschenden Vorurteile, daß das Geld — im Gegensatze zu allen anderen Gütern — nur deshalb von uns als Gegenwert für die dafür hingebenen Güter angenommen werde, weil wir die Aussicht (bezw. das Vertrauen) haben, uns desselben in gleicher Weise und infolge des nämlichen Vertrauens anderer Personen wieder entledigen zu können. Es wird hierbei zunächst übersehen, daß dies keine Besonderheit des Geldes ist. Auch der Kaufmann, der Spekulant usf. erwerben die von ihnen in der Folge wieder feilgebotenen Güter lediglich im „Vertrauen“ darauf, daß sie dieselben wieder zu veräußern in der Lage sein werden, wobei es ihnen in der hier entscheidenden Rücksicht völlig gleichgültig ist, ob die künftigen Käufer der Waren dieselben zu konsumieren oder weiter zu veräußern beabsichtigen werden. Das nämliche ist beim Gelde der Fall, das wir (regelmäßig, nicht ausnahmslos!) gleichwie der Kaufmann seine Waren nur wegen des Tauschwertes, d. i. um es wieder zu veräußern, erwerben. Die Eigenart des Geldes, im Verhältnisse zu anderen Waren, beruht nicht auf einem speziellen, etwa nur beim Gelde und nicht auch bei den übrigen Waren, zur Erscheinung gelangenden „Vertrauen“, sondern in Wahrheit auf der relativ großen und durch Gewohnheit, in der Folge durch staatliche Maßregeln noch gesteigerten Marktgängigkeit der Geldware, gegen welche seine minder marktgängigen Waren zunächst auszutauschen jeder ein Interesse hat. Dies ebenso einfache als einleuchtende Verhältnis (der Umstand, daß auf allen Märkten gewisse Güter wegen ihrer relativ großen Marktgängigkeit zu allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlern werden) ist infolge der zahlreichen Komplikationen des Geldwesens in der Theorie vielfach, ja bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt worden. Wie wenig aber gerade beim Gelde das Vertrauensmoment im Sinne der obigen Theorie von entscheidender Bedeutung ist, wird klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ja alle Waren regelmäßig gegen Geld feilgeboten werden und wir demnach sicher sind, auf den Märkten für Geld entsprechende Quantitäten aller feilgebotenen Waren nach Bedarf und Wahl erwerben zu können. Das Vertrauen (das Vertrauen zu Personen, die uns zunächst doch völlig unbekannt sind und in keinerlei Vertragsverhältnis zu uns stehen,) ist für die Erklärung der Eigenart des Geldes ebenso unzulänglich, als gerade beim Gelde überflüssig. Nur speziell beim Urkundengelde kommt das Vertrauensmoment, indes in einem wesentlich verschiedenen als dem hier maßgebenden Sinne, in Frage. — Der von einigen neueren Autoren unternommene Versuch, die Erscheinung des Geldes an gewisse schon der Naturalwirtschaft eigentümliche Wertrelationen (vgl. hierüber Kap. XI, Einleit.) anzuknüpfen, gipfelt in dem Gedanken, daß bereits auf den Märkten des Tauschhandels usuelle oder autoritativ festgestellte Wertrelationen zwischen einer Anzahl von Gütern bestanden hätten, die ursprünglich insgesamt als Geld funktionierten; aus diesen hätte sich in der Folge das Geld im engeren Sinne entwickelt. — A. H. P o s t (Afrikanische Jurisprudenz II, 1887, S. 175) führt in Rücksicht auf afrikanische Verhältnisse aus: „Häufiger vorkommende Tauschwaren wurden allmählich zu Wertmessern für die laufenden Verkehrsgüter. Solche Wertmesser sind ursprünglich noch sehr schwankend, werden alsdann durch königliches Gebot von Zeit zu Zeit fixiert und werden allmählich zu Tauschmitteln, welche die Stelle gemünzten Geldes einigermassen vertreten.“ — W. L o t z (Conrads Jahrb., III. F., 7. Bd., 1894, S. 344 f.) verallgemeinert diesen Gedanken: „Die ersten Gegenstände des Sondereigentums werden zu festen Sätzen gegeneinander getauscht. . . . Als Geld fungiert zuerst eine Skala verschiedener Waren. . . . Die Gesamtheit derselben ist Geld. Jede einzelne Ware nur Bestandteil der Warengeldskala.“ S. 346: „Die ersten Waren, die überhaupt gehandelt wurden, sind zugleich Geld geworden. Da der Handel mit konventionellen Austauschverhältnissen dieser Waren rechnet, so blieben diese Austauschverhältnisse verschiedener Waren als Geldsystem bestehen, auch nachdem die ursprünglich als alleinige Marktwaren dienenden Gegenstände ihrerseits das Wertmaß



c) Die Wirkung der Entstehung allgemein gebräuchlicher Tauschmittel auf die Warenmärkte und auf die Preisbildung.

Sobald eine oder mehrere Waren auf den Märkten eines Landes zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln geworden sind, vollzieht sich eine tiefgehende und augenfällige Umwandlung der Marktverhältnisse. Vor allem hat der Umstand, daß eine Ware zum allgemein gebräuchlichen Tauschmittel wird, die Wirkung, die schon ursprünglich relativ hohe Marktgängigkeit derselben an sich und im Verhältnisse zu den übrigen Marktgütern noch wesentlich zu steigern. Wer mit einer Ware zu Markte geht, die zum Gelde geworden ist, hat nunmehr, nicht nur, wie schon früher, eine relativ große Wahrscheinlichkeit, sondern fortan die Gewißheit, seinem Besitze an dieser Ware entsprechende Quantitäten aller übrigen auf dem Markte befindlichen Güter nach seinem Belieben und seiner Wahl jeweilig erwerben zu können. „Pecuniam habens habet omnem rem, quam vult habere.“ Wer dagegen andere Waren zu Markte bringt, befindet sich nunmehr aller Regel nach in einer ungünstigeren Lage als vorher, falls er dieselben unmittelbar gegen die Güter seines speziellen Bedarfes austauschen will. Er stößt auf den Märkten bereits auf die Gewohnheit, sich des Tauschmittels zu bedienen, wodurch ein unmittelbarer Austausch von Gütern — schon auf den Märkten des

für andere hinzukommende Gegenstände des Marktverkehrs, d. h. sie Geld geworden sind“ und S. 352: „Als ein Gut, das von Land zu Land wandert, wird das Gold frühzeitig eine Handelsware, um später das Geld, die Ware κατ' ἐξοχήν zu werden“ (insbesondere da Gold die erste Ware sei, die gewogen wurde). — Der Hauptmangel der obigen Theorie vom Ursprunge des Geldes liegt — abgesehen von der Annahme, daß die Funktion des Geldes als Wertmaßstab die primäre Funktion des Geldes sei — darin, daß die eigentliche Schwierigkeit, welche der Entwicklung des Güterverkehrs auf den Märkten des Tauschhandels entgegensteht, (s. S. 245 f.) vollständig verkannt wird. Selbst wenn es wahr wäre, daß auf allen Märkten des Tauschhandels, auf denen allgemein gebräuchliche Tauschmittel entstanden sind, ursprünglich autoritativ festgestellte Wertrelationen zwischen einer Anzahl von Gütern in der von Lotz präsumierten Allgemeinheit bestanden und diese Preisrelationen allerorten die ihnen von Lotz zugeschriebene Stabilität gehabt hätten: so wäre doch nicht abzusehen, wie hierdurch (die im vorangehenden (S. 245 f.) erwähnten Schwierigkeiten des Tauschhandels behoben werden konnten, da diese ja nicht in der Preisbildung, sondern darin bestehen, daß nicht jedermann jede Ware benötigt. Diese Schwierigkeit vernag nicht durch irgendwelche Wertrelation, sondern nur durch ein den Güterverkehr vermittelndes Gut, beziehungsweise durch eine Anzahl von solchen behoben zu werden. Nur indem Lotz auf den Märkten des Tauschhandels von vorneherein eine Art von Warenwährung annimmt, die er sich analog unseren Münzwährungen denkt (a. a. O., S. 346), also indem er annimmt, daß, sofern auf einem Markte fixe Preistaxen bestehen, die Waren gegeneinander in der Weise beliebig ausgetauscht werden können, wie dies beim Geldwechseln der Fall ist (a. a. O., S. 346), konnte er verleitet werden, eine Theorie vom Ursprunge des Geldes aufzustellen, welche das Bestehen einer förmlichen, unseren modernen Währungen analogen Währung bereits voraussetzt und ihn zur Konsequenz führt, daß „die Milchnutzung einer Ziege für Sommer und Herbst“ u. dgl. m. ursprünglich Geld gewesen sei, gegen welches die übrigen zu Markte gebrachten Güter so leicht ausgetauscht werden konnten, wie dies gegenwärtig „beim Auswechseln zweier Zehnmarkstücke gegen ein Zwanzigmarkstück“ der Fall sei. Siehe die Anmerkung am Schlusse des Buches, S. 333 ff.

naturalen Güteraustausches unsicher und schwierig! — fortan in noch höherem Maße erschwert, schließlich aller Regel nach nahezu unmöglich wird,\*) zumal auch manche der Epoche des naturalen Austausches eigentümliche Vorkehrungen zur Erleichterung des naturalen Güteraustausches mit dem Entstehen eines allgemein gebräuchlichen Tauschmittels mehr und mehr verschwinden. Der Umstand, daß eine Ware zum allgemein gebräuchlichen Tauschmittel wird, steigert somit in hohem Maße die schon ursprünglich große Marktgängigkeit derselben, während derselbe Umstand — die Entstehung und Verallgemeinerung des Gebrauches von Tauschmitteln — mehr und mehr die der Epoche des naturalen Austausches eigentümliche Marktgängigkeit der übrigen Güter — die Möglichkeit ihres unmittelbaren Umsatzes — mindert, um dieselbe in der Folge bei fortschreitender Entwicklung der Geldwirtschaft im wesentlichen nahezu vollständig aufzuheben.

Der Umstand, daß eine Ware zum allgemein gebräuchlichen Tauschmittel wird, bewirkt demnach eine gesteigerte Differenzierung ihrer Gangbarkeit und derjenigen aller übrigen Waren, einen Unterschied, welcher nicht mehr lediglich als ein gradueller, sondern in gewissem Sinne bereits als ein essentieller bezeichnet werden kann. Wer in einem Volke, in welchem bestimmte Güter zu Tauschvermittlern geworden sind und sich als solche im allgemeinen Gebrauche befestigt haben, zu Markte geht, um Güter gegen andere Güter umzusetzen, hat nunmehr, will er diesen Zweck erreichen, nicht nur das ökonomische Interesse, — er ist fortan aller Regel nach geradezu genötigt, sie zunächst gegen Geld zu veräußern, und wer auf dem Markte Güter erwerben will, befindet sich zumeist geradezu in der Zwangslage, sich für diesen Zweck vorher „Geld“ zu verschaffen. Hier, in seiner eigenartigen, alle Güterumsätze vermittelnden Funktion. — in dem Umstande, daß jede andere Ware auf dem Wege von ihrem ersten Produzenten bis zum Konsumenten derselben wieder und immer wieder gleichsam ihren Durchgang durch die Verkehrsform des Geldpreises nimmt — liegt die exzeptionelle Stellung des Geldes im Kreise der Güter, die Eigenart, welche dasselbe von allen übrigen Objekten des Verkehrs in so hohem Maße unterscheidet.

Die Entstehung allgemein gebräuchlicher Tauschmittel hat indes noch eine ungleich wichtigere Wirkung auf den Güteraustausch und die Marktverhältnisse. So lange der naturale Tauschhandel auf einem Markte besteht, mag derjenige, der eine Ware feilbietet, noch so zahlreichen Marktgenossen begegnen, die seiner Ware bedürfen, es wird ihm trotzdem nicht leicht werden, unter diesen Personen gerade solche zu finden, die zugleich die von ihm gesuchte Ware feilhalten, also wirksame Bewerber um seine Waren sind. Jedenfalls wird der Kreis derselben ein verhältnismäßig enger sein. Sobald aber allgemein gebräuchliche Tauschmittel in Funktion treten, ändert sich diese Sachlage in sehr augenfälliger Weise, indem nunmehr alle diejenigen, die der von einem Markt-

\*) Die zurücktretende Bedeutung des Tausches hervorgehoben bei Dernburg, Pandekten, §§ 94 und 103.

besucher für Geld feilgebotenen und demnach für Geld zu erwerben den Ware bedürfen, als praktisch in Betracht kommende Bewerber um dieselbe auftreten. Bestand für denjenigen, der seine Ware zu Markte brachte, früher die Gefahr, seine Ware, obwohl zahlreiche Marktgenossen ihrer bedürften, nicht absetzen zu können, so hat er nunmehr die Wahl zwischen allen diesen und damit die Möglichkeit, sie an denjenigen zu veräußern, der ihm den günstigsten Gegenwert, den höchsten Geldpreis, bietet. Allerdings hat diese für den Verkäufer einer Ware sich so wesentlich günstiger gestaltende Sachlage auch ihre Kehrseite. Waren bis zur Entstehung allgemein gebräuchlicher Tauschmittel alle diejenigen, welche die nämliche Ware wie das erwähnte Wirtschaftssubjekt auf dem Markte feilboten, in einer ähnlichen Lage wie er selbst (war der Kreis der wirksamen Bewerber um ihre Ware gleichfalls nur ein enger und, falls sie nicht die nämlichen Güter einzutauschen beabsichtigten, geradezu ein anderer als der seine), so treten sie nunmehr insgesamt als Konkurrenten desselben im Angebote der nämlichen Ware hervor, da sie ihre Ware insgesamt gegen Geld umzusetzen suchen. Es wäre zu weit gegangen, wollte man behaupten, daß erst durch Entstehung des Geldes die Konkurrenz in der Nachfrage und im Angebote der Waren im Güterverkehr entsteht. Sicher ist es aber, daß sie hierdurch in hohem Maße gesteigert wird, ja, praktisch genommen, sich vervielfacht.

Der Einfluß der sich solcherart allmählich entwickelnden neuen Sachlage auf die Preisbildung ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Waren früher, wo, praktisch genommen, dem Angebot der Ware durch einen einzelnen Marktbesucher oder eine begrenzte Anzahl von solchen die Nachfrage eines Einzelnen oder gleichfalls einer engen Gruppe von Marktgenossen gegenüberstand, Zufallspreise und unökonomische Preisbildungen anderer Art leicht die Regel, so findet nunmehr die Preisbildung mehr und mehr unter Beteiligung aller derjenigen statt, die eine Ware auf dem betreffenden Markte feilbieten und zu erwerben suchen. Die sich konzentrierende Preisbildung wird eine der allgemeinen Marktlage entsprechende oder doch in ungleich höherem Maße derselben angemessene, als dies auf den Märkten des naturalen Güteraustausches der Fall zu sein vermag. Es bilden sich laufende Marktpreise und die Bewertung der Güter in Geld ist nunmehr eine ungleich genauere und ökonomischere als auf den Märkten des naturalen Tauschhandels mit ihren zersplitterten Güterumsätzen und von Zufälligkeiten aller Art oder von starren usuellen Austauschverhältnissen und Preissatzungen beeinflussten Preisbildungen.

#### **d) Die Natur des Geldes und dessen Eigenart im Kreise der übrigen Güter.**

Die Eigenart des Geldes, die augenfällige Besonderheit seiner Stellung im Kreise aller übrigen Objekte des Verkehrs, hat seit jeher die Aufmerksamkeit der Geldtheoretiker in besonderem Maße auf sich gezogen. Der Umstand, daß das Geld nicht wegen des unmittelbaren Nutzens, den es uns durch die technischen Eigenschaften seines Stoffes



gewährt, sondern aller Regel nach zum mindesten zunächst und unmittelbar wegen seines Tauschwertes im Verkehre gesucht und angenommen wird, die Schwierigkeit einer befriedigenden Erklärung dieser dem gemeinen Laufe der Dinge anscheinend widersprechenden Tatsache, hat die Geldtheoretiker vielfach dazu verleitet, in dem Gelde eine *Anomalie der Volkswirtschaft* zu erkennen. Die gerade beim Gelde zu beobachtende Möglichkeit einer willkürlichen Regelung seines im gemeinen Leben hauptsächlich beachteten Nominalwertes durch den Staat, auch die vielfach mißverständene Erscheinung des seinem Stoffe nach zumeist wertlosen Urkundengeldes haben den obigen Irrtum noch wesentlich gefördert und zahlreiche Bearbeiter der Geldlehre veranlaßt, das Geld geradezu als ein bloßes Zeichen des Wertes, als ein bloßes ideelles Unterpfand der erwarteten Gegenleistung, als etwas an sich Wertloses (eine *Verkehrsmarke!*) zu bezeichnen, deren faktischer Tauschwert lediglich auf die Übereinkunft der Menschen, auf Konvenienz oder auf staatliche Anordnung zurückzuführen sei.

Die Opposition gegen diese (zumal bei denjenigen Geldtheoretikern, die von der Grundauffassung ausgehen, daß das Geld, resp. die Geldeinheit, abstrakte Tauschwertquanten in sich schlösse) weitverbreitete, auch für die Münzpolitik vieler Staaten verderblich gewordene Lehrmeinung fand in dem Satze den Ausdruck, daß das Geld eine *Ware* sei. Dieser Satz hatte demnach ursprünglich einen wesentlich anderen Sinn als denjenigen, welcher demselben in der nationalökonomischen Theorie späterhin, vielfach noch gegenwärtig, beigelegt wird. Die sachkundigen Gegner der obigen Irrlehre wollten mit diesem Satze nicht etwa den flachen Gedanken aussprechen, daß das Geld „ein zum Austausch bestimmtes Gut“, eine Ware in diesem Sinne, sei. Ebenso fern lag es denselben indes, zu leugnen, daß das Geld im Verhältnisse zu den übrigen Objekten des Verkehrs bedeutsame Besonderheiten aufweise, wohl gar zu behaupten, daß das Geld nur „eine Ware gleich allen anderen, nichts mehr und nichts weniger als eine Ware sei“. Es sollte durch den für die Geldlehre so wichtig gewordenen Satz nur die oben gekennzeichnete Irrlehre bekämpft werden. Das Geld ist (bei aller Anerkennung seiner Eigenart im Kreise der übrigen Objekte des Verkehrs, zumal seiner eigenartigen den Waren- und Kapitalumsatz vermittelnden Funktion) doch ein Verkehrsobjekt, welches seinen *Verkehrswert* zunächst und unmittelbar aus den nämlichen Ursachen herleitet wie die übrigen Objekte des Verkehrs: das Metallgeld aus dem Werte seines Stoffes und seines Gepräges, das Urkundengeld, wie man der älteren Doktrin hinzufügen könnte, gleich anderen im Verkehre befindlichen Inhaberpapieren, aus dem Werte der Rechtsansprüche, welche an seinen Besitz geknüpft sind. „Das Geld ist keine *Anomalie der Volkswirtschaft*, keine *Verkehrsmarke*, kein bloßes Zeichen des Wertes.“ Der Satz, „daß das Geld eine Ware sei“, hatte bei den Geldtheoretikern ursprünglich nur diese Bedeutung und ist in diesem Sinne, wenn von einzelnen, eine spezielle Regelung bedürfenden Fällen abgesehen wird (S. 274 ff.), auch heute noch wahr. Die Widerlegung der obigen Irrlehre ist auch heute noch kein „Wortstreit“.

Daß das Geld im Kreise der übrigen Waren besondere Eigentümlichkeiten aufweist, widerspricht dem obigen Satze so wenig, als z. B. etwa der Umstand, daß Straßen und Wege sich in zahlreichen Rück-sichten von anderen Grundstücken (von Äckern, Wiesen, Wäldern, Bau-plätzen usf.), und zwar in augenfälligster Weise, unterscheiden, die Tat-sache aufhebt, daß sie Grundstücke sind.

Was von einzelnen Theoretikern als prinzipiell bedeutsamer Unterschied zwischen dem Gelde und den übrigen Objekten des Güter-verkehrs angeführt zu werden pflegt, bezieht sich nur auf die Eigen-art des Geldes im Kreise der übrigen Waren (auf dessen Funktion als Tauschmedium) und beweist demnach nichts gegen den allgemeinen Charakter des Geldes als Ware in dem obigen, für die Wirtschaftstheorie allein bedeutsamen Sinne. Es ist richtig, daß in der geldwirtschaftlichen Periode jeder, aller Regel nach, seine Waren gegen Geld zu veräußern sucht, und zwar, der Regel nach, nicht um das letztere zu behalten, sondern um dagegen Güter seines Bedarfes zu erwerben; es ist ebenso richtig, daß wir das Geld, der Regel nach, nicht wegen der nützlichen Eigenschaften des Geldstoffes, sondern zum mindesten zu-nächst und unmittelbar wegen seiner Marktgängigkeit und seines Ver-kehrswertes zu erwerben suchen. All dies sind indes doch nur Hinweise auf die Tauschmittelfunktion des Geldes, also auf die Eigenart der zu Geld gewordenen „Ware“, nicht Beweise gegen den Charakter des Geldes als Ware überhaupt. Sie sind ohne prinzipielle Bedeutung für die in Rede stehende Frage, ob das Geld überhaupt eine Ware in dem hier maß-gebenden Sinne sei. Ja, sie treffen nicht einmal das wesentliche Merkmal, welches das Geld von den übrigen Waren unterscheidet, denn der Kaufmann, insbesondere aber der Spekulant, erwerben auch die Waren nicht, um sie zu behalten, auch nicht in unmittelbarem Hinblick auf deren nützliche Eigenschaften, sondern um die Waren wieder zu ver-äußern und lediglich um ihres Verkehrswertes willen.

Auch der von einigen ansehnlichen neueren Geldtheoretikern als ein das Geld von allen übrigen Verkehrsobjekten wesentlich unter-scheidendes Merkmal angeführte Umstand, „daß eine Ware, um ihre Bestimmung zu erfüllen, d. h. um gebraucht oder um verbraucht zu werden“, vom Markte verschwinden müsse, das „Geld“ aber seine Dienste leiste, indem es ausgegeben werde und auf dem Markte bleibe, bezieht sich nur auf die hervorgehobene Eigenart des Geldes im Kreise der übrigen Waren, auf seine den Güterverkehr vermittelnde Funktion. Es ist selbstverständlich, daß das Geld, die den Gütertausch vermittelnde Ware, insbesondere wenn sie den Charakter eines Zirkulationsmittels erlangt hat (s. Note zu S. 250) im Gegensatze zu denjenigen Waren, deren Umsatz sie vermittelt, aller Regel nach auf dem Markte verbleibt, während die letzteren in den Konsum übergehen. Es ist indes ein Mißverständnis, hieraus zu folgern, daß das Geld keine Ware in dem hier maßgebenden Sinne sei. Viel näher liegt unter dem Gesichtspunkte ökonomischer Betrachtung der Gedanke, hieraus den Schluß zu ziehen, daß das Geld dauernd, die übrigen für den Austausch bestimmten Güter nur vorübergehend den

Charakter von Waren haben und daß das Geld schon als eine den Güter-  
austausch vermittelnde Ware, schon auf dem Markte, eine wichtige  
wirtschaftliche Funktion versieht, während die übrigen Waren den ihrer  
Natur entsprechenden Nutzen regelmäßig erst dann gewähren, wenn sie  
in den Gebrauch übergehen, also aufhören, „Waren“ zu sein.

Dazu kommt, daß auch edle Metalle, welche als Geld funk-  
tionieren, gleichwohl, und zwar in ungleich höherem Maße, als das bisher  
vielfach angenommen wurde, in den Konsum gelangen können und ge-  
langen, somit vom Markte tatsächlich verschwinden. Dies gilt selbst für  
unseren entwickelten geldwirtschaftlichen Verkehr. Nun vergegenwärtige  
man sich aber die Marktverhältnisse derjenigen Völker, bei denen noch  
minder entwickelte Formen von Tauschmedien bestehen, Völker, bei  
welchen die dem Zwecke der Tauschvermittlung gewidmeten Teil quanti-  
täten einer Ware von denjenigen, die dem Konsume zu dienen bestimmt  
sind, selbst äußerlich, noch nicht streng geschieden sind und die für den  
Tauschzweck bestimmten Güter inzwischen tatsächlich genutzt werden,  
oder Güter, die in der Hand des einen Marktgenossen gestern noch Tausch-  
mittel waren, in der Hand eines anderen, ja des nämlichen Marktgenossen,  
heute Konsumgüter sind! Die obige Auffassung ist zugleich eine un-  
historische.

Was das Geld von allen übrigen Objekten des Güterverkehrs  
unterscheidet, sind dessen Tauschvermittlungsfunktion und die Konse-  
kutivfunktionen derselben.

Hier in diesem praktisch überaus bedeutsamen Umstande, nicht  
aber in dem Umstande, daß das Geld angeblich keine „Ware“ sei, liegt  
nicht nur das Wesen, sondern zugleich die Erklärung des Unter-  
schiedes zwischen dem Gelde und allen übrigen Objekten des Güter-  
verkehrs, die Erklärung der Eigenart des Geldes im Kreise der  
übrigen Güter.\*)

Die das Geld von den übrigen Verkehrsobjekten unterscheidende  
Eigenart: der Umstand, daß das Geld dasjenige Verkehrsobjekt ist,  
welches den Austausch aller übrigen Objekte des Verkehrs vermittelt,  
(insbesondere auch die an sich außerordentlich große, durch die Aus-  
münzung der Geldmetalle, in der Folge durch Rechtsfiktionen, welche der  
Erleichterung des Verkehrs dienen, noch wesentlich gesteigerte Ver-  
tretbarkeit des Geldes, sowie seine Bestimmung als Tauschmittel  
und mit möglichst geringer Behinderung des Verkehrs aus einer Hand

---

\*) Diejenigen, welche bei Behandlung der Frage, „ob das Geld eine Ware  
sei“, nicht die wahre Natur des Geldes als ein Tauschmedium und die hieraus sich  
ergebende Natur des Geldes und seine Stellung im Kreise der übrigen Verkehrs-  
objekte im Auge behalten, sondern von irgendeiner mißverständlichen Definition  
des Geldes und von einer ebenso willkürlichen Definition des mehrdeutigen Be-  
griffs der Ware ausgehen und untersuchen, ob der erstere unter den letzteren  
widerspruchsfrei subsumiert werden könne, verkennen die wahre Natur des obigen  
Problems und dessen Bedeutung für die Theorie des Geldes. Ihre Kontroversen  
können in der Tat großenteils als bloßer Wortstreit bezeichnet werden. Eine För-  
derung unserer theoretischen Einsichten werden wir denjenigen zu verdanken  
haben, deren Auffassung über das Wesen des Geldes und dessen Stellung im Kreise  
der übrigen Verkehrsobjekte sich schließlich als die richtige erweisen wird.



in die andere überzugehen, zu zirkulieren), hat sich auch im bürgerlichen Verkehre und demgemäß auch im bürgerlichen Rechte in augenfälliger Weise geltend gemacht. Die Erwerbung und die Übertragung des Besitzes, des Eigentums und der zeitlichen ökonomischen Nutzung von Geldsummen, die Begründung und Aufhebung von Geldforderungen usf. sind vielfach andere als diejenigen, deren Objekte Güter anderer Art sind: beispielsweise die rechtliche Regelung des Kaufs (der *emptio-venditio*) zum Teile eine andere als die des Tausches (der *permutatio*), die des Darlehens (des *mutuum*) eine andere als die der Leihe (des *commodatum*) usf. Es ist keine legislative Willkürlichkeit, sondern eine Folge der Eigenart des Geldes im Kreise der übrigen Verkehrsobjekte, daß die Jurisprudenz beim Kaufgeschäfte zwischen dem Geldpreise (*pretium*) und der in Gütern anderer Art bestehenden Gegenleistung (*merx*), zwischen Kauf und Tausch, zwischen Darlehen und Sachmiete usf. unterscheidet\*) und zum Teile verschiedene Rechtsfolgen an Rechtshandlungen knüpft, je nachdem sie einen Geldbetrag oder Verkehrsobjekte anderer Art zum Gegenstande haben.\*\*)

Die verschiedene Regelung von Rechten und Verpflichtungen, die Geld, beziehungsweise andere Güter zum Inhalte haben, zu der sich im Privatrechte zahlreiche Analogien finden (man denke z. B. an die verschiedene rechtliche Ordnung des Eigentumserwerbes, des Besitzschutzes usf. bei beweglichen und bei unbeweglichen Gütern!), darf indes mit dem Streite der Volkswirte über die Frage, ob das Geld eine Ware sei, nicht zusammengeworfen werden. Die Jurisprudenz ist im Rechte, wenn sie in denjenigen Fällen, in denen die Eigenart des Geldes im Kreise der übrigen Güter eine spezielle Regelung der betreffenden Rechtsverhältnisse verlangt, eine solche tatsächlich vornimmt. Es ist indes klar, daß hieraus keineswegs gefolgert werden kann, daß das Geld ein Vermögensobjekt sei, dessen Verkehrswert sich nicht nach den ökonomischen Gesetzen des Güteraustausches richte, daß es ein bloßes Wert-

\*) *Ut aliud est vendere aliud emere, alius emptor alius venditor: sic aliud est pretium, aliud merx, quod in permutatione discerni non potest, uter emptor, uter venditor sit* (L. 1 Dig. XVIII, 1). Ähnlich die neueren Juristen: „Das Metallgeld, als das allgemeine Tauschgut und Zahlungsmittel, bildet den Gegensatz zu dem speziellen Tausch- und Leistungsobjekt. Auf der Erkenntnis dieses Gegensatzes beruht die Unterscheidung des Kaufes vom Tausch, des Geldpreises (*pretium*) und der Ware (*merx*).“ (Goldschmidt, Handelsrecht I, § 103; vgl. auch H. Dernburg, Pandekten, § 103.) — Nur dort, wo Geld ausnahmsweise tatsächlich die Bestimmung erhält, gegen Geld veräußert zu werden, wo konkrete Geldstücke (*species*), etwa für den berufsmäßig betriebenen Verkauf, bereit gehalten werden, können dieselben Objekte des Kaufvertrages werden und den Charakter von Waren im juristischen Sinne gewinnen.

\*\*) Der Eigentumserwerb (fremder) Geldes findet aller Regel nach durch Vermischung mit dem eigenen statt (H. Dernburg, Pandekten I, § 210; Windscheid, Pandekten II, § 189); die Vindikation von Geld ist vielfach ausgeschlossen, die Grundsätze des *periculum* und des *commodum* finden beim Kaufe vielfach auf den Geldpreis keine Anwendung; die dem Schuldner vom Gläubiger ökonomisch nur zur zeitlich begrenzten Nutzung als Darlehen übergebenen Geldsummen gehen (im Gegensatze zu den Objekten der Leihe und Sachmiete) rechtlich in das Eigentum des Schuldners über usf.

zeichen, eine Verkehrsmarke, eine Anomalie der Volkswirtschaft sei.\*\*) Die Irrlehre, daß das Geld ein „abstraktes Wertquantum“ darstelle, das der Staat durch bloße deklaratorische Akte nach Willkür regeln könne, findet wohl in einzelnen Stellen des *Corpus juris*, nicht aber in der notwendigen speziellen Regelung von Rechten, die Geld zum Objekte haben, eine Stütze.

### e) Die Entstehung des Edelmetallgeldes und seine Vervollkommnung durch Ausmünzung der Metalle.

Die nach Maßgabe örtlicher und zeitlicher Verhältnisse gangbarsten Güter haben neben ihrer bisherigen Verwendung für Nutzzwecke die Funktion von allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln erlangt, bei den nämlichen Völkern zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern zur nämlichen Zeit Güter sehr verschiedener Art.

Daß gerade die Metalle, unter diesen speziell die Edelmetalle, in so hervorragender Weise, bei einzelnen Völkern schon ehe sie in die Geschichte treten, in historischer Zeit bei allen Völkern von fortgeschrittener wirtschaftlicher Kultur, als Tauschvermittler benutzt wurden, findet zunächst und unmittelbar in ihrer großen und, zumal bei entwickelter Volkswirtschaft, alle übrigen Güter übertreffenden Marktgängigkeit seine Erklärung.

Die Edelmetalle, zu denen in den älteren Perioden wirtschaftlicher Entwicklung auch das Kupfer zu rechnen ist, sind, um ihrer Nützlichkeit und besonderen Schönheit willen bei Völkern niederer Kultur an sich Schmuck, in der Folge das vorzüglichste Material für plastische und architektonische Verzierung und insbesondere für Schmuck und Gerät aller Art. Sie sind solcherart überall Gegenstand eines in allen Bevölkerungskreisen verbreiteten, früh schon lebhaft hervortretenden Begehrs, zumal auch schon auf Kulturstufen und in Klimaten, in welchen die Bekleidung, zum nicht geringen Teile selbst die Waffen, vorzugsweise dem Zwecke der Ausschmückung dienen. Obwohl sie, zumal das Gold, in der Natur stark verbreitet und (insbesondere Gold und Kupfer) durch verhältnismäßig einfache Prozesse zu gewinnen sind, ist, infolge der Spärlichkeit der Ausbeute derselben, die verfügbare Quantität der edlen Metalle, im Vergleich zu dem Begehre nach denselben doch eine so geringe, daß die Zahl derjenigen,

\*) Daß der Gegensatz von Geldpreis (*pretium*) und Kaufgut (*merx*) für die Jurisprudenz nicht die Bedeutung eines Gegensatzes zwischen dem Gelde und den übrigen Vermögensobjekten hat, geht schon aus dem Umstande hervor, daß von den römischen Juristen unter „*pecunia*“ alle (beweglichen und unbeweglichen) Vermögensobjekte, und zwar ebensowohl die körperlichen Sachen als Rechte verstanden werden und somit von einem prinzipiellen Gegensatz von Geld und Vermögen im römischen Rechte nicht die Rede sein kann. „*Pecuniae verbum non solum numeratam pecuniam complectitur, verum omnem omnino pecuniam, hoc est, omnia corpora, nam corpora quoque pecuniae appellatione contineri, nemo ambigat*“ l. 178 pr. D. 50. 16 de verb. sign. (Ulpianus). „*Pecuniae nomine non solum numerata pecunia, sed omnes res, tam soli quam mobiles et tam corpora quam jura continentur*“ l. 222 pr. D. 50. 16 de verb. sign. (Hermogenianus).

welche einen nicht oder nur unvollständig gedeckten Bedarf an diesen Gütern haben, und der Umfang des offenen (des ungedeckten) Bedarfes an denselben stets verhältnismäßig groß, ungleich größer als bei anderen wichtigeren, indes reichlicher verfügbaren Gütern ist. Der offene und latente Begeh nach denselben ist ebenso umfangreich als konstant. Der Kreis von Personen, welche Edelmetalle zu erwerben wünschen, ist wegen der Natur der durch die Edelmetalle befriedigten Bedürfnisse zugleich ein solcher, welcher ganz besonders die tauschkräftigsten Glieder des Volkes umfaßt; der umfangreiche und konstante offene Begeh nach Edelmetallen ist regelmäßig zugleich ein wirksamer. Die große Teilbarkeit der Edelmetalle und der Umstand, daß auch sehr geringe Quantitäten derselben doch eine erfreuliche Verwendung in der Wirtschaft des Einzelnen als Schmuck und Verzierung gestatten, erweitern indes die Grenzen des wirksamen Begeh nach Edelmetallen auch auf die minder tauschkräftigen Schichten der Bevölkerung. Dazu kommen die weiten räumlichen und zeitlichen Grenzen der Absatzfähigkeit der Edelmetalle, eine Folge der räumlich nahezu unbegrenzten Verbreitung des Begeh nach denselben, der im Verhältnisse zu ihrem Werte geringen Transportkosten und ihrer im wesentlichen unbegrenzten Dauerhaftigkeit.

Es gibt in der Verkehrswirtschaft, welche die ersten Stufen ihrer Entwicklung überschritten hat, keine Güter, bei welchen auch nur annäherungsweise so weite personale, quantitative, räumliche und zeitliche Grenzen der Absatzfähigkeit zusammentreffen wie bei den Edelmetallen. Lange bevor die Edelmetalle bei allen wirtschaftlich fortgeschrittenen Völkern die Funktion von Tauschvermittlern gewonnen hatten, waren sie Güter, welche nahezu allerorten, zu jeder Zeit und in jeder auf den Markt gelangenden, praktisch in Betracht kommenden Menge einem offenen, und zwar aller Regel nach einem wirksamen Begehre begegneten.\*)

---

\*) Für den modernen Menschen, zumal den Stadtbewohner, ist die Tatsache einigermaßen befremdlich, daß die Edelmetalle (Gold, Silber, Kupfer, Bronze) nur in den ersten Anfängen des Metallgeldes und auch da nicht allgemein in verarbeitetem Zustande (als Ringe, Spangen, Waffen, im alten China die Bronze als Messer, Spaten usw.) zirkulierten, in der Folge aber wesentlich als Rohstoffe oder Halbfabrikate (in der Form von Drähten, Platten, Stangen, Barren usw.) zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln geworden sind. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem ungleich allgemeineren und relativ größeren Rohstoffbedarfe der einzelnen Wirtschaftssubjekte bei gering entwickeltem Verkehre. In der im wesentlichen geschlossenen, selbstgenügsamen Hauswirtschaft muß jedes Wirtschaftssubjekt Vorräte von Rohstoffen aller Art, zumal auch von Metallen, besitzen, wenn sein Bedürfnis nach den entsprechenden Gebrauchsgütern befriedigt werden soll. Auch in der Folge werden bei unentwickeltem Verkehre den Handwerkern zumeist noch Rohstoffe, insbesondere auch Metalle, zur Herstellung von Gütern übergeben, die wir fertiggestellt zu kaufen gewöhnt sind, so zwar, daß uns zahlreiche Rohstoffe oft nie zu Gesichte kommen, welche auf niederen Kulturstufen ein Gegenstand allgemeinen Bedürfnisses sind. In Gebirgsländern (z. B. in den gebirgigen Teilen Steiermarks) pflegen noch heute die Besitzer abgelegener Bauernhöfe nicht nur die nötigen Vorräte von Metallen, sondern auch ihre eigenen Schmieden zu besitzen.



Hiermit waren aber die Voraussetzungen für die Funktion der Edelmetalle als allgemein gebräuchliche Tauschmittel, auf die im vorigen Abschnitte hingewiesen wurde, in hervorragendem Maße gegeben: die Voraussetzungen für die Funktion der Edelmetalle als Waren, gegen welche jedermann (in allen Fällen, in denen ein unmittelbarer Austausch von Gütern sich als unmöglich herausstellte oder auf besondere Schwierigkeiten stieß) seine eigenen Tauschgüter zunächst und unmittelbar umzusetzen sucht. All dies regelmäßig nicht aus dem Grunde, um die eingetauschten Edelmetalle für den Eigenbedarf zu verwenden, sondern im Hinblick auf ihre besondere Marktgängigkeit und in der Absicht, dieselben in der Folge, je nach Gelegenheit und Bedarf, gegen andere, dem Besitzer unmittelbar erforderliche Güter auszutauschen. Es war kein Zufall, auch nicht die Folge staatlichen Zwanges oder freiwilliger Übereinkunft, sondern die richtige Erkenntnis der individuellen Interessen, welche bewirkte, daß, sobald eine ausreichende Menge von Edelmetallen angesammelt und in den Verkehr gelangt war, gerade diese die älteren Tauschmittel allmählich verdrängten und zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln der wirtschaftlich fortgeschrittenen Völker geworden sind. Auch der Fortschritt von den minder kostbaren zu den kostbareren Metallen führt auf analoge Ursachen zurück.

Wesentlich gefördert wurde diese Entwicklung dadurch, daß die Edelmetalle, infolge der Eigenschaften, auf die bereits hingewiesen worden ist, bequem und nahezu kostenlos verwahrt werden können, nicht minder durch den Umstand, daß das Austauschverhältnis zwischen denselben und den übrigen Gütern infolge der eigenartigen Produktions-, Konsumtions- und Marktverhältnisse und der Dauerhaftigkeit der Edelmetalle ungleich geringere Schwankungen aufweist als das Austauschverhältnis zwischen den meisten anderen Waren -- für jeden ein Grund mehr, seinen disponiblen Tauschgüternvorrat zunächst, d. i. bis zur Verwendung desselben zum Austausche gegen ihm unmittelbar erforderliche Güter, in den relativ „wertbeständigen“ und bequem zu verwahrenden Edelmetallen anzulegen oder gegen solche umzusetzen. Auch der wichtige Umstand, daß die Edelmetalle sich infolge ihrer Eigenschaften ganz besonders zu Thesaurierungen eignen und für diesen Zweck seit jeher (bereits lange vor Entstehung des Edelmetallgeldes) Verwendung fanden, ist hier hervorzuheben. Endlich hat auch der praktisch bedeutsame Umstand, daß die Edelmetalle infolge der Eigenart ihrer Farbe, ihres Klanges, zum Teil auch ihres spezifischen Gewichtes, bei einiger Sachkunde unschwer erkennbar sind, und der Umstand, daß sie, zumal in legiertem Zustande, infolge ihrer ausreichenden Widerstandsfähigkeit und Formbarkeit ein dauerhaftes Gepräge annehmen und hierdurch auch für die Unkundigen in bezug auf Qualität und Gewicht leicht kontrollierbar gemacht werden können, zur Steigerung ihrer Gangbarkeit beigetragen und den Prozeß, durch den die Edelmetalle zu allgemein beliebten Tauschmitteln fortgeschrittener Wirtschaftsepochen geworden sind, nicht unwesentlich gefördert. \*)

\*) Wenn Knies (Geld und Kredit, 1. Abt., Geld, 1885, S. 261) die Eigenart

Es sprechen manche Gründe dafür, daß die Metalle schon vor dem Eindringen der Wage in den allgemeinen Gebrauch, nicht nur in der Form von Gebrauchsgegenständen (Waffen, Äxten, Ringen und anderem Schmuck usw.), sondern auch in unverarbeitetem Zustande oder als Halbprodukte (als Barren, Stangen, Drähte usw. von usuellen, den Bedürfnissen des Konsums, zumal der Stückelung im Verkehr, angepaßten Formen und Dimensionen) in den Verkehr gelangten. Diese je nach der Art der Metalle und ihrer Gewinnungsstätten verschiedenen Stücktypen und deren gebräuchlich gewordene Teile mögen zu einer Zeit, in der das Wägen der Güter im naturalen Tauschverkehr unbekannt oder noch nicht allgemein gebräuchlich geworden war, wie bei manchen Gütern ja noch heute, in gewissem Sinne die Wage ersetzt haben und die Metalle in dieser Form auf einzelnen Märkten auch als Tauschmedien funktioniert haben.

Als die Wage (zunächst wohl bei den kostbarsten und solchen Gütern, die beim Gebrauche eine besondere Genauigkeit erforderten: bei Edelmetallen, Spezereien, Heilmitteln usw.) im Güterverkehr allgemeiner in Aufnahme gekommen war, sind die minder genauen Stücktypen, Dimensionsmaße und deren roh bemessene Bruchstücke bei zahlreichen Gütern allmählich durch die Wage verdrängt und insbesondere die auch als eifrig begehrte Gebrauchsgüter und in steigendem Maße als Tauschmedien dienenden Geldmetalle nach Gewicht zugeteilt worden. Noch in unserem Jahrhundert, selbst in der Gegenwart, können wir diesen Zustand des Güterverkehrs, bei welchem die Geldmetalle nicht zugezählt, sondern zugewogen werden, auf zahlreichen Märkten beobachten.

Bei dem Zuwägen der Geldmetalle ergaben sich indes einige den Güterverkehr schwer beeinträchtigende Übelstände. Die verlässliche Prüfung der Echtheit und der Feinheit der Metalle vermag nur durch Sachverständige zu erfolgen, welche für ihre Mühewaltung entschädigt werden müssen; die Teilung der zähen Metalle in die im Verkehre jeweilig erforderlichen Stücke ist ferner eine Verrichtung, die bei der Genauigkeit, mit der sie, zumal bei den Edelmetallen, vorgenommen werden muß, genaue Instrumente erfordert und einen nicht unerheblichen Stoffverlust durch Versplitterung und wiederholte Einschmelzung im Gefolge hat. Beide Operationen sind überdies mit einem für den Verkehr überaus lästigen Zeitaufwand und Unbequemlichkeiten mancherlei Art verbunden — man denke an die Unbequemlichkeit, die schon daraus entsteht, daß die Marktbesucher zumeist Wage und Gewichte bei sich führen müssen.

Die Beseitigung dieser Hemmnisse des allgemeinen Verkehrs mußte um so dringlicher erscheinen, je mehr dieselben durch ihre unablässige

---

des Edelmetallgeldes im Kreise der übrigen Güter auf einen „speziellen“ Wert, auf einen „spezifischen Edelmetallwert“ zurückführt und daraus folgert, „daß die Träger eines anders gearteten Wertes nicht als Geld fungieren sollen“, so ist dies eine Konsequenz jener Auffassung, welche im Gelde in erster Linie nicht ein Tauschmittel, sondern einen „Wertmaßstab“ erblickt und deshalb auch die Eigenart des Metallgeldes im Kreise der Güter nicht aus der hohen Marktgängigkeit, sondern aus der Eigenart des „Wertes“ der Edelmetalle zu erklären geneigt ist. Ähnlich schon L. Stein, System der Staatswiss., I, 1852, S. 217 f.; Nat.-ök. 3. Aufl., 1887, S. 140 ff.

Wiederkehr sich den Marktgenossen empfindlich machten. \*) Sie erfolgte auf einzelnen Märkten zunächst wohl in automatischer Weise, indem Metallstücke, deren Gewicht mit der Wage festgestellt worden war, insofern sie handlich waren und den im Verkehre gebräuchlichsten Gewichtsmengen entsprachen, in Umlauf kamen und sich in der Zirkulation erhielten. Metallstücke dieser Art mußten unter Umständen noch nachgewogen oder auf ihre Feinheit geprüft werden; dagegen entfiel die Mühe und der Stoffverlust beim Zerschlagen der Barren.

Auch dürfte schon frühzeitig die Feinheit der Barren, beziehungsweise der in den Umlauf gelangten Stücke des Barrenmetalls, durch kleine auf dieselben geprägte Stempel kenntlich gemacht worden sein, anfangs, wie noch heute vielfach in Ostasien, wohl durch Privatpersonen, zumal durch Kaufleute, für eigene Zwecke und nur den Berufsgenossen verständlich, um durch diese Merkzeichen daran erinnert zu werden, daß die betreffenden Barren und Metallstücke bereits durch ihre Hände gegangen, geprüft und nach ihrem Gehalte für gut befunden worden seien. In der Folge geschieht dies häufig in allgemeinerer und vertrauenswürdiger Weise durch die auf den Märkten funktionierenden Essayers, welche für ihre Probe, auch für die Güte des Geldes, den Kontrahenten, die ihre Dienste in Anspruch nehmen und entlohnen, haften.

In wie unzulänglicher Weise indes die mit der Zirkulation ungemünzter Metalle verbundenen Übelstände durch die obige automatische Entwicklung behoben werden, lehren uns die Erfahrungen, welche auf den Märkten derjenigen Völker, die bis in die neueste Zeit zu einem geordneten Münzwesen noch nicht gelangt waren, gemacht wurden. Die Gewichts- und insbesondere die Feinheitsproben der auf diesen Märkten tätigen Essayers erweisen sich als unverläßlich und müssen bei der großen Leichtigkeit, mit der die Stempel dieser Funktionäre gefälscht werden können, der Regel nach bei jedem Verkehrsakte wiederholt werden, ein Umstand, welcher das Zahlungswesen zu einem überaus zeitraubenden und kostspieligen macht. (Die Kommissionsgebühren in Rangun werden z. B. zwischen 1 und  $1\frac{1}{2}\%$  des Wertes angegeben, wozu noch der durch

---

\*) Es ist zu beachten, daß diese Übelstände sich nicht bei allen Klassen der Bevölkerung in gleichem Maße geltend machen. Der Kaufmann, der unablässig Wage und Gewicht handhabt, über die nötigen Vorkehrungen und Hilfskräfte zur Erprobung des Feingehalts der Edelmetalle verfügt, auch die nötige Sachkunde besitzt und deshalb bei Benachteiligungen im Verkehre zumeist nicht der leidende Teil ist, wird selbstverständlich kein so lebhaftes Bedürfnis nach Ausmünzung der Geldmetalle empfinden wie etwa der weite Kreis von Marktbesuchern, bei dem die obigen Voraussetzungen nicht zutreffen. Selbst heute noch zieht der Bankier aus den angeführten Gründen in zahlreichen Fällen das Wägen der Münzen dem Zuzählen derselben vor, da das erstere für ihn meist minder umständlich und zeitraubend, überdies, wo es sich um eine genaue Feststellung des Edelmetallquantums handelt, auch verlässlicher als das letztere ist. Für den internationalen Großverkehr sachkundiger Kaufleute, zumal der Bankiers, ist die mit Kosten verbundene Ausmünzung der Edelmetalle in zahlreichen Fällen sogar unökonomisch, weil überflüssig. — Es ist für das hier Gesagte eine charakteristische Tatsache, daß nicht schon das große Handelsvolk des Altertums, die Phönizier, sondern erst die Griechen oder Lydier Münzen zu schlagen begannen und die Chinesen sich bis in die Neuzeit nur im Kleinverkehre der Münze, sonst aber der Wage bedienten.



die häufigen Proben und Stempelungen hervorgerufene Gewichtsverlust hinzutritt.)

Die aus der Zirkulation ungemünzter Metalle sich ergebenden, zumal für den Kleinverkehr empfindlichen Übelstände vermochten im wesentlichen erst dadurch behoben zu werden, daß eine für den Verkehr ausreichende Quantität der Geldmetalle von vornherein in gleichartige, für die Zirkulation bestimmte, den Bedürfnissen des Verkehrs angepaßte Stücke geteilt und diese mit einem ihr Gewicht und ihren Feingehalt verbürgenden, sie auch gegen Fälschungen und Defraude nach Möglichkeit schützenden Gepräge versehen wurden.

Für die Vermittlung des Güteraustausches bestimmte oder demselben tatsächlich dienende Metallstücke dieser Art sind Münzen.\*)

\*) Der Begriff der Münze wird zum Teile zu weit, zum Teile zu eng definiert, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil der Begriff der Münze im technischen Sinne nicht genügend strenge von dem des Münzgeldes unterschieden wird. Es gibt Münzen (Schau-, Erinnerungs-, Ehren-, Denkmünzen usw.), die kein Geld, und umgekehrt zahlreiche Formen des Geldes (Viehgeld, Muschelgeld, zugewogenes Edelmetallgeld usw.), die keine Münzen sind. Münzen im ökonomischen Sinne, Münzgeld, sind lediglich solche Münzen, die zugleich dem Geldzwecke dienen. Wird dies festgehalten, so ist klar, daß z. B. antiquierte oder verrufene Münzen, obzwar sie ehemals Münzgeld waren, doch gegenwärtig wohl noch Münzen im technischen Sinne, indes, da sie nicht mehr als Geld funktionieren, kein Münzgeld sind. Fremde Münzen und Handelsmünzen sind unzweifelhaft Münzen im technischen Sinne, die ersteren indes regelmäßig nur in ihrem Heimatlande, die letzteren dagegen nur innerhalb des Gebietes, in dem sie tatsächlich als Geld zirkulieren, Münzgeld. Edelmetallbarren, Banknoten und Staatskassenscheine sind, insofern sie die Funktionen des Geldes versehen, Geld, indes kein Münzgeld, Wechsel weder Geld noch Münze usw.

Ein berechtigter Streit kann, meines Erachtens, nur über zwei Fragen entstehen: erstens über die Frage, ob Edelmetallbarren schon dadurch zum Münzelde werden, daß ihr Raughgewicht und ihr Feingehalt in vertrauenswürdiger Weise, beziehungsweise vom Staate, bestimmt und beglaubigt wird, und zweitens, ob Münzgeld (im oben definierten Sinne) nur dann als Münze im ökonomischen Sinne anzuerkennen sei, wenn dasselbe vom Staate, beziehungsweise in seinem Namen und nach seiner Vorschrift ausgeprägt und von ihm rückichtlich seines Wertes garantiert sei.

Die erstere Frage muß verneint werden. Wäre es nämlich richtig, daß Edelmetallbarren oder ein sonstiges Stück Edelmetall, schon dadurch zur Münze, beziehungsweise zum Münzelde werden, daß sie ihrem Raughgewichte und ihrem Feingehalte nach in vertrauenswürdiger Weise, respektive vom Staate bestimmt worden sind, so müßten auch die von Bergwerksverwaltungen, jedenfalls die von ärarischen Gold- und Silberbergwerken für technische Zwecke in den Handel gebrachten Edelmetallbarren, — insofern das Gewicht und die Feinheit derselben in vertrauenswürdiger Weise, respektive staatlich beglaubigt sind — als Münzen anerkannt werden. Die Münzen sind somit nicht „lingots, dont le poids et le titre sont certifiés, rien d'autre et rien de plus“ (M. Chevalier, Cours d'E. P. III, La Monnaie, 1866, p. 39f.); sie sind auch nicht lediglich im Feingehalte (Schrot und Korn) staatlich beglaubigte Barren (L. Goldschmidt, Handbuch des Handelsrechts I, 2. Abt., 1868, S. 1093). In bezug auf Feinheit und Gewicht beglaubigte Metallstücke können, zum Unterschiede von Metallbarren, jedenfalls nur dann als Münzen im ökonomischen Sinn, als Münzgeld, bezeichnet werden, wenn sie dem Geldzwecke dienen.

Dagegen wird von denjenigen, welche nur solche Münzen im technischen Sinne, die, „um als Geld zu dienen, im Namen und nach Vorschrift des Staates geprägt sind und deren Wert vom Staate garantiert ist“, als Münzen im ökonomischen Sinne anerkennen (vgl. Lexis, Bd. V, S. 898 der 2. Aufl. des Handwörter-

Es hat diese Form der Tauschmittel vor der Zirkulation ungemünzter Metalle aber den Vorzug, daß sie die lästige und mit ökonomischen Opfern verbundene Operation des Teilens und Zuwägens der als Tauschvermittler funktionierenden Metalle erspart, indem diese letzteren im Verkehre nicht mehr zugeteilt und zugewogen, sondern nur zugezählt zu werden brauchen. Sie ersparen oder erleichtern uns bei der Übernahme der Edelmetalle die Prüfung ihrer Feinheit und ihres Gewichts, bei der Begebung den Beweis derselben.

Hiermit ist die Bedeutung der Ausmünzung der Geldmetalle indes nicht erschöpft. Die vertrauenswürdige Feststellung des Rohgewichtes und des Feingehaltes ist entfernt nicht der allein wesentliche Zweck derselben. Man vergegenwärtige sich das Geldwesen eines Landes, in welchem Münzen zirkulieren würden, von denen jede einzelne ein verschiedenes Gewicht, eine verschiedene Form und einen verschiedenen Grad von Affinierung hätte; selbst wenn das Rohgewicht und der Feingehalt der einzelnen Münzstücke in genauester und vertrauenswürdigster Weise bestimmt und beglaubigt wäre, vermöchten dieselben dem Verkehrsbedürfnisse doch nur in sehr unvollkommener Weise zu entsprechen. Erst dadurch, daß bei der Ausmünzung der Geldmetalle dieselben von vornherein in Stücke zerlegt werden, welche in den für den Geldzweck entscheidenden Rücksichten, also in erster Linie in bezug auf Feingehalt, überdies auch in bezug auf Rohgewicht, Legierung und Form, innerhalb der Grenzen technischer Möglichkeit gleichartig sind, sind wir in der Lage, bestimmte Edelmetallmengen nicht nur aller Regel nach ohne Prüfung von Rohgewicht und Feingehalt der einzelnen Münzstücke, sondern zugleich ohne lästige und zeitraubende Berechnungen durch bloßes Zuzählen der Münzstücke darzustellen, zu leisten und zu übernehmen. Erst hierdurch erlangen die Geldmetalle die Fähigkeit, mühelos und kostenlos aus einer Hand in die andere überzugehen, solviert und übernommen zu werden, erst hierdurch das hohe Maß von Zirkulationsfähigkeit, welches die gemünzten Geldmetalle auszeichnet.

Indes wird durch die Ausmünzung der Geldmetalle in gleichartige Münzstücke noch ein anderer wichtiger Erfolg herbeigeführt. Es wird hierdurch ermöglicht, bestimmte Mengen gemünzten, also leicht übertragbaren, zirkulationsfähigen Geldmetalls in einfacher und genauer Weise durch bloße Benennung von Münzsorte und Stückzahl zu bezeichnen, ein Umstand, dessen Bedeutung für den Verkehr, zumal für den Abschluß befristeter Verpflichtungsverhältnisse, welche

buches d. Staatsw., 1900), der Begriff der Münze, wie mir scheint, zu eng gefaßt. Die von Privatmünzstätten ausgebrachten Münzstücke sind, wenn sie allgemein gebräuchliche Umlaufmittel werden und alle Funktionen des Münzgeldes tatsächlich übernehmen, unzweifelhaft Münzen im ökonomischen Sinne, Münzgeld, ebenso die bei vielen Völkern noch heute zirkulierenden fremden Handelsmünzen. Ich erinnere noch aus neuester Zeit an die kalifornischen Privatausmünzungen in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts, an die Ausmünzungen der beiden Bechtler in Rutherfordton (Nordkarolina), an diejenigen der Mormonen usf.

Durch die obige Begriffsbestimmung wird lediglich die staatliche Münze, eine spezielle geschichtliche Ausgestaltung des Münzgeldes, definiert.

Geldmetalle zum Gegenstande haben, kaum hoch genug veranschlagt werden kann. Nicht schon dadurch, daß bei der Ausmünzung die einzelnen Metallstücke ihrem Gewicht und ihrem Feingehalt nach in vertrauenswürdiger Weise beglaubigt, erst dadurch, daß die Geldmetalle hierbei zugleich in gleichartige in bezug auf Gewicht, Form und Affinität vertretbare, fungible Stücke zerlegt werden, erlangen sie die Eignung, zum Gegenstand ebenso leicht zu begründender als zu solvierender Verpflichtungsverhältnisse zu werden, deren Inhalt die Leistung bestimmter Quantitäten zirkulationsfähigen Geldmetalls ist. Nur Münzen dieser Art, nicht schon ein seinem Gewicht und seiner Affinität nach selbst noch so genau bestimmtes Stück Geldmetall in seiner Vereinzelung, sind in Wahrheit Münzgeld: der Erleichterung und Vervollkommnung der Zirkulation des ursprünglich zugewogenen Metallgeldes, der Leistung bestimmter Quantitäten und Affinitätsgrade desselben durch bloße Zuzählung dienende, fungible Geldmetallstücke.

Der deutlichste Beweis für die große Bedeutung, welche die Ausmünzung der Geldmetalle für den Verkehr hat, liegt wohl darin, daß fast überall, wo Münzgeld in Gebrauch kommt, dasselbe das zugewogene Geldmetall aus seiner Funktion als Tauschmittel allmählich verdrängt. das Münzgeld ausschließlich zum allgemein gebräuchlichen Tauschmittel. das ungemünzte Geldmetall aber der Hauptsache nach zum Kaufgute wird.

Allerdings hat die Ausmünzung der Geldmetalle für den Verkehr auch einen Übelstand im Gefolge, indem gerade hierdurch die genaue Anpassung der Geldpreise an die im Verkehr vorkommenden Gegenleistungen in allen denjenigen Fällen erschwert wird, in denen die Preise durch die zirkulierenden Münzen, die ihrer Bestimmung nach ja unteilbar sind,\*) nicht genau dargestellt werden können.

Der nächstliegende Gedanke, diesem der Münzform der Geldmetalle anhaftenden Übelstande zu begegnen, ist wohl der, die Geldmetalle schon bei der Ausmünzung in Stücke zu zerlegen, welche den im Verkehr am häufigsten vorkommenden Gegenwerten entsprechen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bereits vor der Ausmünzung der Geldmetalle derartige den Bedürfnissen des Verkehrs angepaßte Metallstücke bei einzelnen Völkern als bevorzugtes Tauschmittel zirkuliert haben. Die eigentlichen, zumal die staatlichen Ausmünzungen sind indes, der Natur der Sache nach, hauptsächlich von der Rücksicht beherrscht worden. durch ein abgestuftes System von Münzsorten die leichte und möglichst genaue Darstellung aller im Verkehr vorkommenden Preise in gemünztem Metalle zu ermöglichen. Es ist hierdurch die erwähnte Schwierigkeit tatsächlich in wirksamer Weise behoben worden. Die Systeme der Münzsorten haben sich fast durchaus im Anschluß an die bestehenden Handels-, beziehungsweise Metallgewichte und deren gebräuchliche Teile entwickelt. Mannigfache Einflüsse (die fiskalische Ausnützung der Münzhoheit, die Verschiebung der Wertrelation der Geldmetalle, die Bedürfnisse des Außenverkehrs, die notwendige Rücksicht

\*) Über Fälle, in denen Münzen im Verkehre tatsächlich zerschlagen werden, vgl. Fr. N o b a c k, Münz-, Maß- und Gewichtsbuch, 1879, S. 158 f. und 422 usf.



auf die Bewertungsgewohnheiten der Bevölkerung usf.) haben im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zu den gegenwärtigen Münzsystemen geführt, welche im wesentlichen die Vorzüge eines alle Preisstufen leicht und innerhalb der Grenzen technischer Möglichkeit genau darstellenden Systems von Münzsorten mit denen einer den Verkehrsbedürfnissen und Bewertungsgewohnheiten der Bevölkerung nach Möglichkeit sich anpassenden Münzeinheit und Münzstückelung verbinden.\*)

Indem solcherart ein System von Münzsorten entsteht, wird zugleich ein für den Verkehr und das Privatrecht überaus wichtiger Erfolg herbeigeführt. Es wird hierdurch insbesondere in Verbindung mit den staatlichen Maßregeln, von denen der nächste Abschnitt handelt, bewirkt, daß bestimmte Quantitäten von Münzeinheiten durch Münzen verschiedener Münzsorten leicht und einfach dargestellt und geleistet werden können. Es entsteht die Möglichkeit nicht nur von Schuldverhältnissen, deren Inhalt eine bestimmte Anzahl von Münzen bestimmter Sorte sind, sondern auch von solchen, deren Inhalt eine bestimmte in Münzen verschiedener Sorte darstellbare Quantität von Münz-, beziehungsweise Rechnungseinheiten ist, von Summenschulden, deren Wichtigkeit für das praktische Leben so überaus groß ist.\*\*)

Fasse ich das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß die Ausmünzung der Geldmetalle, insbesondere der Edelmetalle, für das Wirtschaftsleben und für die Rechtsordnung eine ungleich größere Bedeutung hat, als ihr gemeiniglich zugeschrieben wird. Durch die Münzform wird nicht nur das lästige und mit ökonomischen Opfern verbundene Erproben und Zuwägen der Geldmetalle im Güterverkehr erspart. Dieselbe hat eine weit darüber hinausgehende Bedeutung. Indem der dem Geldzwecke gewidmete Teil der Edelmetalle,

\*) Es ist zu beachten, wie schwierig es im gemeinen Verkehre sein würde, die in unseren heutigen Münzen enthaltenen Edelmetallquanten (z. B. 7·96495 g  $\frac{900}{1000}$  feinen Goldes — das deutsche Zwanzigmarkstück — oder 6·775067 g Gold der nämlichen Feinheit — das österreichisch-ungarische Zwanzigkronenstück —) mit der Wage herzustellen, während mit der usuellen Handelswage und den usuellen Handelsgewichten leicht darstellbare Goldquanten, z. B. von 1000, 100 oder 10 g Gewicht, wiederum (man denke an die Goldkronen des deutsch-österreichischen Münzvertrages vom 21. Januar 1857, die im internationalen Verkehre nie recht in Aufnahme zu gelangen vermochten!) nicht notwendig dem Verkehrsbedürfnisse entsprechen.

\*\*) Man erwäge, um wie viel geringer die Umständlichkeiten bei der Kontrahierung, insbesondere aber bei der Solution einer Schuld sind, wenn deren Inhalt nicht eine Gewichtsmenge von Barrenmetall, sondern eine bestimmte Anzahl von Stücken einer bestimmten (gleichartig ausgeprägten) Münzsorte, oder gar ein bestimmtes Quantum von Münzeinheiten ist.

Allerdings hat der Umstand, daß durch die geschichtliche Entwicklung des Münzwesens in den meisten Ländern an die Stelle der ursprünglichen, jeder mann verständlichen Gewichtsmengen der Münzstücke und Münzeinheiten. (Pfunde, Mark und ihre Teile usf.) Münznamen gesetzt wurden, die zwar für den Sachkundigen gleichfalls bestimmte Gewichte und bestimmte Affinitätsgrade der Geldmetalle ausdrücken, der großen Mehrzahl der Bevölkerung aber unverständlich sind, wesentlich dazu beigetragen, die Geldeinheiten, die, in der hier maßgebenden Rücksicht, nur bestimmte Gewichtsmengen ihrer Feinheit nach bestimmter Münzmetalle sind, als abstrakte „Wertquanten“ erscheinen zu lassen.

und zwar in solcher Weise ausgenützt wird, daß innerhalb der staatlichen Grenzen einheitliche Systeme von Münzsorten entstehen, erlangen die Geldmetalle die Fähigkeit, leicht, genau und nahezu kostenlos in jeder den Bedürfnissen des Verkehrs angepaßten Quantität dargestellt, übertragen und übernommen zu werden. Sie gewinnen eine Zirkulationsfähigkeit, wie sie in gleichem Maße nur sehr wenigen Gütern anderer Art, insbesondere aber entfernt nicht den Edelmetallen in Barrenform eigen ist.\*) Die gemünzten Geldmetalle erlangen aber zugleich innerhalb der einzelnen Münzsorten (unter Berücksichtigung der Legierung und der Gewichtsverhältnisse, regelmäßig auch innerhalb verschiedener Münzsorten) einen außerordentlich hohen Grad ökonomischer Vertretbarkeit, ein Umstand, welcher ermöglicht, durch bloße Bezeichnung von Münzsorte und Stückzahl, ja durch bloße Bestimmung einer Anzahl von Münzeinheiten den Inhalt von Geldobligationen, der doch im wesentlichen ein solcher von Metallquantitäten bestimmten Gewichtes und bestimmter Affinität ist, in ebenso einfacher als genauer Weise zu bestimmen. Die Geldmetalle werden infolge ihrer Ausmünzung wie kaum ein anderes Gut geeignet, zum Inhalte von Gattungs- und Summenschulden zu werden, deren Inhalt genau bestimmt ist und deren Solvierung durch gemünztes Metall in ebenso genauer als einfacher und müheloser Weise durch Zuzählung zu erfolgen vermag.\*\*)

Allerdings können selbst das rationellste Münzsystem und die technisch fortgeschrittenste Ausmünzung der Geldmetalle einzelne aus der

\*) Die Edelmetalle sind als Urstoffe, als Elemente, gedacht, wie selbstverständlich, vollständig homogen und in diesem Sinne, ohne Rücksicht auf ihre Ursprungsstätte, streng fungibel. Indes dienen sie in der Wirklichkeit nicht als „Gattungen“ oder als „Elemente“ — es dienen vielmehr individuelle Stücke der Edelmetalle als Geld. Diese können aber in Rücksicht auf Gewicht, Feinheit und Form, also in den für die Geldfunktion entscheidenden Rücksichten, überaus verschieden sein. Ja es gibt wenige Dinge, welche, praktisch genommen, so große Verschiedenheiten aufzuweisen vermöchten, in so geringem Maße fungibel zu sein pflegen, als verschiedene Stücke des nämlichen edlen Metalles in Rücksicht auf den Geldzweck. Erst dadurch, daß die Edelmetalle in der Weise ausgemünzt werden, daß die einzelnen Münzstücke, beziehungsweise Münzsorten, in bezug auf Raubgewicht, Feingehalt und Form innerhalb der Grenzen technischer Leistungsfähigkeit, gleichwertig sind, werden individuelle Stücke der Geldmetalle für das praktische Wirtschaftsleben im eminentesten Sinne vertretbar (fungibel).

\*\*) Generische Obligationen (im Gegensatz zu denjenigen Obligationen, deren Inhalt individuell bestimmte Leistungen, z. B. ein bestimmtes Haus, ein bestimmtes Pferd, sind) sind solche Obligationen, deren Inhalt nur durch einen Gattungsnamen oder durch allgemeine Merkmale bestimmt ist (z. B. ein Pferd im allgemeinen, ein bestimmtes Quantum von Usance-Weizen, von Hektolitern Wein oder von Wein einer bestimmten Sorte). Die große Bedeutung, welche diese Obligationen für den Verkehr, zumal für befristete Leistungen haben, bedarf keiner Bemerkung. Wohl aber muß hier hervorgehoben werden, daß der Inhalt derselben, der Natur der Sache nach, nicht vollkommen genau bestimmt ist. Durch die nähere Determination des „genus“, durch Hinzufügung von Merkmalen, gewinnt der Inhalt der Obligationen an Bestimmtheit. In letzter Linie hängt die Bestimmtheit desselben indes zugleich von der mehr oder minder strengen Vertretbarkeit der von der „Gattung“ umfaßten Individuen ab. Was nun die gemünzten Metalle in ganz besonderer Weise auszeichnet und dieselben zu Objekten von Genusobligationen in hervorragendem Maße befähigt, ist die nach Maßgabe der technischen Leistungsfähigkeit der Münzstätten strenge Vertretbarkeit derselben.

Technik des Münzwesens, aus der wechselnden Relation der Geldmetalle usf. sich ergebende Mängel der Vertretbarkeit der Münzen nicht vollständig beseitigen. Es muß zu diesem Zwecke noch in mannigfacher Rücksicht der staatliche Einfluß auf das Geld- und Zahlungswesen hinzutreten.

**f) Die Beeinflussung des Geld- und Münzwesens durch den Staat.**

Den Ansprüchen der entwickelten Volkswirtschaft an das Geldwesen vermag die automatische Entwicklung desselben nicht zu genügen. Das Geld ist nicht durch Gesetz entstanden; es ist seinem Ursprunge nach keine staatliche, sondern eine gesellschaftliche Erscheinung. Die Sanktion desselben durch die staatliche Autorität ist dem allgemeinen Begriff des Geldes fremd. Wohl aber ist die Institution des Geldes, dessen Funktion als Tauschvermittler und die Konsektivfunktionen derselben, durch staatliche Anerkennung und Regelung in ähnlicher Weise vervollkommen und den vielfältigen und wechselnden Bedürfnissen des sich entwickelnden Verkehrs angepaßt worden, wie das Gewohnheitsrecht durch die Gesetzgebung und alle Seiten des sozialen Lebens, zumal der Verkehr, durch das Eingreifen des Staates.

Vor allem hat die umfassendste Erfahrung gelehrt, daß die Ausmünzung der Geldmetalle, sobald und insoweit\*) dieselbe für die Volkswirtschaft sich als notwendig erweist, das Eingreifen des Staates erfordert. Die mit ökonomischen Opfern verbundene Versorgung der Märkte mit nach Art und Menge den Bedürfnissen aller Bevölkerungskreise entsprechenden gemünzten Metallen liegt wohl im Interesse der Einzelnen und der Gesamtheit, kann indes erfahrungsgemäß von den unter dem Drucke der Konkurrenz stehenden, auf Gewinn angewiesenen und bedachten Einzelwirtschaften im Volke nicht erwartet werden. Die Privatausmünzungen, selbst diejenigen der neuesten Zeit, haben denn auch dem allgemeinen Verkehrsbedürfnisse nur in unvollkommener Weise entsprochen.\*\*)

\*) S. oben Note zu S. 208.

\*\*) Die noch im Anfange der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts von den zahlreichen Privatmünzstätten Californiens in Zirkulation gebrachten Münzen zu 50, 1,  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{4}$  Dollar erwiesen sich im allgemeinen geringer als die von der Regierung ausgeprägten (in einzelnen Fällen bis 2%) und wurden durch diejenigen der Nationalmünzstätte in San Francisco seit 1854 mehr und mehr verdrängt (Fr. N o b a c k, Münz-, Maß- und Gewichtsbuch, 1879, S. 792). — Die von den B e c h t l e r s in Nordcarolina (in Rutherfordton) durch einige Zeit ausgeprägten Fünfdollarstücke waren zum Teil bis zu  $1\frac{1}{2}\%$  geringer; die im Jahre 1849 in Philadelphia untersuchten Fünfdollarstücke erwiesen sich 4 Dollar 94 Cents und, wenn die Silberlegierung in Anschlag gebracht wurde, doch nur 4 Dollar 96 $\frac{1}{2}$  Cents wert. Die älteren C. B e c h t l e r s c h e n Fünfdollarstücke waren sogar 1—6%, im Durchschnitte 3%, die A. B e c h t l e r s c h e n Eindollarstücke 2% unter ihrem Nennwert ausgebracht. Auch die von den M o r m o n e n im Staate Utah geprägten Goldstücke zu 20, 10, 5 und  $2\frac{1}{2}$  Dollar erwiesen sich in Feinheit und Gewicht sehr unregelmäßig. Der Wert des Zehndollarstückes war im Mittel 8 Dollar 52 Cents, derjenige der übrigen Sorten im Verhältnis (ebend. S. 647). Vgl. rücksichtlich der Privatausmünzungen in anderen Verkehrsgebieten auch ebend. S. 158 f. (Bogota); S. 169 (Bombay); S. 620 (Montreal);



Es ist klar, daß aller Regel nach nur der Staat ein Interesse daran hat, selbst mit ökonomischen Opfern die Volkswirtschaft dauernd mit den Verkehrsbedürfnissen entsprechendem Münzgelde zu versorgen, wie denn auch nur der Staat die Machtmittel besitzt, das Münzwesen gegen Falschmünzerei und die in Zirkulation gesetzten Umlaufsmittel gegen betrügerische Gewichtsverminderung und dem Verkehre abträgliche Gewaltsamkeiten anderer Art wirksam zu schützen. Die Geschichte bietet uns überaus zahlreiche Beispiele von Fällen, in denen die Regierungen, wesentlich unterstützt durch irrtümliche Geldtheorien, die ihnen naturgemäß zufallende Münzhoheit in ebenso eigennütziger als gemeinschädlicher Weise mißbraucht haben. Seitdem indes die Regierungen die wesentlich fiskalische Auffassung der Münzhoheit, die zu diesen Mißbräuchen geführt hatte, verlassen und die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung eines durch seinen inneren Wert jeder Willkür entrückten Münzwesens als Grundlage des gesamten Geldwesens richtig erkannt haben, ist in allen Kulturländern die Versorgung der Volkswirtschaft mit vertrauenswürdig ausgeprägten Münzen als eine berechnete Aufgabe staatlicher Fürsorge anerkannt und diese Aufgabe in einer den Verkehrsbedürfnissen allseitig entsprechenden Weise aller Regel nach auch nur vom Staate, oder unter staatlicher Aufsicht, tatsächlich gelöst worden.

Einen noch ungleich wichtigeren Einfluß auf das Geldwesen übt der Staat, indem er innerhalb der staatlichen Grenzen, ja in der Folge im Wege internationaler Vereinbarungen darüber hinaus, das Geldwesen einheitlich regelt. Die automatische Entwicklung des Geldwesens führt der Natur der Sache nach leicht zu einer für den Verkehr überaus abträglichen und lästigen Vielgestaltigkeit des Geldes in Rücksicht auf die Geldmetalle, ihre Legierung, die Gewichtseinheit und die Teilgewichte, nach denen gerechnet wird. Sobald die Ausmünzung der Geldmetalle gebräuchlich wird, pflegt die Zersplitterung des Münzrechts ähnliche Wirkungen zu äußern und zu einer dem Verkehre nicht minder abträglichen Mannigfaltigkeit des Münzgeldes in Rücksicht auf die Münzmetalle, ihre Legierung, das Münzgrundgewicht und dessen Stückelung insbesondere auch auf die Münzeinheit, auf die Genauigkeit der Ausprägung, die Münzform, selbst die Benennung der Münzsorten usf. zu führen. Der Staat erfüllt eine der wichtigsten Aufgaben der Volkswirtschaftspflege, indem er sich nicht auf die vertrauenswürdige Beglaubigung der Rohgewichte und der Feingehalte der Münzen beschränkt, sich nicht damit begnügt, der vertrauenswürdigen, auf übermäßige und unredliche Gewinne verzichtende Münzmeister der Bevölkerung zu sein, sondern durch einheitliche Feststellung eines Münzsystems (der Währungsmetalle und ihrer Legierung, des Münzgrundgewichts, der Münzeinheit, des Münzfußes, der Münzstückelung, der Münzformen, der Münznamen usf.) das Geldwesen des Staates, respektive umfassender Wirtschaftsgebiete, in einer den Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechenden Weise einheitlich regelt und, indem er

---

S. 754 (Rangun); S. 821 (Lokalmünzen in Singapore); S. 860 (Australien); S. 866 (Tahiti) usf.; ferner Chr. und Fr. N o b a c k, Vollständiges Taschenbuch der Münzverhältnisse, 1850, S. 1630 (Californien).

Münzen dieser Art in den Verkehr setzt, Münzen, welche diesen Anforderungen nicht entsprechen, aus dem Verkehre zieht oder aus dem Verkehre drängt, ein einheitliches staatliches Münzwesen, ein Landesgeld (beziehungsweise eine Landeswährung, Landesvaluta) in diesem weitesten Sinne des Wortes schafft.

Indem der Staat solcherart dem Bedürfnisse des Verkehrs nach einheitlichem Maße und Gewichte gleichwie auf allen übrigen Gebieten, so besonders auch auf dem überaus wichtigen und eigenartigen des Münzgeldes durch Feststellung einer Landeswährung entspricht, schafft er die Grundlage und Voraussetzung für ein überaus vereinfachtes und gesichertes Rechnungs- und Zahlungsverwesen, ein — im Verhältnisse zum vielgestaltigen Gelde automatischen Ursprungs — in hohem Maße vervollkommenetes, innerhalb der Grenzen technischer Möglichkeit funktionsfähiges, besonders auch den Zweifeln und Streitigkeiten über den rechtlichen Inhalt der Geldschulden in mannigfacher Rücksicht vorbeugendes Verkehrsmittel.

Immerhin bleibt, auch nach Einführung eines einheitlichen Systems von Landesmünzen und selbst bei rationellster Ausprägung der letzteren, eine Reihe dem Verkehre empfindlicher Übelstände des Münzwesens bestehen, welche durch bloße münztechnische und die vorher gekennzeichneten münzpolitischen Maßregeln nicht behoben werden können. Solche Übelstände sind: daß zirkulationsfähige Münzen, in denen alle im Verkehre vorkommenden Gewichtsmengen des Geldmetalls alle Geldpreise darstellbar sind, zumal wenn der Geldstoff ein kostbarer ist, nicht aus ein und demselben Metalle ausgebracht werden können und insbesondere die für den Kleinverkehr bestimmten Münzsorten zum Teile aus anderen Geldmetallen als die Hauptmünzen geprägt werden müssen; daß in vielen Ländern selbst die Hauptmünzen usuell aus verschiedenen Geldmetallen (aus Gold und Silber) ausgebracht werden; daß die groben und die Teilmünzen, selbst wenn sie aus dem nämlichen Metall, mehr noch, wenn sie aus verschiedenen Metallen hergestellt werden, nicht den gleichen Prägeaufwand erfordern und somit Beträge derselben von gleichem Nominalwerte verschiedene Produktionskosten verursachen; daß die einzelnen Münzstücke der nämlichen Münzsorte, selbst bei fortgeschrittener Technik und sorgfältiger Ausprägung, schon beim Verlassen der Münzstätte in bezug auf Feinheit und Gewicht Verschiedenheiten aufweisen, also ökonomisch nicht vollständig vertretbar sind, ein Mangel, welcher durch die Abnutzung infolge der Zirkulation noch gesteigert wird; daß neben den Landesmünzen vielfach auch allgemein gebräuchliche Zahlungsmittel anderer Art (Banknoten, Staatskassenscheine, fremde Münzen) in Umlauf gelangen usw.

Das Gemeinsame dieser durch münztechnische Maßregeln und selbst durch ein noch so rationelles Münzsystem nicht vollständig zu beheben- den Übelstände ist, daß hiedurch die strenge ökonomische Vertretbarkeit der Münzen der nämlichen Münzsorte, mehr noch diejenige entsprechender Quantitäten von Münzstücken verschiedener Münzsorten untereinander, gemindert wird und infolge dieses Umstandes die Vorteile eines einheitlichen Systems von Landesmünzen, insbesondere die-

jenigen eines einheitlichen Rechnungswesens, nicht vollständig zur Geltung gelangen würden, falls diese Übelstände in ihren Wirkungen nicht aufgehoben werden könnten. Man vergegenwärtige sich den Zustand des Geldwesens eines Landes, in welchem die Münzstücke der nämlichen Münzsorte wegen der unausweichlichen Ungenauigkeiten ihrer Ausprägung und der regelmäßig eintretenden Abnützungsverluste im Verkehr verschieden bewertet werden würden; einen Zustand, bei welchem aus verschiedenen Geldstoffen ausgebrachte Münzen, insbesondere auch die Scheidemünzen, wegen der Schwankungen der Marktrelation der betreffenden Geldmetalle gleich Parallelwährungen wirken würden usf. Es ist klar, daß hiedurch die wesentlichen Vorteile eines einheitlichen Landesgeldes und eines noch so rationell abgestuften und durchgeführten Münzsystems zum Teile wieder aufgehoben werden würden. Ein allen Bedürfnissen des Verkehrs entsprechendes, vollständig gesichertes einheitliches Rechnungs- und Zahlungswesen ist durch bloße münztechnische und durch die oben erwähnten münzpolitischen Maßregeln nicht erreichbar.

Die obigen (wie kaum bemerkt zu werden braucht, zum Teile nicht erst durch die Ausprägung der Geldmetalle entstehenden) Schwierigkeiten können in ihren Wirkungen nur durch ein System von staatlichen Maßregeln behoben werden, welche sich zum Teil auf die Regelung der Solution der Geldschulden beziehen und deshalb nicht nur dem Gebiete der Münzpolitik, sondern auch dem des Privatrechtes angehören, zum Teil in der Übernahme bestimmter vermögensrechtlicher Verbindlichkeiten seitens des Staates bestehen.

Maßregeln dieser Art sind: daß der Staat den einzelnen Münzstücken der nämlichen Münzsorte trotz gewisser Abweichungen im Rohgewicht und in ihrer Feinheit (innerhalb der Grenzen der Remedien und des Passiergewichtes) in Rücksicht auf die Solution von Geldschulden rechtlich die gleiche Zahlkraft verleiht; daß der Staat die Zahlkraft der aus verschiedenen Edelmetallen geprägten Münzen durch Bestimmung der Wertrelation bei ihrer Ausprägung und durch Tarifierung der Münzsorten gesetzlich feststellt; daß er die Zahlkraft der unterwertig ausgeprägten Scheidemünzen durch Übernahme der Einlösungspflicht oder durch Kassen- und Zwangskurs derselben zum Nominalwert in ein festes Verhältnis zu derjenigen der Münzeinheit bringt usf.

Erst hiedurch (durch die Verbindung münztechnischer, verwaltungsrechtlicher und auf das Privatrecht sich beziehender Maßregeln des Staates) wird das System der Münzsorten eines Landes zu einem Systeme von rechtlich streng vertretbaren (fungiblen) Rechnungseinheiten, ein Umstand, welcher in hohem Maße zur Vereinfachung des Rechnungs- und Zahlungswesens beiträgt und es selbst dem in den Komplikationen des Geld- und Münzwesens Unerfahrenen, wenn er bei seinen Güterumsätzen und Kreditgeschäften sich der Landesmünzen bedient, ermöglicht, durch bloße Benennung der Anzahl von Münzeinheiten der Landeswährung, alle im Verkehre vorkommenden Quantitäten von gemünztem Geldmetall mit erreichbarer Ge-



naugigkeit zu bestimmen und durch bloße Zuzählung von Münzstücken in rechtlich gesicherter Weise zu leisten und zu übernehmen.

Wenn es in einem Lande mit geordnetem Münzwesen jedermann, jedem Tagelöhner, ja jedem Kinde, ermöglicht ist, an den Vorteilen eines einheitlichen, alle Preisstufen leicht und genau darstellenden und selbst in schweren Krisen normal funktionierenden Geldwesens teilzunehmen, zumeist ohne daß die weitaus größere Mehrzahl der Bevölkerung sich dieser Wohltaten und der sie bewirkenden Ursachen auch nur bewußt wird, so ist dieser nicht hoch genug zu veranschlagende Erfolg nicht zum geringsten Teile auf das System der obigen staatlichen Maßregeln zurückzuführen, durch welche alle zu vermeidenden und deshalb überflüssigen ökonomischen Opfer, Gefahren und Unbequemlichkeiten des Geld- und Zahlungswesens innerhalb der Grenzen der Möglichkeit in wirksamer Weise beseitigt werden.

Erst hierdurch entstehen in Wahrheit in bezug auf die Bedürfnisse eines fortgeschrittenen Verkehrs und des Rechtslebens ausgestaltete einheitliche Landeswährungen.

## § 2.

### Über die Konsektivfunktionen und den Begriff des Geldes.

#### a) Das Geld als Mittel für einseitige und subsidiäre vermögensrechtliche Leistungen.

Freiwillige und zwangsweise auferlegte einseitige (d. i. nicht aus einem „entgeltlichen Geschäfte“ überhaupt und speziell nicht aus Tauschgeschäften herrührende, wenngleich unter Umständen auf einer stillschweigend anerkannten Gegenseitigkeit beruhende) Leistungen von Vermögensstücken und Diensten gehören, soweit wir die Geschichte der Wirtschaft zurückverfolgen können, zu den ältesten Formen des menschlichen Verkehrs. Lange bevor der eigentliche Gütertausch (der Gütertausch im Rechtssinne) in der Geschichte auftritt oder eine nennenswerte Bedeutung für die Güterversorgung gewinnt, treten uns bereits einseitige naturalwirtschaftliche Leistungen mannigfacher Art entgegen: freiwillig und mehr oder minder unter dem Drucke eines Zwanges dargebotene Geschenke, zwangsweise auferlegte Abgaben, Vermögensbußen, Wergelder, einseitige aus dem Familienverhältnisse stammende Leistungen usf.

Leistungen dieser Art werden, bevor der Gütertausch zur Erscheinung gelangt, wie selbstverständlich, in Gütern geboten oder auferlegt, die für den Empfänger Gebrauchswert, beziehungsweise einen besonders hohen Gebrauchswert haben. Bei Zwangsleistungen tritt in der Naturalwirtschaft noch die Rücksicht hinzu, daß sie in solchen Gütern bestimmt sein müssen, über die der Verpflichtete tatsächlich verfügt, oder (bei befristeten und bei periodisch wiederkehrenden Leistungen) voraussichtlich zu verfügen in der Lage sein wird. Die Übelstände, die diesen in der naturalwirtschaftlichen Periode überaus wichtigen Verpflichtungs-

verhältnissen anhaften, bestehen wesentlich darin, daß die letzteren die Verpflichteten in zahlreichen Fällen zu Produktionen nötigen, die ihrer Wirtschaft nicht angemessen sind oder im Laufe der Zeit für die Verpflichteten doch lästig und unökonomisch werden, für die Berechtigten aber die Leistungen in Wahrheit oft geringwertig sind oder mit der Zeit geringwertig werden und in keinem Verhältnisse zu den den Verpflichteten erwachsenden Opfern stehen. Dazu kommt, daß es bei naturalwirtschaftlichen Leistungen, die eindeutig bestimmt sind, nie außer Zweifel steht, ob der Verpflichtete den Rechtsansprüchen des Berechtigten, zumal bei befristeten und sich wiederholenden Leistungen, unter allen Umständen zu entsprechen in der Lage sein werde.

Der eben gedachte Übelstand pflegt in der naturalwirtschaftlichen Periode mit ihrem überaus strengen, durch patriarchalische Verhältnisse nur teilweise gemilderten Schuldrechte zur Feststellung von alternativen Leistungen zu führen, welche dem Verpflichteten die Erfüllung, dem Berechtigten die wirksame Erzwingung der Leistung in zahlreichen Fällen erleichtern, in anderen geradezu erst ermöglichen, denen wir in den ältesten Urkunden und Rechtsbüchern denn auch vielfach begegnen.\*)

Sobald indes in einem Volke der Gütertausch an Umfang und Bedeutung gewinnt, allgemein gebräuchliche Tauschmittel entstehen und mit der Entwicklung der Arbeitsteilung und der Ausdehnung des Marktverkehrs eine fortschreitend sich steigernde Anzahl von Markt-gütern für Geld erworben und gegen Geld umgesetzt werden kann, ergibt sich aus der so geänderten Sachlage auch ein neues, viel vollkommeneres Mittel zur Überwindung der Schwierigkeiten, die in der Naturalwirtschaft der gesicherten Erfüllung eindeutig bestimmter wirtschaftlicher Verpflichtungen entgegenstehen und unter Umständen zur Feststellung alternativer wirtschaftlicher Leistungen nötigen: die Feststellung der einseitigen vermögensrechtlichen Leistungen in Geld. Alternative Leistungen haben schon ihrer Natur nach keinen genau bestimmten Inhalt; der Empfänger ist keineswegs sicher, gerade die ihm erwünschten Güter zu erhalten, der Verpflichtete, die von ihm, wenn auch in alternativer Weise, zu leistenden Güter unter allen Umständen leisten zu können. Die Leistung in Geld gewährt dem ersteren dagegen die Herrschaft über entsprechende Quantitäten aller auf dem Markte befindlichen Güter, aus denen er die ihm erwünschtesten zu wählen vermag; dem Verpflichteten dagegen, dessen umlaufendes Kapital in der geldwirtschaftlichen Epoche ja unablässig die Verkehrsform des Geldes annimmt, bietet die Geldform der Leistung aller Regel nach die in hohem Maße gesteigerte Möglichkeit, seinen Verpflichtungen nicht nur überhaupt, sondern zugleich mit den relativ geringsten ökonomischen Opfern

\*) In einem Karolingischen Zusatz zu der Lex Ribuar. 36, c. 11 werden die Werttarife für den Fall einer Wergeldleistung in den verschiedensten Vermögensobjekten spezialisiert. Ähnliche Werttarife in der Lex Saxon. 66 und im Capitulare Saxonium von 797, c. 11 (Schroeder, Deutsche Rechtsgesch., 3. Aufl., § 26, auch § 12, Note 46); vgl. auch Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgesch. I, 1879, S. 195 f., eine Übersicht der in Geld bestimmten Viehwerte der alten Volksrechte a. a. O., S. 512. Dazu: Schmoller, Grundriß d. VL. II, 1904, S. 66.

nachzukommen. Es ist nur eine natürliche Folge der durch die Entstehung des Geldes sich entwickelnden Arbeitsteilung und des Marktverkehrs, daß mit der sich ausbreitenden und vertiefenden Geldwirtschaft *zwangsweise auferlegte Leistungen* (Steuern, Vermögensbußen usf.) überall dort, wo es sich nicht unmittelbar um Zwangsleistungen von Gebrauchsgütern (um Requisitionen, Naturalabgaben für den Eigengebrauch des Empfängers usf.), sondern um die Leistung von Vermögensquoten handelt, am zweckmäßigsten in Geld normiert, die bestehenden Naturalleistungen aber fortschreitend in Geldleistungen umgewandelt werden und solcherart das Geld mit fortschreitender Entwicklung der Volkswirtschaft mehr und mehr zum bevorzugten Mittel für einseitige Zwangsleistungen wird.

Das Gesagte gilt im wesentlichen auch von freiwilligen einseitigen Leistungen. Wer einer anderen Person ein Vermögensquantum in unentgeltlicher Weise (als Geschenk, Legat, Heiratsgut usf.) zuwenden will, wird dies unter Umständen in Gütern tun, welche der Erwerbs- oder Aufwandswirtschaft des Empfängers unmittelbar zu dienen bestimmt sind, in allen übrigen Fällen aber, in denen es sich um wirtschaftliche Leistungen (nicht etwa um Akte persönlicher Aufmerksamkeit oder Hingabe, also um Leistungen, bei denen die wirtschaftliche Seite derselben gegen die persönliche zurücktritt,) handelt, am zweckmäßigsten in demjenigen Tauschgute, welches dem Empfänger die Herrschaft über alle Marktgüter gewährt — in Geld. Tauschgüter anderer Art müssen von dem Empfänger nämlich erst gegen Geld umgesetzt werden, was für denselben zumeist mit Unbequemlichkeiten und ökonomischen Opfern mancherlei Art, was die Höhe des Erlöses betrifft, auch mit um so größerer Unsicherheit und mit Zeitverlust verbunden zu sein pflegt, je geringer die Marktgängigkeit der betreffenden Güter ist. Auch freiwillig dargebotene einseitige Leistungen, die wirtschaftlicher Natur sind, werden in solchen Fällen, in denen es sich nicht um Zuwendungen von Gütern handelt, welche der Erwerbs- oder Aufwandswirtschaft des Empfängers unmittelbar zu dienen bestimmt sind, mit Entwicklung der Geldwirtschaft aller Regel nach am zweckmäßigsten in Geld geboten.

Das gleiche gilt von subsidiären Vermögensleistungen. Sobald die Geldwirtschaft sich in einem Volke ausbreitet und vertieft und jedes Wirtschaftssubjekt rücksichtlich der Befriedigung des überwiegenden Teiles seiner Bedürfnisse mehr und mehr vom Markte abhängig wird, ist das Geld ein Vermögensobjekt, dessen jedes Wirtschaftssubjekt benötigt, an dem jedermann einen Bedarf hat, einen Bedarf, der sich infolge der Natur des Geldes als Tauschmittel immer wieder erneuert. Dadurch, daß dem Berechtigten anstatt des nicht erfüllten Rechtsanspruches subsidiär, beziehungsweise als Schadenersatz, eine Geldsumme zugesprochen wird, erhält er ein Vermögensobjekt, das ihm die Verfügung über entsprechende Mengen aller auf dem Markte feilgebotenen Güter gewährt. Er hat für den ihm als subsidiäre Leistung gewährten Geldbetrag nicht nur unter allen Umständen Verwendung, sondern er kann, falls derselbe ihm in ausreichender Menge zugebilligt wird,\*) sich

\*) Vgl. Windscheid, Lehrbuch des Pandektenrechts II, § 256.



die ihm durch Nichterfüllung der Verbindlichkeit seitens des Schuldners entgangenen oder für ihn doch gleichwertige Güter nach eigener (subjektiver) Bewertung und Wahl auf dem Markte verschaffen. Die in Geld bestehende subsidiäre Leistung ist für den Berechtigten somit der relativ vollkommenste und ökonomischeste Ersatz für den Vermögensnachteil, der ihm aus der Nichterfüllung seiner Forderung erwächst. Sie ist aber auch für den Schuldner, der seiner Verpflichtung nicht nachgekommen ist, die ihn aller Regel nach am wenigsten bedrückende Form der subsidiären Leistung, da jede andere Form derselben, bei der die Auswahl der subsidiär zu leistenden Güter etwa dem Gläubiger oder dem Ermessen des Richters anheimgestellt sein würde, dem säumigen Schuldner ungleich größere ökonomische Opfer auferlegen und in ungleich zahlreicheren Fällen den wirtschaftlichen Ruin desselben herbeiführen würde, als dies bei der geldwirtschaftlichen Regelung subsidiärer Leistungen der Fall ist. \*)

\*) Für die in der Jurisprudenz viel erörterte Frage nach dem Maße der in Geld ausgedrückten subsidiären Leistungen ist die nationalökonomische Lehre der Tauschäquivalente (z. B.  $x$  Zentner Eisen =  $y$  Zentner Steinkohlen =  $z$  Pfund Silber) von großer Wichtigkeit geworden (siehe dagegen schon meine Grunds. d. VL. 1. Aufl., S. 172 und 272 f.). Goldschmidt schließt sich (Handelsrecht II, 1883, S. 88, Note 20) meiner Meinung an, daß es in Wirklichkeit keine „objektiven Äquivalente“ in dem von der Volkswirtschaftslehre und der Jurisprudenz gemeinlich präsumierten Sinne gebe. „Immerhin“, meint er, „beruhe der Gesamttauschverkehr auf einer Gleichstellung eines gewissen Quantum des Gutes  $x$  mit einem gewissen Quantum des Gutes  $y$  hinsichtlich ihrer gesamtwirtschaftlichen Nützlichkeit und insofern sei (beispielsweise)  $100 x$  gleichwertig (Äquivalent von)  $50 y$ .“ Hiegegen muß eingewendet werden, daß eine „gesamtwirtschaftliche“ (von der subjektiven Beziehung der Güter zu den wirtschaftenden Individuen abstrahierende!) Nützlichkeit, wie sie von Goldschmidt und von einzelnen Wirtschaftstheoretikern angenommen wird, in Wahrheit ebensowenig besteht als das von ihnen präsumierte Quantitätenverhältnis  $100 x = 50 y$  usf. Es gibt keinen Markt, wo  $100 x$  gegen  $50 y$  und umgekehrt beliebig umgesetzt (gekauft und zum nämlichen Preise nach Belieben wieder verkauft) werden könnten. Es ist dies übrigens eine Fiktion, deren die Jurisprudenz nicht nur nicht bedarf, sondern die sie, mit Rücksicht auf die hier hauptsächlich in Betracht kommenden Probleme der subsidiären Leistungen überhaupt und des Schadenersatzes insbesondere geradezu zurückweisen sollte.

Eine wichtige Konsequenz, welche sich aus der richtigen Auffassung der Austauschverhältnisse der Güter ergibt, besteht darin, daß bei Schätzungen von Gütern diese letzteren, nicht losgelöst von der Wirtschaft, in der sie sich befinden, und nicht ohne Rücksicht auf den ökonomischen Zweck, dem die Schätzung dient, in Geld bewertet werden dürfen, sondern die obigen Umstände, wie dies in der fortgeschrittenen Praxis der Gütertaxation auch tatsächlich geschieht, berücksichtigt werden müssen. Es besteht z. B. ein Unterschied zwischen dem Schätzungspreise („dem Geldäquivalent“) eines Gutes, je nachdem sich dasselbe im Besitze einer Person befindet, welche das Gut unmittelbar für ihre Konsumtion oder ihre Produktion benötigt, oder aber im Besitze einer solchen, für welche dasselbe nur „Tauschwert“ hat. Man erwäge den Schadenersatz, den der Besitzer einer für den Eigengebrauch bestimmten Büchersammlung beanspruchen kann, und denjenigen, den nach dessen Tode etwa seine Witwe für das nämliche Objekt zu fordern berechtigt sein würde. Der erstere muß, damit er nicht benachteiligt sei, als Ersatz eine Geldsumme erhalten, für die er eine Bibliothek der nämlichen Art sich wieder verschaffen, also kaufen, die letztere den Geldpreis, für den sie die nämliche Bibliothek zu verkaufen in der Lage sein würde, was, wie jeder weiß, einen sehr großen Unterschied in der Höhe

Sobald eine Ware als allgemein gebräuchliches Tauschmittel funktioniert, wird dieselbe auch zum zweckmäßigsten Mittel für einseitige (freiwillige und zwangsweise auferlegte) und für subsidiäre Vermögensleistungen.

#### b) Die „Funktion“ des Geldes als Zahlungsmittel.

Wird die Funktion des Geldes als den Waren- und Kapitalverkehr vermittelndes Verkehrsobjekt, eine Funktion, die doch bereits die Solution der Geldpreise und der Leihsummen in sich schließt,<sup>\*)</sup> im Auge behalten und (für diejenigen Entwicklungsstufen der Volkswirtschaft, in denen das Geld im wesentlichen bereits alle Umsätze der Waren- und Kapitalmärkte vermittelt,) auch die bevorzugte Benützung des Geldes für einseitige und subsidiäre Leistungen anerkannt, so fehlt es an jeder Berechtigung, dem Gelde noch eine besondere Funktion als Zahlungsmittel oder gar als allgemeines Zahlungsmittel zuzuschreiben. Es ist dies ein Pleonasmus, da die oben angeführten Funktionen und Benützungsarten des Geldes alle in der Volkswirtschaft tatsächlich vorkommenden in Geld zu leistenden Zahlungen bereits in sich schließen.

Ebensowenig berechtigt der Umstand, daß das Geld in ungleich zahlreichen Fällen als irgendein anderes Verkehrsobjekt Gegenstand von Verpflichtungsverhältnissen und demgemäß auch von Solutionen ist, zu der obigen Annahme. Auch andere Güter, zumal solche des täglichen Gebrauches, sind in überaus zahlreichen Fällen Objekte des Marktverkehrs und somit auch der Solution, ohne daß ihnen doch aus diesem Grunde eine besondere Funktion als Solutionsmittel zugeschrieben werden kann.

Der Umstand, daß mit der Ausdehnung und Vertiefung der Geldwirtschaft, und zwar aus Gründen, die wesentlich auf die eigenartige, vermittelnde Stellung des Geldes auf den Waren- und Kapitalmärkten zurückzuführen sind, das Geld auch ein bevorzugtes Mittel für einseitige und subsidiäre Leistungen zu werden pflegt, unterscheidet in der hier in Betracht kommenden Rücksicht das Geld allerdings von den übrigen Objekten des Güterverkehrs. Es ist aber klar, daß aus diesem Grunde das Geld wohl als „allgemeiner Vermittler des Waren- und Kapital-

der Entschädigung begründet. Die Schätzung der Güter nach ihrer gesamtwirtschaftlichen Nützlichkeit ist eine Fiktion, die, selbst wenn sie möglich wäre, doch den Bedürfnissen des Wirtschaftslebens und der Judikatur gleicherweise nicht entsprechen würde.

<sup>\*)</sup> Bloße (Kauf-, Darlehens- und sonstige) Verträge sind ökonomisch noch kein Gütertausch. Sie würden ohne die Leistung der Ware, beziehungsweise des Kaufpreises oder ohne die Zuzahlung und Solvierung der Schuldsumme ökonomisch zwecklos und als normale Erscheinungen des Wirtschaftslebens geradezu undenkbar sein. Die Zahlung des Kaufpreises ist ein ebenso wesentlicher Bestandteil von Kauf und Verkauf als die Leistung der Ware. So wenig nun den Waren (z. B. dem Getreide oder dem Eisen, das der Verkäufer derselben zu liefern hat,) eine besondere Funktion als allgemeines Solutionsmittel bei Obligationen zugeschrieben werden kann, deren Inhalt die Leistung einer Quantität von Getreide oder Eisen ist, so wenig ist dies bei dem als Kaufpreis zu leistenden Gelde der Fall. Das Gleiche gilt von der Solvierung der Darlehenssummen, sofern es sich um Gelddarlehen handelt.

marktes und als bevorzugtes Mittel für einseitige und subsidiäre Leistungen“ bezeichnet, ihm aber nicht (neben den obigen Funktionen) auch noch die Funktion eines allgemeinen Zahlungsmittels zugeschrieben werden kann.

Die Definition des Geldes „als allgemein gebräuchliches Tausch- und Zahlungsmittel“ beruht demnach auf einem Mißverständnisse. Sie ist zu eng, da sie den Hinweis auf die vermittelnde Funktion des Geldes auf den Kapitalmärkten nicht enthält, sie ist aber zugleich pleonastisch, indem sie eine Form der Benützung des Geldes, die zum größeren Teile bereits einen Bestandteil seiner Funktion als Vermittler des Waren- und Kapitalmarktes bildet, nochmals als eine allgemeine Funktion des Geldes aufnimmt.

Die obige Ungenauigkeit wäre von geringem Belange, wenn nicht die übertriebene Bedeutung, welche von einer nicht geringen Anzahl von Geldtheoretikern gerade der „Funktion des Geldes als allgemeines Zahlungsmittel“ zugeschrieben wird, bewirkt hätte, daß das Interesse dieser Autoren sich wesentlich der rechtlichen Gestaltung und den juristischen Formalitäten des Zahlungsaktes von Geldschulden zuwandte und darüber das Interesse derselben an den eigentlichen ökonomischen Problemen der Geldlehre zum nicht geringen Teile verloren ging. Die für die Gestaltung der Geldlehre so entscheidend gewordene irrümliche Lehrmeinung, daß der Zwangskurs zum Begriffe des Geldes gehöre; die schiefe Auffassung subsidiärer Leistungen, die doch wesentlich im ökonomischen Interesse des Berechtigten erfolgen, unter dem Gesichtspunkte eines Zwanges desselben, als Solution Geld anzunehmen; die Auffassung des Geldes als einer spezifisch staatlichen Institution und einige ähnliche Verirrungen der Geldlehre sind wesentlich auf das Mißverständnis, daß das Geld schon seinem Begriffe nach ein gesetzliches Zahlungsmittel sei,\*) und auf die übertriebene Bedeutung zurückzuführen, welche gerade der „Funktion des Geldes als allgemeinem Zahlungsmittel“ von einer nicht geringen Anzahl von Geldtheoretikern beigemessen wird.

#### c) Das Geld als Mittel für Thesaurierung, Kapitalisierung, intertemporäre und interlokale Vermögensübertragung.

Unter Thesaurierung versteht man im gemeinen Leben die Ansammlung und Verwahrung seltener und kostbarer beweglicher Güter für gelegentlichen außerordentlichen Gebrauch, oder um der bloßen Besitz-

\*) Für die Jurisprudenz ist die Lehre von der Solution der Geldschulden schon aus dem Grunde von besonderer Wichtigkeit, weil die Entscheidung über die Menge und die Art der Zahlungsmittel, durch welche im konkreten Falle Geldschulden mit rechtlicher Wirkung solviert werden können, einen sehr umfangreichen und wichtigen Teil der Judikatur bildet. Für die nationalökonomische Untersuchung tritt der Zahlungsakt an Bedeutung gegen die Untersuchung der den Güterumsatz veranlassenden Ursachen und der die Preisbildung bestimmenden Einflüsse weitaus zurück. Vgl. hierzu meine Ausführungen in den Abschnitten über den Einfluß des Staates auf die Gestaltung des Geldwesens und über den Begriff des Geldes. (S. 274 ff. und S. 313 ff.)



freude willen. Damit ein Gut ein zweckmäßiges Thesaurierungsmittel sei, muß es dauerhaft, kostbar, mit möglichst geringen ökonomischen Opfern und Belästigungen zu verwahren, respektive zu verheimlichen, überdies gegen eine empfindliche Minderung seines Gebrauchswertes, bei wachsender Bedeutung des Verkehres, insbesondere auch gegen eine solche seines Tauschwertes, gesichert sein. Zur Thesaurierung, die ihrer Natur nach älter als die Erscheinungen des Güteraustausches und des Geldes ist, werden deshalb in den geschlossenen Haushalten der Naturalwirtschaft, abgesehen von den Gütern, die um der bloßen Besitzfreude willen angesammelt werden, wesentlich zum gelegentlichen Eigengebrauche und zu einseitigen Leistungen geeignete, seltene und kostbare Güter der obigen Art, bei fortschreitender beruflicher Arbeitsteilung und sich entwickelndem Güteraustausche mehr und mehr auch Tauschgüter, indes zunächst und unmittelbar nicht notwendig die zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln gewordenen Waren verwendet.

Die Eigenschaften, welche zu einem zweckmäßigen Thesaurierungsmittel erforderlich sind, finden sich nämlich in dem nötigen Maße nicht notwendig und überall bei den usuellen Tauschmitteln. Es kann vielmehr ein Gut unter Umständen das geeignetste Tauschmittel, dagegen ein mehr oder minder ungeeignetes Thesaurierungsmittel sein. Die Geschichte der Volkswirtschaft bietet uns denn auch Beispiele von Zuständen, in denen gewisse Waren (Nutztiere, Teeziegel, Sklaven usf.) als Tauschmittel funktionieren, andere (Edelmetalle, Edelsteine, Perlen und sonstige Kostbarkeiten) bevorzugte Mittel für Thesaurierungen sind. Es ist ungenau, von einer bevorzugten Verwendung, geschweige denn von einer Funktion des Geldes (des Geldes schlechthin) als Thesaurierungsmittel zu sprechen.

Daß die allgemein gebräuchlichen Tauschmittel, zumal auf höheren Kulturstufen, so häufig zugleich zum besonders bevorzugten, wo Edelmetalle zirkulieren, diese aller Regel nach zum nahezu ausschließlich gebräuchlichen Thesaurierungsmittel werden, erklärt sich indes nicht nur aus dem Umstande, daß einige der wichtigsten Eigenschaften, welche dazu beitragen, daß bestimmte Waren allgemein gebräuchliche Tauschmittel werden, auch für die Wahl derselben zu Thesaurierungsmitteln von entscheidendem Einflusse sind. Es besteht vielmehr auch ein innerer Zusammenhang zwischen der Funktion bestimmter Waren als Geld und der Wahl derselben für den Zweck der Thesaurierung.

Mit der fortschreitenden beruflichen Arbeitsteilung und der wachsenden Abhängigkeit der einzelnen Wirtschaften vom Markte gewinnen gerade Tauschgüter für Thesaurierungszwecke eine wachsende Bedeutung, unter diesen aber ganz vorzugsweise die Tauschvermittler. Wer Tauschgüter anderer Art thesauriert, muß, falls er zu dem angesammelten Vorrate die Zuflucht nimmt, dieselben gemeinlich erst gegen das allgemeine Tauschmittel umsetzen, während derjenige, welcher das letztere thesauriert hat, die Mühe, die Unsicherheit und die ökonomischen Opfer dieses Umsatzes vermeidet oder aber bereits überwunden hat. Nur Waren, welche die Eigenschaften der Dauerhaftigkeit, der Kostbarkeit und einer relativen Wertbeständigkeit aufweisen und mit geringen Kosten

und Beschwerden verwahrt werden können, eignen sich zu Thesaurierungszwecken, unter den Gütern dieser Art indes ganz vorzugsweise die allgemein gebräuchlichen Tauschmittel. Umgekehrt ist die besondere Eignung eines Gutes zur Thesaurierung und, als Folge hiervon, die verbreitete Verwendung desselben für den obigen Zweck eine der wichtigsten Ursachen seiner gesteigerten Marktgängigkeit und somit ihrer Eignung zum Tauschmittel. Es liegt in der Natur dieses Verhältnisses, daß mit der Entwicklung des Verkehrs gerade die allgemein gebräuchlichen Tauschmittel, sobald die Edelmetalle als solche funktionieren, diese letzteren, regelmäßig zugleich zu bevorzugten Thesaurierungsmitteln werden.

Das Gesagte gilt nicht nur von der Thesaurierung, der Ansammlung und Aufbewahrung von kostbaren und seltenen beweglichen Vermögen für ungewisse oder außerordentliche Erfordernisse der Aufwandswirtschaft, sondern auch von der Ansammlung von beweglichem Produktivvermögen, von der Kapitalisierung, zu welcher von der Thesaurierung, sobald hauptsächlich Geld thesauriert wird, nur ein Schritt: die hinzutretende Absicht der Einkommensbildung, erforderlich ist. \*)

Bei entwickelter Arbeitsteilung ist der Produzent rücksichtlich der ihm erforderlichen Produktionsmittel im nämlichen Maße vom Markte abhängig wie der Konsument rücksichtlich der Genußgüter. Auch derjenige, welcher Vermögen für produktive Zwecke ansammelt, wird deshalb die ihm in Hinkunft erforderlichen Produktionsmittel sich durch einen Vorrat von Tauschgütern, am zweckmäßigsten und ökonomischesten aber durch einen Geldvorrat sichern und deshalb auch die Kapitalisierung aller Regel nach in Geld vornehmen; all dies um so mehr, je fortgeschrittener die Volkswirtschaft ist. Das Geld wird in der letzteren aller Regel nach zugleich das zweckmäßigste Mittel für die Ansammlung von beweglichem Produktivvermögen.

Aus den nämlichen Ursachen und unter den nämlichen beschränkten Voraussetzungen findet das Geld vorzugsweise auch dort Anwendung, wo es sich nicht um eine Thesaurierung oder Kapitalisierung, sondern lediglich darum handelt, minder dauerhafte oder wertbeständige Güter gegen dauerhaftere oder wertbeständigere umzusetzen, um das durch die ersteren dargestellte Vermögen vor dem Untergange zu bewahren (der Wirtschaft zu erhalten) oder in künftige Wirtschaftsperioden zu übertragen. Ebenso eignet sich das Geld, wofern es, wie beispielsweise das Edelmetall, leicht und mit relativ geringen Kosten transportiert werden kann, aus den vorhin entwickelten Gründen ganz vorzugsweise für die interlokale Übertragung von Ver-

---

\*) Hierin liegt die Erklärung der Tatsache, daß bei fortschreitender Geldwirtschaft die Thesaurierung mehr und mehr von der Kapitalisierung verdrängt zu werden pflegt. Unter den ökonomischen Verhältnissen fortgeschrittener Kulturvölker bietet die Zurückhaltung von Notpfennigen, wobei das daraus etwa zu ziehende Einkommen in den Hintergrund der ökonomischen Erwägungen tritt, eine Analogie zu der einst so wichtigen Thesaurierung. Auch ein in barem Gelde hinterlegter Kriegsschatz, ein Notpfennig des Staates im eigentlichen Wortsinne, gehört hierher.

m ö g e n und findet für die obigen Zwecke tatsächlich vielfach Verwendung, ohne daß aus diesem Grunde von einer Funktion des Geldes für die obigen Zwecke die Rede sein sollte.

#### d) Das Geld als Vermittler des Kapitalverkehrs.

Sobald ausgebildete Tauschmittel funktionieren, pflegt in jenen Fällen, in denen es sich nicht um eine „L e i h e“ (BGB. für das Deutsche Reich, § 598 f.) oder S a c h m i e t e (ebendort, § 535 f.), sondern um ein D a r l e h e n (ebendort, § 607 f.) handelt, auch die in der Rechtsform des Darlehens erfolgende Überlassung von beweglichem Vermögen zur zeitlichen Benützung, aus Gründen, welche sich aus dem bereits Gesagten ergeben, am vorteilhaftesten in Quantitäten des allgemein gebräuchlichen Tauschmittels zu erfolgen, zumal wenn das letztere, wie dies dem Gelde entwickelter Volkswirtschaften eigentümlich zu sein pflegt, einen hohen, beim Metallgelde durch die Ausmünzung und eine Reihe staatlicher Maßregeln noch wesentlich gesteigerten Grad von Vertretbarkeit aufweist. In der geldwirtschaftlichen Epoche erhält der Empfänger eines in „Geldform“ gewährten Konsumtionsdarlehens, wenn von der Kreditierung ihm unmittelbar erforderlicher Konsumartikel abgesehen wird, das ihm überlassene Vermögensquantum regelmäßig in der für seine Aufwandswirtschaft zweckmäßigsten Form; der Entlehner einer Geldsumme für Produktionszwecke durch die Leihsumme aller Regel nach (abgesehen etwa von dem Falle der Kreditierung der ihm unmittelbar nötigen Produktionsmittel) die für seinen Wirtschaftsbetrieb zweckmäßigste Form des Unternehmervermögens. Wo bereits Edelmetalle oder daraus geprägtes Münzgeld als allgemein gebräuchliches Tauschmittel funktionieren, pflegt, einerseits aus dem obigen Grunde, andererseits auch wegen der Bestimmtheit von Leistung und Gegenleistung und der für Kreditgeschäfte besonders wichtigen relativ großen „Wertbeständigkeit“ der Edelmetalle, dem Entlehner keine Form des Darlehens, und deshalb auch denjenigen, welche aus der in der Rechtsform des Darlehens erfolgenden Überlassung von Gütern an andere Personen ein Einkommen zu ziehen suchen, keine Form des Stammvermögens erwünschter zu sein als die des Geldkapitals. Das Geld wird wesentlich infolge seiner den gesamten Güteraustausch der Volkswirtschaft vermittelnden Funktion auch zum hauptsächlichsten Vermittler des Kapitalverkehrs, zum wichtigsten Mittel für Darlehensgeschäfte. Ja, es gibt in Wahrheit, nächst der Funktion des Geldes als Tauschmittel als Vermittler des Warenmarktes und seiner Verwendung als bevorzugtes Mittel für Thesaurierung und Kapitalisierung, keine andere Funktion desselben, welche so beträchtliche Quantitäten von Geld in Anspruch nimmt und eine so hohe Bedeutung für die Volkswirtschaft hat, als die Funktion des Geldes als Vermittler des Kapitalverkehrs (des „Geldmarktes“).

#### e) Das Geld als „Preismesser“ (als Preisindikator).

Wird, als eine Forderung der Gerechtigkeit, der Grundsatz aufgestellt, daß beim Austausche der Güter jeder der beiden Kontrahenten



Güter von gleichem Werte (ein gleiches „Wertquantum“) erhalte und erhalten müsse, widrigenfalls der eine Teil ebensoviel verliere, als der andere Teil gewinne, — *quidquid alicui adiicitur alibi detrahitur* —, so stellt sich, wie seit Aristoteles unzählige Male wiederholt worden ist, für das normale Tauschgeschäft die Notwendigkeit heraus, den Wert der auszutauschenden Güter vor Abschluß des Tauschgeschäftes zu messen und denselben auf Grundlage dieser Messung auszugleichen. Dies erfolge, nach der obigen Lehre, in der Weise, daß der Wert der auszutauschenden Güter durch das Geld beziehungsweise die Geldeinheit gemessen und auf dieser Grundlage Güter von gleichem Werte (gleiche Wertquantum umfassende Güter) gegeneinander hingegeben werden. Das Geld, beziehungsweise die Geldeinheit, funktioniere solcherart im Güterverkehre als Preismesser, — als ein abstraktes Wertquantum, durch welches die von den übrigen Marktgütern „umschlossenen Wertquantum“ gemessen und die Ausgleichung ihres Wertes beim Güter austausche ermöglicht werde.\*)

Dieser bei den Wirtschaftstheoretikern, zumal bei den Bearbeitern der Geld- und Preislehre, in den mannigfachsten Formen und Modifikationen auftretenden Lehrmeinung, welche durch ein populäres Vorurteil gestützt wird, dem sie ihren Ursprung und wohl auch ihre zähe Dauer verdankt, liegt ein doppelter Irrtum zugrunde: einerseits der populäre Irrtum, daß bei einem Güter austausche beide Teile das gleiche erhalten müßten, widrigenfalls der eine Teil ebensoviel verliere, als der andere gewinne; andererseits der bei den Wirtschaftstheoretikern, die dem Gelde eine besondere Funktion als Preismesser zuschreiben, nicht weniger verbreitete Irrtum, daß der Wert der Güter, welche ausgetauscht werden sollen, vorher (vor dem Austausch) durch das Geld gemessen werden könne und gemessen werden müsse, damit überhaupt ein normaler Güter austausch zustande komme (die geforderte Gleichheit des Wertes der auszutauschenden Güter realisiert werde).

Die Irrigkeit der ersteren Meinung wurde bereits des Näheren dargelegt. Eine „Wertgleichheit“ der Tauschgüter herzustellen, in welchem Sinne dieselbe auch immer aufgefaßt werden mag, ist nicht das Ziel der

\*) Während Platon (*Politeia* II, 11f.; *Gesetze* V, 9f., VIII, 9f.) sich darauf beschränkt, die Notwendigkeit der Arbeitsteilung, des Güter austausches, des Geldes und der Handelsleute hervorzuheben und den letzteren auf Grund strenger Preistaxen einen „gerechten Gewinn“ zuzubilligen, stellt Aristoteles (im Einklang mit seinen ethischen Lehren), wie erwähnt, den Grundsatz auf, daß beim Güter austausche jeder der beiden Kontrahenten das gleiche erhalten und zu diesem Zwecke die auszutauschenden Güter vorher durch das Geld gemessen werden müßten: „So wenig eine Gemeinschaft möglich wäre ohne Austausch, so wenig ein Austausch ohne Gleichheit und eine Gleichheit ohne gemeinschaftliches Maß“ (*Nik. Eth.* V, 7f.; *Polit.* I, 6). „... Daher alles, was ausgetauscht werden soll, in gewissem Sinne vergleichbar sein muß. Dazu ist das Geld bestimmt, das gleichsam den Mittler macht, denn es mißt alles, also auch den Überschuß und den Mangel, z. B. wie viel Schuhe einem Hause oder einem gewissen Maße von Lebensmitteln gleich seien“ (*Nik. Eth.* V, 8). — Es ist zu beachten, daß Aristoteles, wie zum Teil schon Platon, wiederholt hervorhebt, daß in Wahrheit das Bedürfnis die Ursache des Güter austausches und das Maß von allem sei. Durch Übereinkommen sei aber das Geld zum Stellvertreter des Bedürfnisses und demnach das Maß der auszutauschenden Güter geworden (*Platon, Politeia* II, 11 und 12; *Aristoteles, Nik. Eth.* V, 8).

Tauschenden. Beide Kontrahenten tauschen vielmehr normalerweise, um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse besser und vollständiger zu sichern, als dies ohne das Tauschgeschäft der Fall sein würde, beziehungsweise um einen Gewinn zu erzielen. Das Streben der Wirtschaftssubjekte, und zwar beider Kontrahenten, gleichwie durch alle übrigen Akte der Wirtschaft auch durch den Gütertausch einen ökonomischen Vorteil zu erzielen, ist indes nicht nur die wahre Ursache für die Entstehung des Gütertausches, sondern, wie wir sahen, zugleich die für die Preisbildung maßgebende Rücksicht. Jeder der beiden Kontrahenten gewährt dem anderen im Austausch gegen dessen Güter nur eine solche Quantität seiner eigenen Güter, daß er den obigen Zweck zu erreichen Aussicht hat. Er bietet und leistet für die einzutauschenden Güter normalerweise nur solche Quantitäten seines Gutes, daß er dabei einen ökonomischen Vorteil zu realisieren vermag, wobei sich der Preiskampf im wesentlichen nur um das mehr oder weniger des von jedem der beiden Teile zu erzielenden Vorteils bewegt, beziehungsweise bewirkt, daß das betreffende Tauschgeschäft überhaupt nicht zustande kommt. Die effektiven Güterpreise sind das Endergebnis, nicht die Voraussetzung des obigen Prozesses der Preisbildung. Die Meinung, daß in den auszutauschenden Gütern bereits vor dem Austausch gewisse Tauschwertquanten enthalten (von den Gütern „umgeschlossen“) seien und daß diese Tauschwertquanten vor der Preisbildung durch den Tauschwert der Geldeinheit (durch das von ihr dargestellte abstrakte Tauschwertquantum) gemessen und so eine „Wertgleichheit“ der auszutauschenden Güter hergestellt werde, ist ein Phantasiegebilde. \*)

---

\*) Die Autoren, welche der hier bestrittenen Lehre folgen oder durch dieselbe doch mehr oder minder unbewußt beeinflusst werden, sind hauptsächlich durch den Umstand irreführt worden, daß auf einigermaßen entwickelten Märkten die einzelnen Kontrahentenpaare bei Feststellung der Preise nicht ausschließlich durch die subjektive Bewertung der Güter, sondern zugleich durch die Konkurrenz im Angebot und in der Nachfrage der übrigen Marktgenossen (beziehungsweise durch die aus der Konkurrenz derselben sich ergebenden Marktpreise) beeinflusst werden. Wer z. B. auf einem Markte für seine Güter von einem Marktgenossen solche Güter austauschen könnte, die für ihn (subjektiv) einen höheren Wert haben würden als die ersteren, weist diesen Austausch, obgleich er hierdurch seine wirtschaftliche Lage verbessern könnte, doch regelmäßig zurück, wenn er die ihm angebotenen Güter für ein geringeres Quantum seines Gutes von einem anderen Marktgenossen zu erwerben vermag. Ebenso veräußert aller Regel nach niemand seine Ware an Personen, die ihm sonst konvenierende Preise anbieten, wenn sich noch bessere Käufer für seine Ware finden. Die Kontrahenten berücksichtigen bei Güterumsätzen tatsächlich nicht nur ihre subjektiven Werturteile, sondern, in Verfolgung ihrer ökonomischen Interessen, auch die (infolge des Spieles der individuellen Interessen der übrigen Marktgenossen) sich bildenden, keineswegs einheitlichen Marktpreise. Je mehr der Verkehr sich entwickelt und insbesondere durch Organisation des Gütertausches auf den einzelnen Märkten und durch die Verbindung verschiedener Märkte (mittels Warenbezug und Arbitrage) sich konzentriert, um so größer und andauernder wird der Einfluß, welchen die konkurrierenden Bestrebungen anderer Wirtschaften (selbst derjenigen, die infolge des Preiskampfes von der Erwerbung der betreffenden Güter, beziehungsweise vom Absatze derselben ökonomisch ausgeschlossen werden!) und die sich bildenden Marktpreise auf die einzelnen Wirtschaften ausüben. Indes auch auf den so organisierten Märkten bewegen sich die Güterpreise jeweilig innerhalb

Der Prozeß der Preisbildung ist in Wirklichkeit ein solcher, daß er einer vorhergehenden Messung der in den Gütern angeblich vorhandenen Tauschwertquanten oder irgendeiner anderen Messung durch abstrakte „Wertgrößen“ nicht bedarf. Hätten indes bei Tauschgeschäften die Kontrahenten selbst die Absicht, den Tauschwert der auszutauschenden Güter vor dem Abschluß der Geschäfte durch den Tauschwert des Geldes, etwa durch denjenigen der Geldeinheit, zu messen, so wäre doch nicht abzusehen, wie sie diese Absicht zu verwirklichen vermöchten, da ein Geldstück für diesen Zweck ebenso unbrauchbar als überflüssig ist.

Der Gedanke, daß vor jedem Güterausaustausche eine Messung des Tauschwertes der umzutauschenden Güter durch den Tauschwert des Geldes, respektive der Geldeinheit erfolgen müsse oder tatsächlich erfolge und daß das Geld ein Preismesser in diesem Sinne sei, ist unhaltbar.

mehr oder minder weiter Grenzen der Preisbildung. Waren der nämlichen Art und Qualität, ja des nämlichen Ursprungs werden, wie bekannt, in den verschiedenen Verkaufsstätten, sogar in der nämlichen Verkaufsstätte an verschiedene Kunden gleichzeitig zu merklich verschiedenen Preisen veräußert. Diese Erscheinung ist selbst bei dem Umsatze der kurantesten Artikel des Detailhandels zu beobachten, in noch ungleich höherem Maße aber bei der Veräußerung wenig gangbarer Güter (seltener alter Bücher, Kupferstiche, alter Münzen usf.), die erfahrungsgemäß, selbst gleichzeitig und im nämlichen Orte, in verschiedenen Verkaufsstellen zu überaus verschiedenen, ja in einzelnen zu dem doppelten und dreifachen Preise zur Veräußerung gelangen, für den sie in anderen Verkaufsstätten erworben werden können und tatsächlich erworben werden.

Nirgends können die obigen Erscheinungen indes genauer und verlässlicher beobachtet werden als im Großhandel und gerade auf denjenigen Märkten, auf denen die größte Konzentration von Angebot und Nachfrage stattfindet: den Börsen. Zwar bewegt sich hier die Preisbildung in normalen Zeiten, wie selbstverständlich, innerhalb weit engerer Grenzen als im Detailhandel oder den nicht gleich streng organisierten Zweigen des Großhandels. Immerhin können wir gerade an den Effekten- und Warenbörsen beobachten, wie die tatsächlich zur Erscheinung gelangenden Preise sich jeweilig zwischen den Grenzen der Angebot- und der Nachfragepreise, und zwar selbst im nämlichen Zeitpunkt und auf der nämlichen Börse, in merklich verschiedener Höhe bilden. Sinkt das Preisniveau, so tritt die bisher latente Nachfrage, steigt dasselbe, so das bisher latente Angebot hervor (sie werden zur wirksamen Nachfrage, beziehungsweise zum wirksamen Angebot): die effektiven Preise bewegen sich aber innerhalb der Grenzen derjenigen Preise, welche die Kursblätter in den Rubriken Geld und Ware (Wien) oder Geld und Brief (deutsche Börsen) verzeichnen. Selbst für die Effekten- und Warenbörsen hat die bekannte Formel  $7x = 10y = 20z$  usf. keine Geltung und auch hier sind die effektiven, zwischen bestimmten Kontrahentenpaaren vereinbarten Preise, so sehr sie durch die konkurrierenden Bestrebungen der übrigen Marktgenossen und durch die jeweilig zwischen anderen Börsenbesuchern abgeschlossenen Geschäfte mit beeinflußt werden, doch das Ergebnis des auf Gewinn gerichteten Strebens der hier in Betracht kommenden Wirtschaftssubjekte. Auch hier wird nicht zunächst der „Tauschwert“ der Verkehrsobjekte durch den Tauschwert der Geldeinheit gemessen und hierauf getauscht. Es ist vielmehr klar, daß auch in diesen Fällen die effektiven Preise das Ergebnis des Spieles der sich geltend machenden und sich gegenseitig beeinflussenden ökonomischen Interessen der Wirtschaftssubjekte sind. Daß aber die sich jeweilig tatsächlich bildenden Preise rücksichtlich ihrer Höhe regelmäßig keinen zwingenden Einfluß auf die einzelnen Kontrahenten haben, erklärt sich aus dem Umstande, daß die letzteren, je nachdem ihr ökonomisches Interesse dies erfordert, kaufen und verkaufen oder mit dem Kaufe und Verkäufe zurückhalten, beziehungsweise auf den Umsatz überhaupt verzichten.



Soll von einer Funktion des Geldes als Preismesser in einer den tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Weise überhaupt die Rede sein, so kann dies nur in einem wesentlich verschiedenen Sinne geschehen.

Sobald auf den Märkten eines Landes Tauschmittel funktionieren und die Geldwirtschaft mehr und mehr in alle Lebenskreise eindringt, finden als Konsequenz dieser Tatsache die Güterumsätze aller Regel nach durch Vermittlung des Geldes statt. Es bestehen somit auf jedem Markte des geldwirtschaftlichen Verkehrs und in jedem Zeitpunkte, als Endergebnis der sich auf dem Markte konzentrierenden und betätigenden wirtschaftlichen Interessen, für alle oder doch für die meisten daselbst feilgebotenen Waren mehr oder minder zahlreiche (allerdings zumeist nichts weniger als einheitliche) in Geldeinheiten ausgedrückte Preise, die uns indes immerhin eine wertvolle Grundlage für die Gewinnung eines Urteils über die tatsächlichen Austauschverhältnisse der Marktgüter und die Bewegung derselben auf dem nämlichen Markte, ebenso für die Vergleichung der Austauschverhältnisse der Güter auf verschiedenen Märkten gewähren — für einen Überblick also, der im Verhältnisse zu demjenigen, den uns die Kenntnis der naturalwirtschaftlichen Preise bietet, in hohem Maße vereinfacht ist und denselben doch in gleichem Maße an Genauigkeit übertrifft. In diesem Sinne kann man — nicht etwa das Geld als solches, auch nicht die Geldeinheit, die beide für den obigen Zweck unbrauchbar sind, — wohl aber die tatsächlich zur Erscheinung gelangenden Geldpreise der Marktgüter als praktisch höchst bedeutsame und übersichtliche Indikatoren des Austauschverhältnisses der Marktgüter und ihrer Bewegung, die Geldeinheit aber als Maßstab — nicht der von den Gütern umschlossenen Tauschwertquanten, sondern — der Geldpreise im nämlichen Sinne bezeichnen, in dem die Geldeinheit, z. B. in Deutschland die Mark, der Maßstab aller anderen Geldquanten ist.

#### **f) Das Geld als Maßstab des Tauschwertes der Güter.**

a) **Einleitung.** Die Ermittlung eines Maßes der Mittel und Ergebnisse der Wirtschaft, der eigenen sowohl als derjenigen von Personen und Personenverbänden, mit denen wir durch Verkehr verbunden sind oder sonst in geselligen Beziehungen stehen, ist in überaus zahlreichen Fällen des privaten und öffentlichen Lebens (bei Erbteilungen und sonstigen Vermögensauseinandersetzungen, bei Ehekontrakten, bei Kreditgeschäften, bei Steuerveranlagungen, bei Festsetzung von Vermögensbußen usf., selbst bei Geschenken und sonstigen freiwilligen oder halbfreiwilligen Leistungen) von der größten praktischen Wichtigkeit, ja die Grundlage und Voraussetzung zweckentsprechenden Handelns. Auch die Ermittlung des Maßes der in so augenfälliger Weise verschiedenen Bedeutung der Güter und Güterkomplexe für die Wirtschaft einzelner Personen oder Personenverbände, in deren Besitz diese Güter sich befinden oder die die betreffenden Güter zu veräußern oder zu erwerben beabsichtigen, ist bei zahlreichen Akten des Wirtschaftslebens (bei Veräußerungen, Verpfändungen, Entschädigungen, Enteignungen, Versiche-

rungen, Rentabilitätsberechnungen usf.) die unentbehrliche Voraussetzung zweckmäßiger Wirtschaftsführung.

In der naturalwirtschaftlichen Epoche vermag man zu einem genauen Urteil über den Vermögensbesitz oder über die periodischen Eingänge einer Person nur durch die Feststellung der Menge und der Beschaffenheit der naturalen Bestandteile ihres Vermögens oder der naturalen Zuflüsse ihrer Wirtschaft zu gelangen. Die ältesten Nachrichten über den Vermögensbesitz und die Einkünfte bestimmter Personen oder Personenverbände sind denn auch von dieser Art. Es wird die Zahl und Art der den Vermögensbesitz derselben bildenden Nutztiere, Landgüter, Burgen, Höfe, Sklaven, Leibeigenen usf., beziehungsweise die Art und Menge der Güter (Rinder, Schafe, Getreide, Butter, Käse, Wein, Honig, Flachs usf.) aufgezählt, welche den betreffenden Personen innerhalb bestimmter Zeitperioden für ihren Gebrauch zu Gebote standen. Auch ein genaues Urteil über die Bedeutung einzelner Güter und Güterkomplexe, insbesondere ein Urteil über die relative Bedeutung derselben für die Wirtschaft des Eigentümers oder Nutznießers kann in dieser Epoche nur durch die Kenntnis der natürlichen Beschaffenheit der Güter und ihrer Stellung in der Wirtschaft der hier in Betracht kommenden Personen gewonnen werden.

Die Umständlichkeit dieses der naturalwirtschaftlichen Epoche eigentümlichen Verfahrens führt bei Ermittlung und Darstellung von Vermögensverhältnissen dazu, daß man sich aller Regel nach auf die Feststellung der hauptsächlichsten Bestandteile des Vermögens oder der periodischen Zuflüsse, insbesondere aber derjenigen Güter beschränkt, welche (nach Maßgabe verschiedener örtlicher und zeitlicher Verhältnisse Rinder, Renntiere, Kamele und sonstige Herdentiere, Sklaven, Huben Landes, Wasserräder im Niltal usf.) einen Rückschluß auf die allgemeine Wirtschaftslage der Personen gestatten, deren Vermögen und Einkommen in Frage sind. Es ist dies ein Mangel des obigen Verfahrens, zu dem noch der größere hinzutritt, daß selbst die aufgezählten Vermögensobjekte zumeist nur nach Art und Zahl bestimmt werden, ihre Qualität dagegen zumeist außer Betracht bleibt oder doch nur in ebenso umständlicher als ungenauer Weise berücksichtigt zu werden vermag.

Diesem Übelstande wird auch durch die Bewertungen, wie sie bereits der Naturalwirtschaft eigentümlich sind, nur in geringem Maße abgeholfen. Bewertungen irgendwelcher Art sind die notwendige Voraussetzung jeder, auch der primitivsten Wirtschaftsführung. Schon auf denjenigen Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes, wo noch nicht vom Tausche, geschweige denn von der Vermittlung des Tausches durch Geld, die Rede sein kann, treten deshalb gewisse Bewertungen von Gütern durch andere Güter oder doch analoge Erscheinungen notwendig zutage. Vor allem rohe Bewertungen von Gütern nach dem Gebrauchswerte, beziehungsweise nach der bloßen relativen Nützlichkeit derselben für den Besitzer, Bewertungen, die allerdings subjektiver Natur, deshalb je nach Individualität und Vermögensstand des Besitzers prinzipiell verschieden sind, indes wegen der Gleichartigkeit der Bedürfnisse und der wirtschaftlichen Ver-

hältnisse der Volksgenossen auf niederen Kulturstufen doch eine Art objektiver Bedeutung gewinnen.\*) Ebenso sind vor der Entstehung von Zirkulationsmitteln, ja bereits in der wesentlich tauschverkehrlosen Periode wirtschaftlicher Entwicklung einseitige Verpflichtungsverhältnisse und einseitige Leistungen zu beobachten, die, um realisierbar zu sein, in einer nicht geringen Anzahl von Fällen einen alternativen Inhalt haben, in verschiedenartigen Gütern festgesetzt sein müssen, da der Verpflichtete sonst unter Umständen überhaupt nicht leisten, der Berechtigte überhaupt nicht zu seinem Rechte gelangen könnte. Jede alternativ bestimmte Leistung von Gütern setzt indes eine Wertrelation zwischen den letzteren oder doch ein Analogon derselben voraus. Das Bedürfnis nach analogen Bewertungen stellt sich in der Tauschverkehrswirtschaft auch bei **E n t s c h ä d i g u n g s a n s p r ü c h e n** heraus, die in zahlreichen Fällen sonst nicht realisierbar sind. Alle diese verschiedenartigen **naturalwirtschaftlichen Bewertungen** der Güter, die mit den späteren tausch-, respektive geldwirtschaftlichen Bewertungen nicht verwechselt werden dürfen, haben indes für die Schätzung des Vermögens und der periodischen Zuflüsse der Wirtschaftssubjekte, desgleichen dort, wo es sich um ein Urteil über die relative Bedeutung der einzelnen Güter für die Wirtschaft ihrer Besitzer handelt, eine sehr eingeschränkte Bedeutung, da diese Bewertungen sich der Natur der Sache nach nur auf einen engen Kreis von Gütern (insbesondere häufig auf Viehhäupter verschiedener Art) beschränken, zumeist auch überaus roh sind.

Selbst wenn der naturale Tauschhandel entsteht und an Umfang und Bedeutung gewinnt, also bereits zahlreiche Preisbildungen vorkommen und Schätzungen von Gütern nach dem **T a u s c h w e r t e** somit möglich werden, ist eine Schätzung des Vermögens und des Einkommens einer Person und die Schätzung einzelner Güter auf der Grundlage der naturalen Preise ebenso erschwert als in ihren Ergebnissen unsicher, indem auf den Märkten des naturalen Tauschhandels die Zahl der umgesetzten Güter ihrer Art nach eine ebenso geringe als diejenige der hier möglichen Preiskombinationen doch ein große zu sein pflegt. Die Preise des Tauschhandels besitzen somit eine ebenso schwer zu überblickende als unzulängliche Grundlage für Bewertungen. Da zur Zeit Homers der Tauschhandel bei den Griechen bereits stark entwickelt war und bei dem Eintausch ansehnlicher Vermögensstücke, wie noch

---

\*) Die bei zahlreichen Geschichtschreibern und Wirtschaftstheoretikern zu beobachtende Hinneigung, die Güter, in denen die obigen und ähnliche Bewertungen vorgenommen werden, bereits als „Geld“ (als die ursprünglichste Form des letzteren!) aufzufassen, beruht auf einer Verwechslung naturalwirtschaftlicher und geldwirtschaftlicher Erscheinungen, auf der Verwechslung der Bewertung von Gütern nach ihrer Nützlichkeit, respektive nach ihrem Gebrauchswerte, mit derjenigen nach ihrem in Geld ausgedrückten „Tauschwerte“. Die Güter, in denen vor der Entstehung des Geldes naturalwirtschaftliche Bewertungen vorgenommen wurden, sind selbstverständlich ebensowenig „Geld“ oder gar „Maßstäbe des Tauschwertes“ als die Güter, in denen (vor Entstehung des Geldes!) naturalwirtschaftliche Abgaben und Steuern auferlegt und geleistet zu werden pflegen, Güter, die häufig gleichfalls bereits als geldwirtschaftliche Erscheinungen aufgefaßt werden. (Vgl., ganz abgesehen von älteren Autoren, bei denen der obige Irrtum ziemlich allgemein ist, K n i e s.)



heute auf vielen Märkten des naturalen Tauschhandels, vorzugsweise größere Nutztiere als Gegenleistung angenommen wurden, so mag es ihm bei seinen Schätzungen, die wohl auch auf peinliche Genauigkeit keinen Anspruch erheben, immerhin möglich gewesen sein, einzelne Güter, z. B. die Rüstungen seiner Helden, in Rindern zu bewerten. Das Vermögen oder die jährlichen Zuflüsse des Odysseus oder des Priamos auch nur mit einiger Genauigkeit in Rindern zu schätzen, würde ihm indes, selbst bei Zugestehung der weitesten Grenzen poetischer Freiheit, sicherlich nicht leicht geworden sein. Auch ist zu beachten, daß selbst noch in den Anfängen der Geldwirtschaft, insbesondere aber in der Periode des Tauschhandels, die relative Bedeutung des Güter austausches (seine Bedeutung im Verhältnisse zu der Eigenproduktion der Güter) selbst bei einigermaßen entwickeltem Tauschhandel für die Wirtschaftsführung eine geringe ist und somit die Schätzung der Güter nach ihrem Tauschwert auch praktisch von geringem Belang ist.

b) Die geldwirtschaftliche Bewertung der Güter und ihre praktische Bedeutung für die Wirtschaft. Sobald infolge der fortschreitenden Intelligenz und Arbeitsteilung die Differenzierung der einzelnen Wirtschaften und ihre Abhängigkeit vom Markte sich vergrößert, der Güter austausch an Umfang und Regelmäßigkeit gewinnt, Tauschmedien entstehen, die schließlich den Charakter von Zirkulationsmitteln gewinnen, und die Entwicklung der Geldwirtschaft mehr und mehr dazu führt, daß die zu Markte gebrachten Güter\*) aller Regel nach für Geld erworben und gegen Geld umgesetzt werden, also auf den Märkten und im Verkehre der Kaufleute im wesentlichen Geldpreise, diese aber im weitesten Umfange, zur Erscheinung gelangen, entsteht ein neues, für die Bedürfnisse des praktischen Lebens überaus wertvolles Mittel zur Gewinnung eines Urteils über die eigenen und fremden Vermögensverhältnisse und über die relative Bedeutung bestimmter Güter und Güterkomplexe für die Wirtschaft. Wer ein Urteil dieser Art gewinnen will, kann diesen Zweck fortan in einer wesentlich vereinfachten und sehr übersichtlichen Weise erreichen, indem er die Geldbeträge, für welche die betreffenden Güter auf dem Markte voraussichtlich veräußert oder erstanden werden können (ihren „Geldwert“), feststellt oder auf dem Wege der Mitteilung zur Kenntnis nimmt. Es bedarf nunmehr in zahlreichen Fällen des Wirtschaftslebens nicht mehr einer Aufzählung aller Bestandteile eines Vermögens oder Einkommens, um sich über die Größe desselben zu unterrichten, ebenso wenig der genauen Beschreibung eines Wirtschaftsobjektes, um sich über dessen relative wirtschaftliche Bedeutung ein Urteil zu bilden. Es genügt für den obigen Zweck nunmehr in mannigfacher Rücksicht die Kenntnis des „Geldwertes“, des geldwirtschaftlichen „Tauschäquivalentes“ der betreffenden Güter oder Güterkomplexe, richtiger: der Geldpreise, für welche dieselben auf dem für die Schätzung in Betracht kommenden Markte, beziehungsweise in dem für die Schätzung maßgebenden Zeit-

---

\*) Das Entstehen des Geldes im Marktverkehr ist mit dem teilweisen oder überwiegenden Festhalten großer Bevölkerungskreise an der Naturalwirtschaft sehr wohl verträglich. Ebenso Marktverhältnisse, die auf Gegenseitigkeit beruhen.

punkte voraussichtlich veräußert oder erworben werden können. \*)

Werden bei dieser Schätzung auch die in Geldbeträgen veranschlagten Rechte und Verpflichtungen der Wirtschaftssubjekte berücksichtigt, so können wir durch Feststellung des so verstandenen „Tauschwertes“ der hier in Betracht kommenden Güter und Güterkomplexe, ihres „Geldwertes“, tatsächlich zu einem ebenso vereinfachten als übersichtlichen, überdies — trotz der inneren Mängel dieses noch näher zu erörternden Verfahrens! — in bezug auf Genauigkeit den analogen Ergebnissen der naturalwirtschaftlichen Epoche weit überlegenen Urteil über die Vermögenslage der betreffenden Wirtschaftssubjekte und die relative Bedeutung der in ihrem Besitze befindlichen Güter für ihre Wirtschaft gelangen. Ja es konnte darüber hinaus die Frage entstehen, ob der „Geldwert“ der Güter nicht noch eine viel allgemeinere Bedeutung für das Wirtschaftsleben sozial organisierter Menschen habe, ob er nicht zugleich das Maß des Wertes sei, welchen bestimmte Güter und Güterkomplexe für die Volkswirtschaft, beziehungsweise für die Bevölkerung eines Wirtschaftsgebietes in ihrer Gesamtheit haben.

Damit ist die Bedeutung der geldwirtschaftlichen Bewertung der Güter für die Wirtschaft entfernt nicht erschöpft. Auch auf den der Entstehung der Geldwirtschaft vorangehenden Stufen wirtschaftlicher Entwicklung entbehren die einzelnen Wirtschaften nicht eines gewissen ökonomischen Kalküls: einer Veranschlagung der vorzunehmenden Aufwendungen ihres voraussichtlichen Erfolges einerseits und einer Vergleichung und Kontrolle derselben durch die tatsächlichen Ergebnisse der Wirtschaftsführung. Man vergegenwärtige sich indes die Vereinfachung, Erleichterung und Vervollkommen der obigen Wirtschaftsakte durch den geldwirtschaftlichen Kalkül. Ich habe im vorigen Abschnitte dargestellt, in wie hohem Maße durch die geldwirtschaftliche Entwicklung der Überblick der Wirtschaftssubjekte über die Güterpreise und ihre Bewegung erleichtert, vertieft und vervollkommen wird.

In noch ungleich höherem Maße gilt das Gesagte von dem geldwirtschaftlichen Kalkül: der Veranschlagung und Vergleichung beabsichtigter Aufwendungen und der voraussichtlichen Ergebnisse der Wirtschaft einerseits und der geldwirtschaftlichen Bewertung und Vergleichung der tatsächlich erfolgten Aufwendungen und ihres Erfolges andererseits. Die Bewertung des Erfolges der Erwerbswirtschaft und ihrer einzelnen Zweige (ihrer Rentabilität), die Anpassung der Aufwandswirtschaft an die tatsächlichen Ergebnisse der Erwerbswirtschaft und dieser an die Erfordernisse der ersteren, die Verteilung der Ergebnisse der Erwerbswirtschaft über die einzelnen Zeitabschnitte, auf die sich die Vorsorge der Wirtschaftssubjekte erstreckt: alle diese wichtigen Akte zweckentsprechender Wirtschaftsführung werden durch die geldwirtschaftliche Bewertung der Güter und den geldwirtschaftlichen Kalkül wesentlich erleichtert, vervollkommen und vertieft, wo es sich um kompliziertere Formen wirtschaftlicher Betriebe handelt, zum Teile erst ermöglicht.

\*) Es ist zu beachten, daß der „Tauschwert“ in dem obigen Sinne keine eindeutige Größe ist, ein Umstand, welcher, wie ich auch näher ausführen werde, im praktischen Leben nur teilweise, in der Theorie infolge der herrschenden mangelhaften Preislehren zumeist überhaupt nicht Berücksichtigung findet.

Wenn in der geldwirtschaftlichen Phase der Volkswirtschaft an die Stelle der mechanischen, überaus langsam fortschreitenden, im wesentlichen stabilen Wirtschaftsführung der naturalwirtschaftlichen Betriebe ein rascher Fortschritt, die rationellere Ausnützung der bisherigen, das eifrige Aufsuchen neuer Erwerbsgelegenheiten, zumal auch neuer Formen derselben treten, so ist dies zweifellos zum großen Teile die Folge des durch die Entstehung des Geldes und die Verallgemeinerung geldwirtschaftlicher Bewertungen bewirkten geldwirtschaftlichen Kalküls.

Die große praktische Wichtigkeit der Feststellung des in Geld objektiv ausgedrückten „Tauschwertes“ der Güter für das gesamte Wirtschaftsleben, der wesentliche Fortschritt, welchen dieser Schätzungsvorgang trotz mancher ihm in Theorie und Praxis noch anhaftender Mängel gegen das naturalwirtschaftliche Verfahren bedeutet, dessen einleitend gedacht wurde, ergibt sich aus dem Gesagten. Es wird hiedurch für die meisten praktischen Zwecke ein ungleich übersichtlicheres und genaueres Maß der Mittel und Erfolge der Wirtschaft ermöglicht als beim naturalwirtschaftlichen Verfahren.\*)

Es ist klar, daß die Schätzung der Güter in Geld für das wirtschaftliche Denken und Handeln der Menschen eine um so höhere Bedeutung gewinnt, je allgemeiner das Geld seine vermittelnde Funktion im Verkehr übt, je größer mit der Entwicklung der Arbeitsteilung und der Geldwirtschaft die Abhängigkeit der einzelnen Wirtschaften vom Markte, je größer endlich die Sicherheit und die Stabilität des Geldwesens eines Landes ist.

c) Ob die Schätzung der Güter in Geld als eine Messung ihres Tauschwertes durch die Geldeinheit zu betrachten sei? Die Schätzung der Güter, zumal eine solche in Geld, hat eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit einer Messung, mit einem Verfahren, durch welches die uns noch unbekannte Größe eines Objektes durch die Vergleichung mit einer bekannten, als Einheit angenommenen gleichartigen Größe festgestellt werden soll.

Wird das „Verkehrsäquivalent“ eines Gutes, die in Gütern bestehende oder erzielbare Gegenleistung für ein Gut beim Tauschgeschäft, als dessen „Tauschwert“ und das geldwirtschaftliche „Verkehrsäqui-

\*) „To measure easily and conveniently the relative values of all commodities, compared one with another, and to enable all dealers to estimate the profits which they make upon their sales: this purpose is completely (!) answered by money“ (R. Malthus, *Princ. of P.E.*, 2. ed., 1836, p. 84). Einer der fortgeschrittensten und sorgfältigsten unter den neueren Darstellern unserer Wissenschaft — E. v. Philippovich (*Grundriß der politischen Ökonomie I*, § 91, 4. 7. Aufl., 1908, S. 233) — charakterisiert dies in folgender Weise: „Erst die allgemeine Vornahme der Güterwertschätzung in Geld ermöglicht genaue Berechnungen der Produktionskosten und des Ertrages in den einzelnen Unternehmungen und dadurch ihre genaue Vergleichung und die exakte quantitative Beurteilung des Produktionserfolges für das Vermögen des Unternehmers. Die Abschätzung aller in die Wirtschaft eingehenden oder von ihr ausgehenden Güter und Leistungen in Geld ist die notwendige Grundlage jeder Rentabilitätsberechnung und damit einer genauen Wirtschaftsführung. Sie trägt, gefördert durch den Wettbewerb der einzelnen Unternehmungen, wesentlich dazu bei, das Prinzip der größten Wirtschaftlichkeit bei Führung derselben zur Herrschaft zu bringen. Sie bewirkt insbesondere eine genaue Berechnung der Preise und mathematisch genaue Veranschlagung der Gewinn- und Verlustgrenzen.“



valent“, der Geldwert, eines Gutes als dessen „Tauschwert“ im vorzugsweisen Sinne bezeichnet: so stellt sich der Schätzungsakt — der Vorgang, durch welchen im konkreten Falle das vorher unbekannte „Geldäquivalent“ eines Gutes festgestellt und in Geldeinheiten ausgedrückt wird, zum mindesten für die äußere Betrachtung, allerdings als eine Art von „Messung des Tauschwertes“ des Gutes durch die Geldeinheit und diese als eine Art von Wertmaßstab dar.

Wird beispielsweise durch einen Schätzungsakt der uns zunächst unbekannte „Geldwert“ eines Gutes auf 100, derjenige eines anderen Gutes auf 30 Mark, der uns bis dahin unbekannte Geldwert des Vermögens eines Wirtschaftssubjektes auf 100.000, derjenige eines anderen auf 40.000 Mark festgestellt und werden die solcherart ziffernmäßig festgestellten, uns eine Vergleichung gestattenden geldwirtschaftlichen „Verkehrsäquivalente“ als „Tauschwert“ der obigen Güter und Güterkomplexe bezeichnet: so mag man in den obigen, im gemeinen Leben sich unablässig wiederholenden, praktisch höchst bedeutsamen Schätzungs-vorgängen immerhin, wenngleich nur bildlich eine Messung des „Tauschwertes der Güter“ und in dem Gelde oder der Geldeinheit einen „Maßstab“ des letzteren erkennen.

Selbst gegen diejenigen, welche den „Tauschwert der Güter“ in einem von dem obigen abweichenden Sinne als die durch den Besitz von Gütern uns gewährte ökonomische Verfügungsgewalt über die auf den Märkten befindlichen Waren und über die entsprechenden „Geldäquivalente“ insbesondere, als die „Tauschkraft“ der betreffenden Güter, auffassen und das Geld als Maßstab des so verstandenen Tauschwertes bezeichnen, kann der Vorwurf einer unrealistischen Betrachtungsweise nicht schlechthin gerichtet werden. Wird der obigen Ausdrucksweise kein anderer Sinn beigelegt, als daß in der geldwirtschaftlichen Epoche die Vermögensmacht eines Wirtschaftssubjektes und die Bedeutung bestimmter Güter für dasselbe ihren hauptsächlichsten Ausdruck und ein gewisses Maß in den „Verkehrsäquivalenten“ und insbesondere im „Geldwerte“ seines Güterbesitzes findet (daß wir also die wirtschaftliche Verfügungsgewalt über die Marktgüter, die uns ein Vermögenobjekt gewährt, an der Größe des in Geldeinheiten ausgedrückten „Verkehrsäquivalentes“ desselben „messen“): so kann auch diese Auffassung, obwohl sie in mannigfacher Rücksicht der näheren Bestimmung und Berichtigung bedarf, doch nicht schlechthin als unrealistisch bezeichnet werden. \*)

\*) Erst dadurch, daß eine Reihe von Wirtschaftstheoretikern (in Anerkennung des Umstandes, daß der in Geld ausgedrückte „Tauschwert“ — der „Geldwert“ — der Güter sich lediglich als ein Austauschverhältnis zwischen den Kaufgütern und dem Gelde darstellt, und demnach nicht im einzelnen Gute zur Erscheinung gelangen kann), den „Tauschwert“ der Güter als etwas den einzelnen Gütern (den Waren sowohl als dem Gelde) Innewohnendes, als ein denselben innewohnendes, von den Gütern ungeschlossenes, von ihnen aber zu unterscheidendes „Tauschwertquantum“ (und nicht etwa nur bildlich, sondern im vollen Ernste als eine „den einzelnen Gütern innewohnende Tauschkraft“) und den Schätzungsakt der Güter in Geldeinheiten als eine „Messung dieses Tauschwertquantums durch das dem Gelde oder der Geldeinheit innewohnende oder von diesen dargestellte Tauschwertquantum“ auffaßte (vgl. noch K n i e s, Das Geld, 2. Aufl., 1885, S. 146 ff.), ist „die Lehre vom Gelde als Maßstab

Die Schätzung der Güter in Geld erfolgt indes nicht, wie bei Raum-, Zeit-, Winkelgrößen etc., durch ein Verfahren, welches die Zahl der in der zu messenden Größe enthaltenen gleichartigen Größeneinheiten feststellt. Es ist vielmehr klar, daß derjenige, der den Tauschwert eines Gutes oder eines Komplexes von solchen (z. B. eines Hauses, eines Buches, eines Warenlagers) zu bestimmen hätte, seiner Aufgabe völlig hilflos gegenüberstünde, falls man ihm für die betreffenden Güter und die Geldeinheit etwa ein Mark- oder ein Frankstück zur Verfügung stellen würde. Die Schätzung der Güter erfolgt vielmehr, je nach dem Zeitpunkt und dem Orte, für die sie vorgenommen wird, auf Grund der betreffenden effektiven oder der voraussichtlichen (der kalkulierten) Preise, deren Kenntnis für den Schätzungsakt ebenso unentbehrlich und ausreichend als die Verfügung über eine Geldeinheit überflüssig und nutzlos ist. Das große Bewertungs- und Messungsinstrument der Güter ist der Verkehr und der wirtschaftliche Kalkül der auf die Sicherstellung der Befriedigung ihrer Bedürfnisse bedachten Wirtschaftssubjekte. Der Schätzungswert ist kein Akt der Messung des „Tauschwertes“ der Güter durch eine Maßeinheit dieses Wertes, keine Messung im eigentlichen Wortsinne, sondern die auf Grund der effektiven Preise oder bezüglich der kalkulierten Preise (der Ergebnisse des Verkehrs) vorgenommene Berechnung ihres Verkehrswertes.

d) Über einige der geldwirtschaftlichen Bewertung der Mittel und Erfolge der Wirtschaft anhaftende Mängel. Nichtsdestoweniger haften dem obigen Verfahren eine Reihe von Mängeln an, die sich im praktischen Wirtschaftsleben bisweilen in empfindlicher Weise geltend machen. Vor allem lehrt die Erfahrung, daß das Geld kein unwandelbarer Maßstab des Tauschwertes der Güter ist.

Zwar unter den nämlichen örtlichen und zeitlichen Verhältnissen (in dem nämlichen Orte und in dem nämlichen Zeitpunkte) ist der richtigermittelte „Geldwert“ des Vermögens oder Einkommens einer Person im wesentlichen auch ein entsprechender Ausdruck ihres Realvermögens und Realeinkommens. Sind uns der erstere und die Marktverhältnisse bekannt, so ist es uns möglich, uns auf dieser Grundlage ein für die meisten Zwecke des praktischen Lebens ausreichendes Urteil über die Vermögenslage der betreffenden Person zu bilden. Wir können auf diesem Wege auch die Vermögenslage verschiedener Personen, welche gleichzeitig am nämlichen Orte leben, miteinander vergleichen. Auch der „Geldwert“ bestimmter Güter bietet uns unter solchen Verhältnissen eine genügende Grundlage zur Beurteilung ihrer relativen Bedeutung für eine Wirtschaft. Der „Geldwert“ des Vermögensbesitzes und des Einkommens einer Person ist somit, unter den nämlichen örtlichen und zeitlichen Verhältnissen, in der Tat ein für die meisten praktischen Zwecke des Wirtschaftslebens ausreichend genauer Maßstab für die der betreffenden Person verfügbaren Mittel und die Ergebnisse ihrer Wirtschaft, der „Geldwert“ bestimmter Güter ein

---

des Tauschwertes der Güter“ auf eine unrealistische (fiktive) Grundlage gestellt worden.

solcher der relativen wirtschaftlichen Bedeutung dieser Güter für die Wirtschaft ihrer Besitzer.

Nicht das gleiche gilt in Rücksicht auf verschiedene Märkte oder auf verschiedene Zeitpunkte. Der gleiche Geldbetrag, ebenso das nämliche Nominalvermögen oder Nominaleinkommen sichern uns auf verschiedenen Märkten und in verschiedenen Zeitpunkten nicht notwendig die Verfügung über den nämlichen Güterbesitz oder (selbst bei gleichen subjektiven Verhältnissen) nicht die gleiche wirtschaftliche Lage.

Wer über ein Einkommen von 5000 Fr. verfügt, wird, selbst wenn von der Verschiedenheit subjektiver Verhältnisse abgesehen wird, die meisten Bedürfnisse doch nur mit einem sehr verschiedenen Grade von Vollständigkeit befriedigen können, je nachdem er in einer Großstadt oder in einem kleinen Marktflecken (z. B. in Paris oder in einem rumänischen Landstädtchen) lebt. Ebenso würde derjenige fehlgehen, welcher daraus, daß zwei Personen, von denen die eine im 15., die andere im 19. Jahrhundert lebte, das gleiche Nominaleinkommen hatten, den Schluß ziehen würde, daß denselben hierdurch die gleiche wirtschaftliche Verfügungsgewalt über die Marktgüter oder gar der gleiche Lebensfuß ermöglicht worden sei.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem auf verschiedenen Märkten, und selbst auf dem nämlichen Markte in verschiedenen Zeitpunkten, zu beobachtenden verschiedenen Austauschverhältnisse des Geldes und der Kaufgüter — in dem, was man häufig als die „örtlich und zeitlich verschiedene Kaufkraft des Geldes“, ihren in Waren ausgedrückten Tauschwert, oder auch als „die örtliche Verschiedenheit und die Bewegung des äußeren Tauschwertes des Geldes“ bezeichnet hat.

e) Das Sträben nach einem Gute von universellem und unwandelbarem äußeren Tauschwerte. Die augenfällige Tatsache, daß die nämlichen Geldmengen (z. B. die nämlichen Quantitäten ausgemünzten Edelmetalls) auf verschiedenen Märkten, und selbst auf dem nämlichen Markte in verschiedenen Zeitpunkten, uns nicht die gleiche Verfügungsgewalt über die Marktgüter gewähren, daß in dieser Rücksicht sich im Wirtschaftsleben vielmehr sehr empfindliche Unterschiede und Schwankungen geltend machen, hat zu dem naheliegenden Gedanken geführt, im Kreise der Verkehrsobjekte nach einem anderen Gute oder nach Gütergruppen und Güterkomplexen zu suchen, welche entweder schlechthin oder doch in höherem Maß, als dies beim Edelmetallgelde der Fall ist, dem obigen Zwecke zu entsprechen vermöchten. Es ist dies das Problem der Feststellung eines Gutes von universellem und unwandelbarem äußeren Tauschwerte.)\*

---

\*) Über die Vorschläge, die Preisschwankungen der Waren aufzuheben: Jos. Lowe, *The present state of England etc.*, 1822. Übersetzt von L. H. v. Jakob (1823), S. 445 f., insb. 486 f.; G. Poulett Scrope, *Princ. of P. E.*, 1833, Ch. XVI, S. 397 f., 405 f., 413, 421 f.; St. Jevons, *A serious fall in the value of gold*, 1863, insb. Ch. II und V; Derselbe, *Money and the mechanism of exchange* (1875), insb. Ch. XXV d. ed. 1882; H. S. Foxwell, *Irregularity of employment and fluctuations of prices*, 1886, p. 25 f., 37 f.; Alfr. Marshall, *Remedies for fluctuations of general prices* (*Contempor. Rev.* 1887 march, p. 355, 368 f.); L. Walras,



Die Bedeutung, welche ein Gut von so beschaffener „Wertbeständigkeit“ für das praktische Wirtschaftsleben haben würde, könnte nicht hoch genug veranschlagt werden. Ein bestimmtes in diesem Gute bestehendes Einkommen würde uns beispielsweise aller Orten und zu allen Zeiten eine bestimmte Lebensführung, eine bestimmte Quantität des betreffenden Gutes überhaupt — unabhängig von örtlichen und zeitlichen Marktverhältnissen — das Mittel zur Verwirklichung bestimmter wirtschaftlicher Zwecke sichern. Ein Gut dieser Art wäre auch in Rücksicht auf langfristige Kredite, unveränderlich gedachte dauernde Leistungen usf. überaus wichtig. Gäbe es ein solches, so würde es möglich sein, einen nicht geringen Teil der gegenwärtig im Wirtschaftsleben herrschenden Unsicherheit aus demselben zu eliminieren.

Ein Gut dieser Art wäre auch noch aus einem anderen Grunde von großer Bedeutung für die Theorie und die Praxis der menschlichen Wirtschaft. Es böte uns einen für alle Märkte und die entferntesten Zeitpunkte gleich verwendbaren Maßstab für die Beurteilung der Vermögenslage der Wirtschaftssubjekte.

Die Untersuchung über das obige Problem, dem vielfach, und zwar nicht ohne guten Grund, die Bezeichnung der nationalökonomischen Quadratur des Zirkels zu teil geworden ist, erweist sich indes als aussichtslos.

Daß auf den Märkten der Gegenwart kein Verkehrsobjekt vorhanden ist, dessen Austauschverhältnis zu allen übrigen Gütern (zu jedem einzelnen derselben oder zu beliebigen quantitativ und qualitativ kombinierten Güterkomplexen) überall das gleiche wäre und im Laufe der Zeit unverändert bliebe, ja daß ein solches unter unseren heutigen Marktverhältnissen undenkbar ist, ergibt sich ebensowohl aus der Erfahrung als aus der unbefangenen Analyse der Markterscheinungen. Ein Gut dieser Art würde die Stabilität des Austauschverhältnisses aller Güter, auch desjenigen der Marktgüter untereinander, beziehungsweise die Identität desselben auf allen Märkten zur notwendigen Voraussetzung haben. Nur bei stabilen, etwa bei staatlich streng und dauernd für ein Verwaltungsgebiet einheitlich geregelten Preisen wären Güter von einem im obigen Sinne stabilen Tauschwerte denkbar (oder richtiger gesagt, jedes Verkehrsobjekt — auch das Geld! — für den obigen Zweck verwendbar). Unter den heutigen Marktverhältnissen ist das Streben nach Auffindung eines Gutes dieser Art indes schlechthin aussichtslos.

Auch der Gedanke, für den obigen Zweck Güter von relativ großer Beständigkeit des „inneren Tauscherts“ (der eigenen Bestimmungsgründe der Preisbewegung derselben, siehe weiter unten S. 304 ff.) zu wählen, leidet an prinzipiellen Gebrechen. Daß es Güter in der

Théorie de la monnaie, 1889, passim; Aneurin Williams, A „fixed value of bullion“ standard, Econ. Journ., Vol. II, 1892, p. 280 f.; vgl. auch J. Nicholson, A treatise on money, 1888, Part I, Ch. II, §§ 10—12 und P. II, Sect. 7; Derselbe, Princ. of P. E., I, 1893, p. 327, 337 f. Über einige interessante Erscheinungen der österreichisch-ungarischen Valuta: B. Földes, J. f. N. u. St., 1882, N. F. IV, S. 141 f., 245 f.

Volkswirtschaft gibt, deren „innerer Tauschwert“ eine relativ große Beständigkeit aufweist, steht außer Zweifel; ebenso, daß die betreffenden Güter infolge dieses Umstandes, wie selbstverständlich, auch rücksichtlich ihres äußeren Tauschwertes eine größere Stabilität aufweisen als Marktgüter, bei denen die obige Voraussetzung nicht zutrifft. Niemand zweifelt z. B. daran, daß Edelmetalle oder die gebräuchlichsten Baumwollstoffe infolge der relativ großen Beständigkeit ihres inneren Tauschwertes uns zugleich auch die Verfügungsgewalt über die übrigen Marktgüter in einer von zeitlichen Verhältnissen minder abhängigen Weise sichern als etwa Hopfen oder Modeartikel. Der Mangel dieses Verfahrens besteht indes darin, daß auch durch die Wahl von Gütern, deren innerer Tauschwert eine relativ große Beständigkeit aufweist, doch nicht der Einfluß der auf seite aller übrigen Güter sich geltend machenden Bestimmungsgründe der Preisbewegung ausgeschlossen wird.

Das Problem der Feststellung eines absolut stabilen Maßstabes des äußeren Tauschwertes der Güter, das so viele ausgezeichnete Geister in so intensiver Weise beschäftigt hat, kann als ein in der Wissenschaft theoretisch klargestelltes, indes als ein unlösbares bezeichnet werden. Das Problem der Feststellung eines relativ stabilen Maßes des äußeren Tauschwertes fällt dagegen im wesentlichen mit dem Probleme der Feststellung eines Gutes von relativ großer Stabilität des inneren Tauschwertes zusammen und findet im folgenden seine Behandlung (S. 306 ff.).

f) Versuche einer Messung der örtlichen Verschiedenheit und der Bewegung des äußeren Tauschwertes des Geldes. Seitdem den Geldtheoretikern zum Bewußtsein gelangt war, daß das Edelmetallgeld in Rücksicht auf verschiedene örtliche und zeitliche Verhältnisse einen verschiedenen und wandelbaren äußeren Tauschwert habe und das Suchen nach anderen Gütern oder nach Güterkomplexen von überall gleichem und unwandelbarem äußeren Tauschwerte aussichtslos sei, ist das Streben derselben darauf gerichtet gewesen, die örtliche Verschiedenheit und die Bewegung des äußeren Tauschwertes des Geldes ziffernmäßig festzustellen, dieselben zu messen. Der Gedanke lag nahe. Standen die Verschiedenheit und die Schwankungen des äußeren Tauschwertes des Geldes fest und war die Unsicherheit, welche sie für das Wirtschaftsleben im Gefolge haben, nicht durch ein Gut von allezeit und überall gleichem äußeren Tauschwerte zu beheben, so sollten dieselben doch gemessen werden, damit auf diesem Wege das obige Element der Unsicherheit im Verkehrsleben beherrscht werde, nicht uns beherrsche.

Die Untersuchung über das obige Problem hat den Zweck, die allgemeine Kaufkraft des Geldes (das Austauschverhältnis zwischen dem Gelde und den Kaufgütern überhaupt, den Kaufgütern im großen und ganzen, mit Rücksicht auf verschiedene Märkte und auf verschiedene Zeitpunkte) ziffernmäßig festzustellen. Es wäre gelöst, wenn wir beispielsweise festzustellen vermöchten, daß auf dem einen Markte mit der nämlichen Geldsumme, wenn auch nur im allgemeinen (im großen und ganzen), etwa um  $\frac{1}{3}$  größere Güter-

quantitäten erstanden werden können oder konnten, als auf einem bestimmten anderen Markte, oder auf dem nämlichen Markte in einem anderen Zeitpunkte mit der gleichen Geldsumme im allgemeinen etwa um  $\frac{1}{6}$  weniger oder um  $\frac{1}{4}$  mehr Güter als in einem anderen Zeitpunkte, etwa ein Jahrhundert früher oder später.

Das Problem wäre im wesentlichen gleichfalls gelöst, wenn beispielsweise festgestellt werden könnte, daß im großen und ganzen (im großen Durchschnitte) die nämlichen Warenquantitäten auf dem einen Markte gleichzeitig um einen bestimmten Prozentsatz teurer oder billiger als auf einem anderen Markte, beziehungsweise auf dem nämlichen Markte in einem bestimmten Zeitpunkte um einen bestimmten Prozentsatz teurer oder billiger als in einem früheren oder späteren Zeitpunkte, gegen Geld eingetauscht werden können, beziehungsweise eingetauscht werden konnten.

Die hier in Rede stehende Messung und Vergleichung der zeitlich, beziehungsweise der örtlich verschiedenen Kaufkraft des Geldes kann in sehr verschiedener Weise vorgenommen werden. Handelt es sich um ein Urteil über die Bewegung der allgemeinen Kaufkraft des Geldes, des in Waren ausgedrückten Tauschwertes des letzteren, auf ein und demselben (z. B. dem Hamburger) Markte, so ist der einfachste Vorgang wohl der, daß zunächst die auf dem betreffenden Markte in einem bestimmten Zeitpunkte für die Maßeinheiten einer möglichst großen Gruppe verschiedenartiger Waren festgestellten Preise (die sog. Einheitspreise) summiert werden und das Ergebnis mit den in Rücksicht auf andere Zeitpunkte für den nämlichen Markt und die nämliche Warengruppe in gleicher Weise gewonnenen Zusammenfassungen der Preise verglichen wird. Die Vergleichung dieser sog. *Indexnummern* bietet uns eine in vielen Rücksichten sehr mangelhafte, indes für einzelne praktische Zwecke immerhin brauchbare Grundlage für die Beurteilung der Frage, ob auf einem bestimmten Markte zwischen zwei Zeitpunkten die Güterpreise im allgemeinen (im großen und ganzen) eine Steigerung oder eine Ermäßigung erfahren haben.

Das obige Verfahren wird zweifellos in gewissen Rücksichten vervollkommenet, wenn anstatt der von Zufälligkeiten mancherlei Art beeinflussten Momentpreise oder der nur für kurze Zeitabschnitte berechneten Preisdurchschnitte solche Durchschnitte für längere Zeitabschnitte, z. B. für Quinquennien oder Dezennien, festgestellt und der obigen Berechnung zugrunde gelegt werden. Die Ergebnisse dieses Verfahrens ermöglichen uns eine in manchen Rücksichten genauere und gesichertere Vergleichung der „allgemeinen“ Bewegung der Preise von einer Periode auf die andere (z. B. von einem Quinquennium oder Dezennium auf das andere), als dies beim ersteren Verfahren der Fall ist.

Der Umstand, daß mit Rücksicht auf den Zweck der obigen schematischen Zusammenfassung der Preisbewegung die Preise der einzelnen Warenarten nicht von der gleichen Bedeutung sind (man denke z. B. an die Preise des Indigos und des Weizens, des Pfeffers und der Kartoffeln, der Seide, deren Einheitspreis ein so überaus hoher, und der Baumwolle, deren Einheitspreis ein relativ so geringer ist!), hat eine An-



zahl von Autoren veranlaßt, den obigen Berechnungen nicht schlechthin die Einheitspreise, die Preise der Mengeneinheiten, der Waren zugrunde zu legen, sondern zugleich die Konsummengen, resp. die Importmengen der betreffenden Güter mit in Rechnung zu ziehen, um hierdurch der relativen Bedeutung der verschiedenen Waren für die Volkswirtschaft gerecht zu werden und dem vorhin gedachten Einwurfe gegen die Richtigkeit, zumal auch gegen den praktischen Wert der auf der Grundlage der bloßen Einheitspreise erfolgten Feststellung der Indexnummern Rechnung zu tragen.

Die obigen Methoden können mit den entsprechenden Modifikationen auch auf Berechnungen übertragen werden, bei denen es sich nicht um die Bewegung der Güterpreise auf den nämlichen Märkten, sondern um die Vergleichung des allgemeinen Preisniveaus der Waren auf verschiedenen Märkten im nämlichen Zeitpunkte, beziehungsweise in der nämlichen Zeitperiode (z. B. um die Vergleichung des allgemeinen Preisniveaus auf dem Hamburger und dem Londoner Markte) handelt.

Die durch die obigen Methoden gewonnenen schematischen Ergebnisse über die Bewegung der Preise auf den nämlichen Märkten in verschiedenen Zeitpunkten und Zeitabschnitten, beziehungsweise über die Verschiedenheiten des Preisniveaus auf verschiedenen Märkten im nämlichen Zeitpunkte oder Zeitabschnitte fallen zunächst und unmittelbar in das Gebiet der Preislehre. Sie sind indes auch für das eingangs gekennzeichnete Problem einer Messung der zeitlich, beziehungsweise örtlich verschiedenen Kaufkraft des Geldes von Bedeutung, indem sie uns einen gewissen, allerdings nichts weniger als streng verbürgten Rückschluß auf den größeren oder geringeren äußeren Tauschwert (die größere oder geringere Kaufkraft) des Geldes in verschiedenen Zeitpunkten oder Zeitabschnitten auf den nämlichen Märkten und in den nämlichen Zeitpunkte oder Zeitabschnitte auf verschiedenen Märkten gestatten. Es ist nämlich klar, daß, je höhere Indexnummern in Rücksicht auf bestimmte Zeitpunkte und auf bestimmte Märkte die Berechnung ergibt, um so geringer im großen und ganzen die Kaufkraft des Geldes in den betreffenden Zeitpunkten und auf den betreffenden Märkten (im Verhältnis zur Kaufkraft des Geldes in anderen Zeitpunkten und auf anderen Märkten) angenommen werden kann, und umgekehrt desto höher, je niedriger die respektiven Indexnummern sind.

Daß bei Feststellung des äußeren (des in Waren ausgedrückten) Tauschwertes des Geldes (der allgemeinen „Kaufkraft“ des letzteren) die auf verschiedenen Märkten oder in verschiedenen Zeitpunkten bestehenden Verschiedenheiten der Geldeinheiten (also insbesondere Münzänderungen, eine allfällige Entwertung des Papiergeldes usw.), ebenso der Umstand zu berücksichtigen sei, daß Änderungen im Metallgehalte der Münzen und die Entwertung der Geldzeichen nicht sofort und schlechthin im Austauschverhältnisse des Geldes und der Güter zum Ausdrucke gelangen, bedarf nicht der Bemerkung. In der Berücksichtigung der Münzparitäten und Valutenkurse ist die Hauptschwierigkeit des obigen Verfahrens, zumal bei Berechnungen, die sich auf die Neuzeit

beziehen, indes nicht zu suchen. Diese liegt vielmehr in Umständen, deren ungewöhnliche Komplikation ihre Berücksichtigung auf das äußerste erschwert.

Schon die in bezug auf verschiedene Märkte oder Zeitpunkte vorzunehmende Berechnung des Austauschverhältnisses zwischen dem Gelde und einer einzelnen Güterart, z. B. dem Weizen, setzt nicht nur die Zurückführung der dieser Berechnung zugrunde liegenden Preise auf die nämlichen Mengeneinheiten, sondern auch auf die nämliche Qualität des betreffenden Gutes voraus, ein Umstand, welcher bei einer beträchtlichen Anzahl von Gütern (man denke an Wohnräume, Arbeitsleistungen, Nutztiere, insbesondere auch an die Qualitätsänderungen zahlreicher Güter infolge technischer und sonstiger ökonomischer Fortschritte usw.) zu großen, bei einzelnen Güterarten zu nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten führt. Hierin liegt der Hauptgrund, aus dem schon bei Feststellung der Indexnummern, die uns doch die Preisbewegung der Marktgüter im großen und ganzen zum Bewußtsein bringen sollen, ausnahmslos nur die Preise einer relativ geringen Anzahl von vertretbaren (fungiblen) Marktgütern berücksichtigt werden kann, die zahllosen Preise der Güter von statistisch nicht erfaßbaren Qualitätsunterschieden aber außer Betracht bleiben müssen. Was die Indexziffern, die, um als Grundlage für die Beurteilung der Bewegung des äußeren Tauschwertes des Geldes dienen zu können, doch ein schematisches Bild der gesamten Preisbewegung bieten müßten, uns tatsächlich bieten, ist zumeist nur die zusammenfassende Darstellung der Bewegung der Großhandelspreise einer relativ geringen Anzahl von arbiträr gewählten fungiblen Waren für einzelne Märkte (zum Teil mit Berücksichtigung der Import- und Konsummengen der Waren). Sie gewähren uns somit, selbst in Rücksicht auf bestimmte Märkte, unzweifelhaft nur eine sehr mangelhafte Grundlage für den Rückschluß auf die Bewegung der Kaufkraft des Geldes, geschweige denn eine ausreichende Grundlage für einen universellen Überblick über dieselbe.

Nahezu ebenso große Schwierigkeiten der Anwendung der statistischen Methode führen dazu, die für eine befriedigende Lösung des obigen Problems so überaus wichtigen, indes statistisch schwer zu fassenden Detailpreise bei Feststellung der Indexziffern zu vernachlässigen oder doch in ganz unzulänglicher Weise zu berücksichtigen.

Endlich wird die aus der Natur des obigen Problems sich ergebende Forderung, daß bei Feststellung der Indexziffern die Umsatzen der einzelnen Güter mit in Rechnung zu ziehen seien, von den meisten Autoren entweder überhaupt vernachlässigt, oder es werden die statistisch überaus schwer faßbaren Umsatzen der Güter durch die Importmengen oder die schätzungsweise ermittelten Produktionsmengen substituiert, obzwar sowohl die ersteren als die letzteren mit dem Probleme der Feststellung der doch nur bei Güterumsätzen zur Erscheinung gelangenden Preisbewegung in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Man denke in ersterer Beziehung an die im Inlande produzierten und größtenteils doch gleichfalls umgesetzten, an die impor-

tierten, aber ohne Umsatz, unverarbeitet oder verarbeitet, wieder exportierten Waren; in letzterer Beziehung an die großen Quantitäten der von den Produzenten, zumal von den Landwirten, konsumierten Güter der Eigenproduktion, bei denen ein Umsatz nicht stattfindet usf.

Der hohe praktische Wert der auf statistischer Grundlage vorgenommenen zusammenfassenden Darstellungen der Preisbewegung und der große Fortschritt, welcher in denselben im Vergleiche zu einzelnen älteren Versuchen dieser Art liegt, bedarf trotz der zahlreichen Mängel des obigen Verfahrens kaum der Bemerkung. Gegenüber den Versuchen aus mangelhaften Reihen oder einzelnen, oft unkritisch erfaßten Getreidepreisen, Arbeitslöhnen usf. auf den Geldwert und dessen Bewegung zurückzuschließen, denen wir selbst noch in der klassischen Schule der Nationalökonomie begegnen, bedeuten sie zweifellos einen ebenso großen und wertvollen als dankenswerten Fortschritt.\*)

g) Über die örtliche Verschiedenheit und die Bewegung des sogenannten inneren Tauschwertes des Geldes. Über den äußeren (den in Waren ausgedrückten) Tauschwert des Geldes, seine örtlichen Verschiedenheiten und seine Bewegung, endlich über die Versuche, ein Maß desselben in Rücksicht auf verschiedene örtliche und zeitliche Verhältnisse zu finden, habe ich in den vorangehenden Abschnitten gehandelt. Wesentlich verschieden von den eben behandelten Fragen, bei denen es sich hauptsächlich um die mit dem Besitze von Geld auf verschiedenen Märkten, beziehungsweise in verschiedenen Zeitpunkten verbundene Verfügungsgewalt über größere und kleinere Quantitäten von Kaufgütern handelte, ist das Problem des sogenannten inneren Tauschwertes des Geldes.

Ich werde zunächst das Problem selbst, welches häufig mit dem des „äußeren Geldwertes“ zusammengeworfen worden ist, klarzustellen suchen.

Die Austauschverhältnisse der Güter sind das Ergebnis (die Resultante) von Bestimmungsgründen, welche auf beiden Seiten der Tauschobjekte wirksam sind. Es ist undenkbar, das Austauschverhältnis zweier Güter ausschließlich auf Bestimmungsgründe zurückzuführen, welche nur auf der einen Seite der beiden Tauschobjekte liegen. Dagegen können bereits bestehende Austauschverhältnisse der Güter allerdings durch eine Änderung von Bestimmungsgründen modifiziert werden, welche lediglich auf einer Seite der Tauschobjekte hervortritt. Die konstituierenden Faktoren der Preisbildung sind in ihrer Gesamtheit niemals die nur modifizierenden unter Umständen allerdings nur auf einer Seite der auszutauschenden Güter vorhanden.

Das Gesagte gilt auch von den Marktpreisen. Auch die Austauschverhältnisse der Kaufgüter und des Geldes sind stets das Ergebnis von Bestimmungsgründen, welche sowohl auf der Seite der ersteren als auch auf der Seite des Geldes liegen. Die Schwankungen im Geldpreise der Waren können dagegen im konkreten Falle auch durch eine Änderung der Bestimmungsgründe der Preisbildung veranlaßt werden, welche

\*) Periodische Berichte über die Preisbewegung von Soetbeer, Conrad u. a. fortlaufend in Conrads Jahrbüchern; vgl. insb. Jahrg. 1899, S. 642 f.



entweder nur auf der einen oder nur auf der anderen Seite der hier in Rede stehenden Verkehrsobjekte — auf Seite der Kaufgüter oder auf Seite des Geldes — eintritt.

Die wichtige Frage nach der Natur und dem Maße des Einflusses, welchen die Änderung der auf Seite des Geldes liegenden Bestimmungsgründe der Preisbildung auf die Austauschverhältnisse des Geldes und der Kaufgüter (auf die Marktpreise) ausübt, ist das Problem des sog. inneren Tauschwertes des Geldes und seiner Bewegung.

Es ist eine dem ökonomischen Denken der großen Menge eigentümliche Ungenauigkeit, welche uns in zahlreichen Vorgängen des wirtschaftlichen Lebens unablässig entgegentritt, daß die Bewegungen des inneren Tauschwertes des Geldes unbeachtet bleiben.\*) Die Praktiker auf dem Gebiete der Wirtschaft sind gemeinlich geneigt, jede Änderung der Marktpreise der Güter, jede Verschiebung im Austauschverhältnisse des Geldes und der Kaufgüter, auf Bestimmungsgründe zurückzuführen, welche lediglich rücksichtlich der Kaufgüter wirksam geworden sind, in dem Gelde aber ein von den Bestimmungsgründen, welche das obige Austauschverhältnis modifizieren, unbeeinflußtes Verkehrsobjekt, eine in diesem Sinne „unveränderliche Wertgröße“ zu erkennen.

Der alte Irrtum macht sich im praktischen Wirtschaftsleben noch allenthalben bemerkbar: in der Sprache des gemeinen Lebens, in dem ökonomischen Kalkül des Rentners, in dem populären Werturteile über dauernde Geldrenten, selbst in der Bilanz des Fabrikanten und des Kaufmannes.\*\*\*) Der Umstand, daß alle Güter regelmäßig in Geldsummen (nach ihrem „Geldwerte“), das Geld aber nicht umgekehrt in Quantitäten von Kaufgütern (nach seinem „Warenwerte“) bewertet zu werden pflegen (der Umstand, daß im Gegensatze zum eifrig beobachteten Wechsel des „Geldwertes der Kaufgüter“ das Korrolar desselben, der Wechsel des „Warenwertes des Geldes“, im gemeinen Leben nahezu völlig unbeachtet bleibt), ist wohl der hauptsächlichste Grund der obigen Erscheinung. Das Geld, welches in so vieler Beziehung tatsächlich eine eigenartige Stellung in der Volkswirtschaft einnimmt, wird im ökonomischen Denken und Handeln der großen Menge auch in der obigen Rücksicht als eine exzeptionelle Erscheinung, als eine Anomalie der Volkswirtschaft betrachtet.

Die obige populäre Auffassung über die Beständigkeit des inneren Tauschwertes des Geldes, welche nahezu ausnahmslos von den Schrift-

\*) Abnorme volkswirtschaftliche Verhältnisse bringen die Wandelbarkeit des inneren Tauschwertes des Geldes auch zum Bewußtsein der Allgemeinheit. Anm. d. Herausgebers.

\*\*) Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Vermögen oder ein Kapital als verdoppelt bezeichnet wird, wenn deren äußerer Tauschwert (deren „Geldäquivalent“) im Laufe der Zeit sich verdoppelt hat. Das gleiche gilt vom Einkommen. Ebenso spricht man von dem Steigen oder Sinken des Wertes einer Ware, je nachdem ihr „geldwirtschaftliches Marktäquivalent“ größer oder geringer geworden ist, ohne die Bewegung im inneren Tauschwerte des Geldes zu beachten. (Vgl. A. Marshall, Principles of Economics, 3. ed., 1895, p. 673 f.)

stellern des Altertums\*) und den Geldtheoretikern des Mittelalters geteilt wird, vermochte sich gegenüber der fortschreitenden wissenschaftlichen Untersuchung nicht zu behaupten. Jede unbefangene Analyse der Markterscheinungen läßt uns den tiefgehenden Einfluß erkennen, welchen die wechselnde Zirkulationsmenge des Geldes, der wechselnde Bedarf der Volkswirtschaft an Umlaufsmitteln, die wachsenden oder sich mindernden Produktionskosten der Geldmetalle, der mehr oder minder sich ausdehnende Gebrauch von Urkundengeld und so viele andere, lediglich auf der Seite des Geldes liegende Änderungen in den Bestimmungsgründen der Preisbildung auf das Austauschverhältnis des Geldes und der Kaufgüter ausüben.

Die Wissenschaft ist zu der obigen, durch die umfassendste Erfahrung seither bestätigten Erkenntnis gleichwohl nur sehr allmählich vorgedrungen. Schon Aristoteles war die Bewegung des Geldwertes nicht unbekannt. Erst Bodin hat indes (unter dem Einfluß des Zustromens von Edelmetallen aus Amerika nach dem Westen Europas und der hierdurch, insbesondere in der Mitte und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bewirkten Preisrevolution) das der richtigen Einsicht entgegenstehende populäre Vorurteil in wirksamer Weise und mit großer Klarheit bekämpft; \*\*) die strenge wissenschaftliche Formulierung der obigen Lehre war erst unserer Zeit vorbehalten.\*\*\*)

h) Die Idee eines universellen und unwandelbaren Maßstabes des „inneren Tauschwertes“ der Güter. Seitdem auch das Edelmetallgeld als ein von den Bestimmungsgründen der Preisbildung beeinflusstes Verkehrsobjekt erkannt war, macht sich unter den Geldtheoretikern das Streben geltend, irgendein anderes Marktgut zu entdecken, dessen Austauschverhältnis zu den übrigen Gütern nicht durch Bestimmungsgründe beeinflusst wird, die auf seite dieses Gutes liegen. Sie suchen nach einem Gute, dessen äußerer Tauschwert (dessen Austauschverhältnis zu allen übrigen Gütern) zwar immerhin örtlichen Verschiedenheiten und einem Wechsel unterliegen könnte, indes doch nur solchen, welche die Wirkung von Ursachen wären, die auf seite der letzteren (der übrigen Güter, nicht des betreffenden Gutes

\*) S. schon Xenophon, De Vectigalib. Atheniens. 4.

\*\*) Je trouve, que la charté que nous voyons, viens quasi pour quatre ou cinq causes. La principale et presque seule (que personne iusques icy n'a touchée) est l'abondance d'or et d'argent, qui est aujourd'huy en ce royaume plus grande, qu'elle n'a esté il y a quatre cens ans . . . La principale cause (de la charté), en quelque lieu que ce soit, est l'abondance de ce qui donne estimation et prix aux choses. (Discours de Jean Bodin sur le rehaussement et diminution des monnays. Paris, chez Jacques du Pays, 1578, 4<sup>e</sup>, fol. f f.; in der lateinischen Übersetzung von Herm. Conring: Joh. Bodini respons. ad paradoxa Malestretti de caritate rerum, Helmstad. 1671, p. 11 f.). Vgl. indes schon Aristoteles (Ethic. Nic. V, 8): „Zwar ist auch das Geld dem Wechsel unterworfen, indem es nicht immer den gleichen Wert hat, doch pflegt es unveränderlicher zu sein als alles andere.“

\*\*\*) There has been no more fruitful source of error in the very elements of political economy, than the not distinguishing between the power of purchasing generally and the power of purchasing from intrinsic causes; and it is of the highest importance to be fully aware that, practically, when the rise or fall in the value of a commodity is referred to, its power of purchasing arising from extrinsic causes is always excluded (R. Malthus, Princ. of P. E., 2. ed., 1836, p. 60).

von stabilem inneren Tauschwert) liegen würden; — sie suchen nach einem Gute von universellem und unwandelbarem „inneren Tauschwert“.

Die Bedeutung der Entdeckung oder Erfindung eines Gutes dieser Art für die Theorie und die Praxis der menschlichen Wirtschaft wäre kaum geringer als diejenige eines Gutes von universellem und unwandelbarem äußeren Tauschwert (s. oben S. 298 ff.). Mit Hilfe desselben vermöchten wir die örtlichen Verschiedenheiten und die Bewegung im Austauschverhältnisse aller Güter unter einem praktisch überaus wichtigen Gesichtspunkte richtig zu beurteilen. Würde nämlich das Austauschverhältnis zwischen dem Gute von stabilem inneren Tauschwert und irgendeinem anderen Gute eine Veränderung erfahren, so wüßten wir von vorneherein und ohne jede weitere Untersuchung, daß diese Verschiedenheit oder Veränderung auf Bestimmungsgründe der Preisbildung zurückweise, die auf Seite des letzteren (der betreffenden Ware) liegen. Rücksichtlich der gegenwärtig so überaus schwer zu entscheidenden Frage, ob die Ursache einer zu beobachtenden Verschiebung des Austauschverhältnisses zwischen dem Gelde und einer Ware in dem ersteren oder in der Ware liege, wäre dann jeder Zweifel beseitigt. Ein Gut der obigen Art wäre ein wahres *ὅς μοι ποῦ στῶ* in der uns nirgends einen festen Stützpunkt bietenden Bewegung der Preise.

Ein Gut dieser Art wäre auch in einer anderen Rücksicht von geradezu unschätzbarer praktischer Bedeutung. Wer über eine bestimmte Quantität desselben (z. B. über ein darin ausgedrücktes jährliches Einkommen oder eine solche Forderung) verfügte, wäre in seiner Wirtschaft und in der Herrschaft über die übrigen Verkehrsobjekte zwar auch dann noch von der örtlichen Verschiedenheit und der Bewegung der Austauschverhältnisse der Güter abhängig, indes doch nur insoweit, als die Bestimmungsgründe derselben (z. B. eine Veränderung von Angebot und Nachfrage, Änderungen in den Produktions- und Konsumtionsverhältnissen, Fortschritte in der Technik der Produktion usf.) sich auf Seite der mit dem wertbeständigen Gute einzutauschenden Güter geltend machen würden. Er wäre aber dagegen gesichert, daß seine wirtschaftliche Lage durch eine Änderung des „inneren Tauschwertes“ der sein Einkommen bildenden wertbeständigen Güter, des Inhaltes seiner Forderung usf. eine Änderung erfahren könnte.

Was zunächst die besondere Schwierigkeit der theoretischen Klarstellung des obigen Problems betrifft, so scheint mir diese jedenfalls übertrieben zu werden.

Daß auf unseren Märkten weder ein Verkehrsobjekt vorhanden ist, dessen Austauschverhältnisse zu allen übrigen Gütern im Laufe der Zeit unverändert bleiben, noch auch ein solches, rücksichtlich dessen die bei den übrigen Objekten des Verkehrs wirksamen preismodifizierenden Einflüsse sich schlechterdings nicht geltend machen, (daß es somit auf unseren Märkten weder ein Verkehrsobjekt gibt, dessen „äußerer“, noch ein solches, dessen „innerer Tauschwert“ allerorten und zu allen Zeiten der nämliche ist), steht allerdings gleicherweise außer jedem Zweifel. Nichtsdestoweniger besteht zwischen dem Probleme der



Feststellung eines Gutes von stabilem äußeren Tauschwert und demjenigen der Feststellung eines solchen von stabilem inneren Tauschwert ein wesentlicher Unterschied. Die hauptsächliche Schwierigkeit einer Lösung des ersteren Problems liegt in der notwendigen Berücksichtigung der preisändernden Einflüsse (der Bewegung des inneren Tauschwertes) aller übrigen Marktgüter, während diese Schwierigkeit bei Lösung des letzteren Problems von vorneherein — schon durch die Problemstellung! — ausgeschlossen ist. Das Problem der Feststellung eines Gutes von beständigem inneren Tauschwert ist ein unvergleichlich einfacheres als das analoge des äußeren Tauschwertes.

Dazu kommt ein Umstand, welcher insbesondere auch für die Frage der praktischen Durchführung des obigen Gedankens von größter Wichtigkeit ist. Die preisändernden Einflüsse machen sich auch rückichtlich der nämlichen Waren teils in positiver, teils in negativer Richtung geltend. Dieselben vermögen sich demnach bei der Preisbildung der betreffenden Ware aufzuheben. Die preisändernden Einflüsse, welche auf seite eines bestimmten Verkehrsobjektes sich geltend machen, sind auf das Austauschverhältnis desselben und aller übrigen Güter (auf die tatsächliche Preisbewegung) nur insofern von Einfluß, als diese innere Ausgleichung nicht stattfindet. Der Weizenpreis wird beispielsweise weder sinken noch auch steigen, wenn die Steigerung des Angebots durch eine solche der Nachfrage in ihrer Wirkung aufgehoben wird. Eine solche die Stabilität des „inneren Tauschwertes“ eines einzelnen Gutes ermöglichende innere Ausgleichung der positiven und negativen Bestimmungsgründe der Preisbildung ist vom Standpunkte der Theorie nicht undenkbar; die Möglichkeit eines Gutes von stabilem inneren Tauschwert ist prinzipiell nicht schlechthin ausgeschlossen.

Indes selbst das praktische Streben nach einem Gute von stabilem „inneren Werte“, scheint mir, sollte nicht von vorneherein zurückgewiesen werden. Der Umstand, daß die auf den Markt gelangenden Quantitäten gewisser Güter beliebig reguliert werden können, bietet uns die Möglichkeit, die sonstigen auf seite derselben hervortretenden, ihr Austauschverhältnis mit anderen Gütern modifizierenden Einflüsse wieder aufzuheben. Es gibt keine Güter, deren „innerer Tauschwert“ im freien Verkehre ein unwandelbarer ist, wohl aber vielleicht solche, deren „inneren Tauschwert“ durch eine auf den obigen Erfolg hinzielende Regulierung der zu Markte gelangenden Quantitäten unverändert zu erhalten nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Dies gilt insbesondere von jenem Verkehrsobjekte, welches bei der hier in Rede stehenden Frage in erster Reihe in Betracht kommt, von dem Gelde, dessen Zirkulationsmenge (durch Einschränkung der Ausprägungen, beziehungsweise durch Ausdehnung oder Einschränkung der Wirksamkeit der geld ersetzenden Institutionen!) im internen Verkehre zu regeln, nicht außerhalb der Machtsphäre der Staaten und Staatenverbindungen liegt. Selbst rücksichtlich des internationalen Verkehrs scheint mir die Möglichkeit einer Regelung des inneren Tauschwertes des Geldes nicht schlechthin ausgeschlossen zu sein. Die Idee eines Verkehrsobjektes, dessen „innerer Wert“, um im Bilde zu bleiben, stets „auf dem nämlichen Niveau“ er-

halten bleiben würde, ist gerade in Rücksicht auf das Geld, bei dem sie sich teilweise ja schon gegenwärtig in automatischer Weise vollzieht. keineswegs in sich widerspruchsvoll, keine ökonomische Quadratur des Zirkels. Es ist kein undenkbares Beginnen, die im unbeeinflussten Laufe der Dinge auch auf seite des Geldes hervortretenden preismodifizierenden Einflüsse durch Beeinflussung der Umlaufmenge des Geldes, insbesondere auch des Urkundengeldes, in ihren Wirkungen auf die Güterpreise aufzuheben und solcherart Umlaufsmittel zu schaffen, welche in dem hier dargelegten Sinne wertbeständig sein würden.

Daß die Durchführung des obigen Gedankens nicht nur eine ausreichende Kenntnis der hier in Betracht kommenden statistischen Sachlage, sondern auch die richtige theoretische Einsicht in den Zusammenhang der Preiserscheinungen und der Bestimmungsgründe ihrer Bewegung zur Voraussetzung haben würde, bedarf nicht der Bemerkung. Auch die praktischen Schwierigkeiten und Gefahren der Verwirklichung des obigen Gedankens können nicht übersehen werden.\*) Die Schwankungen im Weltpreise der Edelmetalle scheinen mir gegenwärtig immer noch geringere Gefahren in sich zu schließen als die Regelung des inneren Tauschwertes des Geldes durch Regierungen oder soziale und politische Parteien. Ganz besonders können die Schwierigkeiten, die mit der internationalen Regelung einer Angelegenheit von solchem Belange verbunden sein würden, nicht übersehen werden. Immerhin scheint mir, daß dem Streben nach einem (im vorhin gedachten Sinne) stabilen Maße des inneren Tauschwertes der Güter ein Problem zugrunde liegt, dessen theoretische Lösung nur eine Frage der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis und dessen praktische Lösung, zu der die Weltwirtschaft unter Umständen ja gezwungen sein könnte (bei der es sich auch nicht um eine absolute, sondern nur um eine für praktische Zwecke ausreichende Genauigkeit der Feststellungen handeln würde), nicht an unerreichbare Voraussetzungen geknüpft ist.

i) Die Frage, ob bestimmte Preisbewegungen (beziehungsweise örtliche Verschiedenheiten der Preise) auf Ursachen zurückweisen, die im Gelde, oder auf solche, die in den Kaufgütern liegen. Das große praktische Interesse, welches sich an die isolierende Betrachtung der Bewegung des „inneren Tauschwertes“ des Geldes und an diejenige des Einflusses dieser Bewegung auf die Gestaltung der Güterpreise

\*) S. W. Bagehot, A new standard of value (Economist, Nov. 1875, und wieder im Econ. Journ. II, 1892, p. 472 f.); R. Giffen, Fancy monetary standards (Econ. Journ., ebend. p. 463 f.). — Wenn von einer nicht geringen Anzahl von Bearbeitern der Geldlehre in dem heutigen Zustande des Geldwesens der Länder mit reiner Goldwährung, unter dessen Herrschaft der Staat in Rücksicht auf die Kurantmünze (die Grundlage des gesamten Geldwesens) im wesentlichen nur der Münzmeister der Bevölkerung ist, der Höhepunkt erreichbarer Vollkommenheit und Entwicklung des Geldes erkannt wird, so muß darauf hingewiesen werden, daß auch diese Form des Geldwesens, bei aller Anerkennung der Vorzüge, die sie in gewissen Rücksichten für die Volkswirtschaft überhaupt, in anderen für bestimmte Bevölkerungskreise hat, doch nur als eine Entwicklungsstufe des Geldes aufgefaßt werden kann und entfernt nicht eine absolute Bedeutung hat.

knüpft, hat — insbesondere seitdem das Problem der Feststellung eines stabilen Maßstabes des äußeren Tauschwertes der Güter in den Hintergrund des wissenschaftlichen Interesses getreten war — zu der obigen Frage geführt. Ihre Lösung ist auf dem Wege von Wahrscheinlichkeitsschlüssen aus der Preisbewegung (also auf preisstatistischer Grundlage) angestrebt worden, ohne doch zu vollständig befriedigenden Ergebnissen zu führen. Das gleichmäßige Steigen oder Sinken der Geldpreise aller Kaufgüter auf allen Märkten würde, falls eine statistische Sachlage dieser Art sich unserer Beobachtung darböte, einen im Ergebnisse der Gewißheit nahekommenden Wahrscheinlichkeitsschluß gestatten, daß die obige Verschiebung des Austauschverhältnisses der Kaufgüter und des Geldes auf Ursachen zurückweise, welche rücksichtlich des Geldes wirksam geworden sind, auf ein Sinken oder Steigen des „inneren Tauschwertes“ des Geldes; doch würde selbst in diesem Falle die Möglichkeit nicht vollständig ausgeschlossen sein, daß die Preisverschiebung in Ursachen begründet sei, welche gleichmäßig rücksichtlich aller Kaufgüter und aller Märkte hervorgetreten sind. — Die in gleicher Richtung, indes in ungleichmäßiger Weise erfolgende Verschiebung der Geldpreise aller Kaufgüter auf sämtlichen Märkten würde den nahezu ebenso verlässlichen Wahrscheinlichkeitsschluß gestatten, daß der Preiswechsel der Kaufgüter das Ergebnis einer kombinierten Wirksamkeit von Ursachen sei, welche sich zum Teile rücksichtlich des Geldes, zum Teile in ungleichmäßiger Weise rücksichtlich der Kaufgüter geltend gemacht haben. Auch in diesem Falle würde indes die Erklärung der Preisbewegung aus Bestimmungsgründen, welche (in ungleichmäßiger Weise) lediglich bei den Kaufgütern wirksam geworden sind, keineswegs außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen. Umgekehrt gestattet das Steigen oder das Sinken des Geldpreises einzelner oder einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Kaufgütern, während die Geldpreise der übrigen Güter unverändert bleiben, den Wahrscheinlichkeitsschluß, daß die Bestimmungsgründe der Preisänderungen auf Seite der betreffenden Kaufgüter eingetreten seien, ohne doch auch in diesem Falle die Möglichkeit einer entgegengesetzten Erklärung völlig auszuschließen.

Die obigen und ähnliche Schlüsse beruhen auf dem Prinzip, daß unter den verschiedenen möglichen Erklärungsarten einer Verschiebung der Marktpreise diejenige den relativ höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nimmt, welche das gleichzeitige Eintreten in der nämlichen Richtung wirksamer preisändernder Einflüsse bei einer möglichst geringen Anzahl von Verkehrsobjekten voraussetzt. Ein allgemeines Steigen der Marktpreise vermag z. B. in ungleich wahrcheinlicher Weise aus dem „Sinken des Geldwertes“ als aus dem (nicht eben so leicht vorauszusetzenden) gleichzeitigen Steigen des „inneren Tauschwertes“ aller Kaufgüter erklärt zu werden.

Je ungleichmäßiger die Bewegung des Preises der verschiedenen Güter nach Richtung und Maß ist, um so weniger gestattet indes die bloße Beachtung der statistischen Sachlage einen auch nur einigermaßen verlässlichen Schluß der obigen Art. An sich nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß, versagt derselbe in zahlreichen unserer Beobachtung vorliegenden



Fällen nahezu vollständig. Die praktisch so wichtige Frage, ob eine beobachtete Preisbewegung auf einem Wechsel im „inneren Werte“ des Geldes oder der einzelnen Kaufgüter, oder aber endlich auf einer kombinierten Wirksamkeit beider beruhe — in Wahrheit die Frage: ob im konkreten Falle die Bestimmungsgründe der Preisbewegung sich auf Seite des Geldes, der Kaufgüter oder beiderseits geltend gemacht haben — vermag auf dem obigen Wege nie mit voller Sicherheit, in zahlreichen Fällen nur mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit, bisweilen überhaupt nicht beantwortet zu werden. Nun gar die Frage nach dem Maße der Schwankungen des „inneren Wertes“ des Geldes und der einzelnen Kaufgüter, zumal in jenen Fällen, in welchen die Preisbewegung sich als das Ergebnis einer kombinierten Wirksamkeit beiderseitiger preisändernder Einflüsse darstellt! Welchen Anteil an der Preisbewegung hat in den Fällen der letzteren Art die Änderung des „inneren Geldwertes“ und welchen jene des „inneren Wertes“ der Kaufgüter? Das obige Verfahren vermag uns auf diese und ähnliche Fragen keine sichere Antwort zu bringen.

Ähnliche, wenngleich, der Natur der Sache nach, in den meisten Fällen nicht gleich große Schwierigkeiten ergeben sich, wenn das nämliche Verfahren angewendet wird, bei Untersuchung der Frage nach den Ursachen der örtlichen Verschiedenheiten der Preise und speziell nach dem Anteile, welchen eine allfällige örtliche Verschiedenheit des inneren Tauschwertes des Geldes an denselben hat.

k) Ob der innere Tauschwert des Geldes und seine Bewegung gemessen werden können. Der Umstand, daß der innere Tauschwert des Geldes keine von der Verschiedenheit örtlicher und zeitlicher Verhältnisse unbeeinflusste Beständigkeit aufweist, hat zu dem Streben geführt, die Bewegung, auch die örtliche Verschiedenheit desselben zu messen. Daß dies fast ausnahmslos auf preisstatistischer Grundlage versucht worden ist, könnte auf den ersten Blick als ein Mißverständnis über die eigentliche Natur des hier in Rede stehenden Problems betrachtet werden. Die Bewegung der Güterpreise ist im allgemeinen die Resultante von Bestimmungsgründen, welche ebensowohl auf der Seite der Kaufgüter als auf derjenigen des Geldes wirksam geworden sind. Wie vermöchten wir demnach aus der örtlichen Verschiedenheit oder aus der Bewegung der Güterpreise die Verschiedenheiten und die Wandlungen des inneren Tauschwertes des Geldes zu erkennen oder denselben auf dieser Grundlage wohl gar zu messen? Von der augenfälligen Unzulässigkeit einer Lösung dieser Frage auf preisstatistischer Grundlage besteht indes eine mögliche Ausnahme. Die Bestimmungsgründe der Preisbewegung, soweit sie auf Seite der Kaufgüter liegen, machen sich zum Teile in positiver, zum Teile in negativer Richtung, beziehungsweise bei einem Teile der Güter in überwiegend positiver, beim anderen in überwiegend negativer Richtung geltend (zum Teile preiserhöhend, zum Teile preisermäßigend). Es ist nun nicht schlechthin undenkbar, daß bei gewissen rechnungsmäßigen Zusammenfassungen der Preisbewegungen einer Vielheit von Kaufgütern, die positiven und negativen Einwirkungen der auf

seite der Kaufgüter liegenden Bestimmungsgründe der Preisbewegung, sei es nun überhaupt oder doch im wesentlichen, sich gegenseitig aufheben und in Fällen dieser Art die rechnungsmäßigen Zusammenfassungen der Preisbewegungen aller oder doch einer großen Anzahl von Gütern uns im wesentlichen nur die Wirkungen der auf seite des Geldes liegenden Bestimmungsgründe der Preisbewegung (also die Bewegung des inneren Tauschwertes des Geldes) nach Richtung und Maß erkennen ließen. Auf dieser Annahme beruhen alle Versuche zur Lösung des obigen Problems auf preisstatistischer Grundlage.\*)

Die obige Voraussetzung, daß in zusammenfassenden Berechnungen der örtlichen Verschiedenheit und der Bewegung der Preise zweckentsprechend gewählter Waren, beziehungsweise der Konsummengen, die (negativen und positiven) auf der Seite der Kaufgüter gelegenen Bestimmungsgründe der Preisbildung sich in ihren Wirkungen aufheben und solcherart die Wirkung der auf seite des Geldes liegenden preisändernden Einflüsse rein zum Ausdruck gelange, ist indes so künstlich, auch so schwer zu kontrollieren, daß selbst die sinnreichsten Methoden der Durchführung dieses Gedankens zu keinem ganz befriedigenden Ergebnis führen können. Alle auf der obigen Voraussetzung fußenden Methoden zur Bestimmung der örtlichen Verschiedenheit und der Bewegung des inneren Tauschwertes des Geldes sind schon im Prinzip willkürlich und unverbürgt.

Das Problem eines Maßes der örtlichen Verschiedenheit und der Bewegung des inneren Tauschwertes des Geldes bezweckt die Sondernung der auf seite des Geldes und der auf seite der Kaufgüter wirksamen Bestimmungsgründe der Preisbildung und Preisbewegung. Es soll überdies die Einwirkung der auf seite des Geldes liegenden Bestimmungsgründe auf die Preisbewegung nach Richtung und Maß festgestellt werden. Ein Problem dieser Art ist seiner innersten Natur zufolge ein analytisches; es vermag weder ausschließlich durch eine, wenn auch noch so genaue statistische Feststellung der Preisschwankungen, die ja eine Resultante der auf beiden Seiten wirksamen

---

\*) Einen über die bisherigen Methoden hinausgehenden Versuch zur Feststellung der Bewegung des „inneren Geldwertes“ unternimmt W. Lexis. Derselbe stützt sich wesentlich auf die Beobachtung, daß die Mengenpreise (der Verkehrswert der Konsumquanten), und zwar sowohl in der Einzelwirtschaft als in der Volkswirtschaft, eine besondere Stabilität aufweisen. Indem infolge der Verbilligung einer Ware die Konsummenge erfahrungsgemäß eine Steigerung, durch die Verteuerung aber eine Minderung erfahre, werde die Bewegung der Einheitspreise in den obigen Mengenpreisen zum mindesten zum Teil ausgeglichen; auch finde das durch Verbilligung der einen Ware ersparte Einkommen für den Konsum anderer Güter Verwendung, so zwar, daß auch aus diesem Grunde der Gesamtpreis der Mengen verschiedener Waren, die in einer Volkswirtschaft nach dem wechselnden Bedürfnisse in verschiedenen Beobachtungsperioden konsumiert werden, eine verhältnismäßig größere Stabilität aufweise als der Durchschnitt der Einheitspreise derselben Waren. Auch die Elastizität des Umlaufes der Zahlungsmittel trage hierzu bei. Über die Verwertung dieser Beobachtungen für die Feststellung der Bewegung des inneren Geldwertes s. W. Lexis, Über gewisse Wertgesamtheiten und deren Beziehung zum Geldwert, Tübinger Zeitschr. f. d. ges. Staatsw., 44. Bd., 1888, S. 225 f. Vgl. auch Nasse: Lexis in Schönbergs Handbuch, 4. Aufl., 1896, 1. Bd., S. 342 f.

Bestimmungsgründe der Preisbildung sind, noch auch ausschließlich mittels Durchschnitten oder sonstiger zusammenfassender Darstellungen der Preisbewegungen und darauf begründeter Schlüsse gelöst zu werden. Nur eine Untersuchung, welche uns die wahren Bestimmungsgründe der Preisbildung und Preisbewegung, sowohl rücksichtlich des Geldes als der Kaufgüter, zum Bewußtsein bringen und uns zugleich lehren würde, die Wirkungen der einzelnen Einflüsse auf die Preisbewegung nach Richtung und Maß zu verfolgen, vermöchte das obige Problem theoretisch klarzustellen. Die Beantwortung der Frage, ob und in welchem Maße gegebenen Falles eine Bewegung des inneren Tauschwertes des Geldes tatsächlich stattgefunden habe, würde freilich auch dann noch wesentlich von der Kenntnis der betreffenden statistischen Verhältnisse abhängig sein, indes nicht nur von einer sorgfältigen und umfassenden Statistik der Preise und ihrer Bewegung, sondern ebensowohl von einer solchen der (statistisch faßbaren) Ursachen der Preisbewegung.

Bis dahin wird jedes Urteil über die Bewegung des inneren Tauschwertes des Geldes das Ergebnis einer freien Würdigung der Preisstatistik auf Grund der jeweiligen theoretischen Einsicht und unserer Kenntnis der die Bewegung der Güterpreise verursachenden Tatsachen und ihres Maßes sein.

#### g) Aus den Funktionen sich ergebender Begriff des Geldes.

Wesen und Begriff des Geldes werden durch dessen Stellung in der Volkswirtschaft, durch seine Funktionen im Güterverkehre bestimmt. Kein Ding ist an sich, etwa schon durch seinen Stoff und dessen technische Eigenschaften, durch seine äußere Form oder gar durch bloße Willensakte von Machthabern (durch diese Umstände an und für sich!) Geld. Mag dagegen ein Gut welcher Art immer, eine bisher dem Konsum oder der technischen Produktion dienende Ware, ein Rohstoff oder ein Kunstprodukt, ein durch die Wage zuzumessendes Metall oder eine zirkulationsfähige Urkunde sein, — dasselbe wird zum Gelde, sobald und insoweit es in der geschichtlichen Entwicklung des Güterverkehrs eines Volkes die Funktion eines allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers (beziehungsweise auch die Konsektivfunktionen des letzteren) tatsächlich übernimmt und hierdurch diejenige eigenartige Stellung im Verkehre und in der Volkswirtschaft gewinnt, vermöge welcher es, als der Inbegriff der den Gütertausch vermittelnden Verkehrsobjekte, in Gegensatz zu allen übrigen Objekten des Verkehrs tritt, deren Austausch es vermittelt.

Hierbei ist es für den allgemeinen Begriff des Geldes nicht wesentlich, ob ein Objekt des Verkehrs die obigen Funktionen mehr oder minder vollkommen oder mangelhaft versieht. Wenn dies in der hier vorausgesetzten Allgemeinheit nur überhaupt der Fall ist, so ist dasselbe Geld — gut oder schlecht funktionierendes, gesundes oder pathologisches Geld — indes in beiden Fällen Geld. Die Assignaten und Mandaten der französischen und die Bankozettel, Einlösungs- und Antizipationsscheine



der österreichischen Regierung zu Ende des 18. und im Beginne des 19. Jahrhunderts waren in den späteren Perioden ihrer Zirkulation sicherlich schlecht funktionierendes, pathologisches, überdies nur durch ungerechten Zwang und durch Mißbrauch des Notenregals und der Justizhoheit zirkulierendes Geld: indes solange sie die vorhin gedachten Funktionen im Verkehre tatsächlich versahen, unzweifelhaft Geld.

Ebenso ist es für den allgemeinen Begriff des Geldes irrelevant, ob ein Verkehrsobjekt die obigen Funktionen automatisch oder durch irgendeine Form des Zwanges erlangt hat. Ob automatisch entstandenes oder vom Staate geschaffenes und in seiner Entwicklung beeinflusstes, ob insbesondere automatisch oder staatlich ausgestaltetes und vervollkommnetes (beziehungsweise korrumpiertes!) Geld — es ist in beiden Fällen Geld, sobald und insoweit es die Funktionen eines allgemein gebräuchlichen Vermittlers des Güter- und Kapitalverkehrs (beziehungsweise die betreffenden Konsekutivfunktionen) tatsächlich versieht: ähnlich wie das Recht, ob Gewohnheitsrecht oder gesetzliches Recht, in beiden Fällen Recht ist, d. i. unter den allgemeinen Begriff des Rechtes fällt.

Die nämlichen Gründe bewirken auch, daß ein Verkehrsobjekt, nicht etwa in abstrakter Allgemeinheit, sondern stets nur innerhalb derjenigen örtlichen und zeitlichen Grenzen zum Gelde wird, in denen es die hier in Rede stehenden Funktionen tatsächlich versieht. Was bei dem einen Volke Geld ist, ist dies nicht notwendig bei anderen Völkern, und was ehemals bei einem Volke Geld war, ist auf dessen Märkten heute nicht selten ein Kaufgut gleich anderen. Ja die Erfahrung lehrt, daß unter Umständen bestimmte Güter sogar nur in gewissen Bevölkerungskreisen eines Landes, selbst nur bei gewissen Verkehrsakten, als Geld funktionieren, in anderen Bevölkerungskreisen und bei anderen Verkehrsakten dagegen Güter anderer Art die Funktionen eines (in diesem eingeschränkten Sinne) allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers, Wertmaßstabes, usf. versehen, d. i. Geld sind.

Endlich ist auch zu beachten, daß selbst innerhalb bestimmter örtlicher oder persönlicher Schranken keine Ware an sich (etwa als Gattung!) zum Gelde wird, sondern stets nur jener Teil der betreffenden Ware, beziehungsweise nur diejenigen Teile mehrerer Waren, welche die Funktion eines allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers, eines Zirkulationsmittels, tatsächlich versehen oder derselben gewidmet sind, der dem Gebrauchs- oder Produktionszwecke dienende Teil derselben aber den Charakter des Geldes nicht erlangt oder, wenn er ihn besäße, einbüßt. Sogar diejenigen Quantitäten von edlen Metallen, welche der technischen Produktion gewidmet sind, selbst die ausgeprägten Münzen, welche als Schmuck oder als Schaustücke in Münzensammlungen usf. dienen oder aber der technischen Verarbeitung gewidmet sind, sind in Wahrheit kein Geld; noch nicht Geld, beziehungsweise nicht mehr Geld.

Die Erkenntnis, daß nicht die technische Natur eines Verkehrsobjektes oder äußere Einflüsse an sich, sondern dessen tatsächliche Funktionen im Verkehre bewirken, daß es vom Standpunkte ökonomischer Betrachtung zum Gelde wird, und selbst

eine noch so genaue Kenntnis der Funktionen des Geldes sind für das Verständnis des Wesens des letzteren indes nicht ausreichend. Wir würden nur zu einem sehr mangelhaften Verständnis vom Wesen des Geldes gelangen, wollten wir uns darauf beschränken, die Funktionen desselben in ihrem äußeren Nebeneinander, nicht auch in ihren inneren Beziehungen, zumal in ihrer genetischen Verknüpfung, zu erfassen, und insbesondere nicht darauf bedacht sein, die originären von den bloß abgeleiteten, die wesentlichen von den bloß akzidentiellen Funktionen des Geldes zu unterscheiden. Alle Definitionen des Geldes, die nichts anderes als eine äußerliche Aneinanderreihung der aus der Beobachtung des Verkehrs moderner Kulturvölker sich ergebenden Funktionen und Benützungsarten des Geldes oder einer arbiträren Auswahl aus denselben sind, verkennen das Problem der Begriffsentwicklung des Geldes und müssen als ungenau und, da sie sich zu meist nur auf die Beobachtung des Geldes in seinen modernsten Erscheinungsformen beschränken, auch als unhistorisch bezeichnet werden.

Die ursprüngliche (die primäre) und allen Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen des Geldes gemeinsame Funktion des letzteren ist die eines allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers. Schon diese Funktion für sich genommen verleiht einem Verkehrsobjekte die eigenartige, exzeptionelle Stellung im Güterverkehr und in der Volkswirtschaft, welche dasselbe, als ein den Gütertausch vermittelndes Verkehrsobjekt, von allen übrigen Marktgütern, deren Austausch es vermittelt, abhebt und den eigenartigen und augenfälligen Unterschied zwischen demselben und allen übrigen Objekten des Güterverkehrs begründet, den der Volksmund und die Jurisprudenz durch den Gegensatz von Geld und Ware (richtiger von Tauschvermittler und Kaufgut) bezeichnet.

Diese, die originäre Funktion des Geldes bleibt indes mit dem sich entwickelnden und vertiefenden Güterverkehr nicht die einzige. Gerade die zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln gewordenen Verkehrsobjekte pflegen, wie wir sahen, und zwar zum Teile in notwendiger Konsequenz ihrer Tauschmittelfunktion, zum Teile akzidentiell, auch eine Reihe anderer Funktionen in der Volkswirtschaft zu übernehmen. Sobald im wesentlichen alle oder doch nahezu alle Preise tatsächlich Geldpreise sind, ergibt sich als Konsequenz dieser Tatsache die Bewertung der Güter nach ihrem in Geld ausgedrückten Verkehrswerte, und somit die Funktion des Geldes als „Preisindikator und Maßstab des Tauschwertes“ (s. S. 286 und 290) von selbst. Auch der Umstand, daß mit der sich entwickelnden Geldwirtschaft gerade die allgemein gebräuchlichen Tauschmittel für einseitige und subsidiäre Leistungen, für Thesaurierungen usw. mehr und mehr Verwendung finden, ist nicht etwa ein Zufall, sondern wesentlich eine Konsequenz der Funktion des Geldes als allgemein gebräuchliches Tauschmittel. Nicht erst durch die Übernahme dieser Konsekutivfunktionen wird ein als allgemeiner Tauschvermittler funktionierendes Verkehrsobjekt indes zum Gelde. Die obigen Konsekutivfunktionen und Benützungsarten sind vielmehr lediglich eine geschichtliche Ausgestaltung, sie sind Erscheinungen der Entwicklung, nicht an sich konstitutive Tatsachen der Entstehung des Geldes.

Dieser Umstand darf bei der Begriffsentwicklung des Geldes nicht übersehen werden. Es widerspricht den Grundsätzen richtigen Denkens, in den allgemeinen Begriff einer Erscheinung die Folgeerscheinungen derselben aufzunehmen, mit den wesentlichen Merkmalen einer Erscheinung zugleich abgeleitete, welche nur in der Entwicklung derselben ihre Stelle finden dürfen, anzuführen. Es ist dies ein Definitionsfehler, selbst unter der Voraussetzung, daß die Konsekutiverscheinungen sich aus dem Phänomen, dessen Wesen definiert werden soll, mit Notwendigkeit ergeben; um so mehr dann, wenn sie mit der betreffenden Erscheinung nur regelmäßig oder gar nur akzidentell verknüpft sind oder sich wohl gar nur als künstliche, etwa staatliche Ausgestaltungen darstellen. Diesen Fehler begehen aber die Wirtschaftstheoretiker, welche aus dem Umstande, daß die zu allgemein gebräuchlichen Tauschmittel gewordenen Verkehrsobjekte im Laufe ihrer Entwicklung regelmäßig auch andere Funktionen in der Volkswirtschaft übernehmen und in der entwickelten Volkswirtschaft, beim geschichtlich ausgestalteten Gelde, gleichzeitig eine Anzahl verschiedener, koordinierter Funktionen und Benützungsarten zu beobachten ist, die Berechtigung herleiten, auch bei der Definition des allgemeinen Begriffes des Geldes alle Funktionen des Geldes hoch entwickelter Völker als koordinierte Merkmale mechanisch aneinander zu reihen oder hierbei eine arbiträre Auswahl aus denselben zu treffen. \*)

Was das Geld von allen übrigen Marktgütern unterscheidet (was am Gelde in allen seinen Erscheinungsformen und Entwicklungsphasen, da-

---

\*) Die Verkenennung der obigen Tatsachen hat zu mannigfachen Irrtümern geführt. Lange bevor der sich entwickelnde und komplizierende Güterverkehr zur Entstehung von allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln führte, ja lange bevor der Gütertausch überhaupt in den menschlichen Gemeinschaften zur Erscheinung gelangte, sind in denselben schon einseitige Leistungen verschiedener Art (Geschenke, Abgaben, Vermögensbußen, Schadenersatzleistungen usw.), insbesondere auch Thesaurierungen, in einer nicht geringen Anzahl von Fällen sogar rohe Bewertungen von Gütern in anderen Gütern (wie selbstverständlich nicht nach dem Tausch-, sondern nach dem Gebrauchswerte derselben für die Wirtschaftssubjekte!) gebräuchlich. Es sind dies wirtschaftliche Vorgänge, die bei fortgeschrittener ökonomischer Kultur, zumal aber bei den Kulturvölkern der Gegenwart, zum Teile wenigstens, ohne die Anwendung von Geld oder doch ohne eine Beziehung darauf kaum gedacht werden können, mit denen wir demnach Geldaufwendungen zu verknüpfen gewöhnt sind, während dieselben in den älteren Perioden der Kulturentwicklung doch einen durchaus naturalwirtschaftlichen Charakter hatten — nicht Erscheinungen der Geld-, sondern der Naturalwirtschaft waren. Werden die Funktionen des Geldes nicht in ihrer richtigen genetischen Verknüpfung, sondern lediglich in ihrer mechanischen Koordination erfaßt, so liegt der Gedanke nahe, die Güter, welche in der naturalwirtschaftlichen Periode (also in einer Entwicklungsphase der Volkswirtschaft, in der von „Geld“ in Wahrheit noch nicht die Rede sein kann,) für Zwecke, denen heute nahezu ausschließlich Geldaufwendungen dienen, verwendet, respektive bevorzugt wurden, bereits als Geld aufzufassen — ein Irrtum, dem wir in der Tat bei Volkswirten und Historikern oft genug begegnen. (Es ist z. B. ein handgreiflicher Irrtum, wenn aus dem Umstande, daß gewisse Güter dereinst zu naturalwirtschaftlichen Abgaben, Vermögensbußen usw. verwendet oder naturalwirtschaftliche Schätzungen und Bewertungen in denselben vorgenommen wurden, auf den Geldcharakter dieser Güter in den betreffenden Perioden geschlossen wird.)



gegen an keinem anderen Objekte des Verkehrs beobachtet werden kann) und somit seinen allgemeinen Begriff bestimmt, ist seine Funktion als allgemein gebräuchlicher Vermittler des Güteraustausches. Alle übrigen Merkmale, die wir nur an bestimmten Erscheinungsformen des Geldes oder gar nur am Gelde bestimmter Kulturstufen beobachten können, die Konsekutivfunktionen der Tauschvermittlungsfunktion des Geldes, sind nur Erscheinungen der Entwicklung und Ausgestaltung des Geldes (beziehungsweise akzidentielle Merkmale desselben), die indes nicht zu seinem allgemeinen, seinem Wesensbegriffe gehören.\*)

Nur der Umstand, daß die Funktion des Geldes als „Maßstab des Tauschwertes“ (und „Preismesser“) sich mit Notwendigkeit aus der originären Funktion des Geldes als Vermittler des Warenmarktes entwickelt und deshalb auch allenthalben mit dem Entstehen von Tauschmitteln zur Erscheinung gelangt, die Funktionen des Geldes als Tauschvermittler und „Wertmesser“ in ihrer Entwicklung und Ausgestaltung sich auch gegenseitig vielfach beeinflussen und in diesem Sinne als korrelate aufgefaßt werden können, erklärt die weite Verbreitung, zum Teile wohl auch eine gewisse Berechtigung der usuellen Begriffsbestimmung des Geldes als allgemein gebräuchliches Tauschmittel und als Wertmaßstab der Güter (richtiger wohl als allgemeinen Vermittler des Waren- und Kapitalsverkehrs und als Wertindikator der Güter).\*\*)

\*) Hier fordert ein nicht für die Feststellung des Wesens, wohl aber für die volkstümliche, zum Teile selbst für die wissenschaftliche Begriffsbildung des Geldes wichtiger Umstand unsere besondere Beachtung heraus. Derjenige Teil eines Gutes, welcher in den einzelnen Wirtschaften für den Austausch bestimmt ist, ist von demjenigen, welcher für den Eigengebrauch zurückbehalten wird, in den Anfängen des Verkehrs, zumal bei gering entwickelter Arbeitsteilung selbst quantitativ, geschweige denn individuell, nicht streng gesondert, vielmehr durch den Wandel der Bedürfnisse und die wechselnde Marktlage jeweilig beeinflußt. Dies gilt, zumal in den Anfängen des Geldes, wie selbstverständlich auch von denjenigen Gütern, welche in der Folge allgemein gebräuchliche Tauschmittel werden. Eine strenge Sonderung des Vorrates an Gütern, der speziell der Tauschvermittlung dienenden von den Konsumgütern einerseits und den übrigen für den Markt bestimmten Gütern andererseits, gelangt in den einzelnen Wirtschaften erst dann zur Erscheinung, wenn die wachsende Abhängigkeit der letzteren vom Markte das Bedürfnis nach besonderen Tauschmittelvorräten hervorruft, insbesondere aber, wenn Güter zu allgemein gebräuchlichen Tauschmitteln werden, an denen zahlreiche Wirtschaften keinen unmittelbaren Bedarf haben und das Verkehrsbedürfnis dazu führt, diesen Gütern eine besondere, den Güteraustausch erleichternde Verkehrsform zu geben. Erst hierdurch tritt der innere (ökonomische) Gegensatz zwischen dem Gelde und den gegen Geld feilgebotenen Marktgütern in der Wirtschaft des Einzelnen auch äußerlich zur Erscheinung. Von welcher Bedeutung dieser Umstand, zumal für die volkstümliche Auffassung des Geldes gewesen ist, dafür bietet die Entwicklung des Begriffes des Geldes bei den verschiedenen Völkern einen beachtenswerten Beleg.

\*\*) Auch A. Wagner (Theor. Sozialökonomie, II. Abt., 2. Bd.: Geld und Geldwesen, S. 116 f.) bezeichnet die neben den Funktionen des Geldes als Tauschmittel und Wert- (Preis-) Messer zu beobachtenden Funktionen des Geldes lediglich als sekundäre, Folge- (Konsekutiv-) Funktionen: er hält indes an der Meinung fest, daß die Funktion des Geldes als Wert- (Preis-) Messer gleich derjenigen als Tauschmittel eine „primäre oder (?) Hauptfunktion“ des Geldes sei. Es ist indes zu beachten, daß sowohl die Funktion des Geldes als „Wertmesser“ als die davon zu unterscheidende Funktion des Geldes als Preismesser (als Preisindikator) bereits die Erscheinung der Geldpreise, ja, in ihrer höheren Entwicklung, bereits die

Die Aufnahme der „Funktion als allgemeines Zahlungsmittel“ in die Definition des Geldes beruht auf einem Mißverständnisse (s. S. 282 f.), während diejenige einiger anderer, nur gelegentlicher Funktionen und Benützungsarten des Geldes schon aus formellen Gründen in der Definition des Geldes zu vermeiden ist, die Darstellung der letzteren vielmehr in den Ausführungen über die Entwicklung des Geldes ihre systematische Stelle findet.

**h) Ob der Zwangskurs zum Begriffe des Geldes gehöre und das letztere durch den Zwangskurs schlechthin eine Vervollkommnung erfahre?**

a) Der juristische Gesichtspunkt der Betrachtung. Die Lehrmeinung, daß der Zwangskurs zum Begriffe des „Geldes im Rechtssinne“ gehöre (ihm wesentlich sei), daß demnach nur solche Umlaufmittel als „Geld“, beziehungsweise als „vollkommenes Geld“ „im Rechtssinne“ zu betrachten seien, denen vom Staate der Zwangskurs verliehen worden sei, wird von den Juristen in der Weise begründet, „daß jede Rechtsordnung Bestimmungen darüber bedürfe, was (gesetzliches) Zahlungsmittel sein solle, d. h. was der Gläubiger als Erfüllung, sei es einer Geldschuld oder schließlich einer jeden Obligation, anzunehmen genötigt sei, und an dessen Nichtannahme sich die Folgen des (Annahme-)Verzugs knüpfen. Hiemit erst werde die letzte Konsequenz jener Begriffe gezogen, aus welchen sich der Geldbegriff zusammensetze. Vollkommenes Geld sei eben nur solches, welchem durch Gesetz oder Gewohnheitsrecht jene Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel beilegt sei.“\*).

Das praktische Bedürfnis der Judikatur, in denjenigen Fällen, in denen es sich um strittig gewordene Geldschulden, insbesondere um Summenschulden handelt, nicht nur über die Höhe der dem Kläger zuzubilligenden Geldsumme, sondern unter Umständen (falls nämlich in dieser Beziehung Zweifel vorhanden sind oder Streit entsteht) auch über die Art des Lösungsmittels zu entscheiden, somit auch das Bedürfnis der Judikatur nach einer das arbiträre Ermessen des Richters innerhalb der Grenzen der Möglichkeit ausschließenden gesetzlichen Grundlage für diese Entscheidung, muß unbedingt zugegeben werden. Doch scheint mir die obige Argumentation, indem sie aus diesem doch nur in bestimmten Fällen sich geltend machenden Bedürfnisse schlechthin die Notwendigkeit des Zwangskurses des Geldes, des Geldes über-

umfassende Funktion des Geldes als Tauschvermittler zur notwendigen Voraussetzung haben und demnach als abgeleitete Funktionen des Geldes bezeichnet werden müssen.

\*) R. Koch in Endemanns Handbuch des deutschen Handelsrechts, 1882, II, S. 115; vgl. hiezu L. Goldschmidts Handbuch des Handelsrechts, 1868, II, 1. Abt., S. 1069 und 1079, Anm. 28; ebenderselbe, System des Handelsrechts, 1889, S. 126; G. Hartmann, Über den rechtlichen Begriff des Geldes usw., 1868, S. 12 f.; Dernburg, Pandekt. III. Buch, § 26; derselbe, Lehrbuch des preußischen Privatrechts, 5. Aufl. (1897), II, § 32. — Einschränkungen der obigen Auffassung bei Goldschmidt, a. a. O., S. 1069 f.; bei Koch, a. a. O., S. 115; F. Regelsberger, Pandekt. I, § 104, Note 4.

haupt, folgert, selbst vom Standpunkte der Rechtspflege, viel zu weit zu gehen.

Wo immer in einem Lande ein allgemein gebräuchlich gewordenes Tauschmittel, beziehungsweise ein allgemein gebräuchlicher Vermittler des Waren- und Kapitalmarktes zirkuliert, werden (mag das Geldwesen des betreffenden Landes das Ergebnis automatischer Entwicklung oder staatlicher Regelung sein) die Geldschulden aller Regel nach auf das usuelle Geld gestellt. In allen Ländern mit einem in den Gewohnheiten der Bevölkerung eingelebten Geldwesen bildet die Leistung von Beträgen des usuellen Geldes normalerweise den ausdrücklich oder stillschweigend vereinbarten Inhalt der betreffenden Forderungsrechte. Dasselbe ist somit aller Regel nach, auch ohne daß es Zwangskurs hat, Zahlungsmittel im Rechtssinne, ein Zahlungsmittel, das der Berechtigte, da es dem Inhalte der ausdrücklich oder stillschweigend vereinbarten Forderung entspricht, annehmen muß, widrigenfalls für ihn die Folgen des Annahmeverzugs eintreten. Das allgemein gebräuchliche Tauschmittel, das usuelle Geld, wird in dem obigen, dem als normal zu bezeichnenden Falle nicht erst durch „Zwangskurs“ zum Zahlungsmittel im rechtlichen Sinne.

Dies gilt vor allem, wenn in einem Lande im wesentlichen nur eine Geldart zirkuliert. Indes auch in dem Falle, daß in einem Lande mehrere Geldarten nebeneinander umlaufen, die von den Kontrahenten, sei es nun infolge besonderen Interesses im konkreten Falle, oder infolge allgemeiner ökonomischer Ursachen verschieden bewertet werden, pflegt der Verkehrsgebrauch oder nötigenfalls die spezielle Vereinbarung der Kontrahenten über die Art des Solutionsmittels (z. B. 1000 Taler, zahlbar in Talern, 30 Stück auf ein Pfund feinen Silbers u. dgl. m.) dem Richter aller Regel nach eine gesicherte Grundlage für die Entscheidung nicht nur über die Höhe der zu solvierenden Geldsumme, sondern auch über die Art des Solutionsmittels zu bieten. Die Notwendigkeit oder gar eine so unbedingte Notwendigkeit des Zwangskurses des Geldes, wie sie aus der obigen Argumentation hervorzugehen scheint und von den meisten Volkswirten denn auch tatsächlich angenommen wird, besteht selbst in dem letzterwähnten Falle nicht.

Was aus der obigen Argumentation tatsächlich hervorgeht, ist nicht das Bedürfnis nach einem allgemeinen prinzipiellen Zwangskurs des Geldes, sondern etwas wesentlich anderes: das Bedürfnis des Verkehrs nach der einheitlichen Gestaltung des Landesmünzgeldes (nach einem einheitlichen, allgemein gebräuchlichen Vermittler des Güter- und Kapitalverkehrs), indem hiedurch der Verkehr wesentlich erleichtert, von zahlreichen lästigen Umständen befreit wird — lauter Vorteile, die nicht nur dem Verkehre, sondern in gleichem Maße der Judikatur zugute kommen. Diesem in erster Linie auf die Erleichterung des Verkehrs hinzielenden Zweck dient aber nicht etwa ein prinzipieller dem Gelde vom Staate unterschiedslos zugestandener Zwangskurs, sondern, wie ich bereits früher hervorgehoben habe, ein System staatlicher Maßregeln, zu denen, soweit sich dies in



gewissen Fällen als notwendig erweist, auch der Zwangskurs einzelner Münzsorten gehört. Der Zwangskurs ist somit auch vom juristischen Standpunkte eine wesentlich exzeptionelle Maßregel: er gehört nicht zum allgemeinen Begriffe des Geldes.

Ebenso beruht die unter den Juristen und den Volkswirten vielfach verbreitete Meinung, daß das Geld durch den Zwangskurs schlechthin vervollkommenet, beziehungsweise „in seinem Begriffe vollendet werde“, auf einem Mißverständnisse. Indem der Staat einer bestimmten Geldsorte oder einer Anzahl von solchen den Zwangskurs verleiht (die Annahmepflicht derselben zum Nominalwerte seitens des Gläubigers bei der Solution von Geldschulden gesetzlich normiert), vervollkommenet er vom Standpunkte der Judikatur diese Geldsorte unzweifelhaft in ihrer Eigenschaft als Zahlungsmittel. Die Assignaten und Mandaten der französischen Revolution, hinter deren Zwangskurs die Guillotine und eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen standen, die jeden Versuch der Gläubiger, den Wirkungen des Zwangskurses zu entschlüpfen, vereiteln sollten, waren vom Standpunkte der Judikatur und etwa noch der Schuldner, die ihrem Kreditbedürfnisse bereits genügt hatten, unzweifelhaft geradezu ideale „Zahlungsmittel“. Ob auch ideales Geld? Das ist keine juristische, sondern eine ökonomische Frage, welche die Geschichte des Geldes beantwortet hat, aus der wir wissen, daß diese vom Standpunkte der Judikatur und von dem der Verpflichteten so vortrefflichen „gesetzlichen Zahlungsmittel“, trotz aller Gesetze und aller Gewaltmaßregeln des Staates schließlich, und zwar infolge der „Verkehrskonvenienz“, überhaupt aufhörten, allgemein gebräuchliche Tauschmittel (usuelles Geld), also Geld im ökonomischen Sinne des Wortes zu sein.

Der Zwangskurs, eine Maßregel, die in der überwiegenden Zahl der Fälle den Zweck hat, gegen den Willen der Bevölkerung, zumeist durch einen Mißbrauch der Münzhoheit oder des Notenregales entstandene, pathologische (also exzeptionelle!) Formen von Umlaufsmitteln, durch einen Mißbrauch der Justizhoheit dem Verkehre aufzudrängen oder in demselben zu erhalten, kann unmöglich zum allgemeinen Begriff des Geldes oder wohl gar des vollkommenen („des in seinem Begriffe vollendeten“) Geldes gehören.

Es ist selbst vom juristischen Standpunkte der Betrachtung des Geldwesens eine viel zu weitgehende Verallgemeinerung eines in gewissen Fällen tatsächlich vorhandenen Bedürfnisses des Verkehrs und der Judikatur, wenn behauptet wird, daß der Zwangskurs ein notwendiges und allgemeines Postulat rechtlich wirksamer Zahlungsmittel sei; es ist indes ein noch viel weiter gehender Irrtum, wenn (in Verwechslung der Begriffe des Geldes und des gesetzlichen Zahlungsmittels) der Zwangskurs gar als ein allgemeines Merkmal des Geldes (des alle Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen des Geldes umfassenden Begriffs desselben) oder gar des vollkommenen, des „in seinem Begriffe vollendeten Geldes“ hingestellt wird.

Nur der Umstand, daß in der Jurisprudenz der Begriff des Geldes, des Geldes in allen seinen Erscheinungsformen und Entwicklungsstadien, also der allgemeine empirische Begriff des Geldes im

ökonomischen Sinne des Wortes, überhaupt nicht zum Gegenstande der Untersuchung zu werden pflegt, kann den obigen Irrtum erklären. Was den Juristen interessiert, ist nicht die Erscheinung des Geldes überhaupt, sondern speziell das entwickelte, vom Staate schon vielfach beeinflusste und reglementierte Geld der hochentwickelten Kulturländer der Gegenwart oder zumeist gar nur des Landes, dessen Recht darzustellen oder anzuwenden seine Aufgabe ist. Der historisch-empirische Begriff des Geldes, der Begriff des Geldes im Sinne der Wirtschaftstheorie, liegt dem Interesse und wie selbstverständlich auch den Untersuchungen der Juristen über das Geld dagegen zum Teile fern. Nicht die allgemeine Natur des Geldes, sondern die Erfordernisse eines den Bedürfnissen der Judikatur entsprechenden Zahlungsmittels, regelmäßig sogar nur die auf das Zahlungswesen eines bestimmten Landes sich beziehenden, gegenwärtig in Geltung stehenden gesetzlichen Normen, stehen für den Juristen bei seiner Untersuchung über den „Begriff des Geldes“ im Vordergrund des Interesses.

Diese zum Teile aus der Betrachtung einer bestimmten Entwicklungsphase des Geldwesens eines Landes und dessen auf das Geld- und Zahlungswesen sich beziehenden gesetzlichen Normen, zum Teile aus den praktischen Postulaten der Judikatur sich ergebenden Auffassungen der Juristen vom Wesen eines für die Judikatur zweckmäßigen Zahlungsmittels oder wohl gar die selbst in dieser Rücksicht entschieden zu weit gehenden Verallgemeinerungen eines Teiles der Juristen können für die theoretische Untersuchung der Volkswirte über den allgemeinen, alle Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen des Geldes umfassenden, den historisch-empirischen Begriff desselben, nicht maßgebend sein.

Auch die große Wichtigkeit, welche in den Untersuchungen über die obige Frage dem Umstande zugeschrieben wird, daß das Geld bei subsidiären Leistungen, „also in letzter Linie bei allen Obligationen rechtlich Zahlungsmittel sei“<sup>\*)</sup> scheint mir in mehr als einer Rücksicht anfechtbar zu sein. Es ist nicht richtig, daß das Geld in letzter Linie das Solutionsmittel aller Obligationen sei, da zum mindesten in den modernen Rechtssystemen die Leistung des Inhalts der Obligationen, soweit dieselbe rechtlich durchgesetzt werden kann, auch dann erzwungen wird, wenn der Inhalt der Obligation kein Geld, sondern eine Sache anderer Art ist.<sup>\*\*)</sup> Den Umstand, daß dem Gläubiger an Stelle einer

<sup>\*)</sup> Es ist charakteristisch für die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Anschauungen im 19. Jahrhundert, daß die vorwiegend manchesterlich-liberalen Schriftsteller der ersten Hälfte desselben in dem Zwangskurse fast ausnahmslos ein Symptom der Entartung des Geldes erkennen, ein Umstand, welcher auch auf die Geldlehre der Juristen zurückwirkt, während die Volkswirte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (unter dem Einflusse der Juristen) in dem Zwangskurse ein Attribut des vollkommenen Geldes zu erblicken geneigt sind.

<sup>\*\*) § 883 (neue Zählung) der Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich, Abs. 1, lautet: „Hat der Schuldner eine bewegliche Sache oder von bestimmten beweglichen Sachen eine Quantität herauszugeben, so sind dieselben von dem Gerichtsvollzieher ihm wegzunehmen und dem Gläubiger zu übergeben.“ § 884 (n. Z.): „Hat der Schuldner eine bestimmte Quantität vertretbarer Sachen oder Wertpapiere zu leisten, so findet die Vorschrift des § 883, 1. Abs., entsprechende</sup>

soust unmöglichen oder nicht durchsetzbaren Leistung, und zwar in dessen eigenem Interesse, eine der entfallenden Leistung „gleichwertige“ Geldsumme, also die für den Forderungsberechtigten zweckmäßigste Form der Entschädigung (s. S. 281) zugesprochen wird, vermag nur die äußerste Voreingenommenheit unter dem Gesichtspunkte eines auf den Gläubiger geübten Zwanges zur Annahme der ihm subsidiär zugebilligten Geldsumme aufzufassen und darin ein Argument dafür zu erkennen, daß der Zwangskurs zum Begriffe des Geldes im Rechtssinne gehöre. Es würde dies zur Konsequenz führen, daß das Geld eigentlich nur dann keinen Zwangskurs hätte, beziehungsweise nur dann auf den Gläubiger kein Zwang geübt werden würde, wenn derselbe in dem obigen Falle entweder überhaupt keine Entschädigung oder nur eine solche erhielte, die für ihn minder zweckmäßig als die ihm in der Form einer Geldsumme gebotene wäre.

b) Der ökonomische Gesichtspunkt der Betrachtung. Sobald in der geschichtlichen Entwicklung der Volkswirtschaft ein Verkehrsobjekt oder eine Anzahl von solchen zu allgemein gebräuchlichen Vermittlern des Güteraustausches werden und auf den Märkten eines Landes der Gegensatz zwischen diesen den Austausch der Güter vermittelnden und den übrigen Gütern, deren Austausch durch die ersteren vermittelt wird, entsteht, ist die Erscheinung des Geldes im Gegensatze zu derjenigen der Kaufgüter, der Gegensatz zwischen dem Geldgute und den gegen Geld feilgebotenen Gütern gegeben. Tritt zu dieser eigenartigen Stellung, die das Geld als Tauschvermittler im Kreise der Verkehrsobjekte erlangt, noch der augenfällige Umstand hinzu, daß dasselbe in den einzelnen Wirtschaften auch äußerlich von den übrigen Gütern gesondert wird und eine besondere, dasselbe von allen übrigen Gütern unterscheidende Verkehrsform erlangt, wie dies die Entwicklung des Geldwesens auch ohne staatlichen Einfluß regelmäßig mit sich bringt, so gehört, wie mir scheint, ein nicht geringes Maß von Voreingenommenheit dazu, um zu behaupten, daß bei dieser Sachlage noch kein Geld existiere und dasselbe erst mit dem staatlichen Zwangskurs zur Erscheinung gelange. Nur der bei einem Teile der Juristen, zumal aber unter den Volkswirten vielfach verbreitete Irrtum, daß der Zwangskurs des Geldes nicht etwa nur in gewissen, eine besondere Regelung erfordernden Fällen, sondern schlechthin eine Voraussetzung der Judikatur über strittig gewordene Geldschulden sei, konnte dieser mißverständlichen Lehrmeinung die große Verbreitung verschaffen, die sie sicherlich zum Nachteile einer natürlichen Auffassung des Geldes noch heute in manchen Gelehrtenkreisen behauptet. Welch unnatürliche Auffassung des Geldes liegt nämlich, um nur ein Beispiel anzuführen, darin, jeweilig einlöslichen und von jedermann, nicht nur im Barverkehre, sondern bei Zahlungen aller Art bereitwillig angenommenen Noten einer solventen Bank den Charakter des Geldes abzusprechen, dagegen die Noten derselben Bank, wenn sie bankrott wird und ihren Noten der Zwangskurs bewilligt worden ist,

Anwendung.“ — Ähnlich § 346 der österreichischen Exekutionsordnung. (Vgl. v. Schrutka, Zeitschr. f. deutsch. Zivilproz., 1887, Bd. 11, S. 164, welcher für den durch die obigen Bestimmungen geregelten Vorgang den Terminus „exekutorische Surrogattradition“ in Vorschlag bringt.)



sofort als Geld, ja als vollkommenes, in seinem Begriffe vollendetes Geld, anzuerkennen.

Selbst die Meinung, daß das Geld durch den Zwangskurs schlechthin eine Vervollkommnung, beziehungsweise eine förderliche Ausgestaltung erfahre, muß in dieser allgemeinen Fassung vom ökonomischen Standpunkte der Betrachtung entschieden zurückgewiesen werden. Die umfassendste Erfahrung hat gelehrt, daß im großen und ganzen, also abgesehen von exzeptionellen, durch ihre Besonderheit eine spezielle Regelung erfordernden Fällen das Geldwesen eines Landes um so vollkommener ist, je weniger dasselbe eines Zwangskurses bedarf. Der Zwangskurs, insofern er nicht lediglich eine formell-juristische Bedeutung hat, ist in den hauptsächlich hier in Betracht kommenden Fällen ein auf die Forderungsberechtigten geübter gesetzlicher Zwang, bei Summenschulden, bisweilen auch bei Schulden anderer Art, solche Geldsorten als Zahlung anzunehmen, welche dem ausdrücklich oder stillschweigend vereinbarten Inhalte der Forderungen nicht entsprechen, oder dieselben sich zu einem Werte aufdrängen zu lassen, der ihrem Werte im freien Verkehre nicht entspricht. Er tritt hauptsächlich bei Banknoten und Staatskassenscheinen, die im Verhältnisse zur Landesmünze entwertet sind, unter Umständen bei übermäßig herausgegebenen Scheidemünzen und selbst bei Kurantmünzen in die Erscheinung, deren Wert im freien Verkehre eine Minderung erfahren hat. Der Zwangskurs ist in diesen Fällen ein Mittel, durch Mißbräuche des Münz- und des Notenregals pathologisch gewordene Geldsorten durch einen Mißbrauch der Justizhoheit dem Verkehre aufzudrängen oder in demselben zwangweise zu erhalten, in den meisten Fällen eine die Regierungsakte, durch welche der pathologische Zustand des Geldwesens herbeigeführt wurde, ergänzende und unterstützende Maßregel.

Der Zwangskurs hat in diesen Fällen nicht etwa den Zweck, ein normal funktionierendes einheitliches Geldwesen zu schaffen oder dessen Entstehung und Ausgestaltung zu fördern, sondern (unter Preisgebung der Zwecke, denen ein normales Geldwesen dient, zumeist sogar unter Preisgebung der Stabilität der Rechtsverhältnisse) gewisse, pathologisch gewordene Geldsorten zu einem ihren wahren Wert übersteigenden, fiktiven Werte dem Verkehre aufzunötigen. Die Ansicht, daß in diesen keineswegs exzeptionellen, sondern den hauptsächlichsten Fällen des Zwangskurses das Geldwesen eines Landes vervollkommenet oder gar „in seinem Begriffe vollendet“ werde, ist schlechterdings unhaltbar.

Werden nur diese sich der Aufmerksamkeit der Bevölkerung allerdings vornehmlich aufdrängenden Fälle ins Auge gefaßt, so könnte in der Tat behauptet werden, daß der Zwangskurs nichts weniger als eine Vervollkommnung des Geldes, vielmehr das Gegenteil einer solchen bedeute und das Geldwesen eines Landes um so vollkommener und gesünder sei, je weniger in demselben der Zwangskurs zur Erscheinung gelange, d. i. in je höherem Maße die Landesmünze ihren Wert in sich trägt und aus diesem Grunde eines Zwangskurses nicht bedarf, bei den neben der Landesmünze etwa zirkulierenden Banknoten und Staatskassenscheinen aber (infolge ihrer gesicherten Einlöslichkeit, beziehungsweise ihrer strengen verbürgten Kontingentierung) das nämliche der Fall ist. Die

obigen Geldsorten, die den hauptsächlichlichen Bestandteil der Geldzirkulation der meisten Länder bilden, sind nämlich in der Tat aller Regel nach um so vollkommeneres Geld, in je höherem Maße sie von jedermann freiwillig (ohne Zwangskurs) im Verkehr als Zahlung angenommen werden.

Hieraus zu folgern, daß der Zwangskurs schlechthin verwerflich sei und der Staat in das Geldwesen überhaupt nicht oder doch nur als dienendes Organ der Individuen einzugreifen habe, ist indes ebenso irrtümlich wie die Meinung, daß der Zwangskurs zum Begriffe des Geldes gehöre oder gar schlechthin eine Vervollkommnung des Geldes bedeute. Werden nämlich nicht nur die erwähnten Hauptfälle, bei denen der Zwangskurs zur Erscheinung zu gelangen pflegt, sondern alle beim Geldwesen eines Landes vorkommenden Komplikationen in Betracht gezogen, so stellt sich heraus, daß in gewissen Fällen das Bedürfnis des Verkehrs nicht nur das Eingreifen des Staates überhaupt, sondern speziell die Einführung des Zwangskurses für einzelne Geldsorten als zulässig erscheinen läßt, bisweilen geradezu erfordert.

Ich habe bereits dort, wo ich vom staatlichen Einflusse auf das Geldwesen gehandelt habe, eine Reihe von Fällen hervorgehoben, in denen der staatliche Zwang in dem obigen Sinne sich als eine Notwendigkeit erweist oder gerade im Interesse des freien unbehinderten Verkehrs berechtigt erscheint (s. S. 274 ff.). Die prinzipielle Zurückweisung des Zwangskurses ist mit Rücksicht auf gewisse sonst überhaupt nicht oder nur mit unverhältnismäßig großen ökonomischen Opfern zu überwindende Hindernisse einer zweckmäßigen Ausgestaltung des Geldwesens gleichfalls ein Irrtum.

Indes ist auch in diesen Fällen nicht zu übersehen, daß auf dem Gebiete des Verkehrs der staatliche Zwang niemals ein Selbstzweck sein kann. Jeder Zwang ist hier an sich ein Übel; seine Anwendung kann nur insofern für berechtigt gelten, als sie größere Übel beseitigt oder solchen vorbeugt, beziehungsweise durch Überwindung gewisser, in den Gewohnheiten oder Vorurteilen der Bevölkerung gelegener Hemmnisse einer überwiegend nützlichen Ausgestaltung des Verkehrs sich als förderlich erweist. Dies gilt insbesondere auch vom Zwangskurse des Geldes. Auch dieser ist an sich unzweifelhaft ein Übel, indes in einer Reihe von Fällen ein solches, welches durch die Vorteile, die der Zwangskurs im Gefolge hat, überwogen wird. Die prinzipielle Zurückweisung des Zwangskurses ist ebensowohl ein Irrtum wie die prinzipielle Forderung desselben. Indes scheint mir die erstere denn doch den geringeren Irrtum in sich zu schließen. Kann nämlich den prinzipiellen Gegnern des Zwangskurses mit Recht entgegengehalten werden, daß sie das, was im großen und ganzen eine (von berechtigten Ausnahmen durchbrochene) Regel praktischer Wirtschaftspolitik ist, zu einem ausnahmslosen Gesetze verallgemeinern: so den Verfechtern des prinzipiellen Zwangskurses, daß sie dasjenige, was nur für gewisse Ausnahmefälle sich als nützlich oder notwendig erweist, zur allgemeinen Regel, ja, indem sie den Zwangskurs bereits in den Begriff des Geldes verlegen, zum ausnahmslosen Gesetze erheben.

## § 3.

**Der Geldbedarf.****a) Der Geldbedarf der einzelnen Wirtschaften.**

Sobald in einem Volke eine Ware oder eine Anzahl von solchen zu allgemein gebräuchlichen Tauschmedien geworden sind, entsteht in jedereinzelnen arbeitsteiligen Wirtschaft, neben dem bisher etwa vorhandenen Bedarfe an diesen Waren für die Zwecke der Konsumtion und der technischen Produktion, ein hiervon verschiedener, ein selbständiger Bedarf für Tauschvermittlungszwecke. Jede Wirtschaft ist fortan genötigt, einen Vorrat von diesen Waren speziell für den Zweck der Tauschvermittlung, in der Folge auch noch für andere an die Tauschmittelfunktion der betreffenden Ware sich anschließende Zwecke — gleichsam ein kleines Lager der betreffenden Waren\*) — bereit zu halten; im Anfange wohl ungesondert von dem etwa für Gebrauchszwecke bestimmten Vorräte, in der Folge, zumal wenn der zum Gelde gewordene Teil der betreffenden Ware eine besondere Verkehrsform oder eine besondere Bezeichnung erhält und sich auch schon äußerlich differenziert, einen gesonderten Vorrat. Ist ein Volk zum Edelmetallgelde und zur Geldwirtschaft vorgedrungen, so bedingt jede einzelne Erwerbs- und Aufwandswirtschaft eine gewisse Kassahaltung (eine Geschäfts-, beziehungsweise eine Haushaltungskassa), die nicht ein zufälliges oder vorübergehendes, sondern ein ständiges Erfordernis jeder geordneten, voraussehenden Wirtschaftsführung ist.

Die Größe des Geldvorrates, den ein Wirtschaftssubjekt in der geldwirtschaftlichen Periode disponibel halten muß, um dem Bedarf seiner Erwerbs- und seiner Aufwandswirtschaft an Tauschmitteln unter normalen Verhältnissen genügen und seinen Wirtschaftsbetrieb selbst unter anormalen Verhältnissen in gesicherter Weise fortsetzen zu können, richtet sich zunächst nach der Art und dem Umfange seiner Wirtschaft, seines Erwerbsbetriebes und seiner Haushaltung. Der bereit zu haltende Barmittelvorrat der größeren oder vom Markte abhängigeren Wirtschaft wird im allgemeinen ein größerer als derjenige der kleineren oder (z. B. infolge des Vorherrschens der Naturalwirtschaft in derselben) vom Markte minder abhängigen, die Kassahaltung einer Aufwandswirtschaft mit rascherer Periodizität der Eingänge und Zahlungen (z. B. bei täglich aus-

---

\*) Rücksichtlich des Geldes befinden wir uns alle in gewissem Sinne in der Lage des Kaufmannes; wir tauschen aller Regel nach das Geld ein, nicht um es zu konsumieren oder zu verarbeiten, sondern um es wieder zu veräußern. Unser Barmittelvorrat hat somit eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Warenlager. Der Unterschied zwischen beiden Fällen besteht darin, daß wir das Geld (als solches) nicht nur infolge des Gewinnstrebens, welches in der geldwirtschaftlichen Epoche sich ja hauptsächlich in Kauf und Verkauf betätigt, sondern wesentlich um der Erleichterung des Güteraustausches willen erwerben und veräußern. (Vgl. dagegen R. Hildebrand, Theorie des Geldes, S. 10.)



bezahltem Lohne, täglich zu entrichtender Wohnungsmiete usw.) regelmäßig eine geringere sein als unter sonst gleichen Umständen diejenige einer Aufwandswirtschaft, bei welcher das entgegengesetzte Verhältnis obwaltet. Der bereit zu haltende Barmittelvorrat einer Erwerbswirtschaft, in welcher das umlaufende Kapital überwiegt, wird unter sonst gleichen Umständen den einer Erwerbswirtschaft mit größerem, indes überwiegend fix investiertem Kapitale übertreffen. Auch wird die kleinere Wirtschaft, welche thesauriert oder gewerbsmäßig Kreditgeschäfte betreibt, leicht mehr Barmittel absorbieren als die ungleich größere, in welcher das Geld nur als Tauschmittel Verwendung findet.

Auch die Art der Wirtschaftsführung übt einen sehr wesentlichen Einfluß auf den Geldbedarf einer Wirtschaft aus. Wirtschaften von gleicher Art und gleichem Umfange haben nicht selten eine sehr verschiedene Kassahaltung, je nachdem ihre Leiter ein höheres oder geringeres Maß von Sicherung gegen Störungen des Wirtschaftsbetriebes für nötig erachten und die für den Zweck einer gesicherten Wirtschaftsführung nötigen Opfer auf sich zu nehmen bereit sind. (Man denke an den Verlust von Kapitalzinsen bei größerer Kassahaltung, insbesondere auch an die Unverzinslichkeit, beziehungsweise die relativ geringe Verzinsung der Geldeinlagen bei Banken, an die infolge größerer Barbestände notwendige Einschränkung der sonst zur Ausdehnung des Geschäftsbetriebes oder so manches wünschenswerten Aufwandes disponiblen Mittel usw.)

Einen namhaften Einfluß auf die Größe der einer Wirtschaft zur Sicherung des geregelten Betriebes nötigen Kassenbestände hat insbesondere auch die kommerzielle Tüchtigkeit der leitenden Wirtschaftssubjekte, die richtige Voraussicht und Regelung des Zeitpunktes der Eingänge und Ausgänge (zumal der Fälligkeiten von Forderungen und zu leistender Zahlungen) ebenso die größere oder geringere Beherrschung der technischen und juristischen Schwierigkeiten in der Abwicklung der Zahlungsgeschäfte. Die geringe Erfahrung, die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit der meisten Wirtschaftssubjekte in den obigen Rücksichten hat zum Teile eine unökonomisch große Kassahaltung, zum Teile, wegen unzulänglicher Kassahaltung, Störungen der Wirtschaftsbetriebe, insbesondere bei solchen Wirtschaften zur Folge, deren Geldbedarf in verschiedenen Zeitperioden ein verschiedener ist.

Wesentlich diese Übelstände haben mit fortschreitender Entwicklung des Verkehrs allenthalben zur Entstehung gesellschaftlich organisierter Institute der beteiligten Lebenskreise und selbständiger Unternehmungen geführt, welche die Durchführung der Zahlungsgeschäfte für die einzelnen Wirtschaften übernehmen und in sachkundiger Weise besorgen. Es hat diese Seite der Banktätigkeit indes nicht nur die wohlthätige Folge, die Bankkunden von der schwierigen, mühevollen und verantwortungsreichen Besorgung des Zahlungsgeschäftes im wesentlichen zu entlasten; sie übt erfahrungsmäßig auch eine überaus nützliche erziehliche Wirkung auf die Geldgebarung, ja auf die ganze Wirtschaftsführung der Beteiligten aus. Sie hat die Tendenz, den Umfang der Kassenbestände der einzelnen Wirtschaften jeweilig dem richtig kalkulierten Bedürfnisse derselben anzupassen und solcherart zu regeln.

### b) Der Geldbedarf der Volkswirtschaft.

Die Untersuchung über den Geldbedarf der Volkswirtschaft ist vielfach auf mißverständlicher Grundlage unternommen worden.

Die Meinung, daß die Ansammlung möglichst großer Quantitäten von Barmitteln für ein Volk besonders vorteilhaft sei, ebenso die Meinung, daß die Summe des einem Volke erforderlichen Geldes und der „Wert“ der sämtlichen zur Veräußerung ausgebotenen Güter sich das Gleichgewicht halten müßten u. dgl. m., sind allerdings bereits überwundene Irrtümer. Indes auch diejenigen, welche den Geldbedarf einer Volkswirtschaft einerseits aus dem Werte der innerhalb einer bestimmten Periode umzusetzenden Gütermengen oder dem Maximalbetrage der innerhalb einer Periode gleichzeitig zu leistenden Zahlungen und andererseits aus der „Umlaufgeschwindigkeit“ des Geldes (aus der größeren oder geringeren Zahl der Fälle, in welchen mit den nämlichen Geldstücken in der betreffenden Periode Zahlungen geleistet zu werden pflegen,) zu berechnen suchen,\*) verkennen die wahren Bestimmungsgründe des Geldbedarfes einer Volkswirtschaft. Sie übersehen, daß die Geldmenge, welche bei Zahlungen jeweilig zur Verwendung gelangt, nur einen Teil, ja einen relativ geringen Teil der einem Volke nötigen Barmittel bildet, ein anderer Teil dagegen, in der Form von Reserven mancherlei Art, für die Sicherstellung ungewisser, in zahlreichen Fällen tatsächlich überhaupt nicht stattfindender Zahlungen im Interesse der ungestörten Funktion der Volkswirtschaft bereit gehalten werden muß. Die im Metallschatze der Zettelbanken, in den Kassen des Staates und der öffentlichen Körper, der Sparkassen, der Kreditinstitute, insbesondere aber auch der Privatwirtschaften befindlichen, nur für einen ungewissen Bedarf, für seltene und ungewöhnliche Gefahren, ja zum Teil nur für äußerste Fälle bereitgehaltenen Bestände von Barmitteln bilden, obzwar für Zahlungen regelmäßig nicht in Anspruch genommen, doch ebensowohl einen Teil des Geldbedarfes einer Volkswirtschaft wie die im Besitze jeder Wirtschaft befindlichen kleinen Beträge von Scheidemünzen, welche mehrmals im Tage aus einer Hand in die andere übergehen. Auch die von Privaten und zum Teile selbst gegenwärtig noch von einzelnen öffentlichen Wirtschaften thesaurierten Geldsummen sind hierher zu rechnen, da sie bei Berechnung des Geldbedarfes eines Volkes während bestimmter Perioden mit in Betracht gezogen werden müssen, obwohl sie in den Zahlungsgeschäften der betreffenden Zeitperiode regelmäßig keine Verwendung finden.

Der Geldbedarf einer Volkswirtschaft findet, ähnlich wie derjenige der einzelnen Privathaushalte, in den Zahlungen, welche innerhalb einer bestimmten Periode, beziehungsweise „gleichzeitig“ zu leisten sind, selbst wenn das höchste Ausmaß derselben der Berechnung zugrunde gelegt wird, entfernt nicht den richtigen Ausdruck.

Ebenso wird in der klassischen und nachklassischen Wirtschaftstheorie der Einfluß der Umlaufgeschwindigkeit des

\*) Vgl. A. Smith, W. o. N., Bd. IV, 1 passim; Ricardo, High price of bullion, Works, 1871, S. 234; J. St. Mill, Princ. of P. E., Bd. III, Ch. VIII, § 3; einige ältere Literatur bei Roscher, System I, § 123, 5.

Geldes auf den Bedarf eines Volkes an Barmitteln vielfach stark überschätzt.

Die Theorie, daß die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes von geradezu maßgebendem Einfluß auf den Geldbedarf eines Volkes sei, stützt sich hauptsächlich auf die Annahme, daß in jeder Volkswirtschaft und in jedem Zeitabschnitte ein bestimmter Betrag von bestehenden Schulden zu zahlen und eine gewisse Anzahl von Güterumsätzen unter Vermittlung des Geldes zu erledigen sei und diese Zahlungen und Umsätze ein um so geringeres Geldquantum erfordern, je häufiger in jedem Zeitabschnitte die einzelnen Geldstücke ihre Funktion als Zahlungsmittel versehen. Es wird bei dieser Argumentation indes außer acht gelassen, daß der Zweck der Kassabestände der einzelnen Wirtschaften nicht darin besteht, sofort oder etwa mit tunlicher Beschleunigung verausgabt zu werden, sondern den geordneten Betrieb dieser Wirtschaften zu sichern. Der Kassabestand jeder Wirtschaft hat nur zum geringen Teil den Zweck, sofort verausgabt zu werden, während der weitaus größere Teil für mehr oder minder befristete Kaufgeschäfte und Zahlungen und als Reserve für außergewöhnliche Fälle bestimmt ist. Die sofortige Verausgabung von Geldbeträgen vernag rücksichtlich eines Teiles der Kassabestände ebenso ökonomisch zu sein, als sie rücksichtlich der übrigen Teile unökonomisch und zweckwidrig sein würde. Man vergegenwärtige sich den Zustand der Volkswirtschaft, wenn alle Privatwirtschaften, öffentliche Korporationen, Banken, insbesondere auch die Zettelbanken und der Staat, ihre Kassenbestände in möglichst rasche Zirkulation versetzen würden. Indem ein Teil des in den Kassen der einzelnen Wirtschaften vorhandenen Geldes nur sehr allmählich, ein anderer Teil erst nach längerer Frist, unter Umständen erst nach Dezennien in die Zirkulation gelangt — inzwischen nicht zirkuliert —, versehen diese Geldbeträge ihre ökonomische Funktion doch ebenso wohl als etwa die in einem kleinen Industriestädtchen befindlichen Kurant- und Scheidemünzen, die unablässig aus den Kassen einiger Unternehmer in die Hände der Arbeiter, von da in die Hände der Krämer und Gastwirte übergehen, im Wege der Einwechslung gegen Noten in die Kassen der Unternehmer zurückkehren, um von da ihren rastlosen Zirkulationsprozeß von neuem aufzunehmen.

Wenn in einer bestimmten Zeitepoche selbst eine allgemeine Steigerung oder Minderung der Lebhaftigkeit des Verkehrs beobachtet werden kann (z. B. bei allgemein günstigem oder ungünstigem Geschäftsgange), pflegt dieser Umstand sich regelmäßig, doch nicht etwa hauptsächlich oder gar ausschließlich in der Weise zu äußern, daß die einzelnen Geldstücke rascher oder langsamer zirkulieren, sondern wesentlich dadurch, daß die vorhandenen als Reserven dienenden Barbestände in stärkerem oder in schwächerem Maße als bisher für Zahlungen in Anspruch genommen werden.

Die obige Lehrmeinung, in ihrer gebräuchlichen Formulierung ein von der klassischen Nationalökonomie übernommener Irrtum des Spätkommentarismus, ist der eines Volkswirtes zu vergleichen, welcher den Gesamtbedarf eines Volkes an Zangen, Hämmern oder anderen Werkzeugen aus der Anzahl und Dauer der Fälle ihrer Verwendung und der größeren oder geringeren Raschheit, mit der diese Werkzeuge benutzt werden, be-



rechnen wollte und hiebei übersehen würde, daß die letzteren uns ja hauptsächlich dadurch einen Nutzen gewähren, daß sie im Haushalte vorhanden und zur gelegentlichen Benutzung disponibel sind.\*)

Zu einer der realen Sachlage entsprechenden Theorie des Barmittelbedarfes einer Volkswirtschaft vermag nur eine Untersuchung zu führen, welche von dem Barmittelbedarfe der Einzel- und der Gemeinwirtschaften, aus denen eine „Volkswirtschaft“ sich zusammensetzt, ihren Ausgang nimmt und auf dieser Grundlage, die das letzte Maß des Geldbedarfes einer Volkswirtschaft bildet, unter Berücksichtigung der Funktionen der Münzgeld ersetzenden und Barmittel ersparenden Institutionen zu einem Urteile über den Gesamtbedarf der Volkswirtschaft an Barmitteln zu gelangen sucht.

Hier kommen zunächst die Zettelbanken in Betracht, die infolge ihrer bekannten Organisation und Geschäftspraxis erfahrungsgemäß in der Lage sind, eine ihren Metallschatz beträchtlich übersteigende Menge jeweilig gegen Münzgeld einlöslichen und deshalb, gleich diesem, frei zirkulierenden Urkundengeldes in Verkehr zu setzen.

Dadurch, daß die Zettelbanken Noten in einem den Metallschatz zumeist übersteigenden Betrage emittieren und diese den Charakter von (Urkunden-) Geld erlangen, tritt indes nicht notwendig eine entsprechende dauernde Vermehrung des Geldumlaufes ein. Indem die in die Zirkulation gesetzten Banknoten einen Teil des in der Bevölkerung zirkulierenden Münzgeldes aus dem Verkehre drängen und hiedurch ein Teil des sonst für Zirkulationszwecke nötigen Edelmetalls für andere Verwendungen, beziehungsweise für den Export disponibel wird, wirken die Zettelbanken als Institute, die einen Teil des sonst nötigen Münzgeldes durch Urkundengeld ersetzen, also das Geldwesen eines Landes innerhalb gewisser Grenzen ökonomischer gestalten, nicht aber notwendig den Geldumlauf dauernd steigern oder den Gesamtbedarf der Volkswirtschaft an Umlaufsmitteln überhaupt verringern. Sie sind wesentlich Münzgeld durch Urkundengeld ersetzende, indes nicht notwendig den Gesamtbedarf der Volkswirtschaft an Umlaufsmitteln mindernde Institute. Wohl aber sind sie infolge ihrer Aktivgeschäfte, zumal infolge ihres zumeist ausgedehnten Wechseleskomptes in der Lage, einem vorübergehenden stärkeren Bedarfe der Bevölkerung nach Umlaufsmitteln um so leichter zu entsprechen, als ja mit dem Eintritte desselben sich zumeist auch ein gesteigerter Kreditbedarf verbindet. Die Zettelbanken üben solcherart infolge der Elastizität der Notenemission in wirksamer Weise die wichtige Funktion der Anpassung des Geldumlaufes an das wechselnde Bedürfnis der Volkswirtschaft an Umlaufsmitteln. Eine andere als etwa eine indirekte Beeinflussung des Geldumlaufes und des Gesamt-

---

\*) Die obigen Theorien enthalten trotz der Mißverständnisse, die ihnen zugrunde liegen, doch insofern ein richtiges Element der Geldlehre, als sie uns zum Bewußtsein bringen, daß schon die bloße technische Durchführung des geldwirtschaftlichen Güterumsatzes und der Zahlungen einen namhaften Bedarf an Barmitteln erfordert und demnach jede vermeidliche Behinderung und Verzögerung der Geldzirkulation und der Zahlungsprozesse einen mit ökonomischen Opfern verbundenen vermeidlichen (unökonomischen) Bedarf an Umlaufsmitteln in den einzelnen Wirtschaften und mittelbar in der Volkswirtschaft hervorruft.

bedarfes der Volkswirtschaft an Zirkulationsmitteln bewirken sie normalerweise indes nicht.

Auch die Zirkulation der Staatskassenscheine hat die Tendenz, einen Teil des zirkulierenden Landesmünzgeldes, beziehungsweise der zirkulierenden Banknoten aus dem allgemeinen Verkehre zu verdrängen; auch sie sind wesentlich Münzgeld ersparendes Urkundengeld — ein Mittel, die Opfer der Bevölkerung für die Erhaltung der Landesvaluta (unter Umständen allerdings auf Kosten der Sicherheit der letzteren) zu vermindern, ohne unter normalen Verhältnissen die Geldzirkulation oder den Gesamtbedarf der Volkswirtschaft nach Umlaufsmitteln für die Dauer anders als in indirekter Weise (ähnlich wie die Noten der Zettelbanken) zu beeinflussen.

Verschieden von den obigen Instituten der Volkswirtschaft, die wesentlich Münzgeld durch Urkundengeld ersetzen und deshalb den Gesamtumlauf von Barmitteln eines Landes normalerweise nicht zu vermindern (vielmehr *i n d i r e k t* zu steigern) pflegen, ist eine Reihe anderer Institute, die kein Urkundengeld in Verkehr setzen, durch welche aber der Gesamtbedarf der Volkswirtschaft an Barmitteln (an Münzgeld, Banknoten und Staatskassenscheinen zusammengenommen) eine beträchtliche Minderung erfährt und die deshalb als Bargeld ersparende Institute der Volkswirtschaft bezeichnet werden können: die Giro- und Einlagekassen, zumal wenn sie in Verbindung mit Abrechnungsanstalten — Clearinghäusern — stehen, ferner die Sparkassen und Sparbanken. Das Gemeinsame dieser Institute ist, daß sie die Kassenbestände, beziehungsweise anderen Zwecken dienende Barbestände zahlreicher Wirtschaftssubjekte zur Verwahrung und Verrechnung übernehmen und infolge ihrer Organisation jedem einzelnen Einleger die jeweilige, beziehungsweise eine kurz befristete Disposition über sein Guthaben mit einem im Verhältnisse zu den Gesamteinlagen geringeren Barmittelvorrat zu gewähren in der Lage sind. Es geschieht dies wesentlich auf Grund der Erfahrung, daß die Einlagen nicht gleichzeitig seitens aller Einleger, sondern in verschiedenen Zeitpunkten, zumeist auch nur in Teilbeträgen erhoben, die Rückzahlungen überdies auch zumeist durch neue Einlagen ersetzt werden, in zahlreichen Fällen in der Form von bloßen Umschreibungen erfolgen. Die Einlagebank oder das Sparinstitut ist solcherart tatsächlich in der Lage, den einzelnen Einlegern ihre Guthaben auf Verlangen jeweilig oder gegen Kündigung, doch nach kurzer Frist ganz oder zum Teile zurückzubezahlen, ohne den Gesamtbetrag der Einlagen bar in ihren Kassen halten zu müssen. Beide Kategorien von Instituten sind solcherart in der Lage, unter normalen Verhältnissen einen beträchtlichen Teil der Einlagen zu Kreditgeschäften zu verwenden, Geldsummen, die sonst in den Kassen der Einleger gebunden sein würden, in Zirkulation zu setzen und hiedurch zunächst und unmittelbar die letztere zu steigern, allmählich aber zu bewirken, daß die Volkswirtschaft mit einer geringeren Bargeldsumme, als dies sonst der Fall sein würde, ihr Auskommen findet.

Es ist zu beachten, daß durch die obigen Institute nicht der Bedarf der einzelnen Einleger an disponiblen Barmitteln eine wesentliche

Minderung erfährt, wohl aber diese Institute, deren Kassenbestände in gewissem Sinne an die Stelle derjenigen der Einleger treten, durch ihre Bargeld ersparende Funktion den obigen Erfolg in Rücksicht auf die Gesamtheit der Einleger, beziehungsweise auf die Volkswirtschaft herbeiführen.

Fassen wir das Gesagte zusammen: Der Geldbedarf einer Volkswirtschaft ist der Inbegriff der den arbeitsteilig organisierten Einzel- und Gemeinwirtschaften eines Volkes erforderlichen Geldbestände, in deren Gesamtheit er somit sein letztes Maß findet. Er ist eine Größe, deren Bedeutung nicht allein in der Gesamtziffer, sondern wesentlich auch in der Verteilung über die einzelnen Wirtschaften im Volke zum Ausdrucke gelangt. Der Geldbedarf einer Volkswirtschaft ergibt sich indes nicht aus einer mechanischen Summierung des Barmittelbedarfes der einzelnen Wirtschaften. Es müssen hiebei auch die Funktionen einerseits der Münzgeld ersetzenden, andererseits der Bargeld ersparenden Institutionen der Volkswirtschaft mit in Betracht gezogen werden.

Die Eigenart des Geldes im Kreise der übrigen Güter bewirkt, daß mit jeder Änderung in dem äußeren Tauschwerte des Geldes (mag dieselbe die Folge von Einflüssen sein, die auf der Seite des Geldes oder auf jener der Kaufgüter liegen) der Bedarf der einzelnen Wirtschaften (somit auch der Volkswirtschaft) an Geld wechselt, daß jede Erhöhung des äußeren Tauschwertes des Geldes den Geldbedarf zu mindern, jedes Sinken derselben ihn zu erhöhen die Tendenz hat. Die steigende Wohlhabenheit pflegt den Geldbedarf eines Volkes aus einem doppelten Grunde zu steigern: einerseits durch den vermehrten Güterumsatz, die vermehrten Zahlungen, die vermehrten in Geld erfolgenden Kapitalansammlungen und den wachsenden Umfang des „Geldmarktes“ und andererseits durch die der Bequemlichkeit und Sicherheit der Wirtschaftsführung dienende allmähliche Gewöhnung der einzelnen Wirtschaften, größere Geldbeträge (sei es unmittelbar oder mittelbar in der Form von Bankguthaben) verfügbar zu halten, ihren ökonomischen Bedarf an Barmitteln vollständiger zu befriedigen. Dieser Tendenz wirken bei entwickelter Kreditwirtschaft Kompensationsverträge mannigfacher Art, der Kredit im allgemeinen und das Entstehen von Instituten entgegen, deren Münzgeld, beziehungsweise Barmittel überhaupt ersparende Funktion oben dargestellt wurde. Auch die Beschleunigung der Zahlungsvorgänge (infolge der dichter werdenden Bevölkerung, der Vervollkommenung der Transportmittel und der Technik des Zahlungswesens) hat die Wirkung, zahlreiche vermeidliche, also unökonomische Kassenbestände in den einzelnen Wirtschaften auf das notwendige Maß herabzusetzen und solcherart den Barmittelbedarf der Volkswirtschaft relativ zu verringern.





## Anmerkung zu Seite 257.

In der ersten Auflage dieses Buches befanden sich folgende Bemerkungen betreffend die Literatur über Wesen und Ursprung des Geldes bis zum Jahre 1870:

Platon und Aristoteles folgten der Meinung, daß der Ursprung des Geldes auf Übereinkunft der Menschen, beziehungsweise auf den Ausdruck ihres Gesamtwillens, das Gesetz, zurückzuführen sei. Der erstere nennt (de rep. II, 12) das Geld „ein verabredetes Zeichen für den Tausch“ und Aristoteles sagt an einer vielfach angeführten Stelle (Eth. Nic. V, 8) das Geld sei durch Übereinkunft entstanden: nicht durch die Natur, sondern durch das Gesetz. Deutlicher gibt er noch an einer anderen Stelle (Pol. I, 6) dieser Meinung Ausdruck. „Die Menschen“, sagt er, „sind übereingekommen, etwas als Äquivalent für jede Ware zu geben und zu nehmen“ und daher die Erscheinung des Geldes. — Der römische Jurist Paulus, dessen Ansichten über den Ursprung des Geldes uns in Justinians Gesetzsammlung (L. 1, D. de contr. emt. 18, 1) erhalten blieben, entledigt sich der Aufgabe in ähnlicher Weise wie die griechischen Philosophen. Er weist auf die Schwierigkeiten hin, welche dem bloßen Tauschhandel entgegenstehen und gibt seine Meinung dahin ab, daß dieselben durch eine öffentliche Einrichtung — das Geld — behoben worden seien. „Es wurde ein Stoff gewählt“, schreibt Paulus, „dessen öffentliche, den Schwankungen der übrigen Waren entrückte Bewertung ihm einen stets gleichmäßigen äußeren (Nominal-)Wert gab; dieser Stoff sei seitens der Gesellschaft mit einem Zeichen (seines äußeren Wertes) versehen worden und gründe seinen Gebrauch und seine Tauschkraft nicht so sehr auf die Substanz als vielmehr auf seinen Nennwert.“ Auch Paulus führt demnach den Ursprung des Geldes auf die gesellschaftliche Autorität zurück. — Daneben macht sich allerdings auch schon im Altertume das Bestreben geltend, die eigentümliche Stellung, welche die edlen Metalle im Kreise der übrigen Waren einnehmen, auf ihre besonderen Eigenschaften zurückzuführen. Aristoteles weist (Polit. I, 6) auf ihre leichte Handhabung und Transportabilität und an einer anderen Stelle (Eth. Nic. V, 6) auf ihre große Stabilität im Preise hin, und Xenophon (de vectigal. Athen. 4) beobachtet sogar schon die weiten quantitativen Grenzen ihrer Absatzfähigkeit, zumal jene des Silbers. Würden, so argumentiert er, die Produkte der Kupferschmiede, Schmiede, ja selbst Wein und Getreide in außergewöhnlich großen Quantitäten zu Markte gelangen, so müßten sie stark im Preise sinken, während Silber und in beschränkterer Weise auch Gold stets lohnenden Absatz fänden. Die Dauerhaftigkeit und Unzerstörbarkeit der edlen Metalle, zumal des Goldes, hat schon Plinius (hist. nat. 33, c. 19, 31) hervorgehoben.

Die außerordentlich reiche Literatur, welche das Mittelalter und das 16. Jahrhundert über das Münz- und Maßwesen zutage gefördert hat, findet man in der „Bibliotheca nummaria“ des Philipp Labbe (ed. Reichenberg, 1692) sorgfältig gesammelt. Die „Collectio Budeliana“ (1591), Marquardus Freher: De re monetaria (1605) (hier die Tractate von Oresmius und Gabr. Byel) enthalten viele bemerkenswerte Publikationen dieses Zeitraumes. Dieselben beschäftigten sich zumeist mit praktischen Fragen des Münzwesens, zumal mit der durch vielfache Mißbräuche der Staatsverwaltungen wichtig gewordenen Frage nach dem Bestande und den Grenzen des Rechtes der Fürsten, Münzveränderungen vorzunehmen, und den vermögensrechtlichen Folgen dieser letzteren. Hiebei nehmen einige derselben Anlaß, auch die Frage vom Ursprunge des Geldes zu behandeln und entledigen sich dieser Aufgabe auf Grundlage der Forschungen des Altertums, mit stetem Hinweise auf Aristoteles. So Nic. Oresmius († 1383): Tractat. de orig. et jure etc., ed. Freher, S. 2 append.; Gabr. Byel († 1495): Tract. de Monetis, ed. Freher, S. 33; Carol. Molinaeus: Tract. de mutatione monetarum (1555), edit. Budeliana, S. 485; Didacus Couarouvia: Veter. numm. collat. (um 1560) edit. Bud. S. 648:

Malestroit: Paradoxa (1566), *ibid.* S. 747; J. Menochius: Consilia, *ibid.* S. 705; R. Budelius: De monetis et re nummaria (1591), S. 10. Der Gang der Untersuchung bei diesen Schriftstellern läßt sich fast durchwegs dahin zusammenfassen, daß sie zunächst die Schwierigkeiten darlegen, welche aus dem bloßen Tauschhandel für den Verkehr entstehen, sodann auf die Möglichkeit hinweisen, diese Schwierigkeiten durch Einführung des Geldes zu beheben, im weiteren Verlaufe der Darstellung die besondere Eignung der edlen Metalle zu diesem Zwecke betonen und endlich mit Berufung auf Aristoteles zum Schlusse gelangen, dieselben seien durch Menschensatzung tatsächlich zum Gelde geworden („pecunia instrumentum artificialiter adinventum“, sagt Oresmius, S. 2, a. a. O.; „vel ex sui natura, vel ex hominum instituto etc.“, sagt G. Byel, S. 33, a. a. O.; „inventio et institutio monetarum est de jure gentium: Molinaeus, S. 486, a. a. O.). So große Verdienste sich einzelne dieser Schriftsteller dadurch erworben haben, daß sie gegen die seitens der Fürsten geübten Mißbräuche in der Münzverwaltung auftraten — was die Frage nach dem Ursprunge des Geldes betrifft, sind sie über die Einsichten der Alten nicht gekommen. Die älteren Italiener und Engländer machen hievon keine Ausnahmen. Davanzati: Lezioni sulle monete (1588) folgt noch strenge dem Urteile des Aristoteles und Paulus und führt den Ursprung des Geldes (S. 24, ed. Cust.) auf die staatliche Autorität zurück („per legge accordata“); ebenso Montanari († 1687) (Della Moneta, Kap. I, S. 17, 32 und Kap. VII, S. 118 ed. Cust.). Auch Roberts, dessen weitverbreitete Handelsenzyklopädie: „Merchants map of commerce, 1638“ besser als ein anderes Werk des 17. Jahrhunderts die volkswirtschaftlichen Ansichten Englands in jenem Zeitalter widerspiegelt, führt (S. 15 der edit. 1700) den Ursprung des Geldes auf die gleiche Quelle zurück.

Unter den Finanzschriftstellern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ragt Law durch seine Forschungen über den Ursprung des Geldes hervor. Noch Boizard führt denselben auf die öffentliche Autorität zurück und Vauban (Dime royale, 1707, S. 51, ed. Daire) sowie Boisguillebert († 1714) (Dissertation sur la nature des richesses, Chap. II) beschränken sich darauf, die Notwendigkeit des Geldes als Mittel zur Erleichterung des Verkehrs zu betonen. Law (Consideration sur le numeraire, 1720, Chap. I, ursprünglich: Trade and money, 1705, und Memoire sur l'usage des monnaies, 1720, P. I) verwirft dagegen auf das entschiedenste die Konventionstheorie, erkennt, wie niemand vor ihm, die eigentümliche Stellung der edlen Metalle im Kreise der übrigen Waren, versucht den Geldcharakter derselben aus den Eigentümlichkeiten der edlen Metalle genetisch zu entwickeln und wird solcherart der Begründer der richtigen Theorie vom Ursprunge des Geldes. Ihm folgen Genovesi (Lezioni, Part. II, C. 2, 4, 1769) und Turgot (Sur la formation et distribut. des richesses 1771, §§ 42—45) in der Bekämpfung der Theorie, welche den Ursprung des Geldes auf menschliche Konvention zurückführt, während Beccaria (Economia publica, P. IV, C. II, §§ 7—8), Verri (Della economia politica, § 2, und Riflessioni sulle leggi, P. I, S. 21, ed. Custodi), Turgot (a. a. O. und Lettre sur le papier-monnaie, S. 97, ed. Daire), A. Smith (Wealth of Nat. B. I, Chap. IV, 1776) und Büsch (Geldumlauf II, B. VI) den Versuch Laws, den Geldcharakter der edlen Metalle aus der eigentümlichen Natur dieser Waren genetisch zu erklären, von neuem aufnehmen und in zum Teile trefflicher Weise durchführen. An sie schließen sich von neueren Schriftstellern: Malthus (Principl. of P. E., Chap. II, Sect. I), Mac Culloch (Principl. of P. E., P. I, Ch. 24), J. St. Mill (Principl. of P. E., B. III, Chap. VII), Gioja (Nuovo prospetto, 1815, I, S. 118 ff.), Baudrillart (Manuel, Part III, Chap. III, 1, 1863), Garnier (Traité, Chap. XVII, 1868), und von deutschen Nationalökonomien: Ch. J. Kraus (Staatsw., B. I, S. 61 ff., ed. 1808), Lueder (National-Industrie, 1800, I, S. 48 ff.). Im übrigen zeigen die deutschen Nationalökonomien in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts wenig Sinn für historische Forschung und das Interesse für unsere Frage geht in den Schriften eines Oberndorfer, Pöhlitz, Lotz, Zachariae, Herrmann fast vollständig verloren, bis Rau, Eiselen, Roscher, Hildebrandt, Knies, gleichwie schon früher Murchardt, mit dem Erwachen der historischen Forschung auf dem Gebiete unserer Wissenschaft die Frage nach dem Ursprunge des Geldes wieder aufnehmen. — Wenig gefördert wurde die Untersuchung durch die bisher erschienenen Monographien. Ad. Müller (Theorie d. Geldes, 1816) konstatiert das Verlangen der



Menschen nach dem Staate und meint, die edlen Metalle vollzügen diese Vereinigung (S. 156) — dies sei der Ursprung des Geldes; Hoffmann führt (Lehre vom Gelde, 1838, S. 10) den Ursprung des Geldes wieder auf die Übereinkunft der Menschen zurück, ebenso Mich. Chevalier (La monnaie, Cours III, S. 3, 1850). Von größerem Interesse für unsere Frage ist Oppenheims Monographie (Die Natur des Geldes, 1855), obzwar sie ihre Bedeutung nicht so sehr in einer eigentümlichen Auffassung vom ersten Ursprunge des Geldes (S. 4 ff.), als in der Darlegung des Prozesses sucht, durch welchen die zum Tauschmittel gewordene Ware diesen ihren anfänglichen Charakter einbüßt und schließlich zu einem bloßen Zeichen des Wertes wird. Wenn wir nämlich auch der letzteren Meinung entschieden widersprechen müssen, so liegt ihr doch ein aus der Darstellung Oppenheims klar hervortretender Gedanke oder vielmehr eine Beobachtung zugrunde, welche allein erklärt, daß wir dem obigen Irrtume in den Schriften so vieler ausgezeichneten Nationalökonomien begegnen. Ich meine die Beobachtung, daß der Charakter des Geldes als Nutzmittel in Folge unseres bequemen Verkehrsmechanismus, dem Bewußtsein der wirtschaftenden Menschen nicht selten ganz entschwindet und in weiterer Konsequenz dieses Umstandes lediglich sein Charakter als Tauschmittel beachtet wird. Die Macht der Gewohnheit ist es solcherart, welche dem Gelde auch dort, wo dessen Charakter als Nutzmittel nicht unmittelbar beachtet wird, doch seine Tauschkraft sichert. Diese Beobachtung ist ganz richtig. Es ist aber klar, daß die Tauschkraft des Geldes samt der ihr zugrunde liegenden Gewohnheit sofort verschwinden würde, wenn der Charakter des Geldes als Nutzmittel durch irgendein Ereignis beseitigt würde. Daß das Geld vielen wirtschaftenden Menschen bei hoch entwickeltem Verkehr lediglich als ein Zeichen erscheint, kann deshalb zugegeben werden. Es ist aber sicher, daß diese leicht erklärliche Täuschung sofort aufhören würde, wenn der Charakter der Geldstücke als Quantitäten von Nutzmittel verloren ginge.

---

HÖLDER-PICHLER-TEMPSKY A. G.  
WIEN LEIPZIG

---

# DIE TECHNIK DES WIRTSCHAFTLICHEN VERKEHRS

EIN HANDBUCH DER ALLGEMEINEN UND  
INTERNATIONALEN HANDELSKUNDE  
DES WAREN- UND BANKGESCHÄFTES

VON

KLEMENS OTTEL

HOFRAT IM UNTERRICHTSAMT, DOZENTEN FÜR ALL-  
GEMEINE UND INTERNATIONALE HANDELSKUNDE  
AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE IN WIEN

GZ. 6.40 × BUCHHÄNDLER-SCHLÜSSELZAHL

GEB. GZ. 7.40 × BUCHHÄNDLER-SCHLÜSSELZ.

AUSLANDSPREIS SCHWEIZER-FR. 4.80, BEZW. 5.55

„Es ist ein aus Universitätsvorlesungen hervorgegangenes Lehrbuch, das zu dem Besten auf diesem Gebiet gehört. Sein Inhalt ist für jeden verständlich abgefaßt. Das Buch verdient Verbreitung.“

*Kölnische Zeitung.*

„Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs stellt ein auf den neuesten Stand gebrachtes Handbuch der allgemeinen und der internationalen Handelskunde des Waren- und Bankgeschäftes dar und wird sowohl für den Praktiker als für den Theoretiker aus Handel, Industrie und Bankwelt ein willkommenes Nachschlagebuch bilden. Das Werk umfaßt nicht nur die Usancen der europäischen, sondern auch der überseeischen Länder und gibt eine systematische Erläuterung zur ganzen Materie.“

*Neue Freie Presse, Wien.*

„Ein wirklich praktisches ‚Handbuch‘, auf knapp 300 Seiten zusammengedrängt, klar, lebendig, voller Beispiele, ohne überflüssige Details.“

*Wirtschaftsdienst, Hamburg.*

„Der kenntnisreiche Verfasser bietet mit diesem leichtverständlich geschriebenen Buche dem Anfänger eine gute Einführung, dem praktischen Kaufmann und dem erfahrenen Volkswirt ein willkommenes Nachschlagebuch.“

*Jahrb. d. finanzpolit. Korrespondenz.*

„Ottels Werk, das aus seinen Vorlesungen über allgemeine und internationale Handelskunde an der Technischen Hochschule in Wien entstanden ist, ist ein vorzügliches Handbuch in allen Fragen, die den allgemeinen Verkehr anbelangen. Besonders hervorzuheben ist, daß durch die ausführlichen Darlegungen des ausländischen Handels- und Wechselrechtes sowie der Handelsgebräuche im allgemeinen eine breite Grundlage geschaffen ist, die das Buch besonders wertvoll macht.“

*Pfälzische Rundschau.*

